UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01055873 2

Die

österreichisch-ungarische

Monarchie

in

Wort und Bild.

1275

Die
österreichisch-ungarische Monarchie
in
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Böhmen (I. Abtheilung).

Wien 1894.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

LIBRARY
AUG 30 1962
UNIVERSITY OF TORONTO
808021

DB
17
029
Bd. 9

Böhmen.

Hradschin.

Landschaftliche Schilderung Böhmens.

Einleitung.

Sebastian Münster, der altehrwürdige Geograph, stellt in seiner Cosmographey das Festland Europas als eine mit der Kaiserkrone geschmückte Frauengestalt dar, die in der rechten Hand den Reichsapfel, Sicilien, in der linken Schwert und Scepter hält. Der rechte Arm ist Italien, der linke die jütische Halbinsel. Bergzüge bilden die Faltung der Gewandung, unter der Brust trägt sie einen Kranz — Bohemia, Böhmen. Wenn der Mond Bewohner hat, welche uns ähnlich und wie wir zu denken gewöhnt sind, so werden sie sich vielleicht Europa zu einer Gestalt, wie sie sich Münster dachte, zusammenreimen, wie wir ja auch „den Mann im Monde“ sehen, und sie werden aus dem Schattenriß des Festlandes den Bergwall unseres Heimatslandes als erleuchteten Kranz oder Ring deutlich unterscheiden können, haben wohl auch dafür eine passende

Bezeichnung gefunden. So scharf und deutlich ist Böhmen mit seiner natürlichen Umgrenzung in unseren Erdtheil eingezeichnet, und dies seit undenklichen Zeiten. Darauf deutet zum mindesten der Umstand hin, daß es zum allergrößten Theil aus jenen uralten krystallinischen Schiefer-Gesteinen aufgebaut ist, von welchen wir annehmen müssen, daß sie früher als alle anderen, selbst die ältesten versteinerungsführenden vorhanden waren, Gneiße, Glimmerschiefer, Urthonschiefer u. s. w. Aus diesen Gesteinen in Verbindung mit nicht minder alten krystallinischen Massengesteinen, aus Graniten und dergleichen bestehen heute noch die größere südliche Hälfte des Landes und die beiden Grenzgebirge, welche von Nordwesten und Nordosten her wie zwei gegen einander gestreckte Arme das Tiefland der nördlichen Hälfte umfassen. Auch aus dem Umstande, daß das sogenannte hercynische Massiv, welchem Böhmen zum großen Theil angehört, mit einigen anderen, dem Schwarzwald- und Vogesenmassiv und dem des centralen Frankreich, die Stützpunkte für den Aufbau von ganz Centraleuropa bot, kann man auf das hohe geologische Alter unseres Heimatlandes schließen. Freilich konnte es in seiner ursprünglichen Gestalt nicht erhalten bleiben; Veränderungen der verschiedensten Art, denen die Erdoberfläche seit ihrem Bestande überhaupt ausgesetzt war, hat auch Böhmen erlitten und seine heutige Gestalt ist erst nach und nach durch mancherlei Zubauten und Abtragungen zustandegekommen. So mag ursprünglich der krystallinische Kern des ganzen Massivs aus mehreren gleichartigen Theilen zusammengefügt worden sein, deren einwärts gekehrte Seiten allgemach einsanken und dadurch Gelegenheit gaben, daß sich innerhalb Böhmens ein Meeresbecken zu einer Zeit bilden konnte, aus der wir die ältesten Spuren von Lebewesen bisher aufgefunden haben. Damals entstanden die Schiefer, Grauwacken und Kalksteine, welche innerhalb Böhmens ein großes elliptisches Becken von der Moldau bei Prag bis an den Böhmerwald und zwischen dem mittelböhmischen Granitgebirge und dem südöstlich gewendeten Flügel des Tepler Gebirges ausfüllt. Der Fachmann bezeichnet diese Ablagerungen als cambrische und silurische. Nach ihrer Bildung ist Böhmen offenbar lange Festland gewesen. Eine geraume Zeit fanden keine Neubildungen statt, dann aber kam es zur Bildung einer der allerwichtigsten Schichtenreihen: die Zeit der Steinkohlen war angebrochen, und in weiten und flachen Becken des Landes kam es auch in Böhmen zur Entwicklung eines überaus üppigen Pflanzenwuchses, dessen Dasein wir die Entstehung jenes Schatzes verdanken, von welchem heute unser Handel und Wandel wesentlich mit abhängt, der Steinkohlen.

So füllten sich die Schatzkammern des Schlan-Rakonitzer, des Pilsener, Radnitzer und der übrigen Becken, und eine weise Vorsehung sorgte dafür, daß für unsere Tage, wenn auch nicht das Ganze, so doch ein großer Theil dieser Schätze erhalten blieb, indem sich über die Schiefer, Sandsteine und Flötze der Steinkohlenformation die rothen Sandsteine und Schieferthone der Dyasformation, das Rothliegende, breiteten. Dann folgte

nach geraumer Zeit erst wieder, nach einer neuerlichen Senkung des Landes, eine mächtige Schichtenreihe, die Absätze des von Norden her eingedrungenen Kreidemeeres, das die nördliche Hälfte Böhmens überflutete und als Merkmal seines einstigen Daseins die verschiedenen Kalksteine, Opuka, Plänerkalk u. s. w. genannt, welche wir im Gebiete der Elbe und unteren Moldau antreffen, und die Quadersandsteine hinterließ, die das böhmische Sandsteingebirge zwischen dem Erzgebirge, dem Iser- und Riesengebirge aufbauen.

Nachdem sich das Meer zurückgezogen hatte, blieb Böhmen fortan Festland. Auf diesem wiederholte sich eine ähnliche Periode, wie es die Steinkohlenperiode war; in flachen Seebecken längs des Erzgebirges kam es zur Bildung der Braunkohlen, aber die Entstehung dieser werthvollen Ablagerungen war von stürmischen Ausbrüchen vulkanischer Berge begleitet, als deren Daseinszeugen wir die über das Land hin weitzerstreuten Basalt- und Phonolithkuppen, ja das ganze Mittelgebirge und das Duppauer Gebirge zu betrachten haben.

Nachdem auch diese Bildungen, die in die sogenannte Tertiärzeit fallen, zum Abschluß gekommen waren, nahm Böhmen allgemach jene Gestalt an, die es heute noch zur Schau trägt. Wind und Regen wuschen und waschen beständig an seinen Höhen, fließendes Wasser nagte und nagt unaufhörlich an seinen Thälern. In jenem geologischen Zeitraume, der unserem gegenwärtigen vorausging und diesen Einflüssen weit günstiger war, als dies die Gegenwart ist, in der Quartärzeit, wo Böhmen noch kein Waldland, sondern mit Grasweiden bedeckt war, konnte dies noch weit energischer geschehen als in unseren Tagen, in denen wir das fließende Wasser wenigstens zu unserem Dienst gezähmt und seine Wege nach unserem Ermessen geregelt haben. Und so verändern sich seine Züge jetzt weniger oder doch nur so allmälig, daß wir kurzlebiges Geschlecht dies nicht wahrzunehmen vermögen.

Das ist in knappen Zügen die Entstehungsgeschichte des Landes Böhmen. Als Endergebniß aller geologischen Wandlungen und Umformungen, welche unser Heimatsland in unzählbaren Jahren erfahren hat, liegt nunmehr der weite schöne Bergkessel vor uns, wie wir ihn seit Menschengedenken kennen, der auf den Beschauer von jeher den Eindruck eines entwässerten Seebeckens machte, obwohl er dies niemals gewesen ist. Im Innern ein sanft gewelltes Hügelland, steigt es gegen die südlichen Umrandungen allgemach an, indessen sich die nördlichen Randgebirge jäh aus dem ebenen Lande erheben. Die von den Bergen herabkommenden Wasserläufe verlieren, sowie sie in die Ebene kommen, ihre Geschwindigkeit und ihre Kraft, sie winden sich langsam schleichend dahin und haben kaum mehr einen gestaltenden Einfluß auf ihre Rinnsale, die sie vor uralter Zeit, da sie noch kräftiger waren, gegraben haben. Nur in ihrer waldbeschatteten Bergheimat arbeiten die Flüsse noch mit alter Kraft, allein diese hat der Mensch überall in

seine Dienste genommen und hierbei ihre angestammte Unbotmäßigkeit gezügelt. Das flache Land, die ebenen Strecken in den weiten Flußthälern im Innern von Böhmen hat sich der ackerbauende Slave zur Heimstätte gewählt. Der handel- und gewerbetreibende Deutsche siedelte an den raschfließenden Gewässern längs der Randgebirge und wo der Strom seinen Rücken willig beut, des Landes Erzeugnisse ins Ausland zu schaffen und von dort Bedürfnisse herbeizuführen. So bestimmte die Gestalt des Bodens die Wohnplätze den beiden Volksstämmen, die das Land in Besitz genommen haben.

Nordwestböhmen.

Vom Ladwiberge, dem höchsten Punkte in der Umgebung von Prag (356 Meter), sieht man weit über das Land hin, bis die Zinnen des Mittelgebirges, der Wratner Kamm, der Jeschkenzug, hinter denen bei hellem Wetter auch das Erzgebirge, die Leipaer Kegelberge, das Iser- und sogar das Riesengebirge hervorschimmern, als ein weiter von Westen nach Osten gespannter Bogen den Blick aufhalten. Zwischen diesem und dem Beschauer breitet sich eine weite, sanft gewellte Fläche aus. Über endlos weite, sorgfältig bebaute Fluren streift der Blick. Hier und da trifft er auf ein einsames, von einigen Obstbäumen umringtes Dorf, auf einen von einem kleinen Park beschatteten Herrensitz, ein einzelnes Gehöft oder eine Zuckerfabrik, deren Schlot melancholisch den schwarzen Rauch auswirbelt. Dieselben Bilder bieten die Schienenwege, welche von allen Seiten nach der Hauptstadt führen. Nur wenn die Bahn sich in eines der vielen Flußthäler hinabsenkt, wird das Landschaftsbild durch üppige Baumbestände, trotzige Felsengruppen, hochliegende Kirchen und wohnliche Schlößchen freundlicher und malerischer. So ist auch die Fahrt auf der Westbahn, welche erst die Moldau aufwärts, dann im Beraunthal weiterführt, und auf der österreichischen Staatsbahnlinie gegen Bodenbach weit eher geeignet, bei dem Reisenden einen günstigen Eindruck von den landschaftlichen Schönheiten Böhmens zu erwecken; doch auch hier gewinnt die Gegend erst mit der Annäherung gegen die Gebirge hin mehr und mehr Reiz, und nur wenn man diese selbst erreicht hat, genießt man den Eindruck vollendeter Pracht.

Von Prag durch das Moldau- und Elbethal an die Landesgrenze. Die Moldau bildet, nachdem sie die letzte der Wehren, durch die sie, in Prag zurückgehalten und zum breiten Strom aufgestaut, nicht wenig zur Verschönerung der großartigen Ansichten der ehrwürdigen hundertthürmigen Stadt beigetragen hat, eine mächtige Krümmung um die Holleschowitzer Haide, als wollte sie andeuten, daß es ihr schwere Mühe gemacht habe, sich den Weg durch das enge Felsenthor zu erzwingen, in welches sie bei Podbaba eintritt. Das Flußthal, dessen steile Lehne zwischen Lieben und Troja mit Landhäusern,

Raudnitz mit dem Říp (Georgsberg).

Weingärten und Obstpflanzungen geschmückt ist, während sich auf der gegenüberliegenden Seite der prächtige Bubentscher Park über das Gehänge breitet, nimmt plötzlich einen ernsten, fast finsteren Ausdruck an, sowie sich der Strom unter dem alten Thurme Podbaba nach Norden wendet. Nackte, öde Felsenmassen zu beiden Seiten, nur hier und da ein Seitenthal, das einen freundlicheren Einblick gewährt, in welchem die in Bezug auf landschaftliche Schönheiten nicht verwöhnten Prager ihre Landhäuser bauen. Zwischendurch windet sich die Moldau, die ihr stattliches Aussehen verloren hat, in vielen Krümmungen, bis sie endlich bei Kralup das unfreundliche enge Thal verläßt. Hier ändert sich plötzlich das Landschaftsbild; während zur Linken die steilen Gehänge noch weiter fortstreichen und nur allmälig herabsinken, weitet sich das Flußthal nach rechts zur Ebene aus, die wir als ein gemeinsames Werk der beiden größten Flüsse des Landes anzusehen haben, da sie hinüber bis an die Gehänge der von Osten kommenden Elbe reicht. Kralup erinnert uns mit seinen dampfenden Essen und den zahlreichen Kohlenzügen, die auf dem Bahnhof zur Abfahrt bereit stehen, an die Nähe des Schlaner Steinkohlengebietes, womit es durch einen Schienenstrang verbunden ist, dessen Fortsetzung über Neratowitz in die großen nordwestböhmischen Industriebezirke führt.

Unterhalb Kralup an dem stattlichen Mühlhauser Schloß und dem herrlichen Weltruser Park vorüber, wendet sich die Moldau bei Wepřek plötzlich ostwärts, als ob sie von dem weithin sichtbaren Říp (459 Meter) abgestoßen würde. Durch eine von breitästigen Pappeln und Weiden beschattete Au kommt sie nach Melnik, um sich unter der steilen Bergwand, auf welcher hochoben die Stadt thront, deren gothische Kapitelkirche mit dem hohen schlanken Thurm wie ein Wahrzeichen weithin sichtbar ist, mit der von Osten kommenden Elbe zu vereinigen und Namen und Gewässer an diese abzugeben. Friedlich, wie ein Zwillingsgeschwisterpaar einander gleichend schließen die beiden Flüsse ihren Bund, um nun vereint als Elbe unter den Rebhügeln dahin zu fließen, welche die Gegend von Melnik berühmt machen und das Gedächtniß Karls IV., der die Höhen der Stadt mit Burgunderreben bepflanzte, in dankbarer Erinnerung erhalten.

Zwischen Unter-Beřkowitz und Raudnitz verengert sich das Flußthal wieder. Die Elbe biegt, nachdem sie an dem freundlichen Liboch und Wegstädtl vorübergeflossen, ihren Lauf scharf gegen Südwesten um und vollendet so mit der Moldau zusammen einen weiten Bogen um das Hügelland, welches sich um den Felsenklotz des Říp oder Georgsberges lagert, der in seiner ganzen wuchtigen Gestalt hervortritt und, ein weit hinausgeschobener Ausläufer des Mittelgebirges, die Gegend weithin beherrscht. Von seinem mit einem uralten Kirchlein gekrönten Gipfel bietet sich eine wunderbare Rundsicht, und die Sage erzählt, dort habe Čech, der Ahnherr des čechischen Volkes, das Land in Besitz

genommen. Am weit vorgestreckten Fuße des Georgsberges liegt Raudnitz unter dem mächtigen Schlosse des Fürsten Lobkowitz, Herzogs von Raudnitz.

Von Raudnitz erweitert sich das Elbethal bis hinüber an die Höhen des Mittelgebirges zu einem ausgedehnten Becken gleich jenem von Kralup, die Arbeitsleistung zweier Flüsse, da hier von Westen her die Eger hinzutritt. Quer hinüber nach Norden fließt die Elbe über flaches, mit Kieferwäldern, hier und da mit Hopfengärten und weiten Zuckerrübenpflanzungen bedecktes ebenes Land, bis ihr das Mittelgebirge den Weg verlegt und sie zwingt, ein Stück westwärts zu fließen. Lange vorher schon haben die Kegel

Leitmeritz.

dieses Gebirges, der mächtige Geltsch, der Kelch und der Rohnberg von der einen, der Kletschen, der Milleschauer und das Radelsteingebirge von der anderen Seite herüber gegrüßt. Nun hat der Strom das Gebirge selbst erreicht. Von Liboch her die Sprachgrenze bis zur Egermündung bildend, tritt er von da an in deutsches Landesgebiet ein und bleibt darin bis zu seinem Austritt aus Böhmen.

Unter den Höhen des Mittelgebirges nimmt die Elbe die Eger auf. An ihrem Zusammenflusse liegt Theresienstadt, die nunmehr aufgelassene Festung, über deren verödete Wälle und Gräben die weiten Kasernengebäude und der schlanke Kirchthurm hervorlugen. So gelangen wir an die Brücke, welche sich bei Theresienstadt über die Elbe spannt, und betreten die alte Schul- und Bischofsstadt Leitmeritz. Im Hintergrunde, umrahmt von den fichtenbewaldeten Höhen des Mittelgebirges, welche zwischen dem

Radischken (543 Meter) und Kreuzberg (584 Meter) im Halbkreis zurücktreten, umkränzt von Obst- und Weingärten liegt die Stadt auf der Terrasse des rechten Flußufers, überragt von schlanken Thürmen und stattlichen Gebäuden. Leitmeritz besitzt unter den einheimischen Städten einen der größten Marktplätze, welcher von alterthümlichen Häusern, darunter einem ehrwürdigen Rathhause, umgeben, einen überraschenden Anblick gewährt. Hier finden wöchentlich große, für die Gegend tonangebende Getreide- und Obstmärkte statt. Auch auf der Elbe wird nun die Schiffahrt belebter, und schon vor alter Zeit war hier ein Hauptstapelplatz des Elbehandels.

Bei Leitmeritz beginnt das Paradies Böhmens, wie man das Elbethal zwischen Lobositz und Tetschen nennt, und in der That, es verdient diesen Namen im vollsten Maße. Zwar vermag das Elbethal jene erhabenen, großartigen Landschaftsbilder, die das Thal des Rheins zwischen Bingen und Bonn auszeichnen, nicht zu bieten, aber an Anmuth und Lieblichkeit steht es jenem vielgepriesenen Landstrich nicht nach. Welche Pracht und Schönheit entfaltet unser Elbethal im Frühling, wenn die Obstbaumwälder, die hier üppig gedeihen, mit duftendem Blütenschnee überdeckt sind und die frischgrünen Reben unter dem neubelaubten Wald auf den Höhen die Abhänge hinanklimmen, oder im Herbst, wenn sich die Äste unter der Fülle goldener, rothwangiger Früchte zur Erde beugen, wenn die reifen Trauben aus dem Weinlaub hervorlugen und die September-Sonne den sich färbenden Wald vergoldet, mit all den lachenden Dörfern und Ortschaften, die sich dazwischenschmiegen.

Von Leitmeritz fließt die Elbe noch eine Strecke nach Westen, bis sie bei dem gewerbereichen freundlichen Städtchen Lobositz plötzlich nach Norden umbiegt, um nun das böhmische Mittelgebirge zu durchbrechen. Wie ein paar mächtige Pylonen ragen rechts und links vor der Elbepforte bei Großtschernosek die Kegel des Radobil (398 Meter) und des Lobosch (572 Meter) empor. Zwischen ihnen hindurch bricht sich die Elbe den Weg durch eine Scholle von Gneiß- und Hornblendgestein, die dereinst wohl zum Erzgebirge gehörte. Viel Merkwürdiges bekommt überhaupt der Geologe zu sehen und sein Hammer hat viel zu thun, wenn er das Elbethal durchwandert. Nachdem sich der Fluß durch die rebenbewachsenen Höhen, welche einen berühmten Wein — den Tschernoseker — liefern, hindurchgezwängt hat, wird das Thal breiter und freier, der Libochowaner-Kessel mit seinen freundlichen Dörfern und Gehöften, nordwärts durch die Kuppen des Deblik (458 Meter) und Scheiberges (362 Meter) geschlossen, thut sich auf. Dann bleibt die Elbe bis Aussig zwischen hohen Bergen eingeengt, die bald mit Wald, bald mit Reben bepflanzt in malerischen, wechselvollen Gestalten an den Fluß herantreten. Auch auf dieser Strecke durchwanderten wir freundliche, in Obstbaumwälder versenkte Dörfer — das Elbethal ist ja die Obstkammer, aus der ganz Norddeutschland versehen wird. Nun thut sich vor unserem Blick eine volle und echte Rheinlandschaft auf. Unter den steilen Abhängen

der hohen Wostray (585 Meter) wird die prächtige, wohlerhaltene Ruine Schreckenstein auf einem steil aus dem Elbethal aufsteigenden Phonolithfelsen sichtbar. Noch ehe wir sie erreichen, erregen die wunderlichen, einer Federfahne gleichenden Säulenstellungen an einem auf der linken Flußseite weit vorspringenden wild zerrissenen Felsen, dem Worlotsch oder Ziegenrücken, unsere Aufmerksamkeit. Dann werden hinter der Doppelbrücke über die Elbe und dem Eisenbahndamm die Dächer von Aussig sichtbar. Zu Zeiten liegen hier hunderte von Flußkähnen vor Anker, um mit Braunkohlen befrachtet zu werden und mit diesen den Fluß hinabzuschwimmen. Überhaupt gewinnen wir hier zum ersten Mal einen Begriff von dem lebhaften Handel, dem die Elbe als Verkehrsstraße dient.

Elbethal bei Aussig mit dem Schreckenstein.

Zwar ist sie bis Melnik hinauf schiffbar und Dampfer und Kähne verkehren bis Leitmeritz, ja die Kettenschiffahrt erstreckt sich sogar bis Prag, allein vermöge seiner günstigen Lage am Eingang zur Braunkohlenmulde und dem großen Industriebezirke, der sich längs des Erzgebirges dahinzieht, ist Aussig, selbst eine hervorragende Industriestadt, der Sitz einer der größten chemischen Fabriken der österreichisch-ungarischen Monarchie, ein bedeutender Handels- und Umschlagsplatz geworden.

Wir wandern weiter die Elbe hinab. Die steil gegen den Fluß abstürzenden Felswände des Ziegenberg (379 Meter) bei Wessely erinnern uns wieder an den Rhein; dann grüßen die waldigen Höhen des Lechenberges (456 Meter) und des Zinkensteines (684 Meter) auf der rechten Seite ins Thal herab, und sind wir durch die zahlreichen schöngelegenen Ortschaften an diesen Bergen vorbeigekommen, winkt uns aus dem

Hintergrunde des Nieder-Welhottner Thales der mächtige dreizackige Felsengipfel des Sperlingsteines entgegen.

Noch eine kurze Strecke und die Elbe hat das böhmische Mittelgebirge überwunden. Das Thal erweitert sich und vor den steilen Felswänden im Hintergrund, welche unserem Strome neue Arbeit gaben, wird auf einem Sandsteinfelsen, dessen Fuß in die dunklen Baumkronen eines herrlichen Parkes getaucht ist, das stattliche Schloß Tetschen sichtbar. Unter dem spitzen Kegel des Pfaffenberges auf der linken Seite des Flusses breitet sich die Fabriksstadt Bodenbach aus, davor liegen die weitgedehnten Gebäude des großen Grenzbahnhofes. Zwei Brücken, eine steinerne für die Eisenbahn, eine weit gespannte eiserne Kettenbrücke für den übrigen Verkehr verbinden Bodenbach mit Tetschen, dessen Anblick dem stromabwärts Kommenden durch das Schloß entzogen wird. Auch diese Stadt ist, namentlich durch den in neuerer Zeit flußabwärts entstandenen Umschlagplatz Laube ein wichtiger Handelsplatz geworden, zumal sie am Eingang des Polzenthals gelegen ist, welches in die Industriegebiete des nördlichen Böhmens führt.

Vor uns liegt nun das Elbesandsteingebirge, dessen steile Wände überall aus dem dunklen Fichtwald, der sie deckt, hervortreten. Mit Jahrtausende langer Arbeit hat sich der Strom dereinst sein Bett hindurchgesägt, gleichwie es in unseren Tagen der Niagara in Nordamerika thut, dessen gewaltiger Fall weiter und weiter zurückschreitend das Flußthal davor in die felsige Unterlage einschneidet. Sobald die Elbe unter der letzten, von Laube nach Obergrund führenden Brücke hindurch das Tetschner Kesselthal verlassen hat, wird ihr Flußbett merklich enger. Zwischen den senkrecht aufragenden, in Pfeiler und Zinnen zerissenen Sandsteinwänden zu beiden Seiten des Flusses bleibt kaum wegsamer Raum für das Geleise der sächsischen Staatsbahn. Die reinlichen und wohnlichen Häuser liegen vereinzelt an den Fuß der Felswände geschmiegt oder über die steilen Abhänge hingestreut. Kurz unter dem Dorfe Niedergrund, das sich auf der linken Flußseite zwischen die Felswände einzwängt, erinnert uns das Wachschiff auf dem Flusse, daß wir die Landesgrenze erreicht haben. Dann wird auf der rechten Seite am Eingang zum Kamnitzthal das stattliche Herrenhaus von Herrnskretschen sichtbar, eine kleine Strecke weiter abwärts verläßt die Landesgrenze, sich nach Osten wendend, die Elbe.

Das Erzgebirge in Böhmen. Von dem Elbedurchbruch bei Bodenbach zieht sich in südwestlicher Richtung gegen das Fichtelgebirge und von diesem durch das Thal von Schönbach bei Eger getrennt, der 140 Kilometer lange Wall des Erzgebirges, nach Südosten steil abfallend, gegen Nordwesten allgemach in die mitteldeutsche Niederung herabsinkend.

Die Unsymmetrie des Gebirges bringt es zunächst mit sich, daß die Kammlinie dem südöstlichen, Böhmen zugekehrten Abfall weit näher gerückt ist als dem nördlichen.

Sie erhebt sich nur an wenigen Stellen über 1000 Meter, meist bleibt sie etwas darunter. Ihre höchsten Punkte sind im östlichen Theile: Nollendorfer Berg (701 Meter), Schauplatz (792 Meter), Mückenthürmchen (806 Meter), Zinnwald (873 Meter), Bornhau (911 Meter), Wieselstein (956 Meter), Bernstein (921 Meter); im westlichen Theile: Kupferhübel (908 Meter), Keilberg (1244 Meter), Spitzberg bei Gottesgab (1111 Meter), Pleßberg bei Joachimsthal (1027 Meter), Peindlberg (974 Meter), Muckenbil (949 Meter), Hohenstein bei Schönbach (771 Meter). Man sieht, die Höhen des Erzgebirges nehmen

Elbethal bei Tetschen-Bodenbach.

von Osten her allgemach bis zum Keilberg zu und fallen von diesem weiter nach Westen hin wieder ab.

Wie in allen außeralpinen, aus krystallinischen Schiefern aufgebauten Gebirgen hebt und senkt sich die Kammlinie in sanft geschwungenem Bogen. Die hervorragenden Höhepunkte sind kuppelförmig auf den Gebirgsrücken aufgesetzt, sie treten daher von der Südseite gesehen stattlich hervor, während man sie von Norden her schwer unterscheiden kann. In dieser Unsymmetrie des Gebirges liegt ein bemerkenswerther Umstand für seinen Charakter, für sein ganzes Wesen. Da die Landesgrenze nicht mit der Kammlinie, sondern etwas weiter nördlich in vielfach geknickter Richtung verläuft, fällt Böhmen der höhere und zugleich landschaftlich schönere Theil des Erzgebirges zu.

Mit Ausnahme der Strecke zwischen Komotau und Klösterle, wo das Vorland eine Seehöhe von 350 Meter erreicht, infolge dessen das nur 750 Meter hohe Gebirge fast zur Hügelkette wird, erhebt es sich in seinem östlichsten Theile, nachdem es sich von dem zwischen der Elbe und Kulm nahe herantretenden Elbesandstein- und Mittelgebirge losgelöst hat, zu einer stattlichen, schön gegliederten Bergkette, und ebenso in seinem westlichen Theile, bis zu seiner orographischen Grenze bei Schönbach. Allenthalben ist der Bergwall von Querthälern durchschnitten, die tief eingesägt und eng einen schluchtartigen und dadurch vorwiegend ernsteren Charakter haben als die Gründe der übrigen Gebirge Böhmens, dabei aber zumeist mit hoher landschaftlicher Schönheit ausgestattet sind. Viele derselben enden nicht, wie man annehmen sollte, auf der Kammhöhe; die rastlose Arbeit des Wassers, der sie ihr Dasein verdanken, hat sie allmälig bis über die Wasserscheide hindurchgeschnitten. Es sind mir aber nur zwei Punkte bekannt, die so gelegen sind, daß sie, theilweise durch Einfluß menschlicher Willkür, ihr Wasser gleichzeitig nach Böhmen und Sachsen abgeben. Durch seine Thäler, sowie durch den Umstand, daß die Höhenpunkte der Kammlinie als stattliche Gipfel hervortreten, und durch den dichten dunklen Nadelwald, der das Gebirge bis hinauf überkleidet, bietet die südöstliche Seite desselben einen prächtigen Anblick. Dazu kommen noch die freundlichen Ortschaften an seinem Fuße, die stattlichen Herrensitze, die altersgrauen Ruinen, die auf Vorhöhen des Gebirges gelegen aus dem dunklen Walde hervortreten, und die über grüne Matten weit zerstreuten Dörfer, die sich bis auf den Rücken hinanziehen. So bietet das Erzgebirge zwischen Kulm und Komotau, so in der Gegend von Karlsbad einen prächtigen Anblick dar, zumal hier, wo die mächtige Kuppel des Keilberges stolz aus den übrigen Bergen hervortritt.

Anderseits gewähren alle mit der Kammlinie gegen Böhmen vorgeschobenen Höhen die herrlichsten Aussichten in das gesegnete Land zu Füßen des Gebirges, und der Eindruck ist ein umso größerer, als dessen Nordwestseite in scharfem Gegensatze zur südöstlichen Abdachung steht. Nach dieser Richtung schweift der Blick über eine endlose, eintönige Hochebene mit verstreuten Häusern und Ortschaften, die selbst bei heiterem Sonnenschein einen ernsten, fast düsteren Eindruck macht.

So haben wir in Böhmen den landschaftlich schöner ausgestatteten Theil des Gebirges, aber unsere Grenznachbarn sind auf ihrer Seite in anderer Beziehung gleichwohl besser daran als wir. Während die Wässer des Gebirges auf unserer Seite in raschem Laufe zu Thale rauschen, fließen sie auf der entgegengesetzten langsamer ab, sammeln sich zu stärkeren Adern und an ihrem langen Laufe rankt sich die Industrie mit hunderten großen und kleinen Anlagen bis an die Landesgrenze hinauf. Während es von böhmischer Seite aus nur mit großen Mühen und Kosten möglich ist, das Gebirge zu überschienen,

hat Sachsen die modernen Verkehrswege schon an vielen Orten bis hoch herauf geführt, und während hier auf der breiten Hochebene eine zahlreiche Bevölkerung in vielen ansehnlichen Städten und Dörfern Unterkommen findet, während Viehzucht und Landwirthschaft noch immer erträglich sind, erschwert die Gestaltung des Bodens im böhmischen Antheil die Besiedelung und die Entwicklung der Ortschaften, und der Bewohner muß mühsam dem rauhen Lande der steilen Gehänge ein karges Erträgniß abringen.

Motiv aus Graupen.

Das Klima des Erzgebirges ist das eines Waldgebirges, im Sommer weht über die Höhen eine kühle, von würzigem Tannengeruch durchduftete Luft. Freilich vermögen infolge der vorherrschenden westlichen Winde häufige Regen und Nebel die Sommerluft stark zu beeinträchtigen, und in den höchsten Lagen des Gebirges ist es selbst um diese Jahreszeit nicht selten sehr rauh. Frühling und Herbst sind kurz, die Winter schneereich, aber selten streng. Die mittlere Jahrestemperatur der höheren Gebirgslagen entspricht einer Isothermenlinie, die durch das südliche Skandinavien und Nordschottland geht. In der That erinnert auch

die Landſchaft des Erzgebirgerückens an jene des ſüdlichen Schweden, wenn man von den vielen Seen und erratiſchen Gebilden abſieht, die hier zu Hauſe ſind. Trotz ſeiner Rauheit iſt das Klima des Erzgebirges geſund, wie die geringe Sterblichkeit unter den dürftigen Einwohnern beweiſt.

Den Körper des Erzgebirges ſetzen kryſtalliniſche Schiefer zuſammen. Von Oſten nach Weſten folgen auf die älteren, weiter verbreiteten Gneiße Glimmerſchiefer und Urthonſchiefer. Zwei mächtige Züge von kryſtalliniſchen Maſſengeſteinen, der Porphyr zwiſchen Graupen und Niklasberg und der Neudeker Granitſtock durchſchneiden das Streichen des Gebirges, wie ein paar kunſtgerecht eingefügte Strebemauern das ganze Maſſiv zu ſtützen. Andere Geſteine, die noch vorkommen, ſpielen keine weſentliche Rolle, mit Ausnahme des Quaderſandſteins, der ſich von Oſten her noch ein Stück über die Gneiße hinſchiebt. Die alten kryſtalliniſchen Schiefer ſind die Heimſtätten von mannigfachen Erzen, Silber, Nickel, Kobalt, Uran, Kupfer, Eiſen, Zinn, Blei u. ſ. w., welche darin in Gängen, Stöcken und Lagern vertheilt dem Gebirge nicht nur zu ſeinem Namen, ſondern auch zu ſeiner Bevölkerung verholfen haben. Leider lohnt ſich die Ausbeutung der Erzlager nicht mehr wie früher, viele derſelben ſind erſchöpft, ſo daß der einſt hier ſo lebhaft betriebene Bergbau faſt ganz erloſchen iſt.

Eigenthümlich ſind die auf dem Kamme des Erzgebirges ausgebreiteten weiten Moorſtrecken. Sie halten wie Schwämme die Niederſchlagwäſſer zurück, geben nur allmälig den Überſchuß davon ab und bilden ſo die Waſſerbehälter der Bäche und Flüſſe des Erzgebirges. Auch zur günſtigſten Vegetationszeit haben dieſe mit Haide- und Sumpfpflanzen und den blaugrünen Büſchen der Sumpfkiefer bewachſenen Strecken ein trauriges Ausſehen. Aber der Torf, der hier entſteht, iſt für den armen Erzgebirgebewohner ein großer Schatz.

Beſiedelt iſt das Erzgebirge bis auf ſeinen Rücken und Ortſchaften ſind über das ganze Gebirge verbreitet. Gottesgab, die höchſtgelegene Stadt Mitteleuropas, liegt auf 1028 Meter Seehöhe. Die Bergſtädte ſind nach zwei Typen gebaut, entweder reihen ſich ihre Häuſer längshin zu beiden Seiten eines Thalgrundes, wie Joachimsthal und Graupen, oder ſie ſind nach einem regelmäßigen Plan angelegt; die Häuſer umſäumen einen großen viereckigen Marktplatz, an deſſen Ecken die Straßen einmünden. Die Dorfſchaften verrathen in ihrer Anlage den Hang des Gebirglers zur Freiheit; Häuſer und Gehöfte liegen einzeln, ringsum frei, oft über weite Flächen ganz regellos verſtreut.

Eine Eigenthümlichkeit, die ſich aus der Zeit des einſt regen Bergbaues in der Nähe erzgebirgiſcher Niederlaſſungen erhalten hat, ſind die oft mächtigen Haldenzüge und zu Bruche gegangenen Bergwerke, Pingen genannt. Namentlich in den Gegenden, wo Zinnerze gewonnen wurden, ſind dieſe Brüche von bedeutender Ausdehnung und unheimlicher Großartigkeit.

Stift Ossegg (1849).

Wenn ich es nun nach dieser kurzen Charakteristik des Gebietes wage, den geehrten Leser einzuladen, mit mir eine rasche Wanderung durch das Erzgebirge anzutreten, so muß ich ihm gleichwohl zumuthen, das Gehänge wiederholt auf- und abzuklettern.

Von Bodenbach aus nehmen wir zuerst den Weg durch die mit prächtigem Fichtenwald bewachsenen Sandsteinfelsen hinan zum „Hohen Schneeberg" (721 Meter), dessen Aussichtsthurm weithin sichtbar ist. Der Schneeberg bildet eine nach allen Seiten steil abfallende Kuppe, welche als der Rest eines ehemaligen höheren Stockwerkes auf dem Elbesandstein aufliegt, der sich westwärts bis gegen Rollendorf noch auf das eigentliche Erzgebirge schiebt. Von der Gallerie des Thurmes übersieht man das vielfach durchklüftete Sandsteingebirge und die weithin verstreuten Kegel des Mittelgebirges bis hinüber zur Lausche und dem Jeschken, bis zum Milleschauer und zum Duppauer Gebirge auf der einen und dem kahlen, eintönigen Rücken des Erzgebirges auf der anderen Seite. Wir wandern dann weiter westwärts, längs der Kante der Eulauer Wände, über dem Eulauthal nach Tyssa, wo uns die zu wunderlichen Formen zernagten, ein wahres Labyrinth bildenden Tyssaer Wände an die Adersbacher Felsen gemahnen, und indem wir hier zuerst den Gneißboden des Erzgebirges betreten, gelangen wir allmälig aufwärts bis zu der weit aus dem Lande herauf sichtbaren Kirche von Rollendorf (679 Meter). Hier erreichen wir die alte Heerstraße nach Sachsen, auf welcher Napoleon I. nach der Schlacht bei Dresden den Vorstoß nach Böhmen unternahm. Von da, wo wir zum ersten Male einen Blick in die zu unseren Füßen ausgebreitete Aussiger Braunkohlenmulde und auf die Mittelgebirgskette genießen, steigen wir bergab, um einen Blick auf „die böhmischen Thermopylen", auf die Schlachtfelder von Arbesau und Kulm zu werfen; hier ward am 29. und 30. August 1813 durch die Truppen der Alliirten das französische Heer unter Vandamme geschlagen und dieser mit 10.000 Mann gefangen genommen, hier wies am 17. September desselben Jahres Colloredo-Mannsfeld mit seinen österreichischen Truppen den neuerlichen Versuch der Franzosen, in Böhmen einzudringen, siegreich zurück. Nach dem Geschmack unserer Zeit recht einfache Denkmale, an denen wir der Reihe nach auf dem Wege über Kulm und Priesten vorbeikommen, erinnern an die Tapferkeit der österreichischen, preußischen und russischen Truppen, deren Sieg den Beginn des Niederganges von Napoleons Ruhmeslauf bedeutete.

Unter den malerisch aus den Waldbäumen aufragenden Trümmern der Geiersburg, die einst bestimmt war, den einen der wenigen über das durch dichten Wald unwegsame Gebirge führenden Pässe, den Graupner oder Geiersberger genannten, zu bewachen, gelangen wir in den freundlichen Wallfahrtsort Mariaschein und betreten sodann die uralte Bergstadt Graupen. Ihre hochgiebligen Fachwerkhäuser, die alte mit kunstgeschichtlich werthvollen Holzschnitzereien gezierte Stadtkirche schmiegen sich, überragt von

dem zerfallenen Gemäuer des Graupner Schloſſes, jetzt Roſenburg genannt, in den ſteil aufſteigenden Thalgrund, der aufwärts nach Obergraupen und dem Mückenberg führt. Von dem ſeit grauer Vorzeit hier betriebenen Zinnbergbau zeugen die mächtigen Haldenzüge, welchen wir auf dem Wege begegnen, indem wir die in vielen Windungen heraufführende Straße auf dem ſteileren Fußweg abſchneiden. Bei der einſam im Walde gelegenen Kapelle des heiligen Wolfgang vorüber gelangen wir in kurzer Zeit auf das Mückenthürmchen (806 Meter), und die ſich darbietende Ausſicht lohnt die Anſtrengung des Aufſtieges. Zu unſeren Füßen breitet ſich der dunkelgrüne Waldmantel des Erzgebirges aus. Davor das geſegnete Teplitzer Thal mit ſeinen vielen Ortſchaften, Laubwäldern und Teichen, mitten drin die Häuſermaſſen der Schweſterſtädte Teplitz-Schönau ſelbſt, am Fuße des die ganze Thalebene beherrſchenden Schloßberges (392 Meter) und als Rahmen des Ganzen die zackige Bergkette des Mittelgebirges vom Glais bei Haida, ja von der Lauſche über den Geltſchberg und die Milleſchauer bis zu den Launer Kuppen. Zwiſchen durch genießt man die Sicht nach dem Georgsberge und den Bergen von Leitmeritz. Weiter folgen der zackige Biliner Borſchen (538 Meter), die Kegelberge von Brüx, in der Ferne der Zbanwald und endlich die Höhen des Duppauer Gebirges, die den weiten Bogen nach Weſten abſchließen. Noch überwältigender wirkt das wunderbare Landſchaftsbild auf den, der von Norden die eintönige Hochebene herauf kommt und urplötzlich in das zu ſeinen Füßen ausgebreitete Paradies hinabſieht.

Ich führe den geehrten Leſer nun eine herrliche Waldſtraße längs des Gebirgskammes dahin, die ſich dann allmälig ſenkt, und durch einen hochſtämmigen Buchenwald, deſſen Wipfel ſich zu einem hohen Laubdom verweben, nach dem freundlichen vielbeſuchten Luftcurort Eichwald, am Eingang des Seegrundes, eines der ſchönſten Thäler des Gebirges, gelegen, hinab, wobei ſich uns noch oft die Gelegenheit bietet, die prächtige Landſchaft um und vor uns zu bewundern. Von Eichwald weiter wandernd, durchſchreiten wir die Thiergärten von Doppelburg (Tuppelburg) und Koſten, deren uralte Bäume, von friedlich äſendem Wild belebten Grasmatten, glitzernde Weiher und verſchlungene Waldpfade an den Fuß des Gebirges hingebreitet, uns in die berühmten Wildparks Englands zu verſetzen vermögen. Dann ſchreiten wir an den Glasfabriken von Koſten vorüber und kommen in das am Fuße des hochragenden Stürmer (869 Meter) am Eingang in das Niklasberger Thal gelegene Bergſtädtchen Kloſtergrab. Nichts mahnt uns in dem ſtillen freundlichen Orte daran, daß einſt hier die Fackel niederfiel, an welcher ſich der furchtbare Kriegsbrand entzündete, der durch volle dreißig Jahre wüthend das geſammte Deutſchland, nicht minder Böhmen in unſägliches Elend zu ſtürzen vermochte.

Geſchützt von der wuchtig vortretenden Lehne des Strobnitz (853 Meter) liegen jetzt die Kirche und die Gebäude des Ciſtercienſer-Stiftes Oſſegg vor uns. Unter

dem Krummstabe hat nicht nur von jeher ein stattlicher Marktflecken gut wohnen gefunden, in neuerer Zeit hat die prächtige Waldgegend zahlreiche neue Ansiedler herbeigelockt, die um den Ort einen Kranz freundlicher, moderner Landhäuser schufen. Milgost und Slavko von Riesenburg, dessen Stammschloß noch heute als stolze Ruine über das Kloster hinschaut, haben diese altehrwürdige Pflanzstätte deutscher Cultur 1199 gegründet, indem sie Cistercienser aus dem oberfränkischen Waldsassen herbeiriefen. Alle die schweren Stürme, welche unser Vaterland erzittern machten, tobten auch um die ehrwürdige Abtei, die sie sieghaft überdauerte und die, wenn auch ihre Kirche von einem kunst- und prachtliebenden Abt des vorigen Jahrhunderts im Geschmack seiner Zeit umgestaltet wurde, in ihrem Kreuzgang und Kapitelsaal eines der bedeutendsten gothischen Baudenkmale Böhmens erhalten hat.

Sehr einladend ist der Besuch der Felsenkuppe des Wieselsteins (956 Meter), der einen Blick auf die Dux-Brüxer Braunkohlenmulde bietet, wo aus dem feinen Dunstschleier, den die brennenden Halden verbreiten, die Ortschaften wie Inseln aus einem See hervortauchen und die Kegelberge von Brüx wunderlich wie riesige Maulwurfshaufen heraufschauen. Am Fuße des Gebirges reihen sich in südwestlicher Richtung Oberleutensdorf, der regsame Vorort des erzgebirgischen Spielwaarenbezirkes, das schöne Jagdschloß Eisenberg, welches von waldigem Gipfel in halber Höhe des Gebirges auf den sehenswerthen Park zu seinen Füßen niederblickt, das nicht minder schöne Schloß Rothenhaus, Görkau und Komotau, letzteres gleich Leitmeritz eine ansehnliche Schulstadt Böhmens, zugleich ein wichtiger Knotenpunkt des Verkehrs und eine hervorragende Industriestadt.

Wir benützen von hier aus den Schienenweg, der über das Gebirge führt, und gelangen so von den Schleifen und Windungen der Bahn bald herab ins Land, da wieder über die Gebirgslehne oder in den tief unter uns gelegenen Assiggrund hinabsehend, auf die Hochfläche des Gebirges, die uns bald in ihrer ganzen Eintönigkeit umgibt. Selbst ein Blick in die weite Mulde, in deren Mitte Preßnitz, die Heimat der wandernden Musikanten gelegen ist, bringt wenig Abwechslung. So verlassen wir den Zug in Kupferberg, nahe der Wasserscheide des Gebirges, ersteigen den Kupferhügel (908 Meter) nächst diesem Bergstädtchen und erlaben uns an der Aussicht, die sich von hier über das gesegnete Saazer Land und Kaaden, über das gegenüberliegende Duppauer Gebirge, in das tief unten liegende Egerthal und über die Höhen des Erzgebirges bietet.

Und nun zum Keilberg, dem König des Erzgebirges! Eine schöne wohlgepflegte Straße führt uns im kühlen Waldschatten fast bis zum Gipfel hinauf. Oben gestattet uns die Gallerie auf dem Franz Josephs-Thurm die weite Rundsicht über den Wipfeln der arg zerzausten Wettertannen. Von den im bläulichen Duft verschwimmenden Kuppen der Lausche und des Jeschken im Osten über die Zinnen des Mittelgebirges, weithin

über das Saazer Land, über die Gehänge des Duppauer Gebirges, die Hochebene des Karlsbader Gebirges zum Dillenberg (939 Meter) im Böhmerwald und bis auf die Berge des Fichtelgebirges ſchweift der Blick im weiten Bogen von Oſt nach Weſt. Dazu bilden die Falten des zum Egerthal abfallenden Hochwaldes, daraus freundliche Ortſchaften heraufblicken, einen Vordergrund, der nicht ſchöner gedacht werden kann. Und welcher Contraſt, wenn ſich der Blick nach Norden wendet! Ernſt mit nordländiſchem Charakter liegt der breite Rücken des Erzgebirges da, aus dunklen Fichtenwäldern von endloſer Ausdehnung blicken grüne Wieſenflächen mit einzelnen grauen Häuſern beſäet hervor, fahle Moor-

Der Keilberg bei Joachimsthal.

haiden liegen dazwiſchen. Nach Norden fällt die Hochfläche in langgeſchwungenen Bodenwellen ab. Vom fröhlichen Grün der Gelände grüßen die weißen Häuſer der betriebſamen Städtchen und Dörfer Sachſens aus der Ferne herauf, und über ſie hin ſchweift der Blick unaufgehalten weiter und weiter ins Unabſehbare.

Vom Keilberg hinab führt uns der Weg durch das inmitten von Weidetriften und Moorſtrecken gelegene Städtchen Gottesgab, deſſen Bewohner, nachdem der Bergbau, der die Anſiedlung entſtehen ließ, verfallen iſt, Hausinduſtrie, Spitzenklöppeln, Weißnäherei und Handſchuhnähen betreiben, daher die Straßen tagsüber wie ausgeſtorben erſcheinen. Nun ſteigen wir hinab nach Joachimsthal, der alten berühmten Bergſtadt. Leider hat der Brand des Jahres 1872 den größten Theil der Stadt ſammt der ſchönen, ſehenswerthen Kirche in Aſche gelegt und die modernen Steinhäuſer gewähren den

prächtigen Anblick nicht mehr, welchen die gleichwie in Graupen dem engen Stadtgrund angeschmiegten alten Fundgrübnerhäuser mit ihrem mittelalterlichen Gepräge als letzter Rest einstigen Stolzes und Glanzes hervorriefen. Denn sein einstiger Bergsegen ist längst dahin. Jetzt ist der Bergbau, der dort noch im Gange ist, mehr ein Nothstandsbergbau. Nebenbei sucht eine große Tabakfabrik, schwunghaft betriebene Handschuhfabrikation und andere Hausindustrie der drückenden Lage der dürftigen Bevölkerung der Stadt und der umliegenden Bergorte Abhilfe zu verschaffen.

Das westlichste Stück des Gebirges ist der rauheste und unwohnlichste Theil desselben. Abertham, Bärringen und Platten (890 Meter), Bergstädte, die einst blühten, deuten ihren ehemaligen Erwerbszweig nur durch weite Halden und Pingenzüge an. Weite Moorhaiden, finstere Waldstrecken, dürftige Heimstätten menschlicher Bewohner, nichts ladet zum Bleiben ein, und man begreift die Deutung des Namens des hier oben gelegenen Städtchens Frühbuß, „seine Gründer hätten früh Buße gethan", da sie sich in dieser Einöde anzusiedeln wagten. So beschließen wir denn unsere Wanderung, indem wir von diesen unwirthlichen Höhen durch das Thal des Silberbachs nach Graßlitz hinabsteigen, das gleich den übrigen erzgebirgischen Bergstädten den Bergbau mit der Industrie vertauscht hat, aber jenen weit vorausgeeilt ist. Hart an der Landesgrenze gelegen, überragt von den Schrofen und Zinnen des Hausberges, erfreut es sich einer Bahnverbindung mit der Prag-Egerer Linie einerseits, mit Sachsen anderseits und besitzt infolge dessen regen Grenzverkehr.

Wir können die Bahn benützen, um durch das malerische Zwodathal über Bleistadt und Schloß Hartenberg nach Falkenau an der Eger zu kommen oder noch eine kleine Wanderung westwärts antreten, um nach Schönbach zu gelangen und unterwegs den Hohenstein zu besehen, dessen wunderliche Felsformen wie die Trümmer eines Riesenschlosses über dem einsamen Kirchlein von Stein gegen Himmel ragen. Damit haben wir die orographische Grenze des Erzgebirges erreicht.

Das Egerland und das Ascher Gebiet. In der westlichen Ecke von Böhmen, an der Stelle, wo das Erzgebirge mit dem Fichtelgebirge, Böhmerwald und Kaiserwald zusammenstößt und man viel eher einen hochragenden Gebirgsknoten erwarten könnte, hat sich das Land vor uralter Zeit gesenkt und bildet ein weites Kesselthal, das Egerland. Ringsum abgeschlossen durch Gebirgs- und Höhenzüge, hat dieser Landstrich mehr als ein anderer seine Eigenthümlichkeiten in Bezug auf Wohnstätten, Tracht, Sitte und Mundart seiner Bewohner erhalten, — hatte doch das Egerland bis 1848 seine eigene Verfassung und ist erst von da ab ganz und völlig in Böhmen aufgegangen. Freilich wohl läßt in unseren Tagen die fortschreitende Cultur auch hier manches Althergebrachte verschwinden, vor Allem haben die Egerländer ihre Tracht abgelegt, und auch die alten

charakteristischen Bauernhöfe verschwinden immer mehr und mit ihnen mancher alte Brauch und manche langvererbte Sitte.

Das Egerland wird in der Mitte von West nach Ost von der Eger durchflossen, die auf dem Schneeberge des Fichtelgebirges entspringt und ihr bräunliches Wasser in unzähligen Krümmungen durch die sumpfigen Wiesenstrecken schlingt, welche ihr flaches Rinnsal auskleiden. Von Südwesten nimmt sie die ihr sehr ähnliche Wondreb auf, von Norden her eilen ihr ein paar größere Bäche, darunter der Fleißenbach aus dem Fichtelgebirge, der Leibitschbach aus dem Erzgebirge zu.

Durch diese Wasserläufe wird der Boden des Kessels in eine Anzahl langgezogener niedriger Rücken getheilt, zwischen denen sich moorige Wiesen gleich wie an der Eger ausgebildet haben. Der Boden des Landes besteht ringsum aus Glimmerschiefer, im Norden auch aus Granit; der mittlere Theil wird von Braunkohlenablagerungen eingenommen, auf welchen namentlich gegen das Erzgebirge hin hohe Schottermassen gelagert sind.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Egerlandes gehören die wohlerhaltenen Spuren einer vulkanischen Thätigkeit, die etwas später fällt als die Zeit der Basalt- und Phonolithbildungen in Böhmen überhaupt. Auf einem breiten Sockel von Glimmerschiefer erhebt sich zwischen Eger und Franzensbad der kleine erloschene Vulkan Kammerbühl (500 Meter), dessen Schlacken- und Lapillenauswürfe wohlgeschichtet nach Südosten liegen, während ein annoch deutlich erkennbarer Lavastrom sich gegen Südwesten ergoß. Ein ganz ähnlicher Punkt ist der Eisenbühl bei Boden, hart an der baierischen Grenze. Die vielen Kohlensäure-Ausströmungen, welche im Egerlande die zahlreichen Säuerlinge erzeugen, die den gegen die sumpfigen Egerniederungen liegenden Dörfern wohlschmeckendes und gesundes Trinkwasser liefern, vor Allem die Mineralquellen von Franzensbad hervorbringen, sind sogar Zeichen einer wenn auch sehr verminderten, doch noch immer vorhandenen vulkanischen Thätigkeit.

Zu den Bildungen, welche mit dieser im Zusammenhang stehen, hat man auch die Mineralmoore der Gegend von Franzensbad zu zählen. Zahlreiche Gasquellen durchbrechen das um diesen Curort ausgebreitete Moor und lagern in ihm nicht nur ihre Salze ab, sondern bringen darin noch andere chemische Veränderungen hervor, wodurch es reich an mineralischen heilkräftigen Stoffen wird. Einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt das nordöstlich von Franzensbad gelegene Mineralmoor, „die Soos" genannt. Das öde, nur mit verkrüppelten Bäumen und dürftigem Pflanzenwuchs bedeckte Torfmoor sticht auffällig von dem benachbarten Hochwalde ab, der sich von dem unheimlichen, unter den Füßen des Besuchers schwankenden und bei jedem Tritt nachgebenden Boden scheu zurückgezogen zu haben scheint. Bei trockenem Wetter sind die Stengel und

Halme der Pflanzen, sowie das schwarze Erdreich wie mit Reif bedeckt von glitzernden Krystallnadeln eines aus dem Boden ausblühenden, dem Glaubersalz ähnlichen Salzes. An tausend Stellen prickeln Gasquellchen hervor und in den Wassertümpeln brodelt es davon, die große Quelle aber am Rande des Moors, vom Volke der „Polterer" genannt, seit ihrer Fassung „Kaiserquelle" geheißen, wirft ihr von beigemengten Gasmassen milchweiß scheinendes Wasser wie kochend empor und verursacht dabei ein weithin hörbares polterndes Geräusch.

Der Boden des Egerischen Kessels ist bis an die waldigen Randgebirge von der Landwirthschaft in Besitz genommen worden. Zahlreiche Dörfer und Gehöfte sind über dasselbe hin verstreut. Die Ortschaften bestehen meist aus wenigen großen Bauerngütern, an welche sich eine Anzahl Häusler — Kleinbauern oder Arbeiter — anschließt. An größeren Ortschaften und Städten außer Eger hat das Egerland nur Franzensbad, Haslau, Wildstein, Königsberg und Unter-Sandau. Franzensbad, als eine Colonie von Eger im vorigen Jahrhundert um die dortigen Mineralquellen angelegt, ist erst seit 1852 eine selbständige Stadt.

Eger, von dem Egerländer überhaupt „die Stadt" genannt, liegt an dem Fuße des zum Fichtelgebirge als Ausläufer gehörigen Grünberges (632 Meter), von dessen Höhe die St. Anna-Kapelle weit über das Land schaut. Die uralte Stadt hat eine reiche geschichtliche Vergangenheit, an welche sich die Erinnerung des Staufenkaisers Friedrich I. Barbarossa und vieler anderer Fürsten, nicht minder des tragischen Endes Wallensteins knüpft. Im Grenzgebiet als Knotenpunkt von sechs Eisenbahnlinien — zwei österreichischen, drei baierischen und einer sächsischen — gelegen, hat Eger sehr an Bedeutung gewonnen und beginnt nun auch Industrie zu entfalten. Diesen veränderten Umständen fielen auch die Gräben und Mauern zum Opfer, die ehedem die Stadt umgaben, an deren Stelle sich nun moderne Straßen mit stattlichen Häusern, darunter das Rudolphinum (Lehrerbildungsanstalt), die Turnhalle, ein Theater u. s. w. erheben. Der alte innere Theil der Stadt hat sein reichstädtisches Ansehen noch bewahrt. Häuser mit hohen rothen Ziegeldächern, mit gothischem Giebelwerk und Wappenschildern alter Geschlechter geschmückt, umringen den großen Marktplatz. Noch heute hat das ehemalige Bachhelbel'sche (jetzt Stadthaus), in welchem 1634 Albrecht von Wallenstein ermordet wurde, seine innere Einrichtung, ja wohl auch sein Äußeres unverändert erhalten. Unter den Kirchen Egers ist die Decanalkirche zu St. Niklas ein hervorragendes Denkmal gothischer Baukunst. Von dem alten Egerer Schloß, in dessen Palas Wallensteins Generale in derselben Nacht wie er niedergemetzelt wurden, der wie die merkwürdige Doppelkapelle noch aus der Zeit Friedrichs Barbarossa stammt, sind nur die kahlen Mauern übrig, nachdem die Franzosen im österreichischen Erbfolgekriege das Schloß 1742 verbrannt haben. Neben diesen Ruinen

Blick vom Kammerbühl bei Eger gegen Haslau.

erhebt sich räthselhaft in Hinsicht auf den Ursprung und den Erbauer der aus Lavablöcken vom nahen Kammerbühl nach unverkennbar römischem Vorbild erbaute schwarze Thurm, eines der ältesten, merkwürdigsten Bauwerke Böhmens.

Um ein Bild vom Egerlande zu gewinnen, wandern wir unter der malerischen Ruine der alten Burg dahin im freundlichen, lauschigen Egerthal stromaufwärts, bis uns eine romantische alte Mühle den Weg versperrt. Von da wenden wir uns rechts hinauf auf die „Kammer" genannte Höhe und stehen nun bald vor dem unscheinbaren, überrasten Hügel, der gleichwohl der Zielpunkt der Wanderung aller Geologen ist und an den sich der Name Goethe unvergänglich knüpft, vor dem kleinen Vulkankegel des Kammerbühl, dessen merkwürdige Schlackenhülle leider von Jahr zu Jahr mehr zerstört wird. Von seinem Gipfel genießen wir eine entzückende Rundsicht über das Land. Rundum die Berge, die einander ihre Ausläufer zuschicken, als wollten sie sich fassen und Ringelreihe um den kleinen Kobold, auf dem wir stehen, tanzen. Im Süden schiebt die breite Pyramide des Dillenberg, des nördlichsten Vorpostens des Böhmerwaldes, ihre merkwürdig symmetrischen Arme, den Maiersgrüner Rücken hinüber zum Kaiserwald, den Birkenberg zum Fichtelgebirge. Von der hochragenden Glatze (978 Meter) bei Königswart läuft ein Rücken gegen die Eger bei Königsberg herab, an das mit dem Mariahilfberg (567 Meter) bei Maria Kulm der Leibitschrang, der Ausläufer des Erzgebirges, heranreicht. Im Norden erhebt sich, wie ein Gegenstück zum Dillenberg, der Kapellenberg (757 Meter) bei Sächsisch-Schönberg und umfängt mit den übrigen Bergen des Fichtelgebirges, die sich bis an das Erzgebirge hinziehen, das Becken im Westen und Norden. Zwischen uns und den mit dunklem Fichtenwald bedeckten Bergen breitet sich das Land aus. Üppig grüne Wiesenflächen, bräunliche Moorstrecken, dazwischen weite Flächen Culturland, glitzernde Teiche, Ortschaften und einzelne Gehöfte darüber hingestreut liegen zu unseren Füßen. Leider verwehrt der Rücken der Kammerhöhe den Blick auf Eger. Desto prächtiger leuchten die vornehmen weißen Häuser von Franzensbad, mitten in schattigen Park gebettet, herauf. Wenn man an einem stillen, sonnigen Tage hier oben steht und den Blick dahin und dorthin gleiten läßt, ohne satt zu werden dieses weiten, prächtigen Landschaftbildes, dann begreift man, wie der Egerländer an seiner Heimat hängt und Heimweh bekommt, wenn ihm in der Fremde ein Landsmann fehlt, mit dem er vom Daheim reden kann.

Und nun wenden wir unsere Schritte nach Norden, um noch einen Blick in das Ländchen zu werfen, welches, das Aschergebiet genannt, als ein schmaler Streifen zwischen Baiern und Sachsen in das Fichtelgebirge eingreift. Viel höher gelegen als das Egerland, wird es von diesem durch den vom Kapellenberg gegen Westen verlaufenden Bergrücken, „Himmelreich" genannt, geschieden und bildet einen Theil einer vom Oberlauf der

Elster und dem Aschbach durchfurchten, nordwärts abfallenden Hochebene. Mit dieser gehört es zum rauhesten und unfruchtbarsten Theile des Fichtelgebirges.

Der kalte Glimmerschieferboden ernährt selbst den ihn bedeckenden Nadelwald nur kümmerlich und läßt sich kaum noch Feldfrüchte abringen, überall Haide, Moorwiesen und dürrer Felsenboden. Und doch ist dieser unfreundliche Landstrich bevölkert, seine Bewohner suchen durch Handarbeit den Unterhalt zu erringen, den ihnen der heimische Boden versagt. So stellt das Aschergebiet ein eigenes, seine ganze Ausdehnung umfassendes Industriegebiet dar. In den aus kleinen, armseligen Häusern bestehenden Dörfern wohnen zumeist Weber,

Maria Kulm.

welche Woll- und Halbwollstoffe verfertigen, deren Arbeitgeber in Asch und Roßbach wohnen. Die Stadt Asch zwängt sich mit ihren engen und unregelmäßigen Straßen in das schmale Thal des Aschbaches zwischen dem Hainberg und dem Rücken des Kegel- und Selber-Berges. Die zahlreichen Dampfessen, welche zwischen den Häusern aufsteigen, lassen schon äußerlich die Stadt als den Sitz einer bedeutenden Industrie erkennen, die sich nach ihrer Einbeziehung in das Eisenbahnnetz in bemerkenswerther Weise gehoben hat. Das freundliche Städtchen Roßbach, an der nördlichen Grenze des Gebietes gelegen, ist mit Asch durch eine Localbahn verbunden, welche so ziemlich durch die Mitte des Gebietes auf der Hochebene dahinläuft.

Das Thal der Eger. „Jensseit der Eger eine halbe Meyll, ligt auff einem fast hohen, und an allen örtern mit Holtz bewachsen Berg, ein schön Kirch mit zweyen hohen Thürnen gezieret, unser Fraw zu Culm genant, ligt zwo kleine Meil von der Stadt Eger. Von diesem Berg fallen auch viel schöner Brunnen, vnd Bächlein herab, vnd mehren den Egerstrom, vnd ist dieses Ländlein von der Stadt Eger an, biß unter Schlackenwerd, ein sehr schön lustig ort Lands, von hohem Gebürg, holtselig schönen thalen und Wälden, unzehlichen nicht allein Süßen, sondern auch Saverbrunnen, und Bächlein, das ichs kaum gnug loben und preisen kan." — Mit diesen Worten beschreibt der deutsche Humanist Caspar Bruschius (1518—1557), geboren zu Schlaggenwald, erzogen zu Eger, Poeta laureatus und Comes palatii, in seiner 1542 erschienenen „Gründlichen Beschreibung des Fichtelberges" das Egerthal.

Auf ihrem Wege von ihrem Ursprung unter dem Gipfel des Schneeberges im Fichtelgebirge bis zu ihrem Eintritt in das Egerland hat die Eger, die sich durch hartköpfige Berge mühselig ihre Bahn erkämpfen und manchen Umweg nehmen muß, schon ein gutes Stück Arbeit und oftmals ausgiebige Hilfe den Anwohnern geliefert, indem sie deren zahlreiche Mühlen, Sägewerke und Eisenhämmer in Gang erhält. Ihr ursprünglich helles Wasser hat nach und nach vom Zufluße zahlreicher Moorbäche eine braune Farbe angenommen, die ihr auch auf ihrem Oberlaufe verbleibt. An der Landesgrenze, bei dem Dorf Fischern, nimmt sie die ihr ähnliche, von Südwesten kommende Röslau auf und tritt nun in das Egerland ein. In einem felsigen, engen, mit Sumpfwiesen ausgelegten Flußbett fließt sie bis Eger unter dem Gemäuer der alten Burg und an den niederen Theilen der Stadt dahin. Ehe sie das enge Thal verläßt, überspannt sie eine über kühne Bogen geführte Brücke der sächsischen Staatseisenbahn, dann schlingt sie sich durch die flache Au inmitten des Egerlandes, die wir schon kennen gelernt haben. An der Grenze des Ländchens, bei Königsberg, verlegen ihr die aneinanderreichenden Ausläufer des Erzgebirges und Kaiserwaldes den Weg und sie muß sich in einer scharfen Krümmung den Austritt durch die Höhenzüge erkämpfen. Unterhalb Maria Kulm, dem hochgelegenen (541 Meter) uralten Wallfahrtsorte, dessen Kirchthürme als eine Landmarke weithin sichtbar sind, tritt sie in das weite Thal hinaus, welches das Erzgebirge vom gegenüberliegenden Kaiserwald und Karlsbader Gebirge trennt, in dessen Schooß ein reicher Schatz von Braunkohlen, welche das „Falkenauer Becken" füllen, begraben liegt. Der Lauf des Flußes bleibt in der Nähe der südlichen Berglehne und durchschneidet von Schaben bis Altsattel das Braunkohlengebiet, so daß zahlreiche Bergwerke um Ziedit und Falkenau nahe an der Eger liegen. Gegen das Erzgebirge hin erhebt sich die Thalsohle als eine breite niedrige Stufe, deren hier und da mit kleinen Wäldern und Gebüschen bedeckte Fläche keineswegs den Eindruck eines fruchtbaren Landstriches annimmt. Der

von der Eisenbahn zwischen Falkenau und Karlsbad durchschnittene Höhenrücken, aus dem zahlreiche kahle Felsenkuppen hervorragen, verdient wohl den Namen einer Haide, zumal außer einigen Kohlenwerken menschliche Ansiedelungen hier recht selten sind. Bis unter Falkenau fließt die Eger in einem breiten Wiesenthal dahin und nimmt bei der Stadt selbst die vom Erzgebirge kommende Zwoda auf.

Falkenau ist gleich Brüx, Dux und Aussig ein Brennpunkt des Braunkohlenbergbaues, namentlich für die westlichen Gegenden und das benachbarte durch die Bahn über Graslitz verbundene Sachsen und entwickelt zugleich eine immer bedeutendere

Elbogen.

Industrie. Unterhalb Falkenau verläßt die Eger das Braunkohlengebiet und fließt bis in die Nähe von Elbogen in einem öden engen, in Braunkohlensandstein gegrabenen Thal, in welchem die großen Mineralwerke von Altsattel gelegen sind.

Vor Elbogen erreicht der Fluß den Granit des Karlsbader Gebirges und bildet bei seinem Eintritt die große Krümmung um die Stadt, die hiervon den Namen hat. Hier bietet uns das Egerthal ein höchst malerisches Städtebild. Hoch auf granitenem Sockel erhebt sich aus grünen Baumwipfeln das alte, in seinen Haupttheilen wohlerhaltene Schloß Elbogen, „der Stein“ genannt, mit seinen Thürmen und Zinnen, „einen Schlüssel des Deutschen Landes zu der Krone Böhmens“ nennt es Bruschius, und auf dem engen Raum des Felsenpfeilers, um den der Fluß sich krümmt, liegen die alten Häuser der

Stadt zusammengedrängt, über Gärten auf den tief unten unter waldigen Bergen dahinrauschenden Strom herabsehend. Eine Kettenbrücke, eine der ältesten in Böhmen, ist kühn über das Flußthal gespannt. Vor ihrer Erbauung hatte die Stadt in der That nur einen Zugang und galt schon darum als sehr fest. Elbogen spielte daher im Mittelalter eine große Rolle und war der Vorort des Elbogner Kreises, um dessen Besitz die Grafen Schlick im XVI. Jahrhundert einen langen Kampf mit dem Kaiser führten.

Von Elbogen bis Karlsbad strömt die Eger durch ein enges, waldbeschattetes Felsenthal, gegen dessen Ausgang die wunderlichen Granitpfeiler sichtbar werden, in welchen die Volkssage den durch den Fluch eines Berggeistes zu Stein gewordenen Hochzeitszug des „Hans Heiling" sieht. Weiterhin ergießt sich dann mit der Tepl der Häuserstrom von Karlsbad in das Egerthal. Eine stattliche Brücke führt über den Fluß zum hochgelegenen Bahnhof der weltberühmten Curstadt. Unter Karlsbad verengt sich das Thal, die Berge des Erzgebirges und des Karlsbader Gebirges treten näher zusammen, endlich schließt das herantretende Duppauer Gebirge bei Schlackenwerth das Becken ganz ab. Das Egerthal, von waldigen Höhen begrenzt, zwischen denen der freundliche Curort Gießhübel-Puchstein mit seinen stattlichen Landhäusern gelegen ist, nimmt nun einen anderen Landschaftscharakter an. Aus Säulen und Pfeilern aufgebaute Basaltkegel treten an den Fluß heran, rechts und links blicken die dunklen Felsmassen aus dem Laubwald, der den Nadelwald ablöst, hervor; rechts erhebt sich in steilen Stufen die Wand des Herrgottsstuhls (719 Meter), daran man deutlich den eigenthümlichen Deckenbau des Duppauer Gebirges sehen kann, links liegt der von mächtigen Basaltstreben gestützte Steinwald. Das Thal, die „Wotsch" genannt, ist dabei freier und bietet ein paar malerisch gelegenen Dörfern, Warta und Wotsch, Raum zur Entfaltung.

Unterhalb dem letztgenannten Dorfe treten das Duppauer und das Erzgebirge wieder auseinander. Das Thal wird weiter, der Fluß jedoch rauscht in einem von steilen Felswänden gebildeten Bett an Klösterle vorbei, wo sich an seinem Ufer das stattliche Schloß des Grafen Oswald Thun-Hohenstein, umgeben von einem schönen, an seltenen Bäumen reichen Parke, erhebt. Von hier wendet sich die Eger, am Fuße des Duppauer Gebirges bleibend, vom Erzgebirge ab und erreicht die alte Stadt Kaaden, ehedem der Hauptmarktplatz für den Getreidehandel, der über den Reischberg (873 Meter) auf Saumpferden nach Sachsen betrieben wurde, und im Mittelalter der Ausgangspunkt des „Kaadner Steiges", der über das Erzgebirge führte.

Immer weiter treten die Berge zurück, und die Landwirthschaft hat die Fluren der nun freier werdenden Gegend weit und breit in Besitz genommen. Noch eine Strecke windet sich die Eger in einem engen felsigen Rinnsal dahin, dann wird ihr Thal, das sie nun in die weichen Gesteine der Braunkohlenformation gegraben hat, allmälig breiter.

Immer zahlreicher werden die Hopfenpflanzungen an ihrem Ufer, Dörfer mit ausgedehnten Gehöften berühren wir auf unserem Wege und endlich überzeugt uns die auf der Höhe des rechten Ufers gelegene Stadt Saaz, daß wir nun wirklich im Saazer Lande, das durch seine hohe landwirthschaftliche Cultur berühmt ist, angelangt sind.

Saaz, eine der ältesten Städte Böhmens, ist der Mittelpunkt des nicht nur in der unmittelbaren Nähe, sondern im ganzen Bezirke schwunghaft betriebenen Hopfenbaues. Seine Erzeugnisse haben Weltruf und der von hier betriebene Hopfenhandel ist neben

Der Herrgottstuhl bei Wotsch.

dem fränkischen und englischen tonangebend für den Markt. Nicht minder berühmt ist die Gemüsecultur, namentlich der Gurkenbau der hiesigen Gegend, von denen jährlich ganze Wagenladungen in das In- und Ausland verschickt werden. Die weite Au des Egerthals ist ganz und gar mit Hopfengärten bedeckt, die sich bis Postelberg und weiter hinab erstrecken. Hier treten von Norden her die vereinzelten Kegelberge des Mittelgebirges, die auffälligen Gestalten des Millayer (509 Meter) und Rannayer Berges (457 Meter), des Oblik (509 Meter) u. s. w., von Süden die Abdachung des Žbanwaldes, der über das Rothliegende weit vorgeschobenen Kreidesandsteindecke, näher an den Fluß heran. Dazwischen liegt Laun. Die lange Steinbrücke vom Dorfe Dobromèřitz

über die Au zur Stadt ſagt uns, daß die Eger zu Zeiten die ganze Breite ihrer Thalſohle in Anſpruch nimmt. Laun hat in ſeiner inneren Stadt viele alterthümliche Bauten erhalten, vor Allem eine ſchöne gothiſche Kirche, an die ſich das Andenken des Meiſters Benedikt von Laun, eines der hervorragenden Architekten des XVI. Jahrhunderts, knüpft. Zuckerfabriken, welche ihre weitläufigen Gebäude weithin ſehen laſſen, erinnern daran, daß wir nun den innerböhmiſchen Bezirk betreten haben.

Noch eine Strecke fließt die Eger zwiſchen dem Mittelgebirge und dem Nordrande des mittelböhmiſchen Hügellandes hin, berührt die Städtchen Libochowitz und Budin, dann tritt ſie in das weite ihr und der Elbe gemeinſame Becken, deſſen weſtliche und nördliche Umrandung die ſchöne Bergreihe des Mittelgebirges bildet.

Das Land zwiſchen der Elbe und der Eger. Zwiſchen der Elbe und Eger liegt ein an landſchaftlicher Schönheit wie an Fruchtbarkeit und Induſtrie gleich reicher Theil von Böhmen, der das weſtliche Mittelgebirge und die große Auſſig-Komotauer Braunkohlenmulde umfaßt.

Das böhmiſche Mittelgebirge iſt vulkaniſchen Urſprungs. Zur ſelben Zeit als die Braunkohlen in den ſeichten Landſeen am Fuße des Erzgebirges entſtanden, ergoſſen ſich aus einem Zuge tiefgehender Spalten, deren Richtung parallel zum Erzgebirge durch das Streichen des Mittelgebirges angedeutet wird, Baſalt- und Phonolithmaſſen, welche ſich in Form von mächtigen Strömen und Decken übereinander lagerten und Kuppen bildeten, auf und neben denen immer neue Ausbruchsſtellen entſtanden. Die vulkaniſchen Ausbrüche fanden jedoch noch vor dem Ende der Tertiärzeit ihren Abſchluß. Die ergoſſenen Maſſen erſtarrten und erkalteten und die Atmoſphäre übernahm es nun, daraus in unzählbaren Jahren den Gebirgskörper zu geſtalten, wie wir ihn heute vor uns haben. So blieben von den ehemaligen Kraterbergen nur Ruinen, nur die feſten Abformungen der Höhlungen ihres Innern in den Kegelbergen zurück. Ströme und Decken wurden ſo zernagt, daß ſelbſt ein Sachkundiger Mühe hat, ihre einzelnen Theile heute wieder zu erkennen. Nur da, wo die Elbe ſich mitten durch das Gebirge den Weg gebahnt hat, wird die urſprüngliche Anlage des Baues des Mittelgebirges in einer auch den Laien verſtändlichen Weiſe erſichtlich. Hier kann man, namentlich auf dem linken Elbe-Ufer, oberhalb Auſſig, die dem Braunkohlenſandſtein aufgelagerten Baſaltdecken deutlich ſehen, und hier ſind auch die Stellen kenntlich, wo das glutflüſſige Geſtein dereinſt aus weitgeöffneten Spalten in die Höhe gedrungen iſt. Was Wind und Wetter davon abgetragen haben, die loſen und lockeren Tuffe und vulkaniſchen Aſchen, das wurde weithin über die Ebene gebreitet, und aus der Verwitterung derſelben iſt der fruchtbare Boden entſtanden, der hier heimiſch iſt. Das iſt in kurzen Zügen die Entſtehungsgeſchichte unſeres Kegelgebirges.

Durch das Elbethal zwiſchen Loboſitz und Bodenbach wird das Mittelgebirge in zwei faſt gleiche Hälften getheilt, deren weſtliche hier in Betracht kommt. Das weſtliche Mittelgebirge zerfällt durch das Bielathal zwiſchen Türmitz und Auſſig wieder in zwei Theile. Der nördliche, zwiſchen der letztgenannten Stadt, Bodenbach und dem Erzgebirge gelegen und zwiſchen Königswald und Kulm an dieſes heranreichend, bildet eine Hochebene (etwa 500 Meter), aus deren nach Oſt und Süd gekehrtem Rande die Berge auf dem linken Elbe-Ufer ausgeformt wurden. Die weitaus größere ſüdliche Hälfte, welche

Der Borſchen bei Bilin.

ſich von der Elbe zwiſchen Loboſitz und Auſſig in ſüdweſtlichem Streichen bis an die Eger bei Laun erſtreckt und vorwiegend mit dem Namen „böhmiſches Mittelgebirge“ bezeichnet wird, weicht vom öſtlichen Theile in ihrer Geſtaltung merklich ab. Zwar zunächſt der Elbe noch immer als deckenartige Ausbreitung kenntlich, tritt in weiteren ſüdweſtlichen Streichen immer ſchärfer eine Kammlinie hervor, die umſo markirter wird, als ihr eine Reihe hervorragender Gipfelpunkte, wie der Kletſchen (705 Meter), Donnersberg (Milleſchauer Berg 835 Meter), Klotzberg (733 Meter), der Radelſtein (750 Meter) u. ſ. w. angehören. In Wirklichkeit zerfällt das Gebirge auch im Innern in eine Anzahl von Einzelnbergen; von den hindurchführenden Straßenzügen geht nur einer, die Paſchkopole,

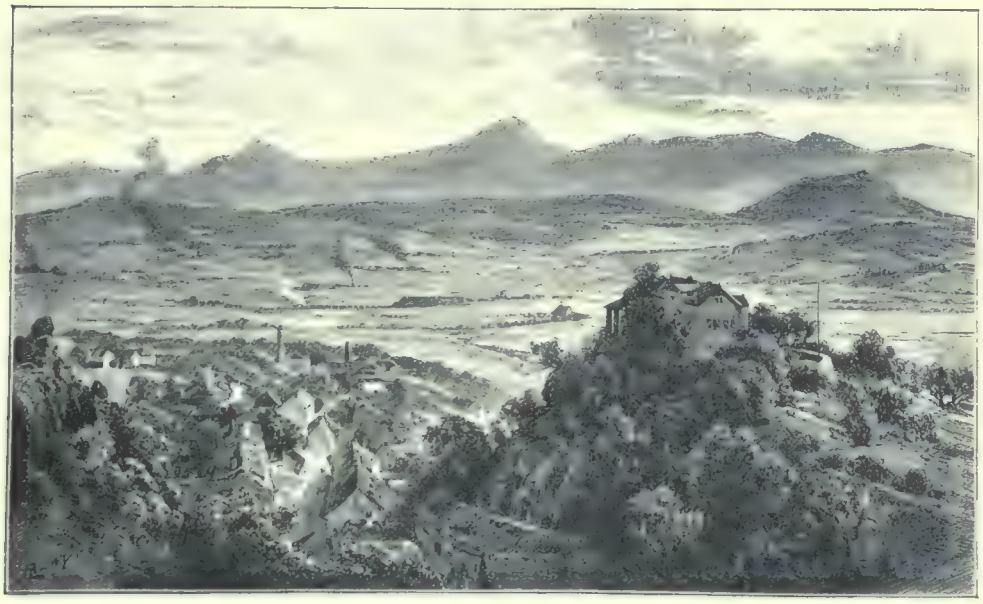
zwiſchen dem Donnersberg und Kletſchen über einen eigentlichen Gebirgsrücken. An dieſen inneren, aus zuſammengedrängten Kegeln gebildeten Gebirgskörper ſchließen ſich dann die an der Peripherie liegenden und weit in die Ebene hinein verſtreuten Einzelnkegel, zu denen auf der Südoſtſeite der Loboſch (572 Meter), der Kahler (457 Meter), Suttomir (505 Meter), Jeſſerken (391 Meter), Woſtray (717 Meter), Koſtial u. ſ. w., ebenſo wie auf der Nordweſtſeite der Teplitzer Schloßberg (392 Meter), Wachholderberg (382 Meter), der Biliner Borſchen (538 Meter) und die Reihe der Brüxer Kegelberge gehören. Mit den vereinzelten Bergkuppen, die wir ſchon aus dem Egerthal kennen lernten, ſchließt ſodann das Mittelgebirge bei Laun ab.

Über dem ganzen Gebiete liegt, den vielbeſuchten Milleſchauer ausgenommen, eine ſtille Abgeſchiedenheit; obwohl an Naturſchönheiten reich und von maleriſchen Thälern durchfurcht, wird es doch ſelten beſucht. Selbſt die um das Mittelgebirge gelegenen, in die Thäler verſteckten Dörfer haben wohl infolge deſſen einen eigenartigen alterthümlichen Anſtrich. Im Frühling aber, wenn der Laubwald ſeine friſchgrünen Blätter entfaltet und die Obſtbäume, mit welchen die Abhänge des Gebirges überall bedeckt ſind, ihren Blütenſchnee entfalten, gewährt eine Wanderung durch die freundlichen ſtillen Thäler und über die Gipfel, die alle eine prachtvolle Ausſicht gewähren, vielen Genuß.

Allerdings aber übertrifft alle der Rundblick vom Gipfel des Donnersberges (Milleſchauer Berg). Obwohl wenig über 800 Meter hoch, überragt der ringsum freie Kegel doch alle umliegenden um mehr als 100 Meter und von ſeinem mit Felsſtücken beſäeten, nur mit niederem Strauchwerk überwachſenen Gipfel iſt die ungehemmte Rundſicht von überwältigender Schönheit. Zu dem Beſchauer ragen rings die waldbedeckten Kuppen und Zinnen des Mittelgebirges empor. Darüber hin gegen Südoſten ſchweift der Blick über die flachen Wellen des mittelböhmiſchen Hügellandes bis an die Thürme von Prag, über das weite Elbethal mit dem glitzernden Strome im Oſten und gegen Nordoſten über die weit verſtreuten Kuppen, aus denen der Geltſch, der Glais, die Böſige, die Lauſche und hundert andere hervortreten, bis in die Ferne an die Pyramide des Jeſchken, bis an das Iſergebirge und (bei hellem Tage) die Keſſelkoppe (1434 Meter) im Rieſengebirge. Gegen Norden ſehen wir weit über die Elbberge zu den Höhen des Sandſteingebirges, gegen Nordweſten über die geſegneten, lachenden Gefilde des weiten Teplitzer Thales nach dem Gebirgswall des Erzgebirges vom Tetſchner Schneeberg bis zum Keilberg. Gegen Süden und Südweſten über das Egerthal zum Žbanwald und an die dunkle Maſſe des Duppauer Gebirges.

Tauſende und aber Tauſende ſtrömen jährlich herzu, hier oben, wo für wohnliche Unterkunft und gute Verpflegung geſorgt iſt, den wunderbaren Ausblick und das erhabene

Schauspiel eines Sonnenaufganges zu genießen. Weit seltener sucht ein Wanderer den Radelstein auf, dessen Gipfel einen Steilwall als letzte Spur eines unbekannten, verschollenen Volksstammes trägt, der in vorgeschichtlicher Zeit Böhmen bewohnte. Auch von dieser Höhe bietet sich eine weite Fernsicht nach Osten und Süden dar. Am südöstlichen Fuße des Berges breitet sich um die Dörfer Trzibitz, Skalken und Podsedit das böhmische Granatenland aus. Dort wird in ziemlich einfacher Weise der lockere Gebirgsschutt unter den Äckern hervorgeholt und daraus der Pyrop, der geschätzte böhmische Granat, in losen Körnern ausgewaschen.



Blick von der Rosenburg.

Wir wenden uns vom Mittelgebirge hinab nach Bilin. Die von einem stattlichen Schlosse überragte kleine Stadt, deren Geschichte bis ins graue Alterthum zurückreicht, liegt am Fuße des fernhin sichtbaren Borschen in einer Weitung des Bielathals. Der wunderbare Phonolithfelsen, dessen Umrisse aus der Ferne betrachtet dem Bilde eines ruhenden Löwen ähnlich sehen, erhebt sein aus mächtigen Pfeilern gebildetes Haupt über dem freundlichen Thale der Biela, gegenüber dem in einem schattenreichen Parke gelegenen weltberühmten Sauerbrunn, dessen stattliches Curhaus dringlich zu verweilen einladet.

Die Biela entsteht aus den Abzugsgräben des seit 1831 trocken gelegten Kommerner See's, der sich etwa fünf Kilometer westlich von Brüx bis an den Fuß des Erzgebirges ausdehnte und an dessen Stelle sich nun weite Wiesenstrecken ausbreiten. Gleich von ihrem Ursprung hält sie sich längs der Reihe von Kegelbergen, welche mit dem Brüxer

Schloßberg (411 Meter) beginnen und mit dem Borschen endigen, fließt von Bilin den Nordfuß des Mittelgebirges entlang nach Türmitz und ergießt sich bei Aussig in die Elbe. Ihr anfangs schmuckloses Thal wird bei Bilin landschaftlich gefälliger und hat in seinem weiteren Verlaufe recht malerische Stellen. Etwa fünf Kilometer von Türmitz aufwärts liegt das Dorf Stadit̃z im Bielathal. Ein Denkstein, ein Pflug auf hohem Steinsockel, erinnert daran, daß Přemysl, der Gemal der Libuša, der Stammvater des böhmischen Königsgeschlechtes der Přemysliden, zu Stadit̃z gewohnt hat und von dort, wie die Sage erzählt, vom Pfluge, den er selbst lenkte, hinweg auf den Fürstenstuhl von Böhmen berufen worden sein soll.

Bei der kleinen Stadt Türmitz betreten wir das große Braunkohlengebiet, das sich von hier zwischen dem Mittel- und Erzgebirge bis nach Komotau hinaufzieht. Das anfangs schmale Thal erweitert sich bald zur breiten Ebene, deren östlicher Theil wiederholt die Wahlstatt blutiger Schlachten war. Jetzt blühen auf dem weiten Blachfeld allenthalben die Werke des Friedens. Wer von der Rosenburg bei Graupen hinübersieht gegen die Höhen des Mittelgebirges, zu dessen Füßen ragen zahlreiche schlanke Essen über die weite Ebene zerstreut empor, die hier zu einem großen Braunkohlenwerk, dort zu einer Fabriksanlage gehören. Dicht bevölkerte Ortschaften dehnen sich dazwischen aus, unaufhörlich keuchen Züge vorüber, welche die Braunkohle zur Elbe hinabschaffen. Teplit̃z, das mit der Schwesterstadt Schönau zwischen die Porphyrhügel gebettet ist, aus denen die heilsamen Quellen emporsprudeln, ist rundum von großen Fabriken umgeben, darunter eines der größten Walzwerke von Österreich, und hat infolge dessen den Charakter einer Curstadt zum großen Theile der Schwesterstadt abgetreten. Aber es mußte an seinen Quellen auch erfahren, welch gefährlicher Nachbar ihm im Braunkohlenbergbau erwachsen ist, als 1879 und 1885 infolge großer Wassereinbrüche in den Schachten von Dux die warmen Quellen versanken und mit schwerer Mühe wieder an die Oberfläche der Erde zurückgebracht werden konnten.

Dux und Brüx, welche vor wenigen Jahrzehnten noch kleine stille Landstädte waren, haben ihre Bevölkerungszahl von damals mehr als verdoppelt und sind in die Reihe hervorragender Industrieorte getreten. Dux selbst, der Mittelpunkt des großen Braunkohlenbeckens, zeigt uns aber auch die Schattenseiten der Entwicklung des Bergbaues. Ein feiner nach Bitumen riechender Nebel liegt selbst an sonnigen Tagen über der Gegend und verdichtet sich bei schlechtem Wetter zu einer weißen, die Athmung beschwerenden Luftschichte. Die Lösche, der klare nicht zu verwerthende Abfall der Braunkohle, wird auf die Halde gestürzt; hier entzündet sie sich an der Luft von selbst und entwickelt den qualmenden Rauch, der überall die Luft erfüllt. Hierzu kommt noch, daß die Kohlen in der weiten Bucht zwischen Dux und dem Mittelgebirge sehr seicht unter der Erdoberfläche

liegen. Infolge deſſen werden ſie durch Tagbaue und wenig tiefe Schachtanlagen gewonnen. Ein Tagbau, wie ihn die Dux-Bodenbacher Eiſenbahngeſellſchaft oder die Richard-Hartmann-Schachte betreiben, bietet einen höchſt fremdartigen Anblick. Nur wenige Meter unter Sand und Thon liegt das 20 bis 30 Meter mächtige Flötz, zwiſchen deſſen ſteilen ſchwarzen Wänden ſchauerlich die Tiefe gähnt. Unten durchkreuzen den Boden Schienenwege, auf welchen im regen Verkehr mit Braunkohlen beladene Wagenreihen (Hunde) aus den in das Flötz getriebenen Strecken zum Förderſchacht geſchleppt werden, indeſſen an allen Ecken und Enden Bergleute den freigelegten Theil des Flötzes niederzubrechen bemüht ſind. Dazwiſchen überall Qualm und Rauch; denn die bloßgelegte Braunkohle entzündet ſich ſo ſchnell wie die Löſche, und es bedarf aller Umſicht, größere Brände zu verhüten. Werden aber die Kohlen in Gegenden, wo ſie ſehr ſeicht liegen, durch Schachte unter dem Boden hervorgeholt, da ſinkt nach erfolgtem Abbau die Erdoberfläche nach. Es entſtehen tiefe trichterförmige Erdfälle, Reihen davon ſchließen ſich aneinander, ganze weite Strecken werden hierdurch unzugänglich, und hunderte, ja tauſende Hektar fruchtbares, einſt in ſchönſter Cultur ſtehendes Ackerland liegt als eine wild zerriſſene unwegſame Wüſte zwiſchen Dux und Bilin und ebenſo in anderen Theilen des Beckens, ohne Ausſicht zu bieten, daß es jemals wieder anders werden könnte, vielmehr die Befürchtung wachrufend, daß dieſe durch die ſich ſammelnden Tagwäſſer nach und nach verſumpfenden Gebiete endlich ſelbſt die Geſundheit der Einwohner gefährden dürften. Hier treten Ackerbau und Bergbau, die ſonſt ſo friedlich nebeneinander einhergehen, als erbitterte Feinde auf und führen einen ſteten Kampf, deſſen Ende erſt mit dem Abzug des einen der Gegner, des Bergmanns, nach erfolgtem Abbau der Kohlenflötze eintreten wird.

Das Land zwiſchen der Eger und der Beraun. Das Land zwiſchen der Eger und der Beraun zerfällt in zwei Theile, einen gebirgigen, der zwiſchen dem Oberlauf der Eger und dem von Norden kommenden Zufluß der Mies, dem Amſelbach, in der nordweſtlichen Ecke des Gebietes gelegen iſt, und in einen dem mittelböhmiſchen Hügellande angehörigen, deſſen nördlicher Rand zum Thal der Eger auf ihrem Mittel- und Unterlauf und gegen das Elbe- und Moldauthal hin abfällt. Die Beraun, die bei Pilſen aus dem Zuſammenfluß der Mies, Radbuſa mit der Angel und Uslava entſteht, bildet deſſen ſüdliche Grenze.

Das öſtlich vom Amſelbach gelegene Gebirgsland ſetzt ſich aus dem Duppauer Gebirge, dem Kaiſerwald und dem Tepler Hochland zuſammen. Letztere beiden bilden ein geologiſches wie orographiſches Ganzes, von denen ſich das erſtere nach der einen wie nach der anderen Richtung unterſcheidet, wenn es mit ihnen gleichwohl innig zuſammenhängt.

Das Duppauer Gebirge iſt, wie man aus der Karte, noch beſſer aus einer geologiſch colorirten ſieht, ein Gebirgsſtock, der mit einem faſt kreisförmigen Umriß

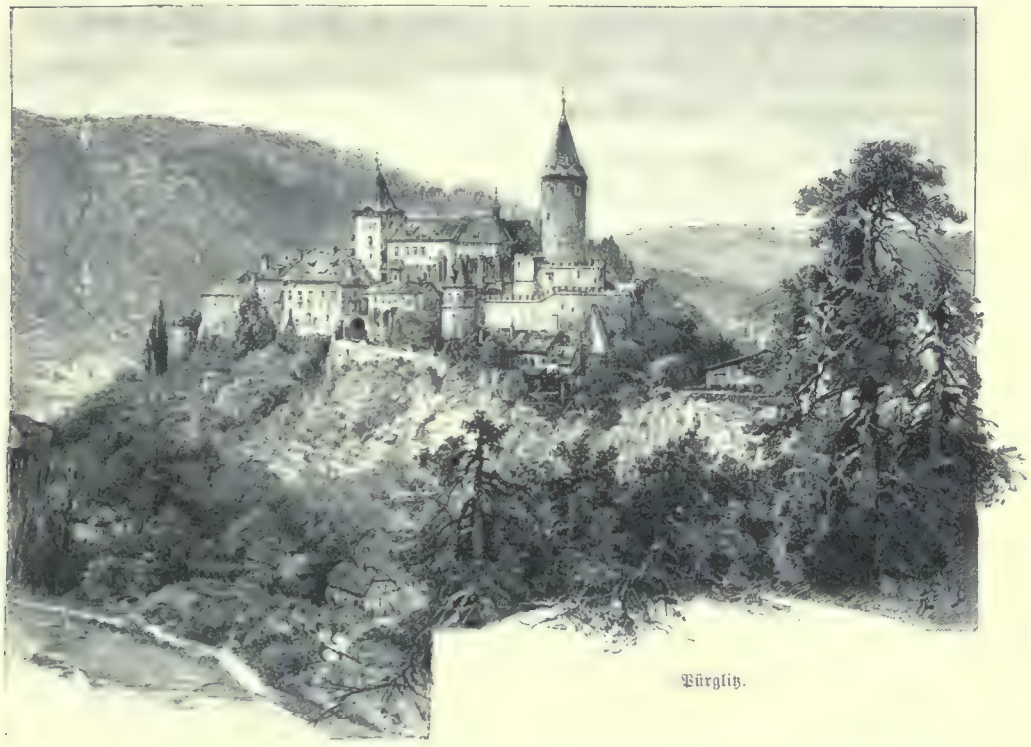
nach Süden und Osten abfällt, sich mit seinem nördlichen Rande an den Fuß des Erzgebirges zwischen Klösterle und Schlackenwerth lagert und im Westen mit dem östlichen Theile des Kaiserwaldes in die engste Berührung tritt. Die Bezeichnung „Gebirgsstock" ist deshalb ganz zutreffend, weil sich in der Mitte des Gebirges die beiden höchsten Punkte, der Burgstadlberg (932 Meter) und der damit durch ein kurzes Joch verbundene Oedschloßberg (925 Meter) erheben, von wo aus nach allen Seiten hin die Thäler strahlenförmig ausstreichen und durch ebenso verlaufende Joche getrennt sind. Hierdurch erhält das Duppauer Gebirge eine auffällige Ähnlichkeit mit dem Cantal im mittleren Frankreich und mit dem Vogelsgebirge in Hessen. Die Ähnlichkeit ist jedoch nur in der äußeren strahligen Gestalt gelegen. Während jenes aus übereinander hingeflossenen Trachyt- und Basaltströmen, letzteres nur aus solchen besteht, ist das Duppauer Gebirge zwar auch aus Basalt aufgebaut, doch breitete sich dieses Gestein in zahlreichen Decken übereinander aus, und erst durch die fortgesetzte Arbeit des vom höchsten Theile nach allen Richtungen abfließenden Wassers wurde das Massiv in jener eigenthümlichen Weise zerschlitzt. Gerade auf der Nordseite des Gebirges, da wo die Eger in der Wotsch zwischen Schlackenwerth und Klösterle das Gebirge eingeschnitten hat, kann man an dem steilen Absturz unter dem Herrgottsstuhl diesen Bau wohl erkennen. Ebenso deutlich zeigen ihn die aus dem Zusammenhang mit dem Gebirge gelösten Höhen um Schönhof und der Burberg (591 Meter) bei Kaaden, der wie eine Festung ringsum steil aufsteigt und nur von einer Seite zugänglich ist, daher schon in vorgeschichtlicher Zeit als sicherer Zufluchtsort aufgesucht wurde und in seinem treppenförmigen Aufbau die Gestaltung des ganzen übrigen Gebirges erkennen läßt.

Das Duppauer Gebirge ist zum größten Theile mit Wald bedeckt und in seinen Thälern wenig bevölkert. Die kleine Stadt Duppau, welche dem Gebirge den Namen gab, liegt in einem tiefen Thal unter dem Oedschloßberg, durch welches der bei Liebotschan in die Eger mündende Aubach fließt.

Gleichwie um das Mittelgebirge, so liegen auch um dieses Gebirge zahlreiche Kuppen verstreut, die man als Ausläufer desselben zu betrachten hat. So die über das Karlsbader Gebirge verstreuten Basalt- und Phonolithkuppen, Engelhaus (713 Meter), Traubenberg (762 Meter), Huretz (814 Meter), selbst der Tschebon bei Theusing (821 Meter), ferner sind hierher die Basaltkuppen um Kaaden und in der Umgebung von Joachimsthal zu rechnen.

Im Westen vom Duppauer Gebirge liegt eine breite nach Norden und Westen steil, nach Süden und Osten ganz gemach verflachende Hochebene, deren nördlicher Rand als Kaiserwald und Karlsbader Gebirge bekannt ist, während der übrige hochgelegene Theil Tepler Hochland, auf seiner westlichen Seite auch Tepler Rang genannt wird. Die nördlichen und nordwestlichen Ränder haben auch ganz das Aussehen

von Gebirgen, sie scheinen geradezu Gegenstücke der ihnen gegenüberliegenden Gebirge, des Erzgebirges und nördlichen Böhmerwaldes zu sein, nicht nur daß ihre steilen Abstürze gleich jenen durch zahlreiche Querthäler gefurcht sind, auch die höchsten Erhebungen, Krudum bei Schlaggenwald (835 Meter), Spitzberg bei Schönfeld (825 Meter), Knock bei Lauterbach (856 Meter), Judenhauberg (987 Meter) und Glatzberg (978 Meter) bei Königswart erheben sich nahe dem nördlichen, beziehungsweise westlichen Rande. Übrigens geht aus den geologischen Verhältnissen dieses Gebirges hervor, daß



Bürglitz.

es sowohl mit dem Erzgebirge als auch mit dem Böhmerwalde ein Ganzes gebildet hat und nur durch den Eintritt von Grabensenkungen an seiner Nord- und Westseite aus dem Zusammenhang gelöst worden ist. Daß aber der vorherrschende Charakter der einer Hochebene ist, geht aus den Wasserscheideverhältnissen deutlich hervor. Außer durch viele kurze Querthäler wird der Nordrand durch drei lange Gründe eingekerbt. Das Zechenthal (Fluthbach) von Elbogen nach Schönfeld, das Lobsthal von Falkenau nach Lauterbach führend, erstrecken sich zwar nur bis auf die höchste Erhebung des Gebirges, das bei Karlsbad mündende Teplthal jedoch zieht sich dreißig Kilometer in fast genau nordsüdlicher Richtung bis nach Tepl und verlegt sohin die Wasserscheide trotz des

aufgeworfenen nördlichen Randes so weit südwärts, daß sie in die Nähe des Schnella-, später Strelabachs und des Neumarkter Bachs, die dem Flußgebiete der Mies, beziehungsweise Beraun angehören, verlegt wird. Der nördliche Theil des Gebirges ist, wie der Name „Kaiserwald" schon andeutet, Waldland. Die Thäler und Gründe haben eine große Ähnlichkeit mit jenen im Erzgebirge, sie bilden die vielgerühmte Umgebung der Curorte, welche am Rande des Gebirges gelegen sind.

Karlsbad am Eingang in das Teplthal, Marienbad auf dem Westabfall im Steinbachthal, Königswart am Fuße der Glatze gelegen, sollen mit den übrigen Curorten an einer anderen Stelle besprochen werden. Die Hochfläche des Gebirges ist rauh und eintönig, gleich dem Nordabfall des Erzgebirges. Haiden, Moore, Waldstrecken und dürftiger Ackerboden wechseln ab. Der einst schwunghaft betriebene Bergbau, welcher die Bergstädte Schlaggenwald, Schönfeld, Lauterbach entstehen ließ und um Plan und anderwärts im Gange war, ist längst eingeschlafen. Schlaggenwald zeigt in seinen alten stattlichen Häusern die deutlichen Spuren einstigen Wohlstandes seiner Bewohner; jetzt bringt sich die Bevölkerung mühsam mit Bewirthschaftung des rauhen Bodens und mit etwas Hausindustrie fort. Gleichwie Preßnitz im Erzgebirge, so ist Petschau im Teplthal der Ausgangspunkt für wandernde Musiker. Das Prämonstratenserstift Tepl, gegründet 1197 von Hroznata von Guttenstein, dessen Grab in der prachtvollen Stiftskirche sich befindet, erhebt sich südwärts von der gleichnamigen Stadt einsam aus der Mitte großer Teiche, welche die Tepl durchfließt. Auch diese klösterliche Ansiedlung ist der Ausgangspunkt der Cultur der Gegend. Die Tepler Äbte des XIII. Jahrhunderts zogen deutsche Ansiedler herbei, welche die vielen auf „grün" und „reut" endigenden Dörfer im Walde gründeten, und riefen den Bergbau ins Leben, der auf Zinn und Silber in diesem Gebirge betrieben wurde. Abt Karl Reitenberger (1779 bis 1827) war der Schöpfer des herrlichen Badeortes Marienbad.

Noch heute aber breiten sich über den größten Theil des südlichen Abfalls des Tepler Hochlandes weitgedehnte Waldungen aus, die nur im Umkreis der einzelnen Siedelungen gelichtet sind und bis an die Niederungen der Mies und über diese hinaus bis in die Gegend von Pilsen an die Beraun reichen, wo sie an das mittelböhmische Waldgebiet anschließen. Die ausgedehnten Waldungen des ehemaligen Cistercienser-Stiftes Plasz und die zu Burg Pürglitz gehörigen Wälder, sowie der bis an die Gehänge des Egerthals zwischen Saaz und Laun herabreichende Žbanwald reihen sich hier aneinander. Von Norden her dringen gegen sie die in hoher Cultur gehaltenen Gebiete des Ackerbaues vor, so das vom Saazer Land gegen Süden gelegene Goldbachland um Podersam, Rudig, Flöhau, Kriegern, Jechnitz, das Gebiet um Kolleschowitz und die alte Kreisstadt Rakonitz, gleich dem vorgenannten noch zum böhmischen Hopfenland gehörig.

Jenseits des Žbanwaldes bis zum Thal der Eger, Elbe und Moldau breiten sich die fruchtbaren Gefilde des ehemaligen Schlaner Kreises aus, über deren endlose Flächen man auf der Prag-Duxer Bahn von Prag bis Wrbno blickt. Wie die zahlreichen großen Zuckerfabriken deutlich verkündigen, ist dies das Hauptgebiet der böhmischen Zuckerindustrie. Aber nicht nur die Oberfläche der Gegend um die Stadt Schlan ist, wenn auch landschaftlich nicht besonders schön ausgestattet, ein gesegnetes Stück Erde; sie birgt auch in der Tiefe bedeutende Schätze. Hier breitet sich zwischen der Moldau, Elbe und Eger einerseits, Unhoscht und dem Goldbachthal anderseits das rund 1700 Quadratkilometer große Kladno-Rakonitzer Steinkohlenbecken aus, die größte Steinkohlenablagerung Böhmens, deren Hauptflötz 6 bis 12 Meter Mächtigkeit erreicht. Der Reisende, welcher mit der Prag-Duxer oder Buštěhrader Bahn das Gebiet berührt, hat allerdings wenig Gelegenheit, auf die Bedeutsamkeit desselben aufmerksam zu werden, da nur die einzeln auf der Ebene verstreuten Schachtanlagen etwas davon verrathen. Aber ein Besuch der Bergstadt Kladno, die allerdings etwas abseits vom gewöhnlichen Verkehrswege liegt, würde ihn anders belehren. Kladno ist infolge seiner Lage in der Mitte des Beckens der Hauptsitz der in hoher Blüte stehenden böhmischen Eisenindustrie, von deren Bedeutung die ausgedehnten Werksanlagen, Hochöfen, Gießereien und Maschinenfabriken, die hier aneinander gereiht sind, eine Vorstellung zu geben vermögen.

Nordostböhmen.

Kein anderer Theil des Böhmerlandes läßt sich mit der Mannigfaltigkeit des nordöstlichen Böhmens vergleichen. Ebenen und Gebirge, Kegel und Kuppen aller Art und Größe, langgestreckte Höhenzüge und Kämme, mächtige Gebirgsknoten, zerklüftete Sandsteinwelten, Thäler, Schluchten, Rinnen und Gründe begegnen dem Besucher dieser gesegneten Landschaften. Von Urgebirgen findet sich eines bei Rumburg und Hainspach, mächtiger sind der Jeschken, das Isergebirge und der böhmische Kamm zwischen Nachod und Landskron, am gewaltigsten aber ist das Riesengebirge. Auf Hunderten von Kegeln und Kuppen stehen die feuergeborenen Basalte und Phonolithe zu Tage. Weit verbreitet sind die grotesken und bizarren Formen der Sandsteingebirge. Sie erinnern an die abenteuerlichen Gestalten der Zopfzeit-Bildnerei, wogegen die Kegel und Säulen des Mittelgebirges an die mächtigen Säulen und Spitzbogen der Gothik mahnen. Im Isergebirge finden wir ein Seitenstück zu den wenig gegliederten, aber massigen Bauten der Jesuiten. Der Jeschken und das Riesengebirge sind von jeher mächtigen Domen mit gewaltigen Kuppeln verglichen worden. Endlich an der Adler begegnen uns bewaldete Gebirgszüge, welche unwillkürlich an eine mit Grün geschmückte Zeltstadt aus fernen Landen erinnern. Nur nebenbei sei bemerkt, daß man in unserem Gebiete auch den tiefsten und den höchsten

Punkt Böhmens findet, ersteren im Elbeniveau (113 Meter) an der Landesgrenze bei Herrnskretschen, letzteren auf der Schneekoppe (1603 Meter).

Hierzulande gedeiht an den felsigen Geländen des Elbe-Ufers ein kräftiger Wein, hier wächst einer der vorzüglichsten Hopfen der Welt, hier sind die Fluren mit Weizen gesegnet oder mit Raps und Rübe bedeckt, und mitten in den Feldern grünen, blühen und tragen die Edelobstbäume. Aber in hohen Lagen wuchert auch die Kniekiefer neben jenen Kräutern, die nur im Gebirge gedeihen. Saftige Wiesen, immergrüne Forste erquicken das Auge. Üppigkeit und Frische der Vegetation machen das Land lachend und reich. Minder ergiebig scheint hier das Innere der Erde zu sein. Der Bergbau auf Edelerz gehört meist der Geschichte an, ebenso die Vitriolwerke, welche einst im Aupathal bestanden. Von der einstigen Goldwäscherei erzählen nur noch Sagen und Ortsnamen, und ähnlich verhält es sich mit vielen Eisenhämmern. Ein viel genanntes Kohlenbergwerk gibt es bei Salesel, weit ansehnlichere bei Schatzlar und Schwadowitz. Die Braunkohle bei Freudenhain war für praktische Zwecke nahezu unverwendbar, dagegen ungemein reich an Versteinerungen. Wohl gibt es einige Gesundbrunnen und Bäder, so in Liebwerda, Wurzelsdorf, Johannisbad, Forstbad, Kukus, Gradlitz, Bielohrad, Klokočka, Kottowitz, Geweihtenbrunn, auch die Kaltwasserheilanstalten Geltschbad und Wartenberg, dennoch ist das nordwestliche Böhmen durch die Bedeutung, den Ruf und Besuch seiner Heilbäder weit überlegen.

Sehr besucht sind in unserem Gebiete die Sommerfrischen, besonders an der Elbe, in der böhmischen Schweiz, im Iser- und Riesengebirge, so daß man schon vor Jahren den Gedanken aussprechen konnte, Nordböhmen eigne sich zu einer einzigen ungeheueren Sommerfrische für das nördliche Mitteleuropa. Der Ruf von Dittersbach ist älter als ein halbes Jahrhundert. Gut bekannt sind Tetschen, Großpriesen, Bürgstein, namentlich aber Spindelmühle, welches als eine reizende Idylle alpinen Charakters bezeichnet werden kann und in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Das böhmische Mittelgebirge, der Jeschken, das Isergebirge sind von Sommerfrischlern und Naturfreunden viel besucht, noch weit mehr aber das Riesengebirge und die Sandsteingebiete an der Elbe, bei Adersbach und Wekelsdorf, wie auch bei Großskal und Kleinskal. Unmöglich ist es, die zahlreichen Aussichtspunkte in den Gebirgen namhaft zu machen oder auch nur die namhafteren zu nennen, von denen viele mit Aussichtsthürmen, Schutzhütten und Bergschänken oder Berghotels versehen sind. Das Naturbild, welches der Wanderer genießt, wechselt oft von Schritt zu Schritt. Und nicht blos das Auge erquickt sich, auch der Geist wird durch die Erinnerungen vergangener Zeiten angeregt. Ruinen, wie Bösig, Schreckenstein, Tollenstein, Trosky, Michelsberg, Helfenburg, findet man in großer Zahl, aber auch prächtige Schlösser, wie Friedland, Nachod, Reichstadt, Ploschkowitz, Großskal. Manche Adelsschlösser sind auch berühmt durch ihre Gärten, wie Tetschen und Sichrow.

Zahlreiche Straßen erleichtern den Verkehr und vermitteln den bequemen Genuß der Landschaft. Auch ist das Land überall von Bahnen durchschnitten, von denen fast jede ihr Tunnel hat oder durch tiefe Einschnitte, kühne Brücken, auffällige Krümmungen und Serpentinen, Hochdämme und Viaducte dem Reisenden eine willkommene Abwechslung bietet. Ja am Fuße der Sudeten schlängelt sich die Eisenbahn um das Gebirge gleich einer Guirlande, welche, in Wichstadtl, Nachod, Parschnitz, Trautenau, Pelsdorf, Semil und Reichenberg festgeheftet, die Ranken und Ausläufer ihres Schienenstranges theils durch altbekannte Gebirgspässe nach Schlesien entsendet, theils in Freiheit, Hohenelbe, Tannwald und Gablonz endigen läßt.

Ein arbeitsames Volk müht sich in diesem herrlichen Lande theils auf den weiten Feldfluren, theils in der Hausindustrie und in den Fabriken um seinen Lebensunterhalt. Im Flachlande, wo der Mensch unmittelbar um den Ertrag der Erde wirbt, lebt er auch einen größeren Theil des Jahres im Freien. Je näher aber dem Gebirge, desto mehr ziehen sich die Menschen bei der Arbeit hinter die vier Wände zurück, desto näher rücken sie in den Häusern und Fabriken zusammen. Überall rasselt daher hinter den kleinen Fenstern der graubedachten Holzhütten der Webstuhl oder es saust die Drehbank oder es klappert die Walke um die Wette mit der Wirkmaschine und dem ächzenden Schleifzeuge. Und überall, wo es ein Wässerlein gibt, rauscht dort die Turbine oder qualmt der Schlot, und in den weiten Arbeitsräumen ächzen die nimmermüden Maschinen im Dienste der Industrie. Hier gestalten sich die Märchenwunder des Glases, hier arbeitet Spindel und Webstuhl, hier wird das Holz geflochten und gewebt oder geschnitzt, geschnitten und gedrechselt oder zu Papierstoff zerfasert. Auch der Stein wird gesägt, geschliffen und geschnitten, daß er wie ein Stern glänzt. In der ebeneren Landschaft aber, da ragen und qualmen die Schlote gewaltiger Bauten, in denen das Getreide vermahlen oder der erdgeborene Zucker verkocht und ausgegohren wird.

Und sonderbar, die Dörfer im Flachlande sind zwar klein und menschenarm, aber die Häuser selbst stehen doch eng beisammen. Dagegen in den Thälern und an den Hängen der Gebirge liegen die Wohnungen zerstreut, meist den Bach oder die Au entlang, ein jedes Haus die Stirn nach einer anderen Weltgegend gekehrt. Und doch sind hier die Dorfschaften groß und volkreich, die Gebäude oft sehr ansehnlich, so daß der Fremde eher in Städte als in Dörfer zu kommen glaubt. Im Hochgebirge endlich sind die Bauten ganz vereinsamt, und selbst wenn sie zu Dorfschaften gehören, sind sie doch weit über die grünen Berglehnen verstreut.

Der nördlichste Theil von Böhmen führt den Namen Niederland. Dasselbe umfaßt die Bezirkshauptmannschaften Rumburg und Schluckenau und reicht im Süden bis zur Kreuzbuche (535 Meter). In der Nähe ragt der Kaltenberg (731 Meter) wie ein

gewaltiger Wächter zwischen dem Niederlande und der Böhmisch-Kamnitzer Landschaft. Noch höher ragt östlich davon der Tannenberg (770 Meter) mit seinem steinernen Aussichtsthurm. Im Nordwesten, Norden und Osten ist das Niederland von sächsischen Gebieten umschlossen. Die Landesgrenze, welche sich im Zickzack herumzieht und drei große Contrebogen beschreibt, wird von so zahlreichen Straßen gekreuzt, wie wohl kaum eine andere Reichsgrenze der Monarchie, denn von Herrnskretschen bis zum Spitzberge bei Spittelgrund gibt es nicht weniger als 15 Straßenübergänge, wovon die meisten auf das Niederland entfallen. Als Grenzgewässer dienen der Weißbach, der Wölmsbach, der Spreebach. Wichtigere Grenzberge sind der Wachberg (Schweizerkrone), der Raupenberg, der Joachimsberg, der Neu-Grafenwalder- (476 Meter) und der Warnsdorfer-Spitzberg (539 Meter). Unter den Städten Böhmens liegt Schluckenau am nördlichsten, unter den Dörfern aber Hilgersdorf und Fugau.

Der Name Niederland darf nicht etwa zu dem Glauben verleiten, als ob es sich um ein flaches, niedriges Land handle, denn der größte Theil des Gebietes erreicht eine Höhe von 400 bis 500 Meter. Zwischen Rumburg, Schluckenau und Hainspach finden wir ein von Basaltkegeln überragtes Hügelland, welches als Granit- oder Urgebirge zu bezeichnen ist. Der südliche Theil des Niederlandes reicht bereits in das Elbesandstein- und böhmische Mittelgebirge hinein. Unter den zahlreichen Höhen, von denen viele durch herrliche Aussicht berühmt, theilweise auch durch Aussichtsthürme ausgezeichnet sind, verdienen besondere Beachtung der Wolfsberg (588 Meter) bei Gärten, der sagenreiche Botzen (541 Meter) mit seinem Steinwall, der Pirsken (605 Meter), der Rauchberg (511 Meter), der Frichtberg (534 Meter), das Steingeschütte (580 Meter), der Tanzplan (596 Meter) und der mit einer Burgruine gekrönte, von Sagen verherrlichte, von Fremden viel besuchte Tollenstein (667 Meter). Unter den weniger hohen, aber doch gerühmten Aussichtspunkten ist zu nennen der Jüttelberg bei Königswalde. Schöne Aussicht und religiöse Bedeutung besitzen der Annaberg bei Lobendau und verschiedene Kreuzberge, darunter der bei Schluckenau und der bei Georgenthal. Auch der Pickelstein bei Kreibitz und die Wackelsteine bei Zeidler und Schönau mögen genannt sein. Als Ausflugsorte gelten Kleinsemmering (Schönfeld), das Jagdschloß Sternberg bei Zeidler, Karlsthal bei Schluckenau, Weidmannsheil bei Georgswalde und viele andere. Ehedem gab es auch bei Lobendau und Einsiedel sehr beliebte Waldbelustigungen.

Wohl haben die Gewässer in das Hochland Mulden und Senkungen eingerissen, dennoch liegen die Städte und Hauptorte meist ziemlich hoch über der See: am tiefsten Warnsdorf (333 Meter), Kreibitz, Schönau, Georgswalde, Königswalde und Rumburg, höher Zeidler, Nixdorf, Schönlinde, Georgenthal und Schnauhübel, am höchsten unter den bedeutenderen Ortschaften Wolfsberg und Schönborn (518 Meter). Bei solcher Hochlage

iſt es begreiflich, wenn das Klima rauh, der Boden kalt, die Ernte ſpät, das Obſt ſpärlich iſt. Weichſelkirſchen findet man noch im September, aber ungewöhnlich klein. Ja, ſogar die Kniekiefer wächſt auf dem Töppelberge (421 Meter) und dem Ziegenrücken (442 Meter) zwiſchen Rumburg und Georgswalde. Dagegen iſt das Gras üppig und würzig, die

Die Grundmühle im Kamnitzbachthale.

Viehzucht liefert ſtaunenswerthen Butterertrag. Das Getreide wurde durch Jahrhunderte großentheils aus dem „Lande“ eingeführt, meiſt auf dem Umwege über Schandau, wofür es ehedem eigene Verträge gab.

Die Straßen, welche ungemein zahlreich und wohlgepflegt ſind, werden gewöhnlich von Ebereſchen umſäumt. Sehr gefeiert iſt die weiße Straße, welche von Einſiedel und

Lobendau über Hainspach, Schönau und Schluckenau nach Georgswalde führt. Merkwürdig wegen ihrer Steigungen ist die alte Kaiserstraße, welche von Rumburg über die Höhe von Schönborn in die Gründ'sche Senke abfällt und dann über Innozenzidorf wieder ansteigt, bis sie bei dem Fünfkirchenstein, nicht weit von Antonienhöhe (557 Meter), die Wasserscheide und zugleich die Grenze des Bezirkes und Niederlandes erreicht.

Außer den Straßen wird das Niederland auch von mehreren Schienensträngen der böhmischen Nordbahn durchzogen, wobei dem Reisenden oft ungemein reizende Blicke gewährt sind, besonders zwischen den Stationen Tannenberg und Kreibitz-Neudörfel.

Unter den Teichen sind der Slawatateich bei Hainspach, der Boxteich bei Schluckenau und der Bernsdorfer Teich durch Lage und Sage ausgezeichnet. Letzterer ist unter allen der größte. In Bezug auf die Hochlage (449 Meter) wird er noch vom Lichtenberger Teiche (490 Meter) übertroffen.

Die fließenden Gewässer, welche theils der Oder, theils der Elbe zueilen, bilden wichtige Wasserscheiden, so daß es Häuser gibt, bei denen die eine Dachrinne der Nordsee, die andere der Ostsee wasserpflichtig ist. Zu den Hauptgewässern des Nordseegebietes gehört der Kreibitzbach mit dem Daubitzbach, der Kirnischtbach mit dem Wolfsbach, Zeidlerwasser und Weißbach, dann der Lachsbach und der Koschelbach. Die Mandau mit ihren Nebengewässern, worunter die Lausche (Lausur) am wichtigsten ist, gehört zu den Ostseegewässern oder Oderzuflüssen. An der Mandau, welche bei Alt-Ehrenberg entspringt, liegt Rumburg, das durch Leinwandhandel, Teppichweberei und Drechslerei einen Namen hat, ferner Warnsdorf, das nicht mit Unehren als nordböhmisches Manchester bezeichnet wird und auch als Hauptpflegestätte des nordböhmischen Humors gilt. An der Mandau wurde ehedem Goldwäscherei getrieben, bei Georgenthal aber gab es vormals auch ein Silber-, sowie bei Schluckenau ein Kupferbergwerk. Am Lauschebach liegt Niedergrund, an welches thalaufwärts Obergrund sich anschließt. Der Kreibitzbach bespült die Stadt Kreibitz, an welches Ober- und Niederkreibitz sich anreihen. Am Kirnischtbach liegen Schönlinde, das durch Zwirnerzeugung einen alten Ruf besitzt, Schönbüchel und Khaa, wo das romantische Khaathal seinen Anfang nimmt. Zum Wassergebiete der Kirnischt gehört auch das durch Wirkwaaren bekannte Zeidler. Im Gebiete des Lachsbaches liegen Nixdorf und Hainspach. Am Silberbach, der in den Koschelbach fällt, ein Nebengewässer der Spree, liegt Schluckenau und in der Nähe Kaiserswalde und Königswalde. Nicht weit vom Spreeborn, der bereits in Sachsen zu suchen ist, betreibt Georgswalde die Erzeugung der weltberühmten Rumburger Leinwand. In der Nähe liegt, unmittelbar an der Grenze, Philippsdorf mit einer vielbesuchten Wallfahrtskirche.

Das Niederland gehört zu den bevölkertsten und industriereichsten Landstrichen Österreichs. Hier leben 112.923 Einwohner, so daß 318 Bewohner auf dem Quadrat-

kilometer seßhaft sind. Auch scherzt man nicht selten, daß ein Wandersmann von Schandau an der Elbe quer durch das Niederland bis in die alte Sechsstadt Zittau gehen kann, ohne aus den Häusern heraus zu kommen, da Dorf an Dorf, Gemeinde an Gemeinde schließt. Sehr schöne Häuser gibt es nicht blos in den Städten, wo die Hielle'sche Villa zu Schönlinde besonders gerühmt wird, auch in den Dörfern findet man sehr freundliche und wohnliche Holzhäuser, deren Giebel häufig mit Schiefer überkleidet und vielfach verziert sind. Wegen ihrer Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ist die Bevölkerung des Niederlandes seit langer Zeit berühmt. In vielen Ortschaften findet man die verschiedenartigsten Erwerbszweige dicht nebeneinander.

Vor Zeiten führte das Niederland den Namen Schleinitzer Ländchen. Noch früher war es ein Eigenthum der Herren Berka von Dauba und Leipa, auf welche die jetzt noch übliche Jagd auf den wilden Mann zurückgeführt wird. Besonders auffällig ist es, daß das Niederland bis in die Zeit der Schwedenkriege zwischen der Prager und Meißner Diöceſe getheilt und insbesondere unter die benachbarten „Stühle" der Lausitz seltsam zerstückelt und zerrissen war. Nicht mit Unrecht vermuthet man in dieser Eigenartigkeit der Pfarrsprengelvertheilung die letzten Spuren der ursprünglich von verschiedenen Seiten hereindrängenden Colonisation des Niederlandes. Die Bevölkerung des Niederlandes gilt als streng katholisch, doch gibt es auch ein evangelisches Bethaus in Rumburg und eine altkatholische Kirche in Warnsdorf.

Zwischen dem Niederlande und der Elbe liegt das Elbesandsteingebirge. Zwischen dem Lausitzer Granit und dem Quader konnte bei Sternberg, am Maschkenberge bei Khaa und bei Neudaubitz die Juraformation mit ihren zahlreichen Versteinerungen nachgewiesen werden. Im Westen fand man bei Niedergrund an der Elbe Granit und Thonschiefer zum Zeugniß, welch älteres Gestein vom Dresdener Elbethalgebirge unter dem Quader bis in die Lausitz streicht. Die Nordgrenze für unser Gebiet ist die Landesgrenze. Dieselbe wird zum Theil von der Kirnitzscht gebildet, deren felsiges, wohlbewaldetes, wildromantisches Thal bei der oberen Schleuse eine beliebte Kahnfahrt gestattet. Am unsichersten ist die Grenze des Quadersandsteingebirges gegen Süden, was nicht auffallen darf, weil der Sandstein auch jenseits des Mittelgebirges bei Dauba, bei Bürgstein, bei Kummer, bei Schwabitz, bei Münchengrätz sich fortsetzt und selbst noch im fernen Osten des Landes bei Adersbach und Wekelsdorf vielbewunderte Felsenstädte bildet. Dennoch kann beiläufig angenommen werden, daß die Südgrenze des Quaders von Tetschen über Güntersdorf und Böhmisch-Kamnitz gegen Kreibitz streicht, wiewohl bei Markersdorf, bei Hillemühl, ja selbst bei Steinschönau der Sandstein noch in hohen Wänden gefunden wird.

Das Sandsteingebirge war ursprünglich ein Plateau, wovon noch jetzt große Scheiben und Ebenheiten vorhanden sind, so die Platten von Binsdorf, von Khaa und

Sternberg oder im Kleinen die Jonsbächer Haide, aber durch die Bäche und Wasseradern sind tiefe Gründe eingerissen worden, die sich selbst zu Thälern und unregelmäßigen Thalkesseln erweitert haben. Die Thalränder sind mehr oder weniger felsig und zeigen uns oft die bizarrsten Formen, die der verwitternde, zerbröckelnde, auf allen Seiten von Luft und Wasser benagte Fels anzunehmen vermochte. Noch steiler, schroffer und grotesker sind die Leiten und Gehänge in jenen Gründen, in welchen sie von keinerlei Seitenzuflüssen benagt und zerklüftet wurden, so daß sich die Wände fast senkrecht zu Seiten der schmalen Thalsohle erheben, wie es im Kamnitzthal oberhalb und unterhalb der Grundmühle, besonders aber in der Edmundsklamm, jedoch auch anderwärts im Gebiete beobachtet werden kann.

Über die Ebenheiten ragen noch vulkanische Bergkegel, wodurch die Landschaft, die ohnehin sehr reich an merkwürdigen Höckern, Leisten, Löchern, Furchen, Höhlungen, Sturzfelsen, sowie an phantastischen Gebilden aller Art genannt werden muß, an Naturreiz noch viel gewinnt. Solche Kegel und Erhebungen sind der Hutenberg (467 Meter), der Nottenberg (479 Meter), der Arnsberg (424 Meter). Bedeutender ist, wenn wir vom bereits erwähnten Kaltenberg (731 Meter) absehen, durch Gestalt und Lage der Rosenberg (616 Meter), welcher sich auf der breiten, fast eine Quadratmeile sich ausdehnenden Binsdorfer Platte noch über dritthalbhundert Meter majestätisch erhebt. Natur und Sage haben diesen Berg verherrlicht, die Götter sollen ihn bewohnt haben, Schriftsteller und Dichter — unter ihnen Th. Körner — haben ihn fast verklärt.

Durch den ziemlich wilden Kamnitzbach, der unfern des Waldsteinteiches bei Falkenau seinen Ursprung hat und bei Herrnskretschen in die Elbe fällt, in deren hellerer Flut sein dunkles Gewässer zu Zeiten eine Art Platanenblatt zu bilden scheint, zerfällt das Sandsteinland in zwei Hälften. Links des Kamnitzbaches zieht sich bis hart an die Elbe ein fast ununterbrochenes Hochland, außer vom Rosenberge nur hier und da von flachen oder unbedeutenden Hügeln überragt, unter denen der Heinhübel, der Rosendorfer Hutberg, der Poppenberg und vielleicht auch der Rechenberg und der Vogelberg zu nennen sind. Über der Elbe erhebt sich die steile und an schönen Aussichtspunkten reiche Elbekante zu einer Höhe von 292 Meter (Leopoldshöhe) bis 430 Meter (Rosenkamm). In diesem Hochlande haben nur unbedeutende Wässerchen sich Bahn gebrochen, so der Goldbach, welcher sein Wasser aus dem Ohlischer Teiche durch das romantische Goldbachthal nach Jonsbach führt, dann der Laubebach, dessen Quelle die Tetschner Wasserleitung speist, und die Dürrkamnitz, an welcher einst eine bei den Naturfreunden sehr beliebte Mühle klapperte.

Viel reicher gegliedert ist das Sandsteinland am rechten Ufer des Kamnitzbachs. Vier Gewässer streben hier dem Kamnitzbach zu, nämlich der Weißbach, der Kreibitzbach,

welcher aus dem Kreibitzer Becken kommt, wo er oft große Überschwemmungen verursacht, sich dann mit dem Daubitzbach verbindet und über Schemmel gegen Windisch-Kamnitz durch ein reizendes Thal sich windet, ferner das Dittersbacher Wasser, welches bei der Grundmühle mündet, und endlich die Dürre Biele. Besonderen Reiz bietet das Thal des Kamnitzbaches selber. Dieser windet sich von Böhmisch-Kamnitz durch die Rabsteiner Schweiz nach Jonsbach, wo das Weißbachthal und das Goldbachthal einmünden

Böhmisch-Kamnitz.

und im Verein mit Wäldchen von Laub- und Nadelholz der Ortschaft einen wirklich seltenen Reiz verleihen. In Windisch-Kamnitz, einem Dorfe, welches früher durch Garnbleicherei sich hervorthat, beginnt eine herrliche Kahnfahrt bis zur Grundmühle. Die schwarze Teufe und die Dostwand gelten hier als die bedeutendsten Punkte. Oberhalb der wegen ihrer idyllischen Lage gerühmten und von Touristen vielbesuchten Grundmühle liegt der kleine Oybin, ein festungsähnlicher Riesenfelsen; unterhalb der Mühle aber liegt die Hölle, hinter welcher die Welt oder wenigstens der Weg zu enden scheint. Denn weiter bachab ist ein großer Theil des Grundes nur für Flößer und Schwimmer besuchbar.

Dagegen gähnt näher bei Herrnskretschen die wildromantische Edmundsklamm, welche nur auf Kähnen besucht werden kann und von gewaltigen Uferfelsen eingefriedet ist. Die Edmundsklamm ist sammt dem Edmundsgrunde mit ihren Naturschönheiten alljährlich für Tausende ein beliebtes Wanderziel; schon im ersten Sommer nach der Erschließung wurde das Felsenthal von mehr als 80.000 Personen besucht.

Das idyllisch-romantisch gelegene Herrnskretschen, welches leider durch Überschwemmungen, aber auch durch Felsenstürze nicht selten heimgesucht wird, bildet für die Naturfreunde den Ausgangspunkt zahlreicher Fahrten zu Wasser und zu Lande und gehört zu den besuchtesten Sommerzielen in der böhmisch-sächsischen Schweiz. Nicht weit von Herrnskretschen mündet in das Kamnitzthal der Prebischgrund mit den Prebischwänden. Nahe der Landesgrenze ist ein wahres Wunder der Natur zu sehen, das vielbeschriebene und vielbesuchte Prebischthor, ein hoher und breiter, von der Natur selbst über den Abgrund gespannter Brückenbogen. Hier genießt man am Rande eines schauerlichen Abgrundes die herrlichste Aussicht bis in weite Fernen. Wir stehen mitten in einem dichtbewaldeten Gebiete, welches, straßenarm und felsenreich der Grenze zu beiden Seiten vorgelagert, nur von dem schwer überschreitbaren Kamnitzbach durchfurcht, ehedem fast nur von Schmugglern, Wilderern und menschenscheuen Flüchtlingen besucht war. Aber gerade in dieser einst urwilden und fast unzugänglichen, ja selbst von den Kriegsleuten sorgsam gemiedenen Gegend dringen jetzt jeden Sommer die nimmermüden Touristenscharen auf allen Pfaden in das Dunkel der Wälder und Felsklüfte und halten frohen Einzug in den Gasthöfen, die an den besuchtesten Punkten errichtet worden sind. Wiewohl aber die ganze Gegend jetzt stark besucht ist, obwohl Handel und Wandel sich ausgebreitet haben, sind doch die seßhaften Bewohner noch immer ziemlich dünn gesäet. Das einsame Reinwiese, das abgelegene Stimmersdorf, das luftighohe Hohenleipa und das idyllische Hinterdittersbach sind so ziemlich die einzigen Ortschaften in dieser Waldeinöde.

Ähnliche Verhältnisse bestanden und bestehen in der Dittersbacher Haide, wie der alte Name dieser Waldwildniß lautete. Erst unter dem Fürsten Rudolph Kinsky begann man die Felsgründe der Wildniß zugänglich zu machen, an den Lehnen wurden Wege emporgeführt und auf den Höhen Schutzhäuschen errichtet, aus denen man, bald windumsungen, bald sturmumbraust, eine liebliche Aussicht genießt. Am berühmtesten unter diesen Höhen ist wohl der originelle Marienfels (427 Meter); auch Wilhelminenwand (437 Meter) und Rudolphstein (480 Meter) sind zu erwähnen. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört ferner die Enge Stiege und die Grazienfichte. Für die alljährlich stattfindende Auerhahnbalz wurde um die Mitte unseres Jahrhunderts ein mit Jagdtrophäen reich ausgestattetes Blockhaus errichtet, die Balzhütte. Im Gegensatz zur sächsischen Schweiz hat man die Dittersbacher Haide schon frühzeitig als Dittersbacher Schweiz oder auch als

böhmiſche Schweiz bezeichnet, ja letzterer Name wurde allmälig auf das ganze hier beſchriebene Sandſteingebiet ausgedehnt und ſelbſt noch weit darüber hinaus.

Schon in alten Zeiten hatten die Böhmerſtraße und die Ohliſcher Waldſtraße einen Ruf, dennoch ſind die regelmäßigen Straßen des Gebietes meiſt jungen Datums. Die bedeutendſte, ehedem vielbefahrene Ärarialſtraße führt von Tetſchen über Güntersdorf und Markersdorf nach Böhmiſch-Kamnitz und von hier über Haſel und die Kreuzbuche nach Kreibitz. Bei dem Güntersdorfer Kreuz genießt man eine der herrlichſten Ausſichten Nordböhmens. Auch die Bahn ſtreift im Weſten und Süden nur den Saum unſeres Gebietes; ebenſo liegen die Städte an der Grenze zwiſchen Sandſtein- und Mittelgebirge, wodurch ſie

Habichtſtein bei Leipa.

freilich an Mannigfaltigkeit der Naturreize ſehr gewinnen. Böhmiſch-Kamnitz, die herrliche Kreuzſtadt, wie ſie nach ihrer Lage genannt wird, iſt reich an Fabriken, beſitzt eine gothiſche Kirche mit einer ſagenreichen Wartenberger Gruft und eine Marienkapelle, welche nicht nur als Wallfahrtskirche, ſondern auch wegen ihrer reichen Ausſchmückung des Beſuches werth iſt. Vor der Stadt lagerten 1778 die Preußen unter General Möllendorf auf der ſogenannten Steinwand, und als im folgenden Jahre (22. September 1779) Joſeph II. die Gegend beſuchte, begann er mit einer Streuhacke, welche er ſich von einer Bäuerin geben ließ, eigenhändig Waldſtreu zu hacken. Von hier reiſte er ſodann über Jonsbach und Windiſch-Kamnitz nach Roſendorf und Herrnskretſchen, von dort über Arnsdorf nach Tetſchen, wo er dem Lienertsmüller wegen ſeiner Verdienſte im Kriege eigenhändig einen goldenen Gnadenpfennig an einem blauen Bande um den Hals hängte.

Das Schloß in Tetschen galt einst als Schlüssel von Böhmen. In anderem Sinne kann nun die Stadt Tetschen mit der Schwesterstadt Bodenbach und dem vielbekannten Umschlagsplatz Laube als ein Schlüsselpunkt bezeichnet werden, als eine Hauptverkehrsstätte, wo die Naturschätze und Kunsterzeugnisse unseres Landes gegen die Waaren fremder Länder umgeschlagen und ausgetauscht werden. Die wunderbare Umgebung bildet gleichsam einen herrlich grünen Kranz um das immer rege Waaren- und Menschengewimmel. Ziemlich hoch (346 Meter) liegt Arnsdorf, ebenso Rosendorf (317 Meter). Auch sonst wäre so manche Ortschaft zu nennen, die durch liebliche Umgebung und mancherlei Sage oder Besonderheit sich auszeichnet, aber die Hauptverkehrspunkte bleiben doch Tetschen und Böhmisch-Kamnitz, Herrnskretschen und Dittersbach, letztere nur für die Touristik, erstere auch für Handel und Industrie.

Wie das Elbesandsteingebiet, so ist auch das südlich desselben gelegene Mittelgebirge eine Augenweide für den Naturfreund. Obwohl nur ein Haufwerk von hohen und niederen Kuppen und Rücken, in deren Anordnung das Auge kaum eine Regel findet, hat es doch durch die Fülle seiner Naturschönheiten das uralte Sprichwort veranlaßt, daß der Leitmeritzer Kreis das Paradies von Böhmen sei. Auch war ja keine Bergform geeigneter zur Anlage von Ritterburgen und Bergkapellen, zur Aufstellung von Kreuzen und Heiligenbildern, sowie zur Errichtung von Aussichtsthürmen als die vulkanische Mittelgebirgsformation. Das Mittelgebirge besteht aus übereinander liegenden, dem Braunkohlensandstein aufgelagerten Basaltdecken, welchen zahlreiche Kegel von Basalt und Klingstein aufgesetzt sind. Diese Gesteine finden sich häufig säulenförmig mit den mannigfaltigsten Säulenstellungen. Berühmt sind die Säulen des Herrenhausberges (595 Meter) und die Klingsteinsäulen am Wüsten Schlosse bei Hillemühl. Der Kugelbasalt zerfällt in Schalen wie eine Zwiebel, was auf dem Mertendorfer Steinberge beobachtet wird. Noch merkwürdiger sind die zahlreichen Eishöhlen und Eislöcher, welche in den Basaltspalten zahlreicher Berge sich finden, besonders bei Kamaik, bei Mertendorf, auf der Kosel und dem Zinkenstein; ebenso die ungemein große Einwirkung vieler Basalte auf die Magnetnadel, welche auf einzelnen Bergen um ganze Quadranten aus ihrer Lage gerissen wird. Der Boden ist als fruchtbar zu bezeichnen, selbst wenn die Äcker mit kleinen Steinen wie besäet sind. Denn die verwitternden Bestandtheile des Basaltes und Phonolithes sind dem Pflanzenwuchs sehr förderlich. Doch sind die Felder an den Lehnen und auf den Rücken der Berge sehr häufig mit Steinmauern umhegt, deren mittelgroßes Gestein auf den Äckern zusammengelesen worden ist. Auf dem Mertendorfer Steinberge gibt es zwischen den Basalttrümmerwällen so kleine Äckerchen, daß sie nicht größer sind als eine Bauernstube, ja bisweilen nur wie ein größerer Tisch. Nie hat ein Pflug solche Äcker durchfurcht, nie ein Pferd dieselben betreten. Alles muß die Hand des Menschen leisten, welcher auch auf dem eigenen Rücken den Dünger in Butten hinaufträgt.

An den Abhängen und Berglehnen sind mitunter weite Strecken mit Basalt- und Klingsteinblöcken bedeckt, und diese Steinfelder zeigen bisweilen eine üppige Vegetation, sind wohl auch von Fichten und Buchen beschattet. Wenn sie aber einmal des spärlichen Bodens, der zwischen und über dem Gestein liegt, beraubt sind, dann bilden sich kahle, unfruchtbare Steinhalden, die der menschliche Fuß nur mit Gefahr betritt. Im Mittelgebirge besteht fast überall große Liebe zum Obstbau. Kaum gibt es irgendwo ein Haus oder Gehöft, das nicht von einem Obstbaumwäldchen umgeben wäre. In den tieferen Lagen, insbesondere auch an der Polzen und dem Absbach, sind die Felder von Baumreihen umsäumt, in der Elbegegend aber sind die Äcker selbst mit Obstbäumen wie besäet. Bedeutender Obsthandel ist die Folge, namentlich auf der Elbe. Doch werden in hohen Lagen selbst die sogenannten Hagebutten gesammelt und als Hetschepetsche marktmäßig verkauft. So soll der Hagebuttenkönig in Zirkowitz alljährlich gegen zwanzig Strich Hagebutten gesammelt und verkauft haben.

Das östliche Mittelgebirge liegt theils am rechten Ufer der Polzen, zum wichtigeren Theile aber zwischen Polzen und Elbe. Doch müssen auch zwischen diesen Flüssen drei Gebirgsgruppen unterschieden werden. In dem Leitmeritzer Gebirge, welches sich von Leitmeritz bis Kleinpriesen zum Leschtiner (Luschken-) Bach und von der Elbe bis zum Pitschkowitzer Bach erstreckt, werden viele herrliche Aussichten bewundert. Nicht weit von der Ruine Schreckenstein erhebt sich die Wostray (585 Meter). Auch der sagenberühmte Hradek (268 Meter) bei Libochowan, der Radobil (398 Meter) bei Leitmeritz, der Deblik (458 Meter) bei Zirkowitz, der Aarhorst (Warhoscht, 640 Meter) bei Kundratitz, der Goldberg, der Kelchberg, die Panna, sowie der kuppenreiche Langeberg werden viel gerühmt und viel besucht, ebenso die Höhen von Schwaden und Großpriesen.

Zwischen dem Ploschkowitzer Thal und dem Bieberbach erstreckt sich ein wellenförmiges Hochland mit tiefen Thälern und vielen, zum Theil grotesken Felswänden. Unter den Höhen ist der Geltschberg (725 Meter) hervorzuheben, von dem man einst glaubte, daß er an Höhe mit dem Milleschauer wetteifern könne, ferner der Thurmberg bei Lewin, auch der ruinengekrönte Littaisch (487 Meter).

Zwischen dem Bieberbach, der Polzen und der Elbe ziehen sich meist langgedehnte Gebirgsrücken, welche in der Kosel (596 Meter) bei Böhmisch-Leipa und in der Kolmerscheibe (440 Meter) bei Tetschen endigen. Über die vierzehn Berge führte ehedem ein beschwerlicher Handelsweg von Böhmisch-Leipa nach Aussig an der Elbe. Unmöglich können hier alle Höhen genannt werden, welche bei den Naturfreunden im größten Ansehen stehen, wie der Zinkenstein (684 Meter), der Krohnhübel (624 Meter), die Hundorfer Beile (598 Meter), der Mertendorfer Hutberg (598 Meter), die Rabensteiner Höhe, der Königsberg. An den Örtelsberg und den Gottesberg knüpfen sich schöne Zwergsagen. Auch die

verſteinerten Heuhaufen bei Reichen und das Erdbeermädchen bei Tichlowitz verdienen Erwähnung, wie auch die Ruine Sperlingſtein und der Jungfernſprung bei Neſchwitz. Das Mittelgebirge iſt bis auf die höchſten Bergrücken wohl bewohnt. Bekanntere Ortſchaften ſind Reichen und die alte Töpferheimat Lewin. In Wernſtadt hat einſt der Herzog von Lauenburg durch eine Dachrinne vor den Schweden ſich gerettet. Auch iſt die durch Kattundruck berühmte Familie Leitenberger von hier ausgegangen.

Südöſtlich vom Mittelgebirge liegt zwiſchen der Elbe und den Kummerbergen das Auſchaer Rothland und das Daubaer Grünland, deren Name vom Roth- und Grünhopfen herrührt, welcher hier in vorzüglicher Qualität gebaut wird. Das Rothland reicht von der Elbe bis zum Wilſchberg (610 Meter) und Ronberg (551 Meter), ſüdlich bis in die Hochebene von Wyſoka und Wtelno. Ganz vorzüglichen Hopfen gibt es bei Auſcha an den Lehnen des Gablowkabachs, namentlich aber iſt die Platte bei Polepp ſehr ertragreich. Vor alter Zeit ein Sumpf, ſpäter eine Hutweide, ſeit Joſeph II. an die Nachbargemeinden vertheilt, iſt die Platte heutigen Tages eine Zierde der Landſchaft und eine Art Goldgrube für die Umgebung. Auch die Gaſtorfer und Ploſchkowitzer Gegend, die Fluren von Libeſchitz, Konojed, Drahobus, Schnedowitz, die Hochebenen von Malſchen, Hrobitſch, Zebus, Brotzen, ſowie die Lehnen der zahlreichen Gründe ſind reich an Rothhopfen.

Ungefähr bei Konojed, Graber, Drum, Sterndorf, Sebitſch, Domaſchitz, Tuhanzl, Strachel, Zebus und Brotzen ſcheidet ſich das Rothland vom Grünland, welches durch große Plateaus mit engen Felſenthälern, pittoresken Schluchten und wildzerriſſenen Sandſteinwänden, ſowie durch ſchmale Thalfurchen ausgezeichnet iſt. Ein wichtiger Theil des Grünlandes, ein von Baſalt- und Klingſteinkegeln maleriſch überragtes Sandſteingebiet heißt auch Daubaer Schweiz. Die Kühgründe, die Nedoweska (456 Meter) und das Gebirge bei Sakſchen verdienen beſondere Erwähnung, ebenſo die Tſchapkeule. Von Norden nach Süden ſtreichen die Thäler von Wobrok, Medonoſt und Kokořin, eines ſchöner und maleriſcher als das andere, ſammt ihren Schluchten und Nebenthälern. In dieſen Gründen bildet der Quader ſteile, oft ſenkrechte Felswände mit mehreren Abſätzen, welche die Thalgehänge mannigfach unterbrechen und viel Abwechslung bieten. Waſſer jedoch führen nur die tiefer eingeſchnittenen Thäler und Gründe, die minder tiefen heißen Trockenthäler und bilden an den Waſſerſcheiden ein ganz zerſchliſſenes Felslabyrinth. Die Bewohner höher gelegener Ortſchaften leiden oft im Sommer und Winter an großem Waſſermangel, weshalb auch die Quellen ſehr geſchätzt, ja religiös verehrt werden, wie der Prokopiborn bei Kortſchen. Beſonders reizend iſt eine kleine Quelle bei Hirſchmantel. Auch gibt es Ziehbrunnen, welche mehr als 120 Ellen tief in den Felſen hinabgetrieben worden ſind.

Bösig.

Von Hirschberg über Habstein nach Neuschloß erstreckt sich eine beckenartige Niederung, welche meist von Teichen und Mooren ausgefüllt ist, in denen seltene Teichpflanzen gefunden werden, darunter die sibirische Goldkolbe. Dieses Gebiet mit seinen Teichen, Mooren, Basalt- und Klingsteinbergen gehört nicht nur landschaftlich zu den reizendsten, sondern auch botanisch zu den reichsten, aber auch zu den am besten durchforschten Gegenden Böhmens. Insbesondere wird Hirschberg zu den landschaftlich bevorzugtesten Städten Böhmens gerechnet. Den Hauptmarkt für das 70 Gemeinden umfassende Grünland bildet Dauba, den Mittelpunkt des Rothlandes bildet die Stadt Auscha. Auch Polepp strebt nach einem Hopfenmarkt. Wie die Platte für das Rothland, so bildet der Auerschitsch bei Hirschberg die größte Hopfenbaufläche für das Grünland, denn die Hirschberger Bürger haben dort über 22.000 Schock Hopfen angebaut. Auch auf dem Hasen- und Panzerfelde wächst Hirschberger Grünhopfen. Es gibt in der Welt kaum eine schönere Fahrt als mit flinken Rossen auf den guten Wegen durch die üppiggrünen Hopfengelände des Grün- und Rothlandes, welche selbst vor den vielgepriesenen Weingeländen manchen Vorzug haben.

Zu den bemerkenswertheren Höhen des Grün- und Rothlandes gehören noch der Geiersberg (434 Meter), der Daubaer Eichberg (395 Meter), der Tachaberg (497 Meter), der Kortschnerberg (463 Meter), die Bornay (443 Meter) am Hirschberger Großteich, Neuland mit einer zweithürmigen Kirche, der Hořidel und der Křemin. Die fruchtbaren Ebenen erreichen meist eine Seehöhe von 250 bis 300 Meter, fallen aber zur Elbe stark ab und geben dort Raum für die berühmten Weinberge bei Melnik, Liboch, Gastorf. Auch die Hochlage der Städte beträgt meist 200 bis 300 Meter. Besonders hoch liegen Bleiswedel (362 Meter), Konojed, Auscha und das Pfarrdorf Pablowitz (343 Meter). Zu den Burgruinen gehören Altperstein (482 Meter), der groteske Habichtstein, die Helfenburg und die Ronburg, welche eine der herrlichsten Aussichten des Leitmeritzer Kreises besitzt, endlich die Neuschlösser Burgengruppe: Chudyhradek, Kikelsburg, Rübenau und Zischkenschloß. Bewohnt und durch herrliche Lage zum Theil ausgezeichnet sind Neuschloß, Neuperstein, Libeschitz, Drum, Sukohrad, Liboch, Schnedowitz, namentlich aber das kaiserliche Schloß Ploschkowitz. Von Städten liegen an der Elbe das weinreiche und altberühmte Melnik, Wegstädtl und Gastorf. Sehr alt und ehedem sehr wichtig waren Habstein, Hohlen, Drum, Bleiswedel, Graber, Libeschitz. Volkreicher ist Mscheno und Weißwasser, welches durch eine Forstschule bekannt ist und auch noch mit Hopfenbau sich befaßt.

Im Hirschberger Becken liegt außer dem Großteich, welcher einst von Kaiser Karl IV. angelegt wurde, noch der Heidemühlteich und bei Habstein der Hirnsnerteich. Viele kleine Teiche wollen wir übergehen; viele wurden auch aufgelassen oder bestehen nur als Sumpfwiesen weiter.

Zwiſchen Thammühl und Kummer liegt das etwa fünf Kilometer breite Kummergebirge. Es iſt ein 340 bis 370 Meter hoher Sandſteinrücken, welcher das Hirſchberger vom Niemes-Leipaer Becken trennt, aber auch von langgezogenen Baſaltklippen und Baſaltkuppen überragt wird. Die Abhänge des Gebirges beſtehen aus ſteilen, 30 bis 40 Meter hohen Wänden. Zu den Höhen gehören der Eichberg (461 Meter) und der Petzberg (453 Meter). Das Kummergebirge iſt ſehr reich an Wald, Wild und Waſſer. Für das letztere geben auch die zahlreichen Teiche in der Nähe beredtes Zeugniß. Im Schatten der Fichten, der Kiefern und der herrlichen Buchen graſen Rehe und Hirſche, in

Einſiedlerſtein (Bürgſtein).

der Laubſtreu wühlen die Eber und im Frühjahr lockt den Jäger der balzende Auerhahn; Kronprinz Rudolph hat hier wiederholt dem Jagdvergnügen gehuldigt.

Südöſtlich vom Gebirge liegt der Große Buchberg (474 Meter) bei Hühnerwaſſer, im Süden ragen die beiden Böſigberge (605 Meter, 577 Meter) mit der mächtigen, hiſtoriſch merkwürdigen Burgruine Böſig. Von hier zieht ſich bis zum Jeſchken die zwei Meter breite Teufelsmauer, ein wahres Naturwunder, von welchem vielerlei Sagen erzählt werden. In der Länge (zehn Kilometer) reicht das Kummergebirge von Straßdorf bis Mückenhan, wo der Langenberg mit ſeinen alten Schanzen, der Kahlſtein (420 Meter), der Kühberg (376 Meter) hervorzuheben ſind. Die Mückenhaner Steine ſind reich an mineraliſchen Einſchlüſſen, welche den größten Mineralienſammlungen zur Zierde gereichen.

Die Gewässer des Hirschberger Beckens vereinigen sich im Hirnsnerteich, dessen beide Schlucken durch viele Sagen berühmt sind, mit dem Wasser des seinen Namen vielfach wechselnden Bieberbachs, der von Biebersdorf kommt, bei der Teufelsmühle unweit Wernstadt eine kleine Klamm bildet und bei Drum das Kolbnerwasser aufnimmt, das durch eine zweite Klamm in das Knorrloch stürzt, in welches einst Hasenöhrl gebannt wurde. Nachdem der Bieberbach noch die Drumer und Hohlner Teiche mit seinem Wasser gespeist hat, strömen die vereinigten Gewässer aus dem Hirnsnerteich durch die Schlucht bei Neuschloß an der Karbe vorüber durch den wegen seiner Romantik berühmten Höllengrund zur Polzen.

Letztere entspringt im Quellenteich bei Oschitz, speist unweit der Ruine Dewin und des Rollberges (694 Meter) den wegen seiner herrlichen Kahnfahrten vielbesuchten Hammerteich und fließt über Wartenberg, wo die Stiftungen des Erzbischofs Mayer noch heutigen Tages vielen Bürgerssöhnen den Lebensweg ebnen, nach Niemes, welches zur Zeit der österlichen Auferstehung von vielen Tausenden besucht wird und ehedem das vielbesprochene Vorrecht besaß, daß, wer den Krug leer getrunken hatte, auch wieder aus dem vollen trinken durfte, ferner nach Reichstadt, dessen Zierde und Stolz ein kaiserliches Schloß ist, und von hier in zahlreichen Windungen und Krümmungen nach Böhmisch-Leipa. Die freundliche Polzenstadt liegt in einer rings von Hügeln und Waldbergen umsäumten Ebene, welche als westliche Abtheilung des Niemes-Leipaer Beckens zu betrachten ist. Die geographische Lage zwischen dem zerklüfteten Sandsteingebirge und den vielgestaltigen Formen der Basalt- und Phonolithgipfel des Mittelgebirges verleiht der Landschaft einen eigenartigen Reiz. Als Mittelpunkt zahlreicher Straßen, zu denen in neuerer Zeit auch vier Bahnlinien kamen, war Böhmisch-Leipa von jeher eine ansehnliche Handelsstadt. Auch wurde hier der Landeschronist Benesch von Weitmühl geboren. In der Nähe liegt der Stadtpark, der Kahleberg und der Spitzberg (445 Meter), welcher mit einem steinernen Kronprinzessin Stephanie-Aussichtsthurm bekrönt ist und eine wahrhaft prächtige Rundsicht gewährt.

Von Leipa windet sich der Fluß durch die Polzenwiesen bis Straußnitz und strömt dann durch ein schmales, meist felsiges Thal über Neustadtl nach Ober-Politz, wo einst der vielgenannte Hockewanzel als Erzdechant lebte, und nach Sandau. Das Thal wird immer romantischer, auch durchbricht die Bahn den felsigen Scharfenstein mittelst eines langen Tunnels. Oberhalb und unterhalb der Stadt Bensen strömt das Polzenwasser von Fabrik zu Fabrik, von Turbine zu Turbine. In Bensen selbst erinnern sehenswerthe Schlösser und Grabdenkmäler an die prachtliebende Zeit derer von Salhausen. Auch die Chronik des Pastors Schlegel verdient Beachtung. Zwischen zahlreichen Höhen und Bergen fließt nun die Polzen weiter, an Liebwerd vorüber, wo eine landwirthschaftliche Lehranstalt schon seit langen Jahren besteht, und ergießt sich endlich zwischen Altstadt und

Tetschen in die Elbe, indem sie hier zugleich die Grenze zwischen Mittel- und Quadergebirge bildet.

Die Polzen war einst reich an Bibern, aber auch die Zahl und Güte der Aale wurde schon von Balbin gerühmt. Noch jetzt gibt es einige Aalfänge. Bemerkenswerth ist auch das häufige Vorkommen von Fischottern, deren Kronprinz Rudolph mit Benützung eigener Otterhunde so manchen erlegt hat. Zu den Seitengewässern der Polzen gehört der Absbach, welcher, von Freudenberg kommend, bei Bensen mündet und von dem am rechten Polzenufer liegenden Theile des Mittelgebirges das Hochland von Parlosa abschneidet. Dagegen dehnt sich östlich vom Absbach ein langer Gebirgsrücken von Bensen über Kleinbocken, Meistersdorf, Parchen-Schelten bis zum Kleis (755 Meter), einem eigenartigen Felsberge, der als Eck- oder Grenzstein des Mittelgebirges betrachtet wird. Zahlreiche Straßen übersteigen diesen Bergrücken, aber im Winter ist Gang und Fahrt nicht ungefährlich. Schnee, Sturm, Nebel hindern die Wanderung. Auch die Ernte ist spät, öfter spärlich. Dagegen gibt es viele herrliche Berge und sehr schöne Aussichten. Bekannte Höhen sind: der Wolfsberg (634 Meter), der Tscheschkenstein (628 Meter), der Kuhberg, der Schönauer Berg (642 Meter), der Mittenberg, der Schloßberg, der Freudenberg.

Gerade in diesem Theile des Mittelgebirges hat die Glasveredlung und der Glashandel seit Jahrhunderten geblüht, und in allen Weltgegenden, besonders aber im Orient, gab es zahlreiche Factoreien, deren Eigenthümer in Steinschönau, Parchen, Blottendorf, Arnsdorf, Schaiba, Langenau, Meistersdorf, Wolfersdorf ihren Wohnsitz und ihre Heimat hatten. Seit dem vorigen Jahrhundert hat sich die vom Grafen Joseph Kinsky gegründete Stadt Haida zu einem Mittelpunkt des böhmischen Glashandels entwickelt.

Ein landschaftlicher Vorzug Nordböhmens ist es, daß die Basalt- und Klingsteinberge sich nicht auf das Mittelgebirge beschränken, sondern weit darüber hinaus, besonders in den Sandsteingebieten verbreitet sind. Das gibt für den Geologen viel Sehenswerthes. Die Nolde und das Wüste Schloß bei Böhmisch-Kamnitz, die Quadersäulchen am Hohlstein bei Zwickau sind ebenso sehenswerth wie die Eishöhle (Eisloch) auf dem Dürrberg. Namentlich in der Gegend des Tannenberges bis zur Lausche (791 Meter) findet sich Sandstein, Basalt und Phonolith, oft dicht neben-, über- und untereinander. Auch führt hier der Quader viel Versteinerungen.

Zwischen der Landesgrenze und der Polzen gibt es noch eine Fülle schöner Berge. Der Hochwald (748 Meter) bildet wie die Lausche einen viel besuchten Grenzberg. Reizend ist die Lage des industriereichen Zwickau, reizend die Bürgsteiner Schweiz mit dem Eibenberge, dem idyllischen Betgraben und dem vielfach durchhöhlten und seit alter Zeit viel besuchten Einsiedlerstein. Bürgstein selbst hat in der Entwicklung der nordböhmischen Industrie eine große Rolle gespielt. Von den ansehnlicheren Bergen nennen wir noch

den Langenauer Berg, den Kottowitzer Berg, den Ortelsberg, den Reichstädter Kamnitzberg, den Tolzberg und den Limberg (664 Meter) zwischen Hermsdorf und Kunnersdorf.

Die Stadt Gabel ist uralt und geschichtlich berühmt, auch bekannt durch das Grab der seligen Zdislawa, deren Lebensgeschichte von den Sagen des nahen Schlosses Lämberg nicht zu trennen ist. Die ganze Gegend um Gabel — vom Kleis bis zum Jeschken — ist voll niedriger Kuppen. Bei dem Gabeler Passe, der in militärischer und commercieller Hinsicht eine große Wichtigkeit besaß, beginnt das Jeschkengebirge, welches sich in einer Breite von 12 Kilometer und in einer Länge von 40 Kilometer bis zum Kamnitzgewässer erstreckt. Gegen die Ebene im Südwesten und gegen das Neißethal im Norden fällt der Jeschken sehr steil ab. Anfangs baut er sich nur aus einzelnen Hügeln gruppenförmig auf, dann aber zieht sich der Rücken in bedeutender Höhe ohne Unterbrechung fort, wird aber doch von einigen Kuppen überragt, unter denen die Jeschkenkoppe (1010 Meter) am höchsten und berühmtesten ist. Sie gewährt eine der herrlichsten Aussichten, die von vielen Naturfreunden sogar jener der Schneekoppe vorgezogen wird, mit welcher sie auch sonst viel Ähnlichkeit hat, wiewohl sie niedriger ist. Der Blick umfaßt nicht blos einen großen Theil Böhmens, sondern auch beinahe die ganze Oberlausitz. Im Halbkreise von der Schneekoppe bis zur Landskrone liegt ein wunderschönes Geflecht von Höhen und Thälern, aus welchem unzählige Bergkegel wie Rosetten vorspringen. Die Thalmulde von Sichrow bis Seifersdorf zeigt auf inselförmigen Abgrenzungen eine Fülle von Ortschaften, unter denen die Industriestadt Böhmisch-Aicha, das Dorf Hammer mit seinem spiegelblanken Teiche und das an der wichtigen Jeschkenstraße sich hinziehende Kriesdorf besonders auffallen. Im Süden grüßt der Bösig, der Roll, in der Ferne winken die Bergketten Westböhmens. Im Norden finden wir zwischen langgezogenen Hügelwellen das schmucke Zittau. Im Neißethal diesseits des Isergebirges liegt das dichtgedrängte Reichenberg und bis tief in die Waldeinschnitte drängen sich Dörfer und Dörfchen fast durchweg mit hellfarbigen Häuschen. Fast möchte man glauben, daß das Christkind seine Schachteln mit den Häuschen regellos verstreut und endlich den Rest an einem einzigen Punkte ausgeschüttet habe. Und so sei Reichenberg mit seinen Nachbarorten entstanden.

Der Jeschken, welcher die Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee bildet, besteht großentheils aus grobkörnigem Granit, die Koppe aber aus Quarzschiefer. Auch gibt es zahlreiche Lager von Urkalk, von denen viele ausgebeutet werden, wie auch manche Torflager. Eine Tropfsteinhöhle ist ebenfalls vorhanden. Häufig sind Achat- und Chalcedonkugeln, sowie Quarzdrusen. Durch Verwitterung des Gesteines gelangen viel Achate und Carneole in die Dammerde und in die Bäche. Diese Achatgeschiebe wurden früher sorgsam ausgewaschen und ausgesucht. Bemerkenswerth ist die Zahl der Jeschkensagen. Auch soll am 16. Mai 1679 der letzte Jeschkenbär geschossen worden sein.

Endlich verweisen wir auf die merkwürdige Störungslinie im geologischen Bau von Mitteleuropa, welche von der Nordseite des Harz quer durch Sachsen zwischen dem Lausitzer Granit und dem Elbesandstein hindurch den Jeschken erreicht und bis in das

Schloß Friedland.

Karpathengebirge zu verfolgen ist. Spur und Beweis findet man zwischen Paß und Pankratz an der Südwestseite des Trögelsberges, wo der Quader steil aufgerichtet und über die dahinter liegenden Schiefer hinaufgeschoben ist.

Das Neißethal zwischen dem Jeschken- und dem Isergebirge ist meist von hügeliger Beschaffenheit, wird aber durch die Ausläufer der beiden Gebirgszüge unweit Reichenberg bedeutend verengt und gestaltet sich beinahe zu einem Thalkessel. Die Neiße, zum

Unterschied von der gleichnamigen in Schlesien, auch Görlitzer Neiße genannt, entspringt am Schwarzbrunnberg bei Morchenstern. Eine von ihren Quellen heißt Neißbrunnen. In Gablonz nimmt die Neiße mehrere Bäche auf und schlängelt sich in vielen Krümmungen weiter. Zahlreiche Bäche kommen ihr vom Jeschken und vom Isergebirge zu, darunter auch die Schwarze Neiße, welche vom Ölberg (876 Meter) kommt und bei Habendorf mündet. Bei dem Hammerstein wird das Neißethal sehr eingeengt und verläuft dann allmälig in der Lausitzer Thalebene.

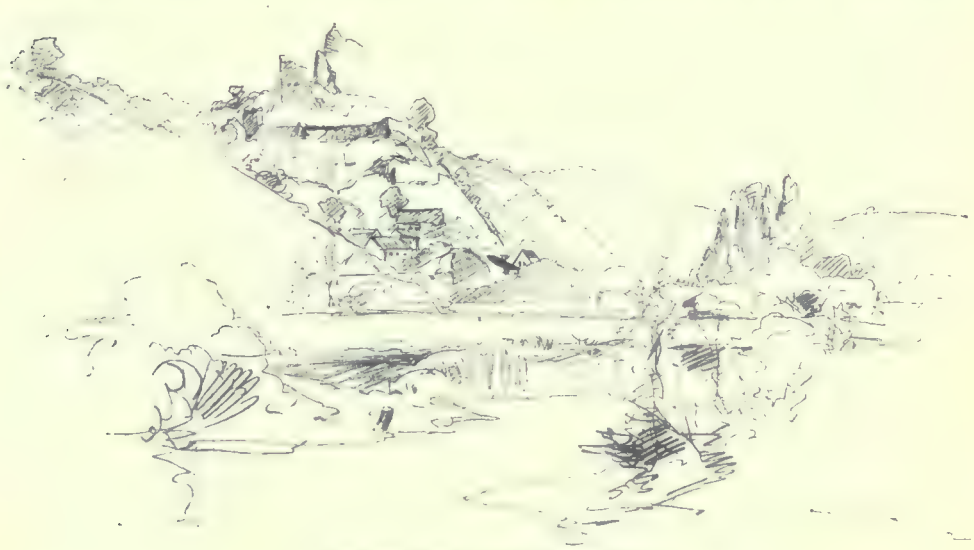
In industrieller Beziehung ist das Neißethal ungemein wichtig. Gablonz ist ein Hauptmittelpunkt der Glasindustrie. Reichenberg hat seit Jahrhunderten einen großen Ruf als Tuchmacherstadt. Auch Spinnerei und Weberei aller Art wird in den volkreichen Ortschaften des Neißethals getrieben. Den Volksreichthum erkennt man daraus, daß in der Gablonzer Bezirkshauptmannschaft 58.027 Menschen auf 2·13 Quadratmeilen, in der Reichenberger aber 74.307 auf 3·1 Quadratmeilen wohnen, demnach 27.242, beziehungsweise 23.970 auf der Quadratmeile. Von den Städten und größeren Dörfern seien hier genannt: Gablonz, Morchenstern, Tannwald, Grünwald, Wiesenthal, Schumburg, Kukan, Maxdorf, Albrechtsdorf, Dessendorf, Josephsthal, Johannesberg.

An der Bahn, welche von Turnau her in gewaltigen Krümmungen die Wasserscheide bei Langenbruck ersteigt, liegt außer dem sehenswerthen Schlosse Sichrow die Stadt Liebenau, ferner Reichenau, wo viel Ölmalerei betrieben wird. Zu den größten Städten Böhmens gehört Reichenberg. Hier herrscht die regste Thätigkeit auf dem Gebiete der Industrie und des Gewerbes, aber auch geistiges Leben in Schulen und Vereinen, in Wort und Schrift. Neben den zahlreichen Fabriken sind auch für die Pflege der Bildung, des Kunstgewerbes und der Humanität eigene Tempel erbaut worden. Liebliche Auen, wohlbestellte Felder, zierliche Gärten in der Nähe, anmuthige Waldthäler in mäßiger Entfernung dienen der Erholung. Auch hier finden wir sehr volkreiche Ortschaften, wie Maffersdorf rechts und links der Neiße, Röchlitz, Rosenthal, Harzdorf, Ruppersdorf, Franzensdorf und Habendorf. Näher der Grenze liegt Grottau, Weißkirchen und Kratzau, wo der Maler Führich geboren ist.

Durch einen 528 Meter langen Tunnel gelangen wir auf der Bahn aus dem Neißethal über den Hemmerich in das Friedländische. Schon Joseph II. schrieb am 16. September 1779, das Friedländische sei ein völlig geöffnetes, mit Anhöhen und Waldungen vermischtes Land, aus welchem so viel Wege als Dörfer in die Lausitz gehen; übrigens seien die Bewohner ziemlich arbeitsam und die Viehzucht sei hier stärker als anderswo. Auch noch in unsern Tagen ist diese Landschaft sehr industriell, und wiewohl das Gebirge für die Ansiedler wenig geeignet ist, so wohnen doch 45.746 Menschen auf 4·03 Quadratmeilen. Der wichtigste Ort ist die alte Stadt Friedland mit ihrem

imposanten Schlosse, mit zahlreichen Erinnerungen an Wallenstein, der nach dieser Stadt sich Herzog von Friedland nennen durfte, und mit dem großartigen Mausoleum des kaiserlichen Feldmarschall Melchior von Rädern in der Hauptkirche. Außer Friedland liegen an der Wittig auch Mildenau, Raspenau, der Wallfahrtsort Haindorf und Weißbach, welches schon an den Hängen des Isergebirges sich emporbehnt. Unweit Haindorf liegt das Bad Liebwerda, am Lomnitzbach Neustadtl und nahe der Landesgrenze Bullendorf und Heinersdorf.

Südlich von Friedland erstreckt sich zwischen Neiße und Iser das Isergebirge, dessen Granit von Haindorf bis Gablonz reicht und im Westen durch Kratzau, Reichenberg



Michelsberg (Michalovic) bei Jungbunzlau.

und Langenbruck begrenzt wird. Der Gebirgsstock bildet eine Platte, die ungefähr drei Meilen lang und breit ist. Dieselbe erhebt sich etwa 850 Meter über das Meer, doch steigen einige Rücken und Kuppen noch 280 Meter höher. Die langgezogenen Rücken werden gewöhnlich Kämme genannt und die Oberfläche der Platte bekommt durch sie eine wellenförmige Gestalt. Im Osten laufen diese Kämme meist parallel und bestehen aus Reihen von Bergkuppen, deren Namen fast nur den Forstleuten und Waldarbeitern bekannt sind. Unter diesen Kämmen sind drei von größerer Bedeutung, nämlich der hohe Iserkamm, dessen höchsten Punkt die Tafelfichte (1122 Meter) bildet, der Mittel-Iserkamm, welcher zwischen der Großen und Kleinen Iser sich hinzieht, und der Wohlischer Kamm, zu dem der Käuligerberg (976 Meter) gehört. Andere Höhen von Bedeutung sind der Sieghübel (1120 Meter) mit dem Siebengiebelstein, der Schwarzenberg (1084 Meter),

das Taubenhaus (1069 Meter), die Vogelkoppen (1017 Meter), der Mittagsberg und der Nußstein.

Erwähnenswerth sind die Opfer- und Teufelssteine, sowie die zahllosen Mulden, Schalen und Kessel in den Felsen des Isergebirges und der Ausläufer desselben, namentlich in der Gegend von Gablonz, Morchenstern und Seidenschwanz. Auch gibt es auf der Höhe des Isergebirges, besonders aber auf der Iserwiese, eine edelsteinführende Schichte, eine Ablagerung von Gerölle, Gneiß und Sand, worin Geschiebe und Körner von Titaneisen — nach dem Fundorte Iserin genannt — sowie auch Granaten, Saphire, Hyacinthe und schwarze Spinellen vorkommen. Die Saphire sind bisweilen rein und schön von Farbe, jedoch meist nur von geringer Größe.

Zu den bedeutendsten Flüssen des Isergebirges gehören die Wittig und die Iser. Erstere entspringt aus der schwarzen und weißen Quelle an der Nordseite des Schwarzenberges und des Sieghübels und stürzt bei dem idyllischen Wittighaus neben der abschüssigen Iserstraße mit starkem Gefälle nach Weißbach und Haindorf nieder, empfängt unter zahlreichen Seitengewässern auch die Stolpich, welche bei Ferdinandsthal einen schönen Wasserfall bildet, behält aber bis Friedland den Charakter eines wilden Gebirgsbachs. Von hier ab fließt die Wittig sanfter und verläßt bei Wiese das Böhmerland.

Die Iser, welche am Südfuß der Tafelfichte entspringt, empfängt zahlreiche Zuflüsse aus den Waldungen des hohen und mittleren Iserkammes und bildet alsbald die Landesgrenze. Die kleine Iser entspringt unweit der Schwarzen Wittigquelle am Böhmischen Hübel. Unter dem Buchberge unweit Wilhelmshöhe findet die Vereinigung der Kleinen mit der Großen Iser statt. Das Grenzthal ist tief und schmal und heißt Isergrund. Die Iserwiese ist ein meilenlanger und stundenbreiter Moorgrund. Zierliche Sumpfpflanzen, Weiden, Knieholz, Grasbüschel bilden die Augenweide in dieser feuchten Öde. Endlich bei Grünthal und den Strickerhäusern vereinigt sich die Iser mit der Milnitz, deren Nebengewässer, der Mummelbach, wegen des Mummelfalls bekannt ist, und verläßt die Grenze, um dem Landesinnern zuzuströmen. In diesen gebirgigen Gegenden ist das Klima rauh, kaum reift noch der Hafer und die Kartoffel. Die Felder an den steilen Lehnen müssen durch Menschenhand bearbeitet, der Dünger muß hinaufgetragen oder mühsam mit Karren emporgezogen werden. Viehzucht und Waldarbeit sind die kargen Erwerbszweige. Dennoch haben sich die Menschen auch in diesen rauhen Gebirgen angesiedelt und insbesondere die Glaserzeugung seit Jahrhunderten betrieben. Wohl sind die alten Glashütten verschwunden, aber immer wieder sind neue — größer und schöner — erbaut worden, wie die in Neuwelt. Auch wird in zahlreichen Häusern Holz gedrechselt. Das merken wir, wenn wir von Wilhelmshöhe über Wazelsbrunn in das Pfarrdorf Polaun und in das Bad Wurzelsdorf kommen, oder auch weiter nach Přichowitz und Hochstadt, das dem Hochstädter Gebirge zwischen

der Iſer und Kamnitz den Namen gegeben hat. Von Sittowa bis Semil windet ſich die Iſer in Krümmungen weiter, ebenſo nach Eiſenbrod, wo die Kamnitz einmündet, und nach

Aus dem Rieſengrund.

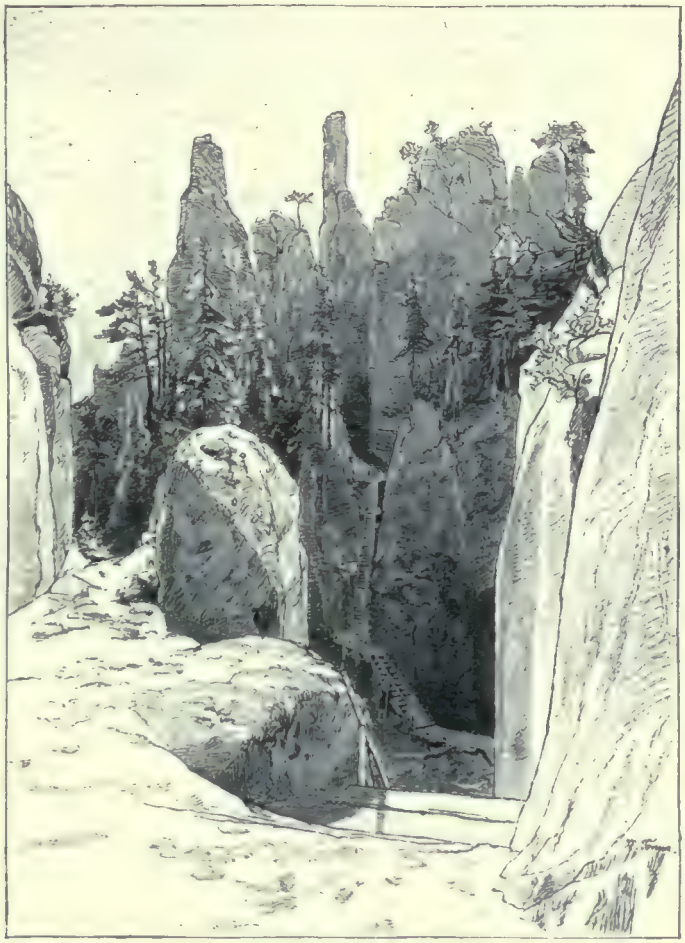
Turnau. Von großem Intereſſe ſind die Felſen bei Kleinſkal, überhaupt die hohen ſteilen Gehänge und die Felſentunnels, durch welche für die Eiſenbahn Raum gebrochen werden mußte. Turnau war lange Zeit durch Edelſteinſchleiferei berühmt.

Die Ufer treten nun weiter zurück und lassen Raum für die Iserwiesen, über welche der Fluß bei Thauwetter und starken Regengüssen wie ein See sich ausbreitet, oder sie verflachen sich. Schon liegt links der Eisenbahn der Muskyberg (462 Meter), rechts die Stadt Münchengrätz, wo Wallensteins Gebeine ruhen. Es folgen Bakow und die Burgruine Sweretitz (Zwiřetitz), Josephsthal-Kosmanos mit berühmter Kattundruckerei, und die Michelsburg (Michalovic), deren Wachthurm von einem Blitzstrahl in zwei Theile zerrissen wurde. Die alte Kreis- und Brüderstadt Jungbunzlau blickt von ihrer felsigen Höhe mit ihren alten Häusern und Thürmen recht pittoresk ins Thal. Bemerkenswerth ist der 30 Meter hohe Bahnviaduct bei Stranow. Noch berührt der Fluß Neubenatek und vereinigt sich bei Tauschim mit der Elbe.

Die Iser trennt das nach ihr benannte Gebirge vom Riesengebirge, welches auf einer weiten Strecke die Wasserscheide zwischen Oder und Elbe, die Landesscheide zwischen Böhmen und Preußisch-Schlesien bildet. Es trägt in mancherlei Beziehung den Charakter eines Alpengebirges, bietet an einzelnen Stellen selbst im Hochsommer noch Altschnee, im Winter aber stürzen zu Zeiten auch Lawinen in die engen Thäler. Ja, auch Spuren von Gletschern hat man nachgewiesen. So reichte der Aupagletscher von der Schneekoppe im Riesengrund bis zum Petzerkretscham und war 100 Meter mächtig, 700 Meter breit und 5 Kilometer lang. Kein Gebirge in Mittel- und Norddeutschland kommt dem Riesengebirge an Seehöhe gleich, die Aussichten von den Höhen reichen weit, weit nach Schlesien und in das Böhmerland, die Wege sind breit, bequem und wohlgepflegt — kein Wunder also, wenn das Riesengebirge zu den besuchtesten Gebieten unseres Reiches gehört.

Das Riesengebirge zwischen der Iser und der Schatzlarer Senke ist ein Massengebirge, das im Norden hauptsächlich aus Granit sich aufbaut und sowohl in der Richtung als in der geognostischen Bildung dem Isergebirge gleicht. Es besteht aus zwei parallelen Hauptkämmen, von denen der nördlichere bis zum Liebauer Paß sich hinzieht, mit einem steilen Abfall nach Schlesien und einem sanfteren nach Böhmen. Er bildet bis zum Forstkamm die Landesgrenze, sowie auch die Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee und wird von mehreren Kuppen und Felspyramiden überragt. Der westlichste Theil des Hauptkammes heißt Weiberberg, der Reifträger (1359 Meter) bildet hier den steilen Nordrand. An ihn schließt sich die große Kranichswiese oder Grenzwiese mit dem Veiglstein oder Spitzberg und dann die Naworerwiese, sowie die Schneegrubenwände, welche an ihrem Nordrande fast senkrecht nach Schlesien abstürzen. Das Hohe Rad (1506 Meter) und die Große Sturmhaube (1424 Meter) sind als kuppelförmige Erhöhungen oder riesenhafte Steinhaufen zu bezeichnen. Diese Kuppen theilen den Hauptrücken, welcher hier sehr steil in den Elbegrund und die Siebengründe abstürzt, in eine Ost- und eine Westhälfte. Die südliche Abdachung des Mädelsteins bis zum Rand der Siebengründe heißt Mädelwiese.

Der östliche Theil des Hauptkamms verliert nun allmälig den Charakter der Hochebene, und indem der Melzergrund und der Riesengrund von zwei Seiten herandrängen, verengt er sich zur Schneekoppe (1603 Meter), deren Gehänge von ihrem Scheitel nördlich und südlich ohne ferneren Absatz in tiefe Thalgründe abstürzen. Vor dem Hauptkamm



Adersbacher Felsen.

liegt nun ein paralleler Vorkamm, welcher mit ihm gleichsam durch Querriegel und Hochwiesen verbunden ist. So zieht sich die Naworerwiese vom Reisträger zur runden, nackten Kesselkoppe (1434 Meter) und die Weiße Wiese vom Koppenplan nächst der Schneekoppe zum doppelgipfligen Brunnberg, wie die Hochfläche westlich der Schneekoppe genannt wird. Der Parallelkamm zerfällt in den Krkonosch und den Ziegenrücken. Beide werden durch die Elbe getrennt, deren Gewässer sich in den Siebengründen

zwiſchen den beiden Hauptkämmen geſammelt und hier einen Durchbruch bewirkt haben. Das Weißwaſſer kommt öſtlich von der Weißen Wieſe, der Elbſeifen aber weſtlich von der Elbewieſe, einer ſumpfigen, mit Knieholz bewachſenen Hochfläche, wo der Elbbrunn in Stein gefaßt iſt, wiewohl die Anfänge des böhmiſchen Hauptfluſſes noch ein wenig höher zu ſuchen ſind. Der junge Elbſeifen hüpft ſpielend von Felsſtück zu Felsſtück und ſtürzt, immer wilder ſich geberdend, endlich doppelſtrahlig über einen Felſen 55 Meter in die Tiefe als „Elbefall". Ebenſo ſtürzt das allerdings ziemlich karge Waſſer des Pantſchfalles 250 Meter über die Felſen, um ſich mit dem Elbſeifen zu vereinigen. Die Siebengründe ſind von vielen Bächen mit rauſchenden Waſſerfällen durchſchnitten, aber am ſchönſten iſt doch der Elbegrund. Nach der Vereinigung des Elbeſeifens mit dem Weißwaſſer wird die Elbe zu einem mächtigen Bergwaſſer, welches kräftig und ungeſtüm dahinbrauſt, durch die Elbeklemme ſich knirſchend und gurgelnd durchzwängt und über Hohenelbe dem Flachlande zuſtrebt. Die meiſten Nebengewäſſer ſind wohl unbedeutend, aber ſie haben ein ſtarkes und reißendes Gefälle. Für Induſtriezwecke wird die Elbe ebenſo häufig verwendet, wie die Aupa.

Letztere entſpringt auf der Weißen Wieſe, ſtürzt ſich über ſteile Felswände und bildet den maleriſchen Aupafall, der von allen Beſuchern der Schneekoppe, wenn auch aus der Ferne bewundert wird. Der Rieſengrund, wie der obere Theil des Aupagrundes genannt wird, gilt bei allen Freunden großartiger Gebirgsgeſtaltungen als die intereſſanteſte Gegend des ganzen Rieſengebirges. Aus dem Aupagrunde ſendet die Aupa ihre wilden Gewäſſer durch das Aupathal nach Großaupa, Dunkelthal, Marſchendorf gegen Freiheit, wo ſie das Hochgebirge verläßt. Ihr Bett iſt ſteinig und voll Gerölle. Ihre Überſchwemmungen ſtehen bei den Bewohnern Oſtböhmens in einem ſehr bedenklichen Rufe.

Öſtlich von der Schneekoppe gehört der Schmiedeberger Kamm bereits nach Schleſien, nicht aber der Forſtkamm mit dem Tafelſtein. Südlich von der Schneekoppe liegt zwiſchen der großen und der kleinen Aupa der Roſenberg (1388 Meter), der Löwenberg (1168 Meter) und der Finkenberg (1103 Meter), öſtlich von der kleinen Aupa der Kolbenberg (1189 Meter), welcher mit dem Rehorngebirge zuſammenhängt, das einſt zur Zeit der Blüte von Freiheit als ſehr erzreich galt. Hier liegen auch die Quetſchenſteine (1001 Meter). Zwiſchen der Elbe und der Aupa hat der Brunnberg mehrere Ausläufer. Zu nennen iſt der Fuchsberg (1363 Meter) ſammt dem Schwarzenberg (1299 Meter) und wegen ihres auffälligen Namens die Planur und die Wachur. Auch der Krkonoſch beſitzt zahlreiche Ausläufer. Wir nennen nur den Finſterſtein (1033 Meter) und den Heidelberg (1036 Meter).

Die Bergformen des Rieſengebirges ſind faſt durchaus ſanft zugerundet, die Thalgehänge faſt überall ſehr ſteil, doch ſelten felſig, die Rücken der Berge meiſt breit und

abgeplattet, nur einige endigen in klippigen Felsengraten. Die Thäler sind in der Regel sehr eng und ihre Sohle oft nicht breiter als das Bachgerinne, über dem die Gehänge als steil ansteigende Flächen bis zum Bergrücken sich emporziehen. Nur in der Nähe des Hauptrückens führen die Oberthäler fast durchaus felsige Thalgehänge mit ungeheuren Blöcken und Felsbänken oder starren Felswänden, zwischen denen sich, wie im Riesengrunde, die Thäler in tiefe Schluchten und Gründe verzweigen. Doch nur die Gipfel des Hauptkamms, der gratartige Ziegenrücken und einige sehr steile Steinlehnen sind nackt und pflanzenleer, so daß sie mit den felsigen Oberthälern an die gigantischen Formen

Stadt und Stift Braunau.

der Alpennatur erinnern. Sonst sind Rücken wie Gehänge zumeist mit üppiger Vegetation bedeckt und überall stürzen Wasserfäden zu Thal. Bis 400 Meter findet man eine Fülle von Eichen und Buchen, bis 800 Meter dichte Wälder von Fichten und Föhren. Höher hinauf aber hört der Wald auf und es gibt nur Gebüsche von Knieholz, welche in der Ferne wie Moospolster aussehen, in der Nähe jedoch geknickte Zweige und zerzauste Gipfel zeigen. Auch wird der Boden des Hochgebirges großentheils als Wiesengrund und Hutweide benützt. Weithin tönt das Glockengeläute der weidenden Heerden, an den Thüringerwald oder an die Alpen erinnernd. Auch tragen die abgehärteten Gebirgsbewohner mächtige Bürden Berghen weithin auf den steilen Wegen. Die Viehzucht ist demnach in den Hochlagen vorherrschend. Der Gebirgs- oder Koppenkäse ist schon seit alten Zeiten gut berufen. Die Bauden, wie die Gehöfte heißen, sind an den Lehnen und

ſelbſt auf dem Rücken der Berge weit verſtreut. Auf der Weißen Wieſe ſieht man unweit des Knieholzes kleines ſtruppiges Gras, aber auch ſumpfigen Torfboden, worin die Aupa ihre Quellen beſitzt. Minder hohe Lage geſtattet den Bau von Kartoffeln. Der Roggen wird bis 400 Meter, der Hafer ſtellenweiſe bis 800 Meter gebaut, er reift aber nicht jeden Jahrgang. Der Obſtbau iſt wegen des rauhen Klimas nicht lohnend. Unter den Waldfrüchten ſpielen die Heidelbeeren eine große Rolle. Auch werden die zahlreichen Wurzeln und Arzneikräuter von den Bewohnern fleißig geſammelt und benützt, ja ſogar bei ihren Bauden angepflanzt, eingeerntet und getrocknet. In den klaren, reinen Gebirgsgewäſſern iſt die Forelle ſehr häufig anzutreffen. Das Wetter wechſelt im Gebirge oft ſehr raſch und nicht ohne triftige Urſache erzählt die geſchwätzige Sage von Rübezahls Wetterwendigkeit. Auch das Koppengeſpenſt iſt nicht gar zu ſelten. Im Winter lieben die Bewohner die Hörnerſchlittenfahrt.

Wer das Rieſengebirge beſuchen will, der kann bei günſtigem Wetter ſchon während eines einzigen Tages ſich ſehr viel Freude verſchaffen. Von Trautenau über Altſtadt und Jungbuch bis nach Freiheit unweit Johannisbad, dem böhmiſchen Gaſtein, genügt die Benützung der Bahn. Nunmehr zu Wagen durch Marſchendorf, Dunkelthal und Großaupa zum Petzer, woſelbſt man einen Führer aufnimmt, um durch das Aupathal zum Rieſengrund mit dem Rieſenkeſſel emporzuſteigen. Da ſehen wir denn gegenüber am Brunnberge neben einer Felſenrinne im Knieholz ein Dreieck, welches als Rübezahls Gärtchen bezeichnet wird. Es ſteht dort ein verkümmertes Apfelbäumchen, welches vor zwölf oder vierzehn Jahren drei haſelnußgroße Äpfelchen getragen haben ſoll und ſeither nicht wieder. Endlich erreichen wir auf einem ſehr gewundenen Wege den Koppenplan. Oberhalb der Rieſenbaude liegt die Schneekoppe, ganz kahl und voll Steine, ſowohl loſer als auch feſter und zerfallener. An den Lehnen liegen die größeren Blöcke, aber näher der Koppenwirthſchaft die kleineren und loſeren. Wir ſteigen empor, um die wunderherrliche Ausſicht zu genießen und den müden Körper zu erquicken. Aber wir verhalten uns nicht, ſondern ziehen über den Koppenplan zur Weißen Wieſe und ſteigen an der Lehne des Ziegenrückens nach Spindelmühle hinunter, wo wir übernachten oder zu Wagen nach Hohenelbe fahren können. Hier bietet die Bahn Gelegenheit, um nach Belieben einen anderen Theil des Landes zu beſuchen. Dieſe eintägige Fahrt ins Gebirge iſt nicht einmal anſtrengend, noch weniger aber gefährlich, gleichwohl gewährt ſie einen höchſt anregenden Einblick in die Reize und Eigenthümlichkeiten des Rieſengebirges. Natürlich, wer den ganzen Grenzkamm begehen, wer auch das Thal der kleinen Aupa, die Elbequellen und den Elbefall, ſowie die verſchiedenen Koppen und Gründe bis zum Mummelfall kennen lernen und bewundern will, der wird mehrere Tage benöthigen.

Abgesehen von den Bauden sind die Städte und Großdörfer meist in den Thälern und an den Wasserläufen eingebettet. Auch findet man an den Flüssen, besonders an der Elbe und Aupa, Fabrik an Fabrik als Zeichen regster Industriethätigkeit. Trautenau ist Flachsmarkt und Mittelpunkt der Leinenindustrie; an der Aupa besteht wie im Elbethal bei Hohenelbe neben der Textilindustrie seit alter Zeit die Papiererzeugung. Die Holzschleifereien sind sehr häufig. Nördlich von Hohenelbe liegt Oberhohenelbe, südwestlich aber Branna mit einer Harrach'schen Gruft und Starkenbach. Noch näher der Iser liegt das industrielle Rochlitz, und im Gebirge Witkowitz. An der Kleinen Elbe finden wir

Nachod.

das langgestreckte Langenau und unweit der Vereinigung der Kleinen mit der Großen Elbe die Stadt Arnau, bekannt durch ihre Papierfabrikation. Zwischen der Kleinen Elbe und der Aupa liegen Schwarzenthal, Hermannseifen, das Forstbad und Pilnikau, an der Grenze des Riesengebirges nördlich von Trautenau die Kohlenbergwerke von Schatzlar, andere bei Schwadowitz südöstlich von Trautenau am linken Ufer der Aupa. In der Nachbarschaft finden wir Eipel, Hertin und Parschnitz, wo eine Bahnlinie nach Liebau in Schlesien abzweigt und bei Königshan das Land verläßt.

Vom Liebauer Paß bei Königshan und Lampersdorf streicht das stark bewaldete Raabengebirge bis zur Senke zwischen Trautenau und Schömberg. In der Nachbarschaft liegt auch das Felsengebirge. Durch ihren pittoresken Charakter sind die Felsenstädte

von Adersbach und Wekelsdorf, sowie das Sterngebirge weit bekannt und viel besucht. Hier gestaltet der Sandstein jene grotesken Gebilde, welche von den Touristen oft hundertmal mehr bewundert werden als die Naturkräfte, welche hier unablässig zersprengen, zerbröckeln, zersetzen und zerstören. Der Zuckerhut und der Bürgermeister von Adersbach, der Dom und das Amphitheater von Wekelsdorf werden ebenso angestaunt wie der versteinerte Wald von Radowenz, der freilich einen anderen Ursprung hat. Adersbach hat einen alten Ruf und Joseph II. vergaß nicht, in seinem Tagebuch anzumerken, daß bei Adersbach die sonderbarsten Steinfelsen zu sehen sind. Die Wekelsdorfer Felsenstadt ist erst in unserm Jahrhundert bekannt geworden. Wichtigere Ortschaften sind Adersbach, Oberwekelsdorf, Unterwekelsdorf, Starkstadt und Politz.

Die Felsenstadt bei dem Sternkirchlein trennt das Politzer Gebiet vom Braunauer Ländchen, welches, etwa drei Stunden lang und zwei Stunden breit, schon durch viele Jahrhunderte ein Besitzthum der Benedictiner war. Der Name stammt von der Farbe des Bodens. Die Stadt Braunau liegt sammt dem Stift hoch über der Steine. Die Fresken Schefflers, die alte Holzkirche unserer lieben Frau vor der Stadt sind sehenswerth. Wo ein Fußpfad im Ländchen über ein Wässerlein führt, dort liegt wohl auch ein Todtenbret. Das Meteor von Braunau wird viel erwähnt. Namhafte Ortschaften sind Hermsdorf, Märzdorf, Schönau, Rosenthal und Halbstadt.

Südlich von Politz liegt im Mettauthal die ansehnliche Stadt Nachod sammt einem imposanten Schlosse. Auch die zweithürmige Kirche ist beachtenswerth. Der Paß, welcher von Nachod über das Gebirge nach Reinerz führt, hat in vielen Kriegen eine Rolle gespielt, auch im Jahre 1866, und schon Joseph II. hatte 1780 zum Schutz desselben an Stelle des Dorfes Pleß die nunmehr aufgelassene Festung Josephstadt erbaut.

Zwischen dem Riesengebirge und der Elbe bei Altbunzlau breitet sich der nordöstliche Theil des böhmischen Binnenlandes aus, „im Lande", wie das Volk zu sagen pflegt. Wir könnten von einem Flachlande sprechen, aber doch nur mit Vorbehalt. Wir finden hier ja den Kozakow (743 Meter) mit seinen Edelsteinen, von denen das uralte Sprichwort stammt, daß mancher Bauer nach seiner Kuh mit einem Steine wirft, welcher mehr werth ist als die Kuh selber. Wir finden hier ferner die Sandsteinwände und Felsenstädtchen zwischen Münchengrätz, Jičín und Sobotka. Die Burgruine Waldstein ist bekannt, wie auch das hochgelegene Schloß Großskal und die zweigipflige Burgruine Trosky, welche, von welcher Seite man sie auch sehen mag, dem Auge höchst pittoresk erscheint. In den Prachower Sandsteinklüften mag dem Wanderer wohl der Kaisergang und Malochs Aussicht am besten gefallen. Noch zahlreiche Höhen wären zu nennen, viele davon mit Burgen gekrönt, so der kuppelförmige Tabor (682 Meter), die Ruinen Bradletz und Kumburg, der Welischberg, die zinnen- und thurmreiche Burg Kost mit alter Glasmalerei,

auch der Chlumek, in deſſen Nähe das Bad Gutwaſſer und ausgedehnte Wallbauten Erwähnung verdienen, endlich auch der Čerow und der Zebin zwiſchen Jičin und Eiſenſtädtl. Aber auch abgeſehen von ſolchen Höhen iſt doch unſer Flachland mit den Ebenen in Norddeutſchland und Rußland nicht zu vergleichen. Nirgends gleitet das Auge über eine Fläche ohne allen Halt dahin, überall gibt es Hügelwellen und Wälderſtrecken, und in der weiten Ferne umſäumen die blauen Bergketten den Geſichtskreis und das Böhmerland, nicht etwa unüberſteigliche Gebirge, welche eine chineſiſche Mauer bilden könnten, vielmehr liebliche Faſſungen um eine fruchtbare Landflur, Grenzen für das Auge und Mahnungen an das Herz zur Zufriedenheit und Selbſtbeſchränkung. Angenehme

Veſte Trosky.

Abwechslung für das Auge bieten auch die Herrenſitze und Schlöſſer mit Parks, Faſan- und Thiergärten. Ebenſo ragen zahlreiche Zuckerfabriken, auch Dampfmühlen mit ihren Schloten wie Burgen zum Himmel.

Eine wichtige Rolle haben in dieſem Gebiete ſeit alten Zeiten die Teiche geſpielt ſowohl wegen der Fiſchzucht als auch wegen der Jagd auf Waſſervögel. So gab es bei Kopidlno und Dimokur viele Teiche, bei Pardubitz ſogar hunderte, welche durch Kanäle, worunter der Opatowitzer, miteinander verbunden waren. Durch dieſe Waſſerſpiegel wurde der Charakter der Landſchaft ſehr beeinflußt.

Beſonders fruchtbar iſt der Boden im Süden an der Elbe, welche ihre Gewäſſer zwiſchen Pardubitz und Nimburg ohne jedes Flußthal durch das Tiefland dahinwälzt. Wieſen, Teiche, Niederungen wechſeln dort mit tiefgründigem Humus. Unter die

Hauptfrüchte des Flachlandes zählen Weizen und Malzgerſte, Raps und Zuckerrübe. Wie einſt im Gebirge weite Gefilde vom blauen Lein ſchimmerten, ſo jetzt im Flachlande ungeheure Meierhofsfelder von der gelben Rapsblüte. Das fruchtbare Land wird von zahlreichen Straßen und Bahnen durchkreuzt. Aber nicht immer war es ſo gut beſtellt. So war einſt die ſchwarze Meile der Schrecken aller Fuhrleute. Man brauchte einen Tag, um von Chlumetz nach Podiebrad zu kommen. Die Dörfler des Flachlandes leben in kleinen Ortſchaften dicht beiſammen, zumeiſt von der Landwirthſchaft — die einen als Feldeigenthümer, die anderen als Feldarbeiter. Selbſt Knaben und Mädchen machen ſich nützlich, indem ſie die Schafe oder die Gänſe hüten. In den kleineren Landſtädten ſind die Straßen meiſt breit und geräumig, die älteren Häuſer aber aus Holz und ihr Oberbau bildet gegen die Straße oder den Markt einen Überhang, der auf drei Holzſäulen oder Holzgabeln ſich ſtützt.

Unter die wichtigſten Flüſſe des Gebietes gehört außer der Elbe und Iſer auch die Cidlina, welche am Tabor bei Lomnitz entſpringt und bei Libitz in die Elbe mündet. An dieſem Fluſſe liegt die wichtige Stadt Jičín, einſt Wallenſteins Hauptſitz. Eine Doppelallee mit 1200 Linden führt von der Stadt nach Karthaus (Waldſitz). In der an Naturreizen reichen Umgebung liegen auch Podhrad, Čiſta, Liban, Unterbautzen, Kopidlno und Rožďalowitz. An der Cidlina folgen Miličowes, Hochweſely, Smidar, Neubidſchow, welches einſt dem gleichnamigen Kreiſe den Namen gab, Chlumetz mit dem Schloſſe Karlskron und Žiželitz. Zu erwähnen iſt noch der langgeſtreckte Žehuner Teich, welchen die Cidlina durchfließt. Auch löſt ſich bei Luſtdorf von der Cidlina ein Kanal, welcher ſchon aus älteren Zeiten ſtammt und über Patek zur Elbe führt. Zwiſchen der Cidlina und der Oberelbe liegen Nechanitz, Miletin, die bedeutende Stadt Hořitz, Bělohrad und weiter im Gebirgslande Neupaka mit einem uralten Marienbild (auch Verſteinerungen werden in der Nähe gefunden), dann Pecka, Liebſtadtl und Altpaka.

Was iſt wohl die Goldene Ruthe? So nennt man wegen ihrer großen Fruchtbarkeit die Elbelandſchaft bei Königgrätz gegen Jaroměř und weiter längs der Aupa und Mettau bis Böhmiſch-Skalitz und Neuſtadt. Die wichtigſte Stadt dieſes Gebietes iſt die alte Stadt Königgrätz, ehedem der Sitz böhmiſcher Königswitwen, jetzt Biſchofsſitz, hoch gelegen in der Gabelung zwiſchen Elbe und Adler. Sehenswerth iſt die Domkirche mit dem „weißen Thurm“ in der Nähe. Er wurde 1574 aus Sandſteinquadern erbaut. Im Rathhauſe verwahrt man prähiſtoriſche Alterthümer. Beſuchenswerth iſt auch die Hügelwelle, auf welcher Neu-Königgrätz liegt. Von Johannisberg genießt man eine ſchöne Ausſicht über die jetzt aufgelaſſene Feſtung mit ihren Erd- und Mauerwällen, ſowie über die gartenähnliche Ebene. Weſtlich der Stadt erſtreckt ſich das Schlachtfeld von 1866 ſtundenweit über das Hügelland. Wie bei Trautenau und Jičín, ſo erinnern auch hier Einzel- und Maſſendenkmäler an eine ſchwere Zeit. Am genannteſten ſind die Dörfer

Chlum und Sadowa, am heftigsten tobte die Schlacht um den Wald Swieb (Swiep). Weiter elbeaufwärts liegt Smiřitz, die im Achteck erbaute, nunmehr zur Schleifung bestimmte Festung Josephstadt bei der Mettaumündung und nächst der Aupamündung Jaroměř mit einer großen Brücke. Es folgen Gradlitz mit vielen Erinnerungen an den Grafen Sporck und Königinhof an der Elbe. In der Nähe liegen Weiß-Třemeschna und Güntersdorf. Böhmisch-Skalitz liegt an der Aupa, Neustadt an der Mettau. Südlich davon finden wir Dobruschka, Opočno, Hohenbruck, Tyništ, Borohradek, Holitz,

Ruine Lititz an der Wilden Adler.

Daschitz, Chotzen und Brandeis an der Adler. Wir sind längst im Gebiete der beiden Adlerflüsse angelangt.

Zwischen der Mettau und der Wilden Adler liegt das Mensegebirge und das Adlergebirge. Ersteres, welches sich von Nachod bis über Gießhübel erstreckt, gipfelt in der Hohen Mense (1083 Meter) und bildet vom Nachoder Paß bis zu den Quellen der Wilden Adler die Landesgrenze, welche von der Senke bei Friedrichswalde dem Adlerflusse folgt. Der Hauptkamm des Adlergebirges, auch Böhmischer Kamm genannt, läuft südöstlich bis Grulich, sodann südwestlich bis Landskron als böhmisch-mährischer Höhenzug. Er bildet einen über 1000 Meter hohen Gebirgswall, fällt gegen die Wilde Adler steil ab, bietet aber die Übergänge bei Kronstadt, Ottendorf, Batzdorf und von

Wichstadtl nach Mittelwalde. Man unterscheidet das Deschneyer, Kronstädter, Reichenauer und Rokitnitzer, auch das Katscherer, Rybnaier und Lititzer Gebirge. Bedeutendere Höhen sind die Deschneyer Großkoppe (1114 Meter), der Lotzen (1082 Meter), der Maruscha (1039 Meter), der Kreisel (1094 Meter), der Steingipfel (951 Meter), der Schnittberg (995 Meter), die Johnskoppe (1042 Meter). Der Kronstädter Berg (1037 Meter) und der Ernestinenberg tragen weithin sichtbare Kapellen. Über die Hohe Wurzel (797 Meter) bei Ottendorf gibt es einen sehr beschwerlichen Fahrweg, welcher aber doch zur Postbeförderung benützt wird; auch zieht sich längs des Hauptkammes eine „Armensünderstraße".

Der Hauptfluß ist die Wilde Adler, welche aus den Seefeldern im Glatzer Mensegebirge kommt, die Landesgrenze bildet, die Ortschaften Kronstadt und Schwarzwasser berührt und bei Nesselfleck in Böhmen eintritt. Das Flußbett, welches bisher eine flach rinnenförmige Gestalt hatte, wird nun enger, die Gehänge höher, steiler, auch meist felsig. Später wird der Thalgrund wohl ebener, bis der Fluß bei Zachlum das Lititzer Gebirge betritt und den merkwürdigen Granitstock in mäandrischer Windung durchbricht. Die Gehänge sind hier besonders malerisch, den Rücken einer schmalen Bergzunge krönt die Burgruine Lititz. Unweit des Bahntunnels gibt es noch ein zweites „Loch", durch welches das Wasser in eine Turbine stürzt. Hier wird die Kraft in gepreßte Luft umgesetzt, diese aber durch den Berg zurückgeleitet und zu fabriksmäßiger Schotterzerkleinerung benützt. Und abermals drängt sich die Adler durch eine enge Thalschlucht bei der Ruine Pottenstein, worauf sich das Flußbett erweitert und das rechte Ufer sich verflacht. Doch ist das Bett selbst mit Urfelsgeschiebe erfüllt und die Überschwemmungen richten oft große Verwüstungen an. Die Gegend um Pottenstein und Lititz wird wegen ihrer Romantik von Naturfreunden gern besucht. Mit der Wilden Adler verbindet sich als zweiter Quellfluß die Stille Adler (Erlitz), welche am Grulicher Marienberg (760 Meter) entspringt und bei Tyništ mündet. Außer Pottenstein liegen Wamberg, Adler-Kosteletz und Častolowitz flußab von Lititz. Flußauf dagegen kommen wir nach Senftenberg. Hier bestand früher eine Sternwarte, jetzt noch ein sehr ausgedehnter Park. Bei der Pestkapelle auf dem nahen Rosalienhügel erfreut man sich einer herrlichen Aussicht. Von Senftenberg fährt man zu Wagen sehr angenehm nach Rokitnitz. Hier weht der Polak, ein Nordostwind, im Winter bisweilen so heftig, daß der Verkehr selbst innerhalb der Stadt fast unmöglich wird. Westlich von Rokitnitz liegt Reichenau, nördlich davon Sollnitz, noch nördlicher Neuhradek und Gießhübel.

Besonders lohnend ist eine Wagenfahrt von Senftenberg durch das Rokytenkathal über Kunwald und Batzdorf nach Hohenerlitz, Bärenwald und Kronstadt, wo ein Denkmal an Josephs II. Anwesenheit und Hafermahd (4. September 1779) erinnert. Auf der Hochebene bei Kunwald sind die Fichtenzweige mit langen Moosbärten behangen, während

an der Straße nur spärlich Ebereschen wuchern. Am Ufer der Oberadler ist das Obst selten, nur Kirschen gibt es, welche gegen Ende August reifen. Die neuen Schulhäuser sind in dieser Gegend unten von Stein, oben von Holz, eine Bauart, welche die Gemächer im Winter wärmer hält. Derselben Rücksicht dienen die offenen Gallerien, welche hier um die drei äußeren Seiten der Dorfstuben laufen und im Winter verlegt werden. Ebenso auffällig sind die Schindelgiebel. In Grünborn bei Kronstadt herrscht viel Fremdenverkehr.

Fahren wir von Senftenberg und Geiersberg mit der Bahn ostwärts, so gelangen wir nach Wetzdorf, Gabel und Wichstadtl, alle an der Stillen Adler. Zwischen diesem und Kunwald liegt Klösterle und Böhmisch-Petersdorf. Folgen wir dagegen von Geiersberg auf der Bahn der Stillen Adler, so wird uns Wildenschwert und südwärts davon Böhmisch-Trübau aufnehmen, wo die Bahnstränge nach Olmütz und Brünn sich scheiden. Von Mähren her streicht ein Gebirgszug, auf welchem das Annabad schon in der Ferne unterschieden werden kann, gegen Norden, ein zweiter aber von der Ruine Landsberg gegen Süden, und bei Triebitz rücken sie so eng gegen einander, daß nur eine Senke bleibt, durch welche die Bahn gegen Olmütz vordringt. Früher genügte ein Tunnel, später mußte man die Bahn höher legen und sie durch einen tiefen Einschnitt führen. Für die Landskroner Gegend, besonders für den Schloßberg bei Rudelsdorf gestattet die Triebitzer Senke einen Durchblick über Abtsdorf nach Mähren. Gleichwohl ist der Schloßberg (435 Meter) nur um einen Meter höher, als die Bahnschiene bei Triebitz liegt. In einer sehr anmuthigen Gegend finden wir die Stadt Landskron. Die Hauptkirche zeigt noch den gothischen Stil. Auch steht in deren Nähe eine uralte Rotheibe. Beachtenswerth für den Fremden ist die eigenartige Tracht des Landvolkes, vielleicht auch der volksthümliche Gesang in der Kirche.

In der Landskroner Landschaft sind zu nennen die Orte Weipersdorf, Rothwasser und Sichelsdorf, welches die älteste Bahnstation Böhmens ist. Über Olbersdorf, in dessen Nähe das Sazawathal gerühmt wird, gelangt man zu einer Schwedenschanze, und wer einige Anstrengung nicht scheut, der findet sich durch den schattigen Hügelwald nach dem von aller Welt abgelegenen Herbotitz, dessen ärmliche Holzhäuschen von origineller Bauart und mit wunderlichen Holzfenereffen gar idyllisch an dem stark rauschenden Grenzbach liegen. Wer einmal so weit ist, den wird es nicht gereuen, über Zotkittl und den Kesselberg auf vielfach gewundenen Wegen gegen Schildberg in Mähren zu wandern und Einblick in eine herrliche Landschaft Mährens zu gewinnen, in welcher sowohl bei den Erhebungen wie auch bei den Vertiefungen des Bodens die krummen Linien ausnehmend vorzuherrschen scheinen. Über Weißwasser gelangen wir nach Böhmen zurück, rechter Hand von Hügeln begleitet, einer schöner als der andere. In der Umgebung von Grulich gibt es viel Holzschnitzerei. Der Marienberg, welcher früher von Serviten bewohnt war,

jetzt aber Redemptoriſten beherbergt, gewährt, wenn er auf zahlreichen Steinſtufen mühſam erſtiegen iſt, eine herrliche Ausſicht. Über die Klapperſteine, ein hohes Trümmerfeld, ſowie über den Kleinen Schneeberg erreichen wir den Großen oder Spieglitzer Schneeberg (1422 Meter), an deſſen Südabhang die March entſpringt, welche längs der mähriſchen Grenze bis Oberheidiſch noch Böhmen berührt. Eine von ihren drei Quellen kommt aus den Quarklöchern, zwei Kalkſteinhöhlen mit Tropfſteingebilden. Auf der Hochfläche des Schneeberges herrſcht insgemein Todtenſtille, nur mitunter durch den Angſtruf der Schneelerche unterbrochen. Mitten auf der gewaltigen Glimmerſchiefermaſſe des Berges ſteht die Grenzſäule dreier Länder: Preußiſch-Schleſien, Böhmen und Mähren. Trotz der Höhe des Berges gewähren gleichwohl nur die Ränder der mächtigen Flachkuppe reizende Ausſichten in die Nachbarländer bis in weite Fernen.

Südweſtböhmen.

Wenn man das Thal der Mies bis Pilſen und das der Beraun bis zu ihrer Mündung in die Moldau als Nordgrenze und das Thal der Moldau von Hohenfurth bis Königſaal als die Oſtgrenze des ſüdweſtlichen Böhmen annimmt, ſo bildet dasſelbe ein nahezu rechtwinkliges Dreieck, deſſen Hypothenuſe die Landesgrenze gegen Baiern und Oberöſterreich darſtellt. Gegen drei Viertheile der Oberfläche dieſes großen Gebietes ſind von Gebirgen, Berg- und Hügelgeländen bedeckt, ja mit Ausnahme der Budweiſer und Pilſener Ebene tragen auch die ſonſtigen Hochländereien, da ſie mehr oder weniger tief von Thälern, den Rinnſalen der ſie durchſchneidenden Flüſſe und Bäche, durchfurcht ſind und meiſt eine welſige Oberfläche beſitzen, den Charakter von Hochebenen oder Plateaus, welche zwiſchen die wirklichen Gebirge eingeſchoben erſcheinen. Die bedeutendſten Gebirgsmaſſen ſind das im Nordoſten des Gebietes zwiſchen den Thälern der Moldau und Beraun ſich ausbreitende Brdygebirge, der längs der Weſtgrenze hinziehende nördliche Böhmer- oder „Böhmiſche Wald“ und der durch die Gebirgslücke von Taus von dieſem getrennte, längs der Südweſtgrenze ſich erhebende ſüdliche oder eigentliche Böhmerwald mit dem Hohen Bogen an ſeinem nordweſtlichen und dem Greinerwald an ſeinem ſüdöſtlichen Ende. In hydrographiſcher Beziehung gehört das ſüdweſtliche Böhmen faſt ausſchließlich dem Gebiet der Moldau, beziehungsweiſe der Elbe und nur zum geringſten Theil dem Donaugebiet an, nämlich nur ein ſchmaler längs der Landesgrenze ſich erſtreckender Streifen des Böhmerwaldzuges.

Das Beraunthal und das Brdygebirge. Die Beraun, der ſtärkſte Zufluß der mittleren Moldau, bildet ſich bei Pilſen aus der Vereinigung der Mies, Radbuſa mit der Angel und der Uslava. Sie ſtrömt von dort bis in die Gegend von Pürglitz gen Nordoſt, worauf ſie, eine ſüdöſtliche Richtung einſchlagend, bis zur ihrer Mündung bei

Königsaal einen südwärts gerichteten Bogen bildet. Um ihr Thal und das Brdygebirge kennen zu lernen, wollen wir eine Fahrt mit der böhmischen Westbahn bis Pilsen unternehmen, da diese Bahn durch das untere Beraunthal und um den nördlichen Fuß des Brdygebirges herum geführt worden ist.

Nachdem die böhmische Westbahn in der tischgleichen saaten- und wiesenerfüllten, aber theilweise sumpfigen Niederung, die sich zwischen Radotin und Königsaal ausbreitet und durch welche die wegen ihrer häufigen Anschwellungen gefürchtete Beraun in vielfach geschlängeltem Laufe zwischen Weidengebüsch ihrer Mündung entgegeneilt, diesen Fluß überschritten hat, tritt sie in dessen eigentliches Thal ein, dem sie, am rechten Ufer hinlaufend, bis zur Stadt Beraun folgt. Schon die erwähnte Niederung erscheint gegen Süden von einem mit Eichengebüsch bekleideten Höhenzug begrenzt, welcher bald höher anschwellend sich in einen dicht bewaldeten, steil ansteigenden Bergwall von welligen Contouren umgestaltet, der jenseits der Station Řevnitz hart an das Beraunufer herantritt. Er ist der nördlichste Ausläufer des Brdygebirges, der diesen Theil des Flußthals umgürtet. Sein östlicher Vorsprung gegen das Moldauthal wird von einem unbewaldeten, mit dem St. Gallikirchlein gekrönten Kamm gebildet, an dessen Fuße die weißen Häuser und das stattliche dem Fürsten von Öttingen-Wallerstein gehörige Schloß der alten Stadt Königsaal zwischen Obstbäumen hervorleuchten. Bis Řevnitz ist das Beraunthal breit, seine flache Sohle von fruchtbaren Saatfeldern, Obstpflanzungen und Wiesen erfüllt, zwischen denen sich der breit dahinströmende Fluß mit starkem Gefälle in anmuthigen Krümmungen hinwindet. Gegenüber der mit gemischter Nadelwaldung bedeckten Bergkette, an deren Fuße am Ausgang lauschiger Waldschluchten die von eleganten Villen umgebenen Dörfer Všenor, Dobřichovitz und Řevnitz, beliebte Sommerfrischen der Prager, liegen, erheben sich hüglige, theilweise mit Birken und Eichen bewaldete und mit freundlichen Ortschaften bestreute Höhen. Allenthalben bemerkt man Anpflanzungen von Obst-, besonders Zwetschkenbäumen. Bald ober Řevnitz verengt sich das schöne Thal bedeutend, indem auch die jenseitigen, hier kahlen Höhen bis dicht an das linke Flußufer herantreten. Nicht lange, so öffnet sich dort eine Thalschlucht, in deren waldigem Hintergrunde die stolze Burg Karlstein sich plötzlich zeigt, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Nun wird das Thal immer enger und gewundener und erscheint bald von steilen Kalkfelsen eingeschlossen, welche jenseits stellenweise bis in den sehr zusammengezwängten Fluß fast senkrecht abstürzen und viele Höhlungen enthalten. Plötzlich erweitert sich das Thal zu einem geräumigen, von anmuthigen, theilweise bewaldeten Höhen umgebenen Becken, in dessen Schoß auf einer von der hier in die Beraun mündenden Litava gebildeten Halbinsel sehr malerisch die ehemalige, von alterthümlichen Thürmen überragte Kreisstadt Beraun liegt. Zwei steinerne Brücken verbinden die häufigen Überschwemmungen

ausgesetzte Stadt mit dem linken Ufer der Beraun und dem rechten der Litava, wo sich der Bahnhof befindet.

Bevor wir das Beraunthal weiter verfolgen, wollen wir einen Blick auf das hüglige Plateau werfen, dessen Steilabstürze das linke Ufer des Flusses zwischen Řevnitz und Beraun umsäumen und das sich gegen die Stadt Beraun hin terrassenförmig abdacht. Hat man diese hohe Terrasse erstiegen, welche herrliche Aussichten über das Beraunthal und auf die gegenüber im Westen sich erhebenden Kämme und Höhen des größtentheils mit Wald bedeckten Plateau darbietet, welches den weiten Raum zwischen der Beraun und Litava erfüllt, so gelangt man durch anmuthiges bebuschtes Hügelgelände in einen schönen Buchenwald, aus dem heraustretend man plötzlich zu Häupten eines tiefen romantischen, von üppiger Vegetation ausgeschmückten Felsenkessels steht. Hier liegt unter hohen senkrechten weißen Kalkfelswänden das ehemalige Benedictinerstift St. Ivan mit dem gleichnamigen Dorfe. Eine dreistündige Wanderung führt aus diesem höchst pittoresken Kessel, wo man sich in die Kalkalpen versetzt wähnen kann, durch schattige Eichenwälder und eine malerische Wasserfälle bergende Waldschlucht durchquerend nach Karlstein, dessen Schloßthurm, lange bevor man das enge Thal erreicht, wo diese Burg auf einem Felsenvorsprung liegt, aus der waldigen Tiefe emporsteigt.

Bei der Station Beraun verläßt die böhmische Westbahn das Beraunthal. Will man letzteres weiter kennen lernen, so muß man die sich hier abzweigende Rakonitzer Bahn benützen, welche, nachdem sie die Beraun auf einer langen Gitterbrücke überschritten und die Stadt umkreist hat, in das enge romantische Thal einbiegt, aus dem die Beraun hervorströmt. In diesem oft schluchtenartig verengten Thale, wo der Fluß viele Stromschnellen bildet, läuft die Bahn erst am linken, später am rechten Ufer bis gegen die Mündung des Rakonitzer Baches hin, wo sie das Beraunthal wieder verläßt. Zu den interessantesten Punkten dieses Thalabschnittes gehören die Ortschaften Alt- und Neuhütten mit den großen Fürstenberg'schen Eisenwerken und das auf einem felsigen Vorsprung bei Neuhütten gelegene Schloß Nischburg, welches jetzt das an prähistorischen Funden aus der Umgegend, namentlich auf dem Berge Hradiště sehr reiche Fürstenberg'sche Museum enthält. Nachdem die Bahn die Beraun zum zweiten Male passirt hat, geht sie durch einen Tunnel in das Thal des bei Roztok mündenden Rakonitzbaches hinüber. Beim Austritt aus dem Tunnel wird man nicht wenig überrascht durch den plötzlichen Anblick der ursprünglich königlichen, jetzt Fürstenberg'schen Burg Pürglitz, welche auf einem vom Rakonitzbach umschlossenen Felsvorsprung thronend und umgeben von höher anschwellenden Waldbergen ein überaus prächtiges Bild darbietet. Im weiteren Verlauf ist das Beraunthal meist sehr eng, von felsigen Hängen begrenzt, ja zwischen Roztok und Skrei, wo das Waldgebirge von Zbirow an das rechte Ufer herantritt, eine wildromantische, stellenweise unzugängliche

St. Ivan am Felsen bei Beraun.

Waldschlucht. Auf steilem Felsvorsprung liegt hier die Burgruine Teyřow, weiter oben, südlich vom Markte Liblin, die Burgruine Libstein.

Die böhmische Westbahn, welche bei Beraun in eine flache Thalmulde übertritt, aus deren fruchtbarem Schooße hin und wieder der Spiegel der Litava hervorblitzt, erreicht erst hinter der Station Chrast das Berauntal wieder. Bis dahin führt sie, nachdem sie bei Zditz die Litava überschritten hat und bis jenseits Hořowitz in der mit Wiesen, Saaten und Wäldern erfüllten Thalebene des Rothen Bachs, Zuflusses der Litava, hingelaufen ist, vom Haltepunkt Zbirow aus durch eine flache, an Wäldern und großen Teichen reiche Gegend und später durch ein mit dichter schöner Nadelbewaldung bestandenes Hügelgelände bis gegen die freundliche, im Thal des Klabawabachs gelegene Stadt Rokitzan hin, wo sie wieder in offenes Land hinaustritt. Bei der am Abhang eines birkenbewaldeten Hügels terrassenförmig emporsteigenden mit einem großen Schloß gezierten Stadt Hořowitz, Besitzthum und Residenz des Fürsten von Hanau, berührt die Bahn wieder den Fuß des Brdygebirges, dessen reichbewaldete, hier höher anschwellende Berge sich schon früher zur Linken zeigen und immer näher heranrücken, während zur Rechten vor Hořowitz die malerischen Burgtrümmer von Točník und Žebrák von einer wellenförmigen Quarzithügelkette herabschauen. Bald eröffnet sich nun zur Rechten eine herrliche Aussicht auf eine gebirgige, waldreiche Landschaft, aus welcher bei dem Haltepunkt Zbirow in halbstündiger Entfernung das gleichnamige stolze, auf einem mit Laubholz bewaldeten Hügel stehende Schloß malerisch hervortritt. Schon vor dem Haltepunkt beginnt die Bahn das ausgebreitete Feld der großartigen, aber rasch vorübergegangenen industriellen Thätigkeit des ehemaligen „Eisenbahnkönigs" Strousberg zu durchschneiden. Gewaltige Fabriksanlagen und Eisenwerke, theilweise wieder in Betrieb, und große aus Reihen netter, aber jetzt großentheils leer stehender Häuschen gleicher Bauart zusammengesetzte Arbeitercolonien fesseln hier wie weiterhin bei der Station Holubkau (Holubkow) die Blicke der Reisenden. Diese ganze Gegend, welche, wie das zwischen ihr und dem Berauntal sich ausbreitende, große Waldungen enthaltende, von tiefen malerischen Thälern durchfurchte und in seinen höchsten Kuppen sich bis gegen 600, ja in dem nordwestlich von Holubkau aufragenden Brno der Račer Berge bis 745 Meter Seehöhe erhebende Bergland zur Domäne Zbirow gehört, ist jetzt Besitzthum des Fürsten Colloredo-Mannsfeld. Ober Chrast, bis wohin die Bahn dem Thal des Klabawabachs folgt, gewinnt man bald den Einblick in das Berauntal, über dessen rechtem Hange die Bahn ununterbrochen bleibt. Das nicht mehr tiefe Berauntal erscheint hier von pittoresken Felspartien und Waldhügeln eingefaßt, in seinem Schooß liegen Mühlen, Einschichten und Dörfer. Beim Dorfe Bukovec, in dessen Nähe sich Überreste einer prähistorischen Burg mit Heidengräbern befinden, erblickt man die weite Ebene von Pilsen und bald

auch die graue Häusermasse dieser volkreichen Stadt, aus welcher der Thurm ihrer Hauptkirche hoch emporragt, und zur Rechten die lange Gitterbrücke, auf welcher die Dux-Pilsener Bahn die Beraun überschreitet. Nachdem der Zug die Uslava auf einer prächtigen Eisenbrücke passirt hat, führt er in den langen, sich längs des Südrandes der Stadt ausdehnenden Bahnhof von Pilsen hinein.

Bevor wir einen Blick auf die Umgegend der Hauptstadt des westlichen Böhmens werfen, wollen wir das Brdygebirge näher kennen lernen. Dasselbe erstreckt sich von

Pilsen.

Königsaal in südwestlicher Richtung bis gegen Rožmital und Strašitz hin und besitzt daher eine Länge von über 60 Kilometer. Seine Breite wächst mit seiner in derselben Richtung zunehmenden, zuletzt gegen 720 Meter erreichenden Kammhöhe, weshalb sie in Nordosten des Gebirges blos $3^1/_2$, dagegen in Südwesten 15 Kilometer beträgt. Durch den nordwärts gerichteten Lauf der aus dem südwestlichen Gebirgstheile kommenden Litava wird die ganze Gebirgsmasse nördlich von Přibram durchbrochen und in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die nordöstliche als Brdywald bezeichnet, die südwestliche Třemošnagebirge genannt zu werden pflegt. Erstere beginnt bei Königsaal mit der bereits erwähnten Bergkette, welche sich westlich von Mnišek in einen langen,

ſchmalen, nach beiden Seiten ſich breit abdachenden Kamm fortſetzt, der halbwegs zwiſchen Přibram und Lochowic am Litavathal endet. Dieſer breiten Erhebung ſind an ihren beiden Rändern meiſt mit Hügeln, Bergen und Höhenzügen beſtreute Plateaus vorgelagert, von denen das nordweſtliche den Raum zwiſchen dem Hauptgebirgszuge, der Beraun und Litava ausfüllt, das ſüdöſtliche aber ſich oſtwärts bis an das Moldauthal erſtreckt, während es ſüdweſtwärts durch eine vielkuppige Berggruppe begrenzt erſcheint, durch welche es von der großen, ebenfalls hügligen und von Höhenkämmen durchzogenen Hochfläche geſchieden wird, die ſich zwiſchen der Moldau und Uslava ausbreitet und ſüdweſtwärts bis an die Vorberge des Böhmerwaldes reicht. Charakteriſtiſch für die ganze nordöſtliche Hälfte des Brdygebirges ſind die langgeſtreckt welligen Bergrücken, „Hřeben y“, das iſt Kämme, genannt; insbeſondere führt der mit der Ärarialſtraße zwiſchen Mniſek und Dobříš parallel laufende Kamm des Hauptgebirgszuges dieſen Namen. Wegen der 300 bis 400 Meter betragenden Seehöhe der beiden erwähnten Plateaus macht von dieſen aus der Hřebenyzug, zumal ſeine höchſten 588 bis 659 Meter Höhe erreichenden Gipfel ſich nur wenig über ſeine im Mittel 520 Meter betragende Kammhöhe erheben und abgeflachte Kuppen ſind, viel weniger den Eindruck eines Gebirges als die beträchtlich niedrigere Gebirgskette zwiſchen Königſaal und Revnitz von dem Berauntha aus. Das Thal des bei Revnitz in die Beraun fallenden Moztizku-Bachs ſcheidet dieſe großentheils mit Nadelwald bedeckte Bergkette natürlich von dem Hřebenyzug. Flüchtige Einblicke in dieſes idylliſche Waldthal gewährt die quer durch das Gebirge durch herrliche Waldbeſtände nach Mniſek führende Bezirksſtraße. Hier endet, eine Viertelſtunde von der genannten Stadt, der nordöſtliche Rand des Gebirges mit dem ein Franciscanerkloſter und die Wallfahrtskirche zu St. Maria-Magdalena tragenden, 549 Meter Seehöhe beſitzenden Skalkafelſen, ein wegen ſeiner herrlichen Ausſicht von Prag aus vielbeſuchter Ausflugpunkt.

Ein faltenreicher Waldmantel, der größtentheils zur fürſtlich Colloredo-Mannsfeldſchen Domäne Dobříš gehört, bedeckt den breiten Gebirgszug des Hřebeny und Theile der angrenzenden Plateaus. An ſeinem ſüdlichen Rande auf einer im weiten Umkreiſe von dichter Nadelwaldung umſchloſſenen Feldbaublöße in 370 Meter Seehöhe liegt das Städtchen Dobříš mit einem ſchönen Schloß und Park des genannten Fürſtengeſchlechts neben zwei großen Teichen, von denen der eine mit maleriſchen Ufern ſich tief in den Park hineinzieht. Diesſeits und jenſeits des Kammes treten einzelne, meiſt wenig gewölbte Kuppen aus dem Waldmantel hervor, ſo auf der Dobříšer Seite in dem wildreichen Thiergarten die vielbeſuchte Aglaiahöhe (490 Meter) und der Točka (503 Meter), auf der entgegengeſetzten der Brdo (608 Meter) und der Píſek (688 Meter), auf dem Kamme ſelbſt der felſige, nach Oſten und Weſten eine herrliche Ausſicht darbietende

Hradec (623 Meter) und der Studeny (659 Meter), zwiſchen denen die von Dobříš nach Hoſtomitz führende Bezirksſtraße den Brdywaldkamm überſchreitet.

Verfolgen wir die von Königſaal kommende und Dobříš durchſchneidende Ärarialſtraße weiter, ſo gelangen wir in vier Stunden über das hier waldloſe Plateau nach Přibram. Lange bevor wir die weltbekannte Bergſtadt erreichen, feſſelt der iſolirte, im Süden der Stadt bis 580 Meter aufragende Heilige Berg (Svatá Hora) mit ſeinem ſtattlichen Kloſter (ehedem Jeſuiten-, jetzt Redemptoriſtenreſidenz) und ſeiner prächtigen Kirche, zu welcher eine bedeckte Stiege hinanführt, unſere Aufmerkſamkeit. Sie iſt die berühmteſte Wallfahrtskirche Böhmens, zu deren Marienbilde alljährlich Tauſende von Gläubigen pilgern. Der Heilige Berg bietet eine weite Rundſchau dar. Gegen Norden ruht zur Linken des Beſchauers die anſehnliche, ſehr uneben gelegene Stadt Přibram und ſieht man weit in das Thal der Litava hinab, durch das die Zdiz-Protiviner Bahn heraufkommt. Weſtwärts breitet ſich jenſeits dieſer Bahn ein nacktes, ödes, hügliges Plateau aus, beſtreut mit zum Theil rieſigen Halden, Schachtgebäuden und Dampfeſſen, von welchem gerade gegenüber die langgedehnten Häuſerreihen der Přibram ganz nahen Bergſtadt Birkenberg (Březová Hora) herübergrüßen. Es iſt das Grubenfeld der genannten Schweſter-Bergſtädte, welches ſich über ſieben Kilometer weit längs des Fußes des weſt- und nordwärts ſteil emporſteigenden dichtbewaldeten Bergwalles hinzieht, aus dem jenſeits Birkenberg der hochgewölbte felſige Kamm der 777 Meter hohen Třemošna emporragt, die dem ganzen Gebirge ſeinen Namen gegeben hat. Südwärts ſchweift der Blick über eine weite freundliche, mit Saatfeldern, Gehölzen und Ortſchaften beſäte Hügellandſchaft, unter deren Erhebungen ſich der mehrkuppige Wrantſch (606 Meter) bei Milin beſonders bemerkbar macht, während gegen Nordoſt nahe waldbedeckte Bergkämme eine Fernſicht verhindern.

Das Třemošnagebirge erfüllt den Raum zwiſchen der Litava im Oſten, dem Rothen Bach im Norden und den bereits erwähnten ausgedehnten Plateaus, welche ſeine ſüdlichen und weſtlichen Ränder umſäumen. Es iſt keine einfache Gebirgskette, ſondern viel mehr ein ziemlich gleich langes und breites Maſſengebirge, indem ſeinem in ſüdweſtlicher Richtung ſich erſtreckenden Hauptzuge, deſſen Kammhöhe zwiſchen 600 und 700 Meter wechſelt, zahlreiche kürzere Querketten und Vorberge beiderſeits angelagert ſind, welche dem Hauptkamm an Höhe nichts nachgeben. Die bedeutendſten Erhebungen des Hauptkammes ſind — von Nordoſt nach Südweſt — der Klouček (680 Meter), Brda (769 Meter), der Obecnitzer Tock (857 Meter), die Koruna (829 Meter) und die Kočka (786 Meter). Im Nordweſten des Hauptzuges erheben ſich der Kouček (666 Meter) und Hřeben (717 Meter) im Horowitzer Thiergarten, der Hejlov (688 Meter), die Hlava (781 Meter) und Kamená (735 Meter), im Südweſten die Třemošna (777 Meter)

der Brdce (835 Meter), der Nepomuker Tock (842 Meter) und die Praha (854 Meter). Alle dieſe und andere Gipfel ſind nur allmälige Anſchwellungen der Kämme, mit Ausnahme der Třemošna, von deren leider faſt ganz bewaldetem Gipfel man von Blößen aus eine prächtige Ausſicht über das Přibramer Becken und ſtellenweis auf den Aufbau des Gebirges ſelbſt genießt. In ſeinem Innern erſcheint letzteres mit meiſt ſüdweſtwärts geſtreckten, durch Querjoche verbundenen Kämmen, zwiſchen denen ſich die Thäler der zahlreichen Bäche befinden, die dem Gebirge entquellen. Die Hauptgeſteine des Gebirges, welches, wie auch der Brdywald, zur Gänze der unteren Silurformation angehört, ſind Grauwacken und kieſelreiche Conglomerate. Überall geben dieſelben Veranlaſſung zur Bildung großer Trümmerpartien (Geröllhalden), aus denen kleine, aber recht maleriſche Felsmaſſen hervorragen. Die intereſſanteſten ſind die Kazatelna (Kanzel) und die Velká Třemošna, der Kloboučck bei Obecnitz, die Černáskála (ſchwarzer Fels) im Třemošnazuge, der Hotoberg bei der Förſterei Glashütten und andere. Dagegen beſteht der Grundſtock des Brdywaldes aus Schiefern, welche auch den Nordrand des Třemošnagebirges zuſammenſetzen. Die Lagerungsverhältniſſe dieſer Geſteine und die Undurchläſſigkeit ihres Verwitterungsbodens verurſachten an vielen Stellen die Bildung von Hochmooren und Sümpfen. Erſtere bedecken weite Strecken des Kammes, wo ſie mit dürren Haideſtrecken abwechſeln, die Sümpfe finden ſich von dem Grunde der Thalſchluchten bis hinauf zu den höchſten Partien.

Die beiden Hauptgewäſſer des Gebirges ſind die Litava (Litavkabach) und der Rothe Bach. Erſtere bildet ſich aus zahlreichen Quellbächen am Oſtabhang des Třemošnagebirges, paſſirt nördlich von Přibram ein romantiſches Defilée von 11 bis 12 Kilometer Länge und fällt nach einem Laufe von 46 Kilometern in die Beraun. Der Rothe Bach (Červený Potok) führt den größten Theil der dem Nordweſtabhange entquellenden Bäche der Litava zu. Dagegen ſammelt die unweit des Heiligen Berges entſpringende Kozaba, welche nordoſtwärts, dem Brdywalde parallel hinſtrömend ſich in einer flachen Thalmulde über das Plateau von Dobříš und Knin während eines 35 Kilometer langen Laufes der Moldau entgegenſchlängelt, in welche ſie bei Stěchowitz mündet, faſt alle am Südoſtabhang des Brdywaldes entſpringenden und das genannte Plateau durchfurchenden Bäche, während die Gewäſſer des Nordoſtabhanges entweder unmittelbar oder durch die Litava in die Beraun fließen.

Mit Ausnahme der Hochmoor- und Haideſtrecken, welche einen triſten Anblick gewähren, iſt das Třemošnagebiet dicht bewaldet. Es enthält daher außer zerſtreuten Förſtereien und Hegerhäuſern keine Anſiedlungen, während es längs ſeiner Ränder von zahlreichen Dörfern umſäumt iſt, die meiſt am Ausgang von Thälern anmuthig gelegen ſind. Der Wald, welcher zum größten Theil zur Domäne Dobříš, zum kleineren zur

Domäne Horovitz gehört, besteht am Fuße des Gebirges und auf den angrenzenden Plateaus meist aus Kiefern, sonst fast vorherrschend aus mit Tannen gemischten Fichtenbeständen: nur hier und da unterbrechen Buchen- und Lärchenbestände seine Einförmigkeit, mit welcher auch eine große Einförmigkeit der Pflanzendecke des Bodens Hand in Hand geht, weshalb die an und für sich ziemlich artenarme Vegetation des Třemošnagebirges (wie auch des Brdywaldes) nur wenige seltene und gar keine für das Gebirge charakteristische Pflanzenarten aufweist. Fichtenwald bedeckt noch die höchsten Kuppen, weßhalb deren Mehrzahl keine Aussicht gewährt. Um das Třemošnagebirge, welches, abgesehen von prächtigen Waldbeständen, keine hervorragenden Naturschönheiten birgt, kennen zu lernen, muß man die meist vortrefflichen Waldstraßen begehen, die es durchziehen. Die schönste Ansicht des Gebirges genießt man von dem 825 Meter hohen Třemšin im Südwesten von Rožmital, welcher einen besonderen südwärts vorgeschobenen, fast isolirten Gebirgsstock bildet.

Das gesammte Brdygebirge hat ein in Anbetracht seiner mäßigen Erhebung über das Meer sehr rauhes Klima, welches schon bei 790 Meter Höhe den Anbau von Getreide nicht mehr gestattet. Früh- und Spätfröste, Nebel und große Schneemassen sind innerhalb desselben ebenso gewöhnlich wie in den viel höheren Randgebirgen Böhmens. Diese auffallende Erscheinung dürfte darin begründet sein, daß das Brdygebirge die größte Erhebung im Innern Mittelböhmens und deshalb gegen keine Windströmung gedeckt ist. Dadurch wird es zugleich für die ganze Umgegend zum Sammler der atmosphärischen Niederschläge, welche alljährlich seine Quellen, Moore und Sümpfe reichlich mit Wasser versehen. Je geringer aber die volkswirthschaftliche Bedeutung in landwirthschaftlicher Beziehung ist, desto größer ist dieselbe bezüglich der Forstwirthschaft und des Bergbaues. Denn das Brdygebirge trägt nicht allein ausgedehnte Waldungen, sondern enthält in seinen Gesteinen auch zahlreiche Erzgänge und Erzlager, besonders an den Rändern des Třemošnagebirges, wo außer den reichen Silbererzgängen von Přibram und Birkenberg viele Eisenerzgänge im silurischen Schiefer aufsetzen, welche zu dem früher sehr bedeutenden Eisenbergbau und der noch jetzt in seinen Umgebungen blühenden Eisenindustrie Veranlassung gegeben haben. Der Bergbau mag auch die meisten der zahlreichen Teiche hervorgerufen haben, die den Landschaften am Rande des Gebirges zu einer so großen Zierde gereichen. Die bedeutendsten sind die schon erwähnten Dobříser Teiche, der Franz Karl-Kunstteich bei Laas und der Rožmitaler Teich am Südrande, der Padrterer Doppelteich am Westrande des Třemošnagebirges und der Karezer Teich an dessen Nordwestrande, durch den die böhmische Westbahn mitten hindurchgeht.

Die Ufergegenden der Mies und Radbusa und der nördliche Böhmerwald. Die wellige Fläche von Pilsen wird in ihrer südwestlichen Hälfte von vier Flüssen durchschnitten, welche flache Thalmulden in ihren Boden gegraben haben. An ihren

Thalgehängen treten stellenweise in Felspartien die Gesteine zu Tage, die den Untergrund der Pilsener Hochebene bilden, nämlich Gesteine der Steinkohlenformation im Westen und silurische Schiefer im Süden der Stadt. Jene Flüsse sind die Mies und Radbusa, welche aus dem nördlichen Böhmerwalde kommen, die im südlichen Böhmerwald entspringende Angel und die Uslava, deren Quellen in den Vorbergen des letzteren liegen. Die von Westen kommende Mies und die von Süden herbeiströmende Radbusa durchschneiden Pilsen, die Prager- und Sachsenvorstadt von der inneren, von schönen Promenaden umringten Stadt abtrennend, und vereinigen sich in der Nähe der beiden berühmten Bräuhäuser zur Beraun, während die Angel schon zweieinhalb Kilometer südlich von Pilsen in die Radbusa fällt und die Uslava im Nordosten der Stadt bei der St. Georgskapelle in die Beraun mündet. Pilsen selbst bietet von keiner Seite eine malerische Aussicht dar, da die seine Ebene begrenzenden Gebirge zu fern sind. Längs des Südrandes verkündigen zahlreiche Fabriksschlote die industrielle Bedeutung der Stadt, während der hohe Thurm der mitten auf dem Ringplatze stehenden Erzdecanalkirche zu St. Bartholomäus alle übrigen Thürme als weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt überragt. Die nächsten Umgebungen sind mit vielen Ortschaften bestreut, aber arm an Waldung; gegen Südost bringt die circa 8 Kilometer entfernte, auf einem bewaldeten 565 Meter hohen Quarzitfelshügel thronende Burg Radina (Karlskrone) bei Alt-Pilsenetz, deren Thurm eine prachtvolle Aussicht auf Pilsen und nach dem Böhmerwald hin gewährt, eine wohlthuende Abwechslung in die Einförmigkeit der Landschaft.

Im Süden und Westen der Pilsener Ebene breitet sich zwischen der Angel, Radbusa und Mies ein hügliges und bergiges, reichbevölkertes, aber nur theilweise bewaldetes Plateau aus, das bis an die Schwelle des Böhmerwaldes reicht. Die Mies, ein helles Gebirgswasser, welches bei Tachau aus dem Böhmerwalde heraustritt, strömt von der Station Josephihütte der Pilsen-Egerer Bahn, die bis dahin dem Miesthal gefolgt ist, in anmuthig gewundenem Bett durch ein von bewaldeten Höhen eingefaßtes Wiesenthal, in welches die meist über dem rechten Uferhange hinlaufende Bahn liebliche Einblicke gewährt. Eine der schönsten Stellen dieses Thals ist die, wo die Stadt Mies auf niedriger von dem Flusse umgürteter Felshöhe inmitten schönangebauter baumreicher Gefilde malerisch sich aufbaut. In ihrer Nähe gibt es ergiebige Bleierz- und Steinkohlengruben; vier Stunden nördlich von ihr liegt in anmuthiger Gegend der besuchte Badeort Neudorf mit Eisenquellen und Moorbädern; in der Nähe dieses Bades liegt die Burgruine Schwamberg. Kurz oberhalb der Stadt Mies nimmt der Fluß den von Süden herbeieilenden Auhlawabach auf, in dessen waldigem Thale eine Stunde südlich von Mies die Stadt Kladrau gelegen ist. Schon von fern grüßt der hohe Thurm der prächtigen Kirche des nahe bei der Stadt in Waldeinsamkeit gelegenen ehemaligen Benedictinerstifts, dessen Kuppeln und

Gebäude eine vielhundertjährige Geſchichte erzählen. Sie iſt die größte Kirche romaniſchen Stils in Böhmen, die ehemalige Kloſtergruft jetzt die Ruheſtätte des Windiſchgrätz'ſchen Fürſtengeſchlechts. Weiter aufwärts verengt ſich das Miesthal allmälig in eine, mit maleriſchen Felspartien geſchmückte Waldſchlucht, in deren Sohle der Fluß ſchäumende Stromſchnellen bildet. Nachdem die Bahn oberhalb des großen Eiſenwerkes Joſephihütte die Mies zweimal überſchritten und drei Tunnels paſſirt hat, verläßt ſie das hier ſich weſtwärts wendende und bald flacher werdende Flußthal und tritt in ein offenes Hügelgelände hinaus, welches zur Linken von den bald näher rückenden niedrigen Waldkämmen des nördlichen Böhmerwaldes begrenzt erſcheint, während zur Rechten ſchroffe bewaldete Vorſprünge hart an das linke Ufer des von Norden kommenden Klammerbachs, eines Zufluſſes der Mies, heranrücken, über deſſen rechtem Ufer die Bahn bis zur Station Plan-Tachau

Burgruine Schwamberg.

hinläuft. Zwiſchen Plan und Kuttenplan, welche beide Städte oſtwärts der Bahn bleiben und in einem Hügelgelände liegen, hinter welchem öſtlich eine lange Reihe bewaldeter Berge, der Weſtrand des Tepler Plateaus, emporſteigt, erblickt man weſtlich bei dem iſolirten St. Annakirchlein große Teiche, wie überhaupt die ganze breite Einſattlung zwiſchen dem Böhmerwalde und dem Tepler Gebirge reich an ſolchen iſt. Die rechtsſeitigen Berge rücken nun immer näher, und bald erblickt man am Ausgang eines zwiſchen maleriſchen Waldbergen ſich hineinziehenden Thals die vorgeſchobenen Hotels und Villen von Marienbad. Jenſeits der gleichnamigen gegenüberliegenden Station, wo die Bahn an den linken Uferhang des weiter abwärts Amſelbach genannten Altbach, ebenfalls eines Zufluſſes der Mies, übertritt, verengt ſich der bis dahin weite Raum zwiſchen dem Böhmerwalde und dem Tepler Plateau bald ſehr bedeutend. Rechts erhebt der Kaiſerwald ſeinen breiten hochgewölbten Rücken, während links die ebenfalls bewaldeten Ausläufer

des Böhmerwaldes bis an das Bachthal herantreten. Bald zeigt sich die Häuserreihe des Bades Königswart am Fuße des Kaiserwaldes über dem gleichnamigen Flecken, bei dem das stolze Schloß des Fürsten Metternich liegt, und jenseits der Station Sandau öffnet sich das weite Thalbecken von Eger mit den blauen Waldkämmen des Erzgebirges im Hintergrund.

Der nördliche Böhmerwald, von den Čechen der „böhmische Wald" (Český les), von den Baiern das „oberpfälzische Waldgebirge" genannt, wird durch den Wondrebbach bei Waldsassen, längs welchem die von Eger nach Regensburg führende Eisenbahn gelegt ist, von dem Fichtelgebirge geschieden. Er beginnt mit dem Gebirgsstock des Dillenberges, dessen nördlichste Verzweigungen das Becken von Eger gegen Süden begrenzen, erstreckt sich südsüdostwärts und endet mit dem Gebirgsstock des Čerchov bei Klentsch. Seine Länge beträgt circa 40, seine größte Breite (in seiner Mitte) circa 25 Kilometer, seine Kammhöhe im Mittel nur 695·4 Meter. Er gehört blos etwa zur Hälfte zu Böhmen, da die Landesgrenze großentheils mit der über seine mittleren Kämme laufenden Wasserscheide zwischen dem Elbe- und Donaugebiet zusammenfällt. Da er sich böhmischerseits gegen ein Plateau abdacht, dessen Niveau im Mittel bereits circa 470 Meter über dem Meere liegt, so erscheint er von dort fast überall nur als ein niedriger Bergwall von welligen Umrissen. Der nördliche Böhmerwald besitzt nämlich mit Ausnahme seines südlichsten Stückes keine hervorragenden Gipfel, sondern blos breite, sanft gewölbte Kuppen und Kämme. Nur der Gebirgsstock des Čerchov macht eine Ausnahme. Von diesem aus einem schroffen, von Südost nach Nordwest streichenden Glimmerschiefergrat bestehenden Berge, der im Profil als eine ziemlich steile Pyramide erscheint, strahlen nämlich kurze Ketten aus, welche durch tief eingesenkte Waldthäler mit steilen felsigen Hängen geschieden sind. Der Paß von Nepomuk (728 Meter), den die von Taus über Klentsch nach Waldmünchen in Baiern führende Ärarialstraße überschreitet, trennt diese von steilen Kuppen überragte Berggruppe, welche allein an ein Hochgebirge erinnert, von der östlichen Kette des mittleren Gebirgstheiles. Dieser wird nämlich durch das Längenthal des oberen nordwärts gerichteten Laufes der Radbusa und der südlich fließenden Schwarzach, welche beide nahe bei einander bei dem auf der Landesgrenze gelegenen halb böhmischen, halb baierischen Dorfe Schwarzach entspringen, in zwei Parallelketten geschieden, deren östliche sich von Klentsch bis Weißensulz erstreckt, während die westliche, über deren Kamm die Landesgrenze hinzieht, bis an die von Haid über Pfraumberg nach Waidhaus in Baiern gehende Straße reicht. Nördlich von dieser Straße ist der Böhmerwald nur mehr ein breites, von Thalmulden durchfurchtes und mit abgeflachten Kuppen bestreutes Plateau. Die bedeutendsten Erhebungen des gesammten Gebirges innerhalb Böhmens sind von Norden nach Süden: der Dillenberg (Denkstein der Gradmessung, 939 Meter), der

Entenbil (867 Meter) und der Große Rabenberg (878 Meter) an der Landesgrenze bei Goldbach, der Klitscherberg (754 Meter), eine steile Felskuppe südwestlich von Tachau, der mit einer malerischen Burgruine gekrönte und eine prachtvolle Aussicht darbietende Schloßberg bei Pfraumberg, eine am Ostrande des Gebirges sich erhebende bewaldete Granitkuppe (837 Meter), der Platterberg (859 Meter) und Plösserberg (789 Meter) zwischen dem Thale des Radbusabachs und der Landesgrenze, der Lissaberg (869 Meter), Schauerberg (886 Meter) und Zadek (850 Meter) auf der östlichen

Der Osser vom Spitzberg aus.

Kette des südlichen Gebirgstheiles, endlich der Čerchov (1039 Meter), der höchste Gipfel des ganzen Gebirges.

Das vorherrschende Gestein des ganzen Gebirges ist Gneis. Derselbe wird an vielen Stellen vom Glimmerschiefer, welcher die höchsten Kuppen zusammensetzt, und — namentlich im mittleren Gebirgstheile — vom Granit durchbrochen. Längs des östlichen Randes ist dem Hauptgebirgszuge an seiner nördlichen Hälfte eine breite Granit-, an seiner südlichen eine ausgedehnte, von Granit vielfach durchbrochene Amphibolitschieferformation vorgelagert. Letztere bildet ein vielkuppiges, malerisches, mit zahlreichen Ortschaften und

Waldstücken bestreutes, von anmuthigen Flußthälern durchschnittenes Hügelgelände, welches sich in der Černá Hora (Schwarzer Berg) östlich von Weißensulz bis 660 Meter erhebt. Seine bedeutendsten Orte sind die Städte Alt-Zedlitz (501 Meter) am Kötschenbach, Zufluß der Mies, Hostau (448 Meter) am Altbach und Ronsperg (431 Meter) am Piwonkabach, Zuflüsse der Radbusa, die wichtigsten Städte der nicht minder bevölkerten wellenförmigen und waldarmen Granitformation Neustadtl (451 Meter) und Haid (469 Meter) an Zuflüssen der Mies. Hart an der östlichen Schwelle des eigentlichen Böhmerwaldes, bereits im Gneisgebiete, liegen die Städte Tachau (483 Meter), Pfraumberg (698 Meter), die Märkte Weißensulz (439 Meter) und Klentsch (493 Meter), sowie zahlreiche Dörfer. In ihrer Nähe zieht längs der Grenze zwischen dem Gneis und Amphibolit ein schmaler Streifen von Quarzit hin, welcher mit dem Quarz des bekannten „Pfahles" im baierischen Walde identisch ist. Im Innern des Gebirges findet man, ausgenommen die zahlreiche Ortschaften bergenden Flußthäler, fast nur Förster- und Hegerhäuser.

Der nördliche Böhmerwald ist reich an Quellen, Versumpfungen und Torfmooren, im Volksmunde „Lohen" genannt, es fehlen ihm aber die Bergseen, die dem südlichen Böhmerwald einen so großen Reiz verleihen, wie auch seine Sümpfe und Lohen bezüglich ihrer Größe sich mit den „Auen" und „Filzen" jenes Gebirges nicht messen können. Die bedeutendsten Wasseradern sind im böhmischen Antheil die Mies, Pfreimt, Radbusa, Warme und Kalte Bastritz. Die im oberen Laufe Katzenbach genannte Mies entquillt der Mieslohe im Revier Ringelberg der Herrschaft Tachau in der Nähe der Landesgrenze und durchschneidet, ostwärts bis Tachau strömend, das ganze Gebirge in der Quere. Die Pfreimt entspringt südlich des Ohrenberges (741 Meter) am Leisberg und fällt nach anfangs süd-, später westwärts gewendetem Laufe in die Naab, einen Zufluß der Donau. Die im Herzen des Gebirges bei Schwarzach entstehende Radbusa fließt anfangs nordwärts durch das schon erwähnte Längenthal, wendet sich aber dann nordostwärts und durchbricht bei Weißensulz den Böhmerwald. Die Kalte und die Warme Bastritz entquellen dem Čerchovgebirge, erstere dessen Süd-, letztere dessen Nordabhang. Die warme bietet die seltene Erscheinung einer Gabeltheilung dar, indem sie sich in zwei Bäche spaltet, von denen der eine, südwärts fließend, im Norden von Furth in den Chambach (Zufluß des Regen) fällt, der bei Furth auch die Kalte Bastritz aufnimmt, während der andere, gegen Osten strömend, bei Stankau in die Radbusa mündet.

Der nördliche Böhmerwald ist, obwohl ein echtes Waldgebirge, stark bevölkert, indem längs seiner Flüsse und Bäche Dörfer, Mühlen und andere Einschichten liegen, hin und wieder auch Glashütten, Eisenhämmer und andere industrielle Etablissements. Diese zahlreichen Ortschaften mit ihren Saatfeldern und Wiesen bringen eine angenehme

Der ſchwarze See.

Abwechslung in die Einförmigkeit des Gebirges, dessen Waldmantel vorherrschend aus mit Tannen gemengten Fichtenbeständen, in der oberen Region nur aus letzteren besteht. Eingesprengt sind Buchenarten, die Waldstraßen meist mit Bäumen des Bergahorns bepflanzt, der hier trefflich gedeiht. Das Gebirge wird noch von keiner Eisenbahn durchschnitten, wohl aber von mehreren Chausseen, welche die Communication zwischen Böhmen und Baiern vermitteln. Die Haupteinbruchstellen sind böhmischerseits Tachau und Bischofteinitz. Tachau, der Sitz der Centralverwaltung der gleichnamigen fürstlich Windischgrätz'schen Domäne, zu welcher der größte Theil des nördlichen Böhmerwaldes gehört, liegt zwischen waldlosen Höhen zu beiden Seiten der Mies, welche hier aus einem anmuthigen Thale hervortritt, durch das von dem tiefgelegenen Schlosse eine prächtige Allee alter Ahorne, Ulmen, Pappeln und Linden nach der waldumringten Ortschaft Heiligen führt, wo sich das neue vom Feldmarschall Windischgrätz erbaute Schloß und daneben in einem ehemaligen Paulanerkloster das Forstamt befindet. Eine reizende Partie ist das benachbarte Aglaienthal mit der malerischen, eine prächtige Aussicht gewährenden Felsmasse des Hirschensprunges. Das Miesthal ist von hier bis Galtenhof, bis wohin die von Tachau nach Baiern führende Straße in ihm bleibt, eine von theilweise bewaldeten Bergen eingefaßte Thalmulde. Vom Galtenhof gelangt man, nordwärts wandernd, durch ausgedehnte Waldungen nach dem zur fürstlich Metternich'schen Herrschaft gehörenden Dillenberg, dem schönsten Aussichtspunkt der nördlichen Gebirgshälfte. Sein breiter Rücken trägt eine hervorragende Felsgruppe, von der aus man eine umfassende Aussicht auf das Fichtel-, Erz- und Teplergebirge und südwärts über die Waldkämme des nördlichen Böhmerwaldes bis zu den hochragenden Gipfeln des südlichen genießt.

Bischofteinitz, eine freundliche Landstadt mit großem, dem Fürsten Trauttmansdorff gehörigen Schlosse (der „Herrenburg"), liegt von Obstgärten umrahmt zu beiden Seiten der hier breit dahinströmenden Radbusa in einem schönen gegen Westen offenen Thalkessel. Unter den diesen umringenden, mit Kiefern und Birken bewaldeten Bergen bietet der Galgenberg eine prachtvolle Rundschau dar, welche vom Pfraumberg und dem östlich davon sich erhebenden Siebenbergen westwärts die ganze südliche Hälfte des nördlichen Böhmerwaldes mit seinen düsteren Waldkämmen und felsigen Kuppen umfaßt und südwärts bis zu dem hochgewölbten Hohen Bogen (Eckstein, 1073 Meter) und dem zweispitzigen Osser (1283 Meter) reicht. Ostwärts schaut man weit hinein auf das hüglige Plateau, durch das sich die Radbusa gegen Pilsen hin schlängelt, südostwärts über das vielkuppige Amphibolitgebiet von Neugedein bis zu den Klattauer Bergen. Die von Pilsen kommende, quer durch den Böhmerwald nach Baiern (Eslarn) führende Landstraße folgt dem von Bischofteinitz aus mit meist unbewaldeten Bergen und Höhen eingefaßten Thale der Radbusa bis Weißensulz, wo sich das Thal nach Südwest wendet und bald in eine

romantiſche, nur Mühlen und Spiegelſchleifen bergende Waldſchlucht verwandelt, welche ſich ſüdwärts zwiſchen den Platter- und Fuchsberg tief in das Gebirge als Längenthal hineinzieht. Oberhalb Biſchofteinitz fällt der am Liſſaberg entſpringende Schleifenbach (im unteren Lauf Podhay genannt) in die Radbuſa. Am Schleifenbach liegt das Städtchen Rousperg, von wo aus man in anderthalb Stunden durch das anmuthige Bachthal nach dem am ſüdöſtlichen Fuße des ſteilen Liſſabergs in einem geſchützten Felswinkel gelegenen Pfarrdorfe Stockau, einſt berühmt wegen ſeines längſt aufgehobenen Auguſtinerkloſters, gelangt. Südweſtlich davon ragt der Hirſchſtein (876 Meter) empor, gekrönt mit einer ſagenumwobenen Burgruine, deren Weſtthurm eine prächtige Ausſicht gewährt. Nordwärts lagert in nächſter Nähe der Liſſa und ſüdöſtlich erheben ſich der Schauerberg (vulgo Kniebrecher!), ſowie die abenteuerlich übereinander geſchichteten Gneisblöcke des Großen und Kleinen Fels. Südwärts ragt die düſterbewaldete Gebirgsmaſſe des Čerchovſtockes jenſeits eines weiten Thalkeſſels empor, in deſſen Schooße mehrere Ortſchaften umhergeſtreut liegen, deren bedeutendſte den ominöſen Namen Waſſerſuppen trägt. Südweſtwärts ſchaut man weit in die lachenden Gefilde Baierns hinein, während oſtwärts der Blick bis zur Burg Radina dringt. Von Biſchofteinitz geht auch eine Ärarialſtraße ſüdweſtwärts nach dem Markte Klentſch, von wo aus man den wenig Ausſicht darbietenden Gipfel des Čerchov erklimmen kann. Ein ſteiler Weg führt von dort hinab in das romantiſche Thal der Kalten Baſtritz, wo die große Glashütte Fichtenbach in idylliſcher Waldeinſamkeit nahe der Landesgrenze liegt.

Der Paß von Neugedein und der ſüdliche Böhmerwald. Die Gebirgsumwallung Böhmens zeigt an ihrer ſüdweſtlichen Seite eine breite, ein natürliches offenes Thor zwiſchen Böhmen und Baiern darſtellende Lücke. Dieſe von der Hochebene von Furth ausgefüllte Lücke, welche nordwärts von den Vorſprüngen des Čerchov, ſüdwärts von dem Hohen Bogen begrenzt erſcheint, wird böhmiſcherſeits der Paß von Neugedein oder Neumark genannt. Sie iſt von jeher der Hauptzugang nach Böhmen geweſen und deshalb zum Schauplatz vieler blutiger Kämpfe geworden. Über ſie hinweg führt ſowohl die alte Prager Reichsſtraße als die böhmiſche Weſtbahn nach Baiern. Nachdem letztere von Pilſen aus das große hüglige, mit Eiſenwerken, Schachthäuſern und Fabriken beſtreute Steinkohlenbecken von Nürſchau durchſchnitten und das prächtige, weithin ſichtbare Schloß Chotieſchau (einſt Norbertinerinnenkloſter) paſſirt hat, gelangt ſie bei Staab an das Radbuſathal, an deſſen waldigen Hängen ſie bis Stankau bleibt. Hier tritt ſie in das Thal des Rubřinabachs über, wie der untere Lauf der Warmen Baſtritz bis Taus genannt wird. Dieſe alte, von der Baſtritz durchfloſſene Stadt liegt, von Gärten umringt, in einer weiten Thalmulde und bietet von Oſten her mit den blauen Bergen des nördlichen Böhmerwaldes im Hintergrund, ihren ſtattlichen Gebäuden und

hochragenden Thürmen ein sehr malerisches Bild dar. Schon vor Taus erblickt man ostwärts eine Anzahl bewaldeter Amphibolitkegel, von denen einer der höchsten (660 Meter) die weithin sichtbare Burg Riesenberg trägt. Ihr Wartthurm bietet eine prachtvolle Rundschau dar. Gegen Süden ruht im Vordergrund der Markt Neugedein in einem grünen, von bewaldeten Amphibolitbergen umringten Thalbecken, hinter dem der langgestreckte Wall des südlichen Böhmerwaldes mit dem zweigipfligen Osser emporragt, während westwärts das Auge über anmuthiges Hügelgelände und die Thürme von Taus und Chodenschloß hinweg bis zu der breiten Pyramide des Čerchov dringt. Südwestwärts aber überschaut man mit einem Blick jenes 23 Kilometer breite Eingangsthor von Böhmen, ein mit Ortschaften, Ackerfluren, Wiesen und Waldstrecken bestreutes Hügelland, durch das sich der im Vorgebirge des südlichen Böhmerwaldes entspringende Chambach in vielfach gewundenem Laufe träg nach dem baierischen Furth hinschlängelt. Sein seichtes Thal, durch welches die von Neugedein kommende Bezirksstraße über Neumark und Eschelkam nach Furth läuft, bildet von Neumark an einen Paß im engeren Sinne. Im Süden von Neugedein und Neumark breitet sich ein vielkuppiges, meist dichtbewaldetes, von dem Gewintzykegel (736 Meter) überragtes Bergland aus, das bis an die Schwelle des Böhmerwald-Hochgebirges reicht.

Der südliche oder eigentliche Böhmerwald (Šumava der Čechen), nächst dem Riesengebirge das höchste Gebirge Böhmens, aber viel umfangreicher als jenes, erstreckt sich vom Hohen Bogen in Baiern bis zum Sternwald in Oberösterreich von Nordwest nach Südost in einer Länge von circa 125 Kilometer, während seine Breite, mit Einschluß des mit ihm zusammenhängenden baierischen Waldes im Mittel 60 Kilometer beträgt. Außer dem Hauptzuge besitzt er mehrere Querketten. Der Böhmerwald ist nämlich keine einfache Gebirgskette, sondern ein Massengebirge, welches zwischen seinen Hauptkämmen Querkämme, Berggruppen und weite Plateaus einschließt. Die Wasserscheide zwischen dem Donau- und Elbegebiet, desgleichen die Landesgrenze gegen Baiern und Oberösterreich laufen vorzugsweise über die am südwestlichen Rande hinziehende Hauptkette des eigentlichen Böhmerwaldes hin. Dieser zerfällt im Volksmunde in den oberen und unteren Wald. Der obere erstreckt sich vom Hohen Bogen bis zum Paß von Kuschwarda, der untere von da bis Hohenfurth oder, wenn man den St. Thoma- und Sternwald bereits zu dem böhmisch-österreichischen Grenzgebirge, dem sogenannten „Greinerwald" rechnen will, blos bis zum Paß von Oberwuldau.

Den Anfang des oberen Waldes bildet das zwischen den Thälern der Angel und des Weißen Regen sich erhebende, aus Glimmerschiefer zusammengesetzte Künische Gebirge, eine beiderseits schroff abfallende Gebirgskette, welche bei der hochgelegenen Kirche St. Katharina (635 Meter) im Westen von Neuern beginnt und am Spitzbergpaß

und dem Thalbecken am Eisenstein endet. Sein schmaler Kamm ist gänzlich mit Gerölle und Blöcken bestreut, welche sich hin und wieder zu vorragenden Felskuppen übereinander thürmen. Die höchsten sind das Zwergeck (1365 Meter) und die Hohe Seewand (1343 Meter), die am meisten in die Augen springende ist aber der zweigipflige Osser (baierisch: Ossa), welcher vom Spitzberg aus gesehen einer doppeltgehörnten, hoch über dem waldigen Angelthal thronenden Pyramide gleicht. Zwischen seinen beiden Felskegeln, dem baierischen (1283 Meter) und dem böhmischen Osser (1343 Meter) geht die Landesgrenze

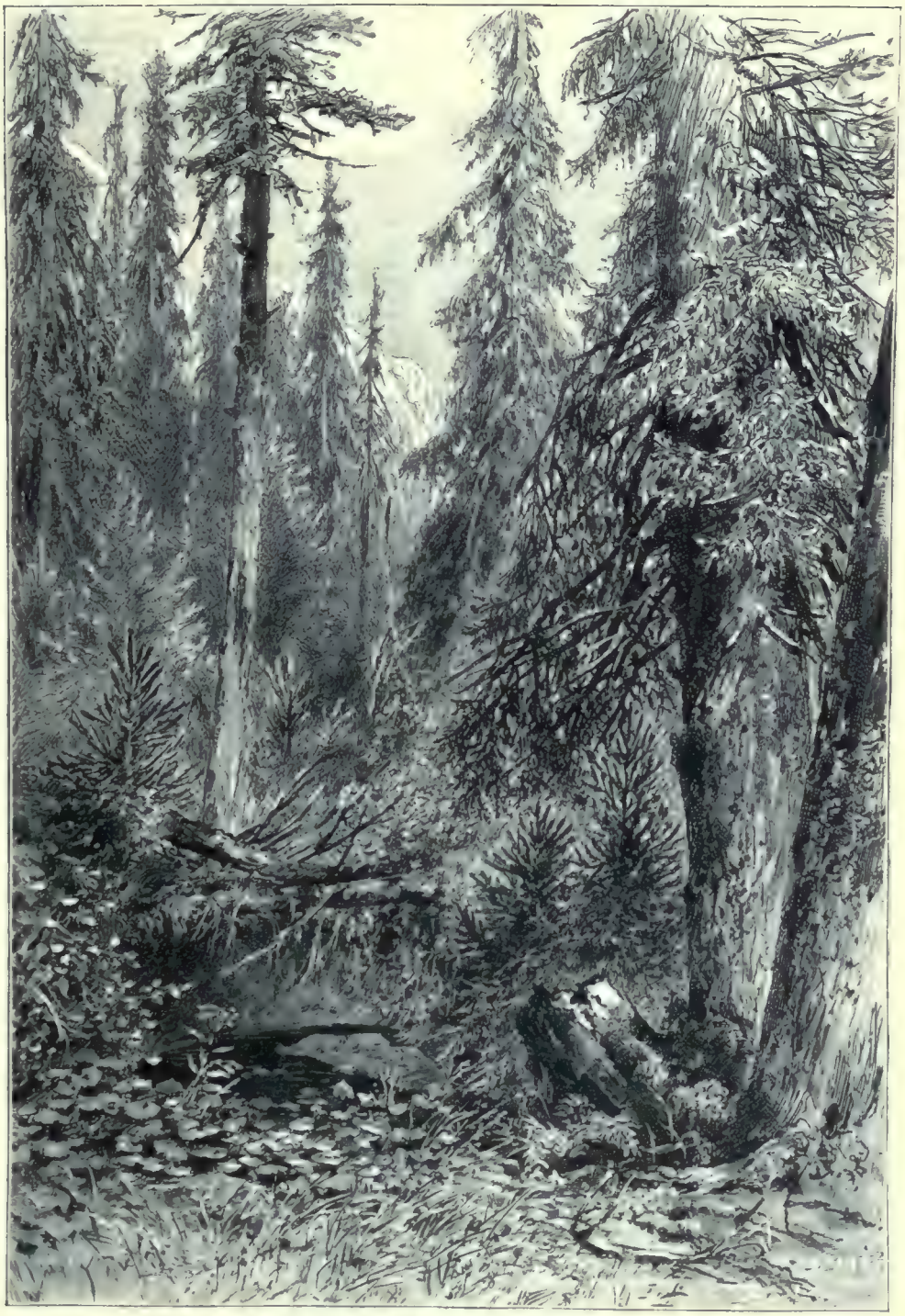
Eisenstein mit dem Arber.

hindurch. Auch die Hänge des Gebirges sind mit Gesteinstrümmern bedeckt, ja am Westabhang unter der Seewand breiten sich große Geröllehalden, „Steinmeere" genannt, aus. Durch den Querriegel von Kolmstein steht das Künische Gebirge mit dem Hohen Bogen, einem im Burgstall bis 978 Meter aufragenden, das volkreiche Thal des Weißen Regens gegen Norden begrenzenden hochgewölbten Bergwall aus Hornblendeschiefer, durch den 1030 Meter hohen, das Quellbecken des Weißen Regens von dem Eisensteiner Thal scheidenden Scheibensattel mit dem ihm parallelen, aber höheren Arbergebirge in Verbindung, während es durch einen von der Seewand ostwärts streichenden Querriegel,

über den die Wasserscheide läuft und welcher den felsigen Spitzberg (1199 Meter) und den flachgewölbten Panzer (1152 Meter) bildet, mit dem westlichen Kamm zusammenhängt. Zu beiden Seiten dieses Querriegels, dessen deprimirteste Stellen der vom Spitzbergtunnel durchbohrte Spitzbergpaß (997 Meter) und der Eisensteiner Paß (952 Meter) sind, liegen zwei gegen die Seewand von hohen malerisch zerklüfteten Felswänden umgürtete, gegen Osten offene Kessel, von denen der nördliche den herrlichen Schwarzen See (1008 Meter), den größten des Böhmerwaldes (mit 36·8 Hektar Fläche und 57 Meter Tiefe), der südliche den früher schauerlich düsteren, weil in Urwald gebetteten, jetzt leider seiner Waldumfassung beraubten Teufelssee (1030 Meter mit 23 Hektar Fläche und 34 Meter Tiefe) in seinem waldigen Schooß birgt. Vom Panzer aus erstreckt sich parallel der Künischen Gebirgskette ein niedriger, die östliche Umwallung des Angelthals bildender Kamm gegen Neuern, welcher im Brückelberge nochmals bis 1234 Meter anschwillt.

Der Grenzkamm oder das Stubenbacher Gebirge, die Fortsetzung der Hauptkette, beginnt am Paß von Eisenstein mit dem Fallbaum (1241 Meter). Er ist bis zum Lakaberg noch aus Glimmerschichte, von da aber aus Gneis zusammengesetzt und bildet einen gegen Südost immer breiter werdenden Gebirgswall von 1265 Meter mittlerer Kammhöhe und welliger Oberfläche; seine höchsten Kuppen sind der Lakaberg (1339 Meter) und der Mittagsberg (1314 Meter). Da ihm gegen Nordosten hohe Plateaus vorgelegt sind, so erscheint er von da aus als ein verhältnißmäßig niedriger Gebirgskamm, während er vom baierischen Walde aus sich als eine imposante Hochgebirgskette darstellt, indem sein breiter Kamm gegen Südwest in einem langen steilen, von Thalschluchten tief durchfurchten Abhang zum Zwieseler Becken und den tiefen Thalsenkungen abfällt, welche ihn vom baierischen Walde trennen. Ein vom Lakaberg südwärts streichender Querriegel endet in Baiern mit dem schroffen Felsvorsprung des Großen Falkenstein, dessen mit einem hohen Eisenkreuz geschmückter Scheitel (1315 Meter) eine großartige Ansicht des vielkuppigen Arbergebirges mit der hochragenden, felsgekrönten Pyramide des Großen Arbers (1458 Meter), des höchsten Gipfels des gesammten böhmisch-baierischen Waldes, darbietet. Am böhmischen Hange liegt am Fuß des Lakaberges in einem tiefen Waldkessel der Lakasee (1096 Meter mit 12 Hektar Fläche und 20 Meter Tiefe), nördlich vom Mittagsberg unter dem steilen Felsabhang des Seeruckberges, im Süden von dem Kirchdorf Stubenbach der Stubenbacher See (1079 Meter mit 15·6 Hektar Fläche und 23 Meter Tiefe), begrenzt gegenüber seiner Seewand von einem theilweise mit Krummholzföhren bewachsenen Wall übereinander gethürmter Gneisblöcke.

Jenseits des Mittagsberges erweitert sich der Grenzkamm böhmischerseits in das ausgedehnte, mit struppigem Urwald und Filzen bedeckte, von flachen grasigen Thalmulden durchfurchte, im Mittel 1106 Meter hohe Plateau von Mader, welches ostwärts mit



Moldau Ursprung am Schwarzberg bei Buchwald.

dem niedrigeren Plateau der „Gefilde“ verschmilzt. Es umfaßt die unwirthlichsten Einöden des Böhmerwaldes und birgt außer der kleinen Ortschaft Mader (980 Meter), einzelnen Forsthäusern und Holzhauerhütten keine menschlichen Wohnungen in seinem rauhen Schooße. An seinem Südwestrande, wo die Wasserscheide und Landesgrenze hinziehen, erheben sich jenseits der letzteren einzelne nach Baiern steil und lang abfallende Kuppen, darunter die beiden höchsten Gipfel des oberen Waldes, der Große Rachel (1450 Meter) und der Lusen (1372 Meter). Ersterer bildet eine breite, in einen Gneisfelsengrat auslaufende Pyramide, letzterer, von der Form eines umgestürzten Kegels, ist ein grandioses Haufwerk übereinander gethürmter Granitblöcke. Ein vom Fuße des Rachels gegen Südwest streichender Querriegel, der Rinchnacher-Hochwald, verbindet den Grenzkamm unmittelbar mit dem baierischen Walde. — Von dem nördlich vom Lusen gelegenen Marberg (Markopf, 1328 Meter) an bildet der Grenzkamm böhmischerseits nur einen niedrigen Höhenzug, welcher am Paß von Buchwald, dem höchst gelegenen Dorfe des Böhmerwaldes (1162 Meter), den die Außergefild-Freyunger Landstraße überschreitet, sich im Siebensteinfelsen nochmals bis 1259 Meter erhebt, dann aber sich südsüdostwärts wendend an Höhe abnimmt und in ein anmuthiges, reich bevölkertes, ganz in Baiern gelegenes Hügelland auflöst, das bis an das Dreisesselgebirge reichend jene breite Depression im Hauptzuge des Böhmerwaldes bildet, durch welche die von Winterberg über Kuschwarda nach Baiern führende Ärarialstraße gelegt ist. Der Paß von Kuschwarda besitzt nur 812 Meter Seehöhe.

Wendet man vom Fallbaum, Rachel oder Lusen seine Augen nord- und ostwärts, so überschaut man eine Berglandschaft von schier ungeheurer Ausdehnung, deren fernste Kämme und Kuppen mit den Höhen des inneren Böhmens zu verschmelzen scheinen. Ein Kamm folgt dem andern, eine Bergkuppe drängt die andere und dazwischen dehnen sich breite Thalmulden aus, deren grüne Wiesenflächen mit den dunkeln Nadelwäldern anmuthig contrastiren. Der Feldbau erscheint beschränkt, Wald und Wiesen herrschen überall vor. Die Bevölkerung wohnt in Einschichten oder zerstreuten Ortschaften, hin und wieder verkündet eine aus den Wäldern und Thalmulden aufsteigende Rauchsäule die Thätigkeit der Holzhauer und Köhler oder das Vorhandensein einer Glashütte. Es ist das große Centralgneisplateau des Böhmerwaldes, welches in das Gebiet der Künischen Freibauern, die Bergreichensteiner Gebirgsgruppe und das Hochland der Gefilde zerfällt. Ersteres erfüllt den Raum zwischen dem Angel- und Wotawathal, dem Stubenbacher Gebirge und dem Vorgebirge von Bergstadt Welhartitz, Čachrau und Drosau. Auf ihm liegen die großen Dörfer Seewiesen (842 Meter) und Haidl (916 Meter), die Stadt Hartmanitz (712 Meter) und in deren Nähe bei Gutwasser der herrliche Aussichtspunkt des granitnen St. Günthersfelsen (1006 Meter). Seine Gneismasse wird, wie

auch im Gefilder Plateau ſtellenweiſe durch Quarz- und Urkalklager unterbrochen. Der Quarz iſt goldhaltig, weshalb ehedem in mehreren Bächen Goldwäſcherei betrieben wurde,

Blöckenſteinerſee: Kronprinzenſtein und Stifter-Denkmal.

woran noch jetzt zahlreiche Seifenhügel erinnern. Die tiefen Thäler des unteren Kieslingbachs und der oberen Wotawa ſcheiden das Küniſche Plateau von dem Maderer und von dem der Gefilde, einem ungemein rauhen und öden, mit Filzen beſtreuten waldigen, wenig bewohnten Hochland, das gegen Weſten durch die Thalſchlucht des Wydra- und

Maderbachs vom Maderer Plateau getrennt wird, oſtwärts in ein breites reichbevölkertes Hügelland übergeht und ſüdwärts durch die vom Maderer Plateau abzweigenden Tafelberge (1214 Meter) vom Becken von Fürſtenhut und Kuſchwarda geſchieden iſt. In ihm liegen der Markt Außergefild (1058 Meter) und die Dörfer Innergefild (1060 Meter) und Planě (1067 Meter); ſeine höchſten Erhebungen ſind der Antigl (1253 Meter) bei Innergefild und der Leckerberg (1217 Meter) bei Planě, der an Umfang größten, weil über einen weiten Raum umhergeſtreuten Ortſchaft des Böhmerwaldes.

Gegenüber dem terraſſirten Abhang des Hartmanitzer Plateaus, geſchieden von dieſem durch das tiefe Thal der Wotawa, erhebt ſich, deſſen felſige Oſtgehänge bildend, die Berggruppe von Bergreichenſtein, das einſt hochberühmte Goldland Böhmens, welches nordwärts in das Vorgebirge von Schüttenhofen übergeht. Die höchſten Gipfel ihres von Nordweſt nach Südoſt ſtreichenden Hauptkammes ſind der Zoſumberg (1063 Meter) und der Jawornik (1065 Meter) im Oſten der hoch über dem Wotawa- und Loßnitzthal maleriſch gelegenen alten Bergſtadt Bergreichenſtein (739 Meter), in deren kahlen Umgebungen viele alte Halden an den früheren Bergbau erinnern. In ihrer Nähe, nordweſtlich von dem Zoſumberge, erheben ſich drei bewaldete Bergkegel, von denen der weſtliche (886 Meter) die maleriſchen Trümmer der Burg Karlsberg trägt, deren zwei hochaufragende Thürme ein weithin ſichtbares Wahrzeichen der Gegend bilden.

Die Hauptgewäſſer des oberen Waldes ſind die Angel, der Große Regen, die Wotawa und die Moldau. Die Angel, ein helles Forellenwaſſer, entquillt dem Nordabhang des Panzer und durchrauſcht bis vor Neuern ein prächtiges, mit Mühlen, Spiegelſchleifen, Freibauerhöfen und Ortſchaften geſchmücktes Querthal, durch welches ſich zwei Bezirksſtraßen und die Pilſen-Eiſenſteiner Bahn emporwinden. Der hochgelegenen Station Eiſenſtraß gegenüber eröffnet ſich der vom Oſſerbach bewäſſerte Donnerwinkel, ein romantiſcher Waldkeſſel, über dem der Oſſer majeſtätiſch thront. Das Angelthal, welches ſich nun öffnet, theilt die breite Thalſohle mit der weſtwärts davon fließenden Choden-Angel. Hier liegt, an der Schwelle des Mittelgebirges, von der Angel durchfloſſen, lang hingeſtreckt der Markt Neuern (471 Meter), eine beliebte Sommerfriſche; in ihrer Nähe, ebenfalls an der Angel, Biſtritz, der Sitz der fürſtlich Hohenzollern'ſchen Forſt- und Domänenverwaltung mit einem prächtigen modern-gothiſchen Schloß und Park des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen.

Der Regen entſpringt am Paß von Eiſenſtein, bewäſſert als „Regenbach" das idylliſche Thalbecken, wo der Markt und Luftcurort Böhmiſch-Eiſenſtein, überragt von der rieſigen ſchindelgedeckten Zwiebelkuppel ſeiner achteckigen Kirche, über dem linken Bachufer 774 Meter hoch gelegen iſt, nimmt unterhalb dieſes Orts rechts den durch ein weites, von der Eiſenbahn durchzogenes Seitenthal vom Spitzberg herabkommenden Eiſenbach,

an der Landesgrenze den aus einer wildromantischen Waldschlucht hervorströmenden Pichlbach auf und tritt jenseits der Grenze in ein tiefes Querthal ein, um sich durch den baierischen Wald der Donau entgegenzuschlängeln. An der Grenze liegt über seinem linken Ufer der schöne Grenzbahnhof (420 Meter) mit großartiger Ansicht des Arber, am rechten die große Glashütte Elisenthal, zwischen dem Bahnhof und Eisenstein links oben am Rande des prachtvollen Waldes das kleine fürstliche Schloß Deffernik.

Die Wotawa oder Wattawa (čechisch Otava) entsteht aus der Vereinigung vieler den Filzen des Maderer Plateaus entsickernden Bäche schwarzbraunen Moorwassers, unter denen der beim Forsthaus Pürstling (1133 Meter) entspringende und nordwärts fließende Maderbach und der von Westen herkommende, bei Mader in jenen fallende Großmüllerbach die bedeutendsten sind. Das vereinigte Wasser strömt als Wydrabach, weiter abwärts Wydrafluß, fortwährend nordwärts durch eine vielfach gewundene, immer tiefer werdende felsige, unwegsame, wildromantische Thalschlucht bis zu der großen an der Einmündung des Kieslingbachs malerisch gelegenen Vincenzsäge (641 Meter), von wo an der Fluß den Namen Wotawa erhält. Zwischen dem hoch über dem steilen linken Hange des Wydrathals gelegenen Kirchdorf und Bergort Rehberg (855 Meter) und der Vincenzsäge ist das Bett des Flusses von zahllosen, wild übereinander gethürmten Granitblöcken erfüllt, zwischen denen das braune goldgelb schäumende Wasser ebenso zahllose Cascaden bildet. Diese äußerst pittoreske, von Hochwald eingefaßte Strecke heißt die „Schachtelei". Der am Brückelberg entspringende, anfangs Brunster- und Haidlerbach, zuletzt Schwarzbach genannte, durch ein muldenförmiges, mit Wiesen und Filzen erfülltes Längenthal, das sich zuletzt in eine wilde Felsschlucht umgestaltet, der Wotawa entgegenströmende Kieslingbach führt dieser alle dem Nordwestabhang des Stubenbacher Gebirges und die Mehrzahl der dem Künischen Plateau entquellenden Wässer zu. Bis gegen Langendorf (528 Meter) bewahrt das Wotawathal den Charakter eines Gebirgsthals und ist namentlich bis zu der an der Mündung des Loßnitzbachs gelegenen Bergstadt Unterreichenstein (568 Meter) wegen seiner vielen Felspartien sehr malerisch. Bei Langendorf, von wo der Fluß gen Nordost strömt, verwandelt es sich in eine breite, von den immer niedriger werdenden Bergen des Vorgebirges begrenzte Mulde. Bis dahin aber erscheint das gesammte Flußthal als eine tiefe Spalte, welche von Mader aus in einer Länge von mehr als 20 Kilometer (in der Luftlinie) das große Centralgneisplateau in südnördlicher Richtung durchsetzt.

Die Moldau (čechisch Vltava) wird durch die Vereinigung von vier Bächen, der Warmen mit der Kleinen, der Grasigen und Kalten Moldau gebildet, von denen nur der erstere dem oberen Walde angehört. Dieser entsteht aus dem Wasser vieler Quellen eines die „lichte Haide" genannten, nahe der Landesgrenze zwischen dem Schwarz- und

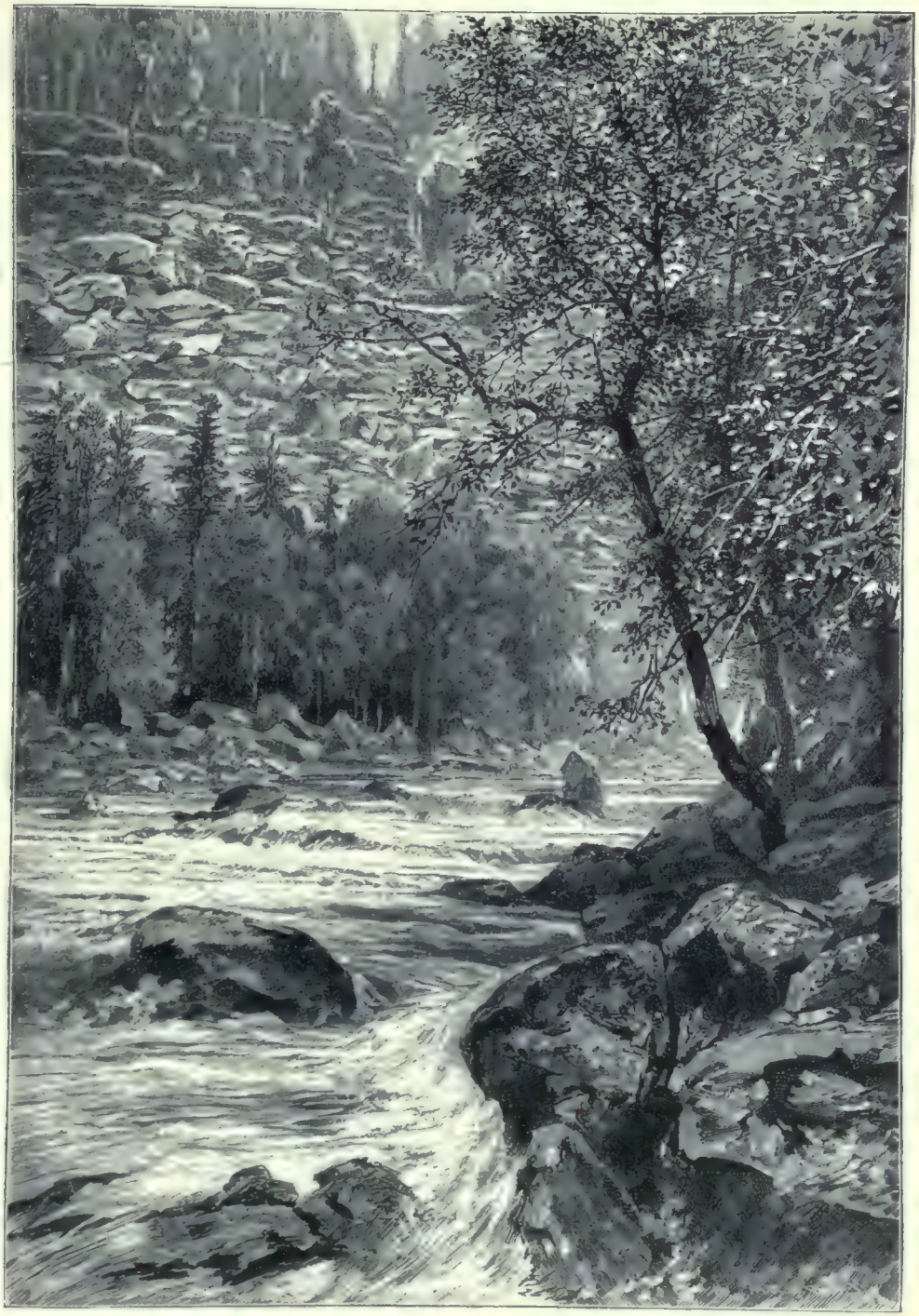
Postberge gelegenen Filzes (1172 Meter) als Schwarzbach-Moldau. Der Urwald, der sie früher beschattete, ist dem Borkenkäfer zum Opfer gefallen, infolge dessen die Gegend überaus trist; neben dem Brunnen steht die rindenlose Leiche einer Riesenfichte, nahe dabei eine offene Holzhütte mit Tischen und Bänken. Der Moldaubach strömt anfänglich nordwärts durch eine enge felsige Waldschlucht bis Außergefild; dort biegt er plötzlich nach Südost um und durcheilt als Moldau-Schwarzbach ein idyllisch schönes Wald- und Wiesenthal bis Ferchenhaid (887 Meter), wo er in ein weites Thalbecken eintritt und den Namen Warme Moldau nach Aufnahme der Kleinen Moldau erhält.

Die Bergreichensteiner Gebirgsmasse, die Ostabhänge der Gefilde und die Tafelberge grenzen den oberen Wald von dem unteren ab. Dieser wird durch das bei Außergefild beginnende und bis ostwärts von Hohenfurth reichende, in der Luftlinie 75 Kilometer lange Längenthal der Moldau in zwei Hauptgebirgszüge geschieden, von denen der südwestliche, über dessen Kamm die Wasserscheide und großentheils auch die Landesgrenze hinzieht, eine Fortsetzung des Grenzkamms des oberen Waldes bildet. Derselbe beginnt mit dem Dreisessel- oder Blöckensteingebirge, einer mächtigen, beiderseits schroff abfallenden dicht bewaldeten Gebirgskette von ziemlich gleicher Kammhöhe, welche beim Dorfe Frauenberg in Baiern (728 Meter) steil aus dem Hügellande der Kuschwardaer Depression emporsteigt, und endet am Paß von Unter-Wuldau (780 Meter), den die von Krumau nach Aigen in Oberösterreich führende Landstraße überschreitet. Er besteht, wie überhaupt der größte Theil des unteren Waldes, aus Granit. Mauerartig übereinander gethürmte Blöcke dieses Gesteins, mit denen das ganze Blöckensteingebirge bestreut ist, bilden dessen hervorragende Gipfel, unter denen der über sein nordwestliches Ende aufragende Hohenstein (1330 Meter) eine weithin sichtbare Pyramide darstellt. Zehn Minuten südlich davon liegen die malerischen Felsgruppen des Dreisessel. Drei Blöcke der höchsten Gruppe (1311 Meter) mit eingemeißelten Vertiefungen, welche einer unverbürgten Sage nach den Beherrschern von Böhmen, Baiern und Österreich dereinst bei einer Berathung als Sessel gedient haben sollen, haben diesem Felsgipfel wie dem ganzen Gebirge seinen Namen gegeben. Die Grenzen der drei Lande stoßen aber nicht hier, sondern erst bei dem eine Stunde weiter südöstlich auf dem Kamm stehenden Dreieckstein (Dreieckmark, 1320 Meter) zusammen. Die höchsten Felsmassen des südostwärts immer breiter und sumpfiger werdenden, zuletzt eine fürchterliche, mit Knieholzgebüsch und Krüppelfichten bestreute Moorwildniß darstellenden Kamms sind der baierische (1376 Meter) und der böhmische Blöckenstein (1378 Meter). Letzterer stürzt als Seewand, deren äußerster (1311 Meter) das Stifter-Denkmal ziert, in malerischen Felsen zu dem wildromantischen nordostwärts geöffneten Kessel hinab, wo der dunkle Spiegel des durch Stifters „Hochwald“ so berühmt gewordenen Blöckensteinersee's (1090 Meter hoch mit 13·8 Hektar Fläche

Prachatitz.

und 32 Meter Tiefe) in tiefſter Waldeinſamkeit ruht. Das Dreiſeſſelgebirge geht nordwärts in ein von tiefen Bachſchluchten durchfurchtes, dicht bewaldetes, ſich gegen Norden bis an das Thal der Kalten, oſtwärts bis an das der vereinigten Moldau erſtreckendes Bergland über, das im Hochwald bis 1044 Meter aufragt. An ſeinem Weſtrande liegen die Dörfer Neuthal und Tuſſet (779 Meter), in ſeinem Innern Hirſchbergen (865 Meter) mit dem berühmten Tunnel des Schwarzenberg'ſchen Schwemmkanals, welcher bei Neuthal beginnt und am nordweſtlichen Hange des idylliſchen, vom Blöckenſteinſeebach bewäſſerten Hirſchberger Thals hinziehend bei Glöckelberg die böhmiſch-oberöſterreichiſche Grenze überſchreitet, um mittelſt der Igel und Mühl das Schwemmholz zur Donau zu bringen. Durch einen niedrigen Kamm hängt das Blöckenſteingebirge mit dem breitgewölbten Hochfichtet (1337 Meter) zuſammen. Nach einer abermaligen tieferen Senkung, durch welche die von Oberplan über Glöckelberg nach dem Mühlthal führende Straße gelegt iſt, erhebt ſich das Gebirge im Schindelauer Spitzberg auf oberöſterreichiſchem Gebiete nochmals bis 1077 Meter, worauf es zu der breiten Lücke des Paſſes von Unter-Wuldau abſtürzt. Jenſeits desſelben ſteigt das breite hochgewölbte, ebenfalls dicht bewaldete St. Thomagebirge empor, deſſen höchſte Spitze (1032 Meter) die durch Stifter berühmt gewordene Burgruine Wittinghauſen trägt, in deren Nähe ein Dörfchen mit der ſchönen gothiſchen St. Thomakirche und ein fürſtlich Schwarzenberg'ſches Jagdſchloß liegen. Der Paß von Kapellen, ein auf der Waſſerſcheide 950 Meter hoch ſehr rauh gelegenes armſeliges Kirchdorf, ſcheidet die niedrige plateauartige Verlängerung des St. Thomagebirges von der dicht bewaldeten Granitmaſſe des in Oberöſterreich ſich erhebenden Sternwaldes, der ſich ſüdwärts zum Thal von Leonfelden abdacht, durch das die Hohenfurth-Linzer Straße führt.

Viel reicher gegliedert iſt der nordöſtliche Gebirgszug des unteren Waldes. Dieſer beginnt mit dem gewaltigen Gneisgebirgsſtock des Kubani, welcher ſich zwiſchen den Thälern der Warmen Moldau und der Flanitz (Blanitz) erhebt und größtentheils dicht bewaldet iſt. Seine beiden, eine entzückende Ausſicht über den mittleren Wald und weit nach Böhmen hinein gewährenden Hauptgipfel, der hochgewölbte Kubani (1362 Meter) und der ſpitzpyramidale Schreiner (1263 Meter), ſind durch den ſchmalen Kamm des Langenrucks (1054 Meter) verbunden und entſenden gegen Südweſt mächtige Querjoche: der Kubani den wallförmigen Baſum, deſſen 1290 Meter hoher Vorſprung ſteil zum Moldauthal abfällt, der Schreiner den langgeſtreckten Haidberg (1041 Meter), welcher bei Eleonorenhain mit dem Vogelberg endet. Zwiſchen dem Baſum, Langenruck und Haidberg befindet ſich ein wildromantiſches, tiefes, vom Kapellenbach durchrauſchtes Waldthal und an deſſen rechtem Hange eine der größten Merkwürdigkeiten des Böhmerwaldes, der circa 200 Joch große Luckenurwald, welcher intact erhalten werden ſoll. Das tiefe



Die Teufelsmauer in der Moldau-Enge bei Hohenfurth.

Thalbecken von Sablat trennt die Kubanigruppe von dem Prachatitz-Krumauer Gebirge. Dieses erscheint vom Norden gesehen als eine wellige Bergkette, welche an ihren beiden Enden am höchsten anschwillt, nämlich in dem spitzpyramidalen, mit dem Rudolphsthurm gekrönten Libin (1091 Meter) bei Prachatitz und in dem den Josephsthurm tragenden Schöninger (1084 Meter), der höchsten Kuppe des breiten, flachgewölbten Planskerwaldes im Norden von Krumau. Der bei weitem größte Theil dieses nordwärts sich stark verzweigenden Gebirges besteht aus Granulit (Weißstein), welcher hier und namentlich in den malerischen Felspartien der Leitersteine des Planskerwaldes zu Tage tritt. Nur der Libin und der diesem parallele, durch das Bělčbachthal von ihm geschiedene langgestreckte, das Sablater Becken gegen Ost begrenzende Schwarzberg sind noch aus Gneis zusammengesetzt. Zwischen beiden Waldgebirgen liegt am genannten Bach in einem höchst anmuthigen, fruchtbaren Thalbecken von Obstgärten umringt die alterthümliche, einst hochberühmte Stadt Prachatitz mit ihrer hochragenden Dechanteikirche und eine Viertelstunde südlich von ihr am untersten Hange des Libin der neuerdings vielbesuchte Curort des St. Margarethenbades mit eleganten Villen. Beide gehören zu den beliebtesten Sommerfrischen des Böhmerwaldes. Gegen Südost schließt sich an den hier niedrig erscheinenden Libin die hochgelegene, theilweise sumpfige und waldreiche Granulitmulde von Christianberg (888 Meter) an, an deren Südrand die Gneisberge des Großen Pleschen (1069 Meter) und des kegelförmigen Großen Chumberges (1188 Meter) bei Andreasberg emporragen. Der umfangreiche Planskerwald erhebt sich zwischen den beiden parallelen Längenthälern des Kalschinger und Berlauer Bachs und stürzt ostwärts zwischen Goldenkron und Maidstein in steilen Felshängen zum Moldauthal ab. Das anmuthige volkreiche Berlauer-Kremser Thal trennt den Planskerwald von einer ihm parallelen Gebirgskette, welche bereits zu den Vorbergen des Böhmerwaldes gehört, aber ebenfalls aus Granulit besteht und im Buglataberg noch bis 829 Meter emporragt.

Zwischen den beiden Hauptzügen des unteren Waldes breiten sich weite, theils ebene, theils bergige, von Bachthälern durchfurchte Plateaus aus und erheben sich untergeordnete vielkuppige, meist dichtbewaldete Gebirgsmassen. Das Innere des unteren Waldes gleicht deshalb, von oben her gesehen, etwa vom Hohenstein, Libin oder Großen Chumberg, einem erstarrten wogenden Meere. Sein nordwestliches Stück umfaßt die Uferlandschaften der oberen Warmen und der Grasigen Moldau. Die von der oberen Warmen Moldau und deren nördlichen Zuflüssen bewässerten Thalbecken von Ferchenhaid und Neugebäu sind nordwärts durch einen von Nordwest nach Südost streichenden Gebirgszug begrenzt, welcher die Bergreichensteiner Gruppe mit dem Kubanigebirge verbindet und sich im Stachauerberg bis 1085, im Steindlberg bis 1057 Meter erhebt. Nördlich von ihm breitet sich die von fruchtbaren Thalmulden durchfurchte, reich bevölkerte, mit dem Hügelland

der Vorberge verschmelzende Hochfläche von Groß-Zdickau und Stachau aus. Seine östlichsten Vorsprünge treten bis an das Volinkathal heran, wo hart an der Schwelle des Gebirges die kleine Stadt Winterberg liegt, welche vom Südosten her mit ihren terrassenförmig an einem Berghang ansteigenden Gebäuden, überragt von ihrem stolz auf breitem Granitsockel thronenden Schlosse, ein überaus malerisches Bild gewährt. Winterberg, in dessen unmittelbarer Nähe im Volinkathal in höchst anmuthiger Umgebung die Adolphshütte, eine großartige Hohlglasfabrik, gelegen ist, liegt an der Ärarialstraße, welche Strakonitz mit Freyung in Baiern beziehungsweise Passau verbindet und daher den ganzen unteren Wald quer durchschneidet. Diese schöne Chaussee gelangt über den Paß von Kubohütten (1003 Meter) am westlichen Fuße des Kubani in das Thal der oberen Moldau, das sie bei dem stattlichen schöngelegenen Kirchdorf Obermoldau (750 Meter) kreuzt und um den Ostabhang des dichtbewaldeten Krustelberges herum nach dem unweit der Grasigen Moldau am Fuße eines kapellengekrönten Granithügels sehr anmuthig gelegenen vielbesuchten Markt Kuschwarda (Kirche 834 Meter), in dessen Umgebungen Hügel und Thäler mit zahllosen Granitblöcken bestreut sind. Eine dichtbewaldete Bergkette, deren östliches Glied der Krustelberg ist, scheidet das schöne Thalbecken von Kuschwarda und die sumpfige von der Grasigen Moldau durchschlängelte Wiesenniederung von dem Thal der oberen Moldau. Ihre höchsten Kuppen sind der Röhrenberg (1130 Meter) und der Schlösselberg (1113 Meter) bei Kuschwarda, dessen östlicher Vorsprung die Burgruine Kunzwarte trägt. Die aus drei in Baiern entspringenden Bächen sich bildende Grasige Moldau strömt nordwärts bis Leimgrub an der Ärarialstraße, wo sie plötzlich nach Osten umbiegt, um nach Passirung eines waldigen Defilés durch breite sumpfige Wiesenauen der oberen Moldau entgegenzufließen, in die sie bei Eleonorenhain fällt. Zwischen der Grasigen und der ebenfalls in Baiern entspringenden Kalten Moldau, welche sich unweit der Holzhauercolonie Humwald mit der Warmen Moldau vereinigt, die von Ferchenhaid abwärts diesen Namen führt, erhebt sich eine malerische Berggruppe, deren nordöstlich streichender Hauptkamm die prächtig bewaldeten Schillerberge zwischen Eleonorenhain und dem hochgelegenen Kirchdorf Böhmisch-Röhren (932 Meter) bildet. Aus diesem Waldgebirge steigt die Pyramide des Tussetberges (1065 Meter) auf, an dessen Südvorsprung aus üppiger Waldung die pittoresk zerklüftete, mit einem hohen Kreuz geschmückte Granitporphyrmauer des Tussetfelsens (973 Meter) hervorragt, die eine herrliche Aussicht über das von der Kalten Moldau bewässerte Hochbecken von Tusset und auf das Dreiesselgebirge darbietet.

Von der durch ihre großartige Hohlglasfabrik berühmten Ortschaft Eleonorenhain, in deren Nähe das neuerdings in elegantem Schweizer Stil erbaute, einen reizenden Überblick des anmuthigen Moldauthals darbietende Touristenhaus zu längerem Aufenthalt

einladet, fließt die Warme Moldau bis zu ihrer Vereinigung mit der Kalten Moldau, dann als Moldau überhaupt bis zur Olschbach-Mündung durch eine breite, mit Wiesen und Grassümpfen (Auen) erfüllte Mulde und trägt als eigentliche Moldau bereits Langholzflöße (Prahmen). Das Thal der Warmen Moldau erscheint links von niedrigen Bergen begrenzt, welche die Hochebene von Wallern umgeben. Diese Stadt, von der drei Poststraßen — nach Eleonorenhain (Kuschwarda), Prachatitz und Oberplan — ausgehen, liegt im Schoße einer weiten, mit zahllosen „Heustadln" bestreuten Wiesenfläche, gegen Norden von den Vorsprüngen des Schreiner, ost- und südwärts von großentheils entwaldeten Bergen umsäumt, welche mit dem Salnauer Gebirge zusammenhängen. Letzteres, zwischen den Thälern der vereinigten Moldau und des Olschbaches gelegen und nordwärts an das Christianberger Plateau grenzend, bildet ein romantisches, von tiefen Thälern durchschnittenes, theilweise durch Windbruch und Borkenkäferfraß stark entwaldetes Granitbergland. Seine höchsten, aus übereinander gethürmten Blöcken bestehenden Gipfel sind die Steinschicht (1084 Meter), die Fuchswiese mit ihren beiden Spitzen, dem Fürstensitz (1235 Meter) und dem Lissifelsen (1229 Meter), und der Spitzwald (1216 Meter). Am westlichen Fuße des Gebirges liegt das Kirchdorf Salnau, südlich davon bei der großen Schwarzenberg'schen Dampfsäge der gleichnamige Bahnhof der Budweis-Krumau-Salnauer Eisenbahn, auf seinem südlichsten Vorsprung gegenüber dem Hochfichtet der Markt Oberplan, der Geburtsort Adalbert Stifters. — Die Thalmulde des Olschbaches, welcher zwischen Ottetstift und Langenbruck durch den Langenbrucker Teich, das größte Wasserbecken des Böhmerwaldes, geht, trennt das Salnauer Gebirge von dem weiten Südplateau des unteren Waldes, welches sich nordwärts bis an das Krumauer Gebirge, südwärts bis an die Hohenfurther Berge ausdehnt und sich ostwärts terrassenförmig zum Hügelgelände von Unter-Haid, Kaplitz und Weleschin abdacht, durch das sich die Budweis-Linzer Bahn hinwindet und welches sich bis an das Thal der nordwärts fließenden Maltsch erstreckt. Dieses Plateau, ein von fruchtbaren Thälern durchzogenes Hügelland, bildet den bevölkertsten Theil des unteren Waldes. Außer vielen Dörfern und Einschichten liegen hier die Märkte Kalsching, Höritz, Unter-Wuldau (auch Unter-Moldau genannt), Priethal und Rosenthal. Das Hauptgestein dieses im Poluskaberg bei Klein-Umlowitz bis 918 Meter sich erhebenden Plateaus ist Gneis, welcher viele Nester und Lager von Urkalk und Graphit umschließt. Die bedeutendsten Graphitlager, welche bergmännisch ausgebeutet werden, befinden sich bei Mugrau und Schwarzbach östlich vom Olschbachthal. Der östliche, sehr bergige Theil des Plateaus wird zwischen Hohenfurth und Krumau durch das Moldauthal in südnördlicher Richtung gespalten, indem die Moldau, welche bis ostwärts von Hohenfurth gegen Südosten strömt, dort plötzlich nach Norden umbiegt und ihr bisheriges Längenthal in ein Querthal übergeht.

Stadt und Burg Rosenberg.

Unterhalb von Unter-Wuldau (723 Meter) bei Wadetstift beginnt die Moldauthalmulde schmäler zu werden, indem die Abhänge des St. Thomagebirges und einer gegenüberliegenden niedrigeren, ebenfalls granitenen Bergkette, die sich bis gegen Hohenfurth und Rosenberg erstreckt, an die Moldau herantreten. Nachdem diese das schöne, von Waldbergen umschlossene Thalbecken des Marktes Friedberg passirt hat, tritt sie in ein enges Waldthal ein, das sich bei dem mit einer uralten gothischen Kirche geschmückten Dorfe Heuraffl wieder erweitert, unterhalb Kienberg aber in eine wildromantische Felsenschlucht verwandelt, über deren stark geneigte, mit zahllosen durcheinandergewürfelten Granitblöcken erfüllte Sohle der eingezwängte schwarze Fluß in malerischen, goldgelb schäumenden Cascaden hinabtobt. Das sind die berühmten Moldaufälle der Teufelsmauer, wie die wild zerklüftete Felsmauer des rechten Ufers genannt wird. Über dem linken Ufer erhebt sich hier der Kienberg (Hirschberg, 930 Meter), welcher nächst dem Golitschberg (984 Meter) im Osten von Friedberg der höchste Gipfel des erwähnten Parallelgebirges ist. Anderthalb Stunden unterhalb der Teufelsmauerschlucht liegt das hochberühmte und reiche Kunstschätze bergende Cistercienserstift Hohenfurth auf einem Granitsockel hart über dem rechten Flußufer nahe bei der kleinen gleichnamigen Stadt in dem hier wieder weiten, von kiefernbewaldeten Bergen eingefaßten Moldauthal. Sie bietet von Nordosten her, wo hohe Waldberge den Hintergrund des von dem gothischen Thurme seiner Kirche hoch überragten umfangreichen Stiftes bilden, ein ungemein malerisches Bild dar. Stadt Hohenfurth liegt an der von Krumau nach Leonfelden in Oberösterreich führenden Straße, welche von Krumau aus fortwährend am Ufer der Moldau hinläuft. Diese, von Hohenfurth an ein stattlicher Fluß, tritt bald in das erwähnte Querthal ein, welches bis Krumau fast ununterbrochen zwischen meist waldigen Bergen eingeschlossen und streckenweise mit malerischen Felspartien geschmückt ist. Die Perle dieses Thals ist die auf steilem, von der Moldau umflossenem Felsenberg der gleichnamigen Stadt (527 Meter) gegenüber thronende Burg Rosenberg, die Stammburg des einst so mächtigen Dynastengeschlechtes der Rosenberge, welche namentlich von Süden her, wo hohe Waldberge hinter ihrem von zwei Thürmen überragten Häusercomplex emporsteigen, eine überaus pittoreske Ansicht gewährt. Nach vierstündiger Thalwanderung gelangt man von hier nach Krumau, der Hauptstadt des Böhmerwaldes und Residenz des Fürstenhauses Schwarzenberg, dem der größte Theil des Böhmerwaldes gehört. Die alterthümliche Stadt hat eine höchst eigenthümliche Lage, indem hier die zwischen hohe steile Felsufer eingeengte Moldau drei Krümmungen bildet, deren Schlingen sich einander sehr nähern und stellenweise als förmliche Felsenklammen erscheinen. Zwischen und an diesen Schlingen sind die Schwesterstädte Krumau und Latron erbaut, verbunden unter sich durch sechs meist hochgespannte Brücken, während fünf Vorstädte sich theilweise an den steilen felsigen Hängen der linken Thalwand

Stadt und Schloß Krumau.

hinanziehen. Auf dem höchſten Punkte (509 Meter) der eigentlichen, auf einer Inſel gelegenen Stadt ſteht der impoſante gothiſche Bau der Dechanteikirche. Die maleriſche Anſicht der Stadt wird noch erhöht durch das über ſie emporragende „Reſidenzſchloß", ein langgeſtrecktes Haufwerk alterthümlicher Gebäude mit hohem runden Thurme, welches beſonders vom Hirſchgraben aus, ein am Nordrande des Schloßberges hinziehendes baumreiches Seitenthal, ſich höchſt maleriſch ausnimmt. Die ſchönſte Anſicht von Stadt und Schloß genießt man aber von dem kapellengekrönten Kreuzberg im Südoſten von Krumau, indem dort der Planskerwald den Hintergrund bildet. Unterhalb Krumau verwandelt ſich das dort weite Moldauthal bald in eine gewundene von hohen Waldbergen umgürtete Schlucht. Hier liegt auf einer felſigen Halbinſel des linken Ufers höchſt maleriſch die ehemalige Ciſtercienſerabtei Goldenkron mit einer hochragenden, aber thurmloſen Kirche, eine Stunde weiter nordwärts an der Mündung des Berlau-Bachs auf ſchmalem hohen, faſt unzugänglichen Felſenriff die große ſchöne Burgruine Maidſtein in wild-romantiſcher Umgebung, indem dort und noch zwei Stunden weiter abwärts das Moldauthal eine von hohen, üppig bewaldeten Felſenmauern eingefaßte Schlucht iſt, ſo enge, daß ſie kaum Raum genug für die braunen Wogen des ſchmalen tiefen Fluſſes und für den an ſeinem Ufer hinlaufenden Pfad darbietet, welcher bis Payreſchau führt, wo ſich das Thal plötzlich erweitert und die Moldau in die weite Ebene von Budweis hinaustritt.

Der Böhmerwald iſt das umfangreichſte und großartigſte Waldgebirge Böhmens. Von ſeinen hervorragenden Gipfeln überſchaut man ſchier unermeßliche Waldmaſſen, welche die breiten langgeſtreckten Kämme, die Kuppen und Abhänge bedecken und die grünen Thalflächen der Flüſſe wie die mit meiſt ſchindelgedeckten Einſchichten und Ortſchaften beſtreuten Blößen einfaſſen. Erſtere gleichen grünen ſchlangenartig ſich windenden Bändern, letztere Oaſen in den dichten dunkeln Waldmaſſen. Bezüglich des Waldes, wie der geſammten Vegetation laſſen ſich drei Regionen unterſcheiden. Die untere, etwa bis 750 Meter aufwärts, durch das Vorherrſchen der Kiefer und der Weißbirke (Betula verrucosa) an den Thalgehängen charakteriſirt, umfaßt das geſammte Vorgebirge, ſowie die unteren Flußthäler und die niedrigen Hochflächen des unteren Waldes. Es herrſcht hier die Landwirthſchaft vor und gedeihen alle Getreidearten, in den Thälern auch alle Obſtarten, ſogar der Nußbaum und die Weintraube. Die mittlere Region (750 bis 1100 Meter), die eigentliche Waldregion, enthält die größten Waldmaſſen, die hauptſächlich aus mit Tannen und Rothbuchen, auch Bergahornen gemiſchten Fichtenbeſtänden beſtehen und urſprünglich lauter Urwald waren. Nirgends wie hier findet man ſo prachtvolle Altbeſtände mit Hunderten von Rieſenſtämmen von 2 bis 400 Jahren, nirgends wie hier eine ſo üppige Kräuter- und Staudenvegetation innerhalb und außerhalb des Waldes. Auch die großen durch Windbrüche und Borkenkäferfraß verurſachten Blößen ſind größtentheils wieder

Weitfallerfilz bei Mader.

mit jungem Wald bedeckt. Neben dem Walde sind Wiesen und Sümpfe die vorherrschenden Vegetationsformen. Die Sümpfe zerfallen in „Auen“ (Grassümpfe) und „Filze“ (Hochmoore). Erstere, entweder nackt oder mit Weiden, Birken (Betula alba), Erlen und Sumpfkiefern (Pinus silvestris uliginosa) bewachsen, breiten sich vorzugsweise in den wiesenreichen Flußthälern und Niederungen aus, letztere, deren oft klafterdicker Torfboden vorherrschend mit Torfmoospolstern (Sphagnum) überzogen und gewöhnlich nur mit Krummholzkiefern (Pinus montana uncinata), Schwarzbirken (Betula carpathica) und verkrüppelten Fichten bekleidet ist, auf den höheren Plateaus und auf den Gebirgskämmen. Die oft eine große Ausdehnung besitzenden Filze haben ein sehr düsteres Ansehen und sind wegen ihrer zahlreichen tiefen, oft mit Moos überkleideten Wasserlöcher gefährlich zu begehen. Manche enthalten Teiche und Lachen, ja der große Seefilz bei Innergefild trägt auf seinem Rücken einen See mit einer schwimmenden mit Knieholz bewachsenen Insel. Von Obstbäumen gedeiht in dieser Region fast nur noch der Vogelkirschbaum, welcher wahrhaft riesenmäßige Dimensionen erreicht, von Getreide gut nur noch Roggen und besonders Hafer neben Flachs und Kartoffeln. Die Straßen pflegen mit Ebereschbäumen bepflanzt zu sein. Die durch die ausgedehnten Wiesengründe begünstigte Viehzucht überwiegt den Feldbau, beide die Forstwirthschaft. In der oberen Region, wo die Fichte beinahe ausschließlich den bis fast zu den höchsten Kuppen reichenden Wald zusammensetzt, gibt es nur noch Bergwiesen oder „Almen“, auf welchen das Vieh, besonders Ochsen, während des Sommers weidet. Der Wald ist vielfach von Sturm und Schneebruch zerfetzt, auf den Kämmen und Kuppen lückig, struppig und flechtenbehängt. Die Böhmerwaldflora ist zwar artenreich, aber arm an seltenen Pflanzen und enthält keine einzige ihr eigenthümliche Art. Die wenigen seltenen Pflanzen, unter denen das Alpenglöckchen (Soldanella montana) und der österreichische Dorant (Doronicum austriacum) charakteristische Arten des Böhmerwaldes sind, gehören der österreichischen Flora an und erreichen hier ihre nördliche Grenze.

Die ungeheueren Waldmassen und die vielen Sümpfe bedingen einen großen Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre, welcher die Ursache reichlichen Regens im Sommer und großer Schneemassen im Winter ist, zugleich aber auch mildernd auf die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters wirkt. Die Wiesen bleiben üppig grün, bis sie im October vom Schnee bedeckt werden, der in den höheren Lagen bis Mitte Mai, an den höchsten Kuppen selbst bis in den Juni hinein liegen bleibt. Der spät eintretende Frühling ist wegen der Bodennässe und des häufigen Regens keineswegs die schönste Jahreszeit; diese ist vielmehr der Herbst, wo meist beständige Witterung bei heiterem Himmel herrscht. Dann, noch mehr im Winter, wo die Luft wunderbar klar zu sein pflegt, genießt man von allen vorragenden Bergen, selbst von manchen hoch gelegenen Ortschaften (Buchwald,

Andreasberg u. A.) jene herrlichen duftigen Alpenansichten, durch die der Böhmerwald berühmt geworden ist und welche im Sommer nur selten sich zeigen. Schon im September ist während der Nacht in den tiefsten Thalgründen und auf den Filzen Bildung von Nebeln häufig, welche am Morgen ein weißes wogendes Meer darstellen, aus dem die sonnebeschienenen Gipfel gleich Waldinseln emporragen. Unter den Winden weht am häufigsten der warme Westwind, welcher im Sommer oft Regen bringt, was bei dem kälteren Ostwind nicht der Fall zu sein pflegt. Ersterer wird von den Bewohnern der „baierische", letzterer der „böhmische" Wind genannt.

Die Ufergegenden der Angel, Uslava und Wotawa. Längs des nordöstlichen Randes des südlichen Böhmerwaldes ist demselben ein vielkuppiges, reich bevölkertes Vorgebirge vorgelagert, dessen südöstliches Ende sich zur Ebene von Budweis abdacht. Amphibol- und silurische Schiefer, von Granitinseln unterbrochen, setzen seinen nordwestlichen, von dem Angelthal in nordöstlicher Richtung durchfurchten Theil, Gneis und Granit seine übrigen Gegenden zusammen. Diese durchschneidet die Wotawa bis gegen Pisek hin in östlicher Richtung, worauf sie sich nordwärts wendet und ihr bisheriges Längenthal zum Querthal wird. Die schönsten Punkte des breiten grünen, von meist bewaldeten Bergen und Kämmen eingefaßten Angelthals, durch welches von Přestitz aus die Pilsen-Eisensteiner Bahn fast ununterbrochen emporführt, sind die Burg Klenau und die Stadt Klattau. Erstere, in üppiger Waldung halb versteckt auf einer isolirten Bergkuppe in der Nähe der Station Janowitz gelegen, bietet von ihrem Thurm aus eine prachtvolle Aussicht, west- und nordwärts über das fruchtbare Angelthal und ein Meer von bewaldeten, zwischen grünen Thälern und bunten Ackerfluren sich erhebenden Bergen und Hügeln mit vielen Ortschaften, südwärts auf den nahen ernsten Wall des Böhmerwaldes mit der hochragenden Doppelpyramide des Osser dar. Die königliche Stadt Klattau thront auf einer Anhöhe über dem rechten Ufer des eine ihrer Vorstädte, die Reichsvorstadt durchfließenden Rasen-Bachs (Drnovybachs), dessen Thal weiter unten die Eisenbahn auf langer Gitterbrücke überschreitet, und gewährt vom Bahnhof aus mit ihren stattlichen Gebäuden und hochragenden Thürmen, hinter denen bewaldete Berge aufsteigen, einen ungemein malerischen Anblick. Von dem zwischen ihr und der Bahn sich erhebenden isolirten, mit einer Kirchenruine geschmückten Hurkaberg (497 Meter) genießt man eine prächtige Aussicht auf den Böhmerwald. Bei Klattau verläßt die Bahn das Angelthal, in das sie bei Schwiehau wieder eintritt. Dasselbe ist bis zu dem mit einer zweithürmigen Kirche geschmückten Städtchen Přestitz anmuthig und obstreich. Weiter abwärts werden die es begrenzenden Berge niedriger und weniger bewaldet und zuletzt ganz kahl. Von Přestitz aus läuft die Bahn durch Ackerland und zwischen großen eben gelegenen Kiefernwäldern nach dem Radbusathal hinüber, welches sie bei der Stadt

Dobřan, in deren Nähe die villenartigen Gebäude der großen Landesirrenanstalt die Blicke auf sich ziehen, betritt und dem sie bis Pilsen folgt.

Die Pilsen-Budweiser Bahn führt bis zur Station Nepomuk in dem im Allgemeinen von Nordwest nach Südost streichenden Thale der Uslava aufwärts, worauf sie sich durch offenes, einförmiges Hügelgelände nach dem Wotawathal hinüberwendet, das sie bei Horažďowitz erreicht. Eine der schönsten Partien des an Mühlen und Ortschaften reichen, von meist unbewaldeten Bergen, Hügeln und Höhen eingefaßten Uslavathals ist die Gegend des Marktes Alt-Pilsenec, in dessen Nähe gegen Süden die schon erwähnte Burg Radina (Karlskrone) liegt. Dicht hinter der alterthümlichen am linken Flußufer erbauten Ortschaft ragen die senkrechten Wände der einen Thurm tragenden Felsengruppe Hurka empor. Bei der nächsten Station, Stiahlau, erblickt man links das auf einem Hügel hart am rechten Flußufer in waldreicher Umgebung gelegene Schloß Kozel, Sommerresidenz der Grafen Waldstein; eine Stunde östlich davon thront in einer wild-romantischen Seitenschlucht auf mächtigem waldumgürtetem Felsblock die malerische Ruine der einst königlichen Burg Lopata. Westlich der Station Nepomuk, von welcher die gleichnamige Stadt, der Geburtsort des heiligen Johannes, drei Viertelstunden entfernt ist, fesselt das imposante, auf dem Gipfel des hart vom rechten Ufer schroff emporsteigenden und prächtig bewaldeten Grünen Berges (Zelená Hora) erbaute, von den Überresten einer mächtigen Burg umringte Sternberg'sche Schloß Grünberg das Auge des Reisenden. Die Stadt Horažďowitz liegt in anmuthiger Thalmulde, eine halbe Stunde von ihrer Station über dem linken Ufer der Wotawa, welche hier aus dem Böhmerwaldvorgebirge heraustritt, eine halbe Stunde westlich davon die gänzlich verödete Gauburg Prachin (Prácheň), die einem früheren Landeskreise den Namen gegeben hat.

Die Wotawa tritt unterhalb Langendorf in die Vorberge ein, welche sie bis Horažďowitz in nordöstlicher Richtung in einem breiten, von meist kahlen steilen Bergen eingefaßten Wiesenthal durchströmt. Sie passirt zunächst die an ihrem linken Ufer sich hinziehende Stadt Schüttenhofen (Sušice), deren deutscher Name von einem großen, zur Zeit des „goldenen Steigs" erbauten Schüttboden für Malz herrühren soll. Jenseits des Flusses, der hier bereits Prahmen trägt, erhebt sich über der hier gelegenen Vorstadt der kapellengekrönte Schutzengelberg, westlich von der Stadt der dicht bewaldete, sagenumwobene Svatobor (839 Meter), dessen Name (heiliger Hain) an die Heidenzeit erinnert. In der That sind hier vorhistorische Wälle und zahlreiche Alterthümer gefunden worden. Halbwegs zwischen Schüttenhofen und Horažďowitz thronen auf einem steilen kahlen Kalkfelsberge über dem linken Ufer die umfangreichen Trümmer der stolzen Burg Raby (Rabí) neben dem gleichnamigen Städtchen, wo Žižka sein zweites Auge verlor; sonst ist das Wotawathal ziemlich einförmig bis gegen die Stadt Strakonitz hin, durch die der Fluß

mitten durchgeht, sich zugleich in zwei Arme theilend, über welche eine steinerne und eine Kettenbrücke führen. Strakonitz besitzt ein alterthümliches Schloß, Residenz des Maltheserordens, dem das gleichnamige Dominium gehört, und eine schöne gothische Dechanteikirche. Hier mündet die Wolinka, durch deren malerisches, von immer höher anschwellenden Waldbergen begrenztes Thal, worin die freundliche Stadt Wolin, das über dem linken Ufer stolz thronende Schloß Elčovitz und die auf einem hohen Waldberge stehende uralte St. Adalbertskapelle (mit prachtvoller Aussicht auf das Kubanigebirge) liegen und die am Strakonitzer Bahnhof beginnende Ärarialstraße nach Winterberg hinaufführt. Unterhalb Strakonitz tritt die Wotawa bald in eine weite fruchtbare Ebene ein, welche sie bis zur Einmündung der von Südosten herkommenden Blanitz durchschlängelt. Dieselbe erscheint

Ruine Raby.

gegen Nord und Nordost von Hügelgeländen, gegen Südwest von dem vielkuppigen, wellenförmigen, meist bewaldeten Vorgebirge des Böhmerwaldes begrenzt, dessen ernster Wall mit den hochragenden Kuppen des Kubani und Schreiner hinter demselben emporsteigt. Bei Sudomer verläßt die Bahn die Wotawa, um nach der Blanitzmulde hinüberzugehen, der sie bis gegen Wodnian folgt, worauf sie gegen Südost durch anmuthiges Hügelgelände nach der weiten fruchtbaren, mit Seen, Teichen und Gebüschen besäten Ebene von Budweis hinläuft.

Die in ihrem oberen Laufe Flanitz genannte Blanitz entquillt den Filzen der „langen Au" des Salnauer Gebirges und schlängelt sich von Ernstbrunn an nordwärts durch ein immer tiefer werdendes, das Plateau von Oberhaid durchfurchendes, von Plahetschlag aus sich in eine wildromantische Felsenschlucht umgestaltendes Thal, welches in das Becken von Sablat ausmündet. Von hier an ist das Thal des Baches, der bei Husinec

(dem Geburtsort von Johann Hus) in die Vorberge eintritt und von Sablat an den Namen Blanitz erhält, sehr anmuthig, weil reich an Wiesen und Mühlen und umwallt von meist bewaldeten, an ihren Hängen mit Ortschaften bestreuten Bergen. Westlich von dem hoch über dem linken Flußufer thronenden Markte Barau (Bavorov) ragt die weithin sichtbare Helfenburg (Thurmspitze 687 Meter) aus dem dort dichtbewaldeten Hügelland empor. Von Kraschlovitz aus, wo die Blanitz die Vorberge verläßt, schlängelt sich diese in einem großen, ostwärts gerichteten Bogen nordwärts durch eine weite wiesen- und gebüschreiche Aue bei der Stadt Wodnian, südlich von welcher hart am Rande der malerischen Vorberge die fürstlich Schwarzenberg'sche Sommerresidenz Libèjic und nahe dabei die St. Marien-Magdalenenbäder liegen, und bei dem Markte Protiwin vorbei, woselbst die von Zditz kommende und Pisek berührende Eisenbahn auf die Pilsen-Budweiser Bahn einfällt, der Wotawa entgegen. Diese versenkt sich nun bald in eine enge Waldschlucht, welche sich in das schöne Thalbecken öffnet, in dessen Schoß die Stadt Pisek unweit eines dichtbewaldeten mehrkuppigen Höhenzuges, welcher sich südostwärts bis an das Moldauthal hinzieht, höchst anmuthig gelegen ist. Der Fluß trennt die eigentliche, nebst der Taborer und Budweiser Vorstadt am rechten Ufer gelegene Stadt von der am linken Ufer erbauten Prager- und St. Wenzelsvorstadt. Eine alterthümliche, mit Bildsäulen geschmückte 120 Meter lange Steinbrücke verbindet beide Stadttheile, welche von der in der Prager Vorstadt gelegenen Eisenbahnstation ein prächtiges malerisches Bild darbieten. Von dem anderthalb Stunden westlich von Pisek sich erhebenden Berge Kamenik (537 Meter) erschaut man noch einmal fast den ganzen Böhmerwald, nämlich vom Schöninger bis zum Brückelberg als einen blauduftigen, hinter seinen Vorbergen auftauchenden Wall, aus dessen welligen Contouren die Kuppen des Libin, Schreiner und Kubani imponirend hervortreten. Bald unterhalb Pisek betritt die Wotawa ein enges romantisches, von den großen die angrenzenden hügeligen Plateaus bedeckenden Wäldern eingeschlossenes, vielfach sich windendes, im Allgemeinen nordnordostwärts streichendes Waldthal von beiläufig fünf Stunden Länge, welches sich endlich bei der hochberühmten Burg Klingenberg (Zvikov) in das nicht minder romantische Waldthal der Moldau öffnet, der die Wotawa an Wassermenge wenig nachsteht.

Südostböhmen.

Die Gegend zwischen der oberen Moldau und der südöstlichen Landesgrenze bis zur Budweiser Ebene ist eine Berglandschaft mit entschieden schönen und lohnenden Partien. Berg und Thal reihen sich aneinander in malerischer Abwechslung und die weiten, meistentheils wohlgepflegten Wälder, sowie die reinlichen Ortschaften erhöhen den Reiz dieser Landschaften. Der Gebirgsstock oberhalb Buchers, von dem die meisten Gebirgszweige

in das Innere auslaufen, der kuppenförmige Steinberg (1069 Meter) ist der höchste Punkt dieser Gegend. Der von da nach Norden streichende Zweig verläuft längs der Landesgrenze über die Jägerhütte (1041 Meter) bis zur Einsenkung der Schwarzau, an der das gräflich Buquoy'sche Jagdschloß Sophien-Schloß liegt. Seine nördliche Fortsetzung erscheint als ein nach allen Seiten abfallender Gebirgsstock mit drei eigenthümlich geformten Gipfeln, der sich nach Norden steil absenkt. Der südöstliche davon ist der Hochwald, eine kammartige sich von ihrer Basis nicht sonderlich steil erhebende Waldhöhe mit weiter

Stadt und Schloß Gratzen.

Aussicht. Der nordwestliche Theil der benachbarten Höhe ist wieder durch eine Einsattlung zerschnitten; seine nordöstliche Kuppe heißt der Steinberg (Kühberg), die westliche Höhe, welche wieder durch eine Einsenkung getheilt ist, der Schreiberberg. Beide haben schroffe und nackte Felslehnen, und wo auch die Gehänge sanfter sind, sind sie mit herabgerollten Steinen bedeckt. Auf dem Sattel zwischen dem Hochwalde und dem Steinberge liegt der aus einer einzigen Gasse bestehende Marktflecken Heilbrunn. Hart unter demselben ist der am Abhang des Steinberges zeilenförmig sich hinziehende Marktflecken Brünnl, dessen mit zwei Thürmen geschmückte Wallfahrtskirche zu Maria Trost weit in die Gegend hinausschimmert. Die Fortsetzung dieses Gebirgszuges streicht sodann über

den Mandelstein, dessen höchste Kuppe bereits in Niederösterreich liegt, und endigt nordöstlich von Gratzen.

Das übrige Hochland bis zur Moldau wird von einigen Bächen durchschnitten, die sich alle zur Maltsch vereinigen. Diese entspringt nicht weit vom Steinberge, aber jenseits der Grenze und bildet sodann eine ziemliche Strecke die Grenze, wobei sie den Marktflecken Zettwing berührt. Oberhalb des von Höhen verdeckten, aber wegen seiner alterthümlichen Kirche besuchenswerthen Unter-Haid tritt sie nach Böhmen. Sich weiter schlängelnd, berührt sie Böhmisch-Reichenau; ihre Ufer werden sodann durch waldige Gelände eingeengt und mitunter auch steil. Nördlich von der malerisch gelegenen Burgruine Lausek wird das Thal breiter, die Gehänge etwas sanfter und der Fluß fließt unterhalb des Dorfes Pflanzen, dessen als Ackerland benützter großer Ortsplatz mancher Stadt zustatten kommen könnte, gegen Kaplitz zu. Ein Stück abwärts folgt nun ein enges, von steilen Gehängen eingeschlossenes, bewaldetes und stellenweise düsteres Thal; nur bei Weleschin gestaltet sich das linke Ufer etwas sanfter. Weiter abwärts liegt auf der linken Uferhöhe der Wallfahrtsort Rimau, einst Besitz des Jesuitenordens, welcher den Ort und die nächste Umgegend mit vielen Kapellen und zahlreichen Statuen schmückte. Unterhalb Teindles tritt die Maltsch in ein breites Wiesenthal und fließt unter steten Krümmungen der Stadt Budweis zu, bei der sie sich mit der Moldau verbindet.

Von ihren Zuflüssen ist der Strobnitzbach der mächtigste. Er entspringt oberhalb des Dorfes Scheiben an den Gehängen des Hochwaldes und wendet sich sodann dem Markt Strobnitz zu. Nun folgt anfangs ein enges Thal ohne jeden landschaftlichen Reiz, aber seine Fortsetzung, das von der Gräfin Theresia von Buquoy mit einem Park gezierte Theresienthal, ist umso anmuthiger, da die Ufer des über Steingerölle dahinrieselnden Baches mit schönen Anlagen bepflanzt und von zahlreichen Gartenpavillons belebt werden. Weiter abwärts öffnet sich das Thal plötzlich, die Gehänge treten rechts und links zurück und hinter Baumgruppen schimmert dem Besucher von seinem hochgelegenen Standpunkte das alte Schloß Gratzen entgegen.

Gratzen wird mit Recht als Perle in landschaftlicher Beziehung gepriesen. Die Stadt bedeckt beiläufig in Dreiecksform eine hohe und steil abfallende Erdzunge. Die östliche Seite des regelmäßig angelegten Ringplatzes nimmt die sogenannte Residenz, ein weitläufiges Gebäude mit landesfürstlichen und herrschaftlichen Ämtern ein und wird von der daneben stehenden alten Kirche und deren hohem Thurme überragt. Am südwestlichen Ende der Erdzunge thront das alte interessante Schloß, umgeben von einem tiefen, mit Mauern gefütterten Graben, dem einzigen seiner Art in Böhmen. Nordöstlich stößt an die Stadt das neue, im Jahre 1801 erbaute schöne und geräumige Schloß, welches von schönen Parkanlagen umgeben ist.

Die Gegend nördlich und nordwestlich von Gratzen ist eine Ebene mit sanften wellenförmigen Erhebungen, abwechselnd mit Wald, Wiesen, Teichen und Äckern bedeckt. Sie erhält ihren besonderen Reiz bei der Bahnstation (Jakule) durch die großen, zwischen ausgebreiteten Forsten gelegenen Teiche. Dazwischen fließt der Strobnitzbach und wendet sich sodann in nordwestlicher Richtung einem breiten Thale zu, welches von zahlreichen Ansiedlungen belebt ist. Nordwärts ober demselben liegt Forbes (Borovany), dessen im XV. Jahrhundert gestiftetes Kloster von Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde. Westlich davon befindet sich der fürstlich Schwarzenberg'sche Meierhof Trocnow auf einer Hochebene und nicht weit von dem Walde, an dessen Rande der Husitenführer Žižka geboren

Schloß Frauenberg bei Budweis.

sein soll. Die denkwürdige Stelle wird häufig besucht, unbeachtet dagegen bleibt der Ort, wo Žižka seine Jugendjahre bei seinen Eltern verlebte, ein grüner Anger, worauf man nur schwache Spuren von zwei ehemaligen Bauernhöfen vorfindet. Unterhalb Ostrolow-Ujezd wird das Thal des Baches wilder. Noch berührt derselbe den Ort Komaritz mit einem interessanten im Renaissancestil erbauten Schlößchen, welches dem Stift Hohenfurth gehört, und fällt bei dem Dorf Stropnice in die Maltsch. Ein anderer Zufluß derselben ist der schon erwähnte Schwarzauer Bach. Die bedeutendste an ihm gelegene Ortschaft ist das Städtchen Beneschau, dessen nächste Umgebung ein schönes Landschaftsbild bietet. Dazu trägt der Ort selbst bei, dessen ziemlich großer Ring zwar zu der Kirche nur langsam abfällt, dessen untere Theile sich jedoch in das pittoreske Thal herabsenken, während sämmtliche Höhen vom Steinberg bis zum Hochwald die Umrahmung des Bildes gegen Osten bilden.

Am rechten Ufer des Schwarzaubachs und gegen die Maltsch zu streicht ein Waldgebirge, das seine größte Höhe in den zwei durch einen Kamm verbundenen Gipfeln Kohout und Hohenstein erreicht. Sowohl der erstere als auch das am Rande dieses Hochlandes gelegene Dorf Johannesberg sind weit sichtbar. Gegen Norden fällt das Gebirge in das Thal von Schweinitz ab. Diese Stadt gehört zu den bedeutenderen Südböhmens und ist weit und breit bekannt wegen der dort abgehaltenen Viehmärkte. Ihr Hauptschmuck ist die hohe im gothischen Stil erbaute Kirche zu Maria Himmelfahrt, ein Werk der Rosenberge. Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß das Hochland zwischen der Moldau und Maltsch seine größte Höhe im Roidnerberg (918 Meter) erreicht, der eine interessante Fernsicht bietet.

Die fruchtbare Budweiser Ebene gewährt einen überraschenden Anblick, wenn man den südlich von der Bahnstation Zamost befindlichen Durchschnitt verläßt; denn der stufenweise sich erhebende Hintergrund kann am besten von da beobachtet werden. Von Alleen nach allen Seiten hin durchschnitten hat sie im Hintergrund den majestätisch sich erhebenden Schöninger und die westwärts sich hinziehenden bewaldeten Höhenzüge. Von der Wittingauer Ebene trennt sie der Höhenzug, auf dem Gutwasser und die einst als Bergstadt bedeutende Rudolphstadt liegen.

Budweis, am Zusammenfluß der Moldau und Maltsch gelegen, das kirchliche Centrum von Südböhmen, kann seiner Bedeutung nach füglich als die Hauptstadt von Südböhmen bezeichnet werden. Seine Anlage gleicht jener der meisten Ottokar'schen Gründungen. Auf dem viereckigen Ringplatz, dessen Seitengassen in rechten Winkeln auslaufen und sich ebenso mit den Quergassen schneiden, sieht man auch das einstige, jetzt schon seltene Wahrzeichen der Städte, die steinernen Laubgänge. Nördlich und östlich von der alten ursprünglichen Stadt haben sich infolge der regen Verkehrsverhältnisse der Gegenwart große, in lange Zeilen auslaufende Stadttheile gebildet. Eine Zierde der Stadt sind die schönen Anlagen, welche die Nordostseite der Altstadt von den neuen Stadttheilen trennen. Die Stadt wird hoch überragt von dem weit sichtbaren, im XVI. Jahrhundert erbauten Thurme der Kathedral- und Pfarrkirche zu St. Nikolaus, welcher jedoch bei Kunstverständigen weit weniger Interesse erregt als die im gothischen Stil erbaute Marienkirche, welche an den ebenfalls schönen Kreuzgang des ehemaligen Dominicanerklosters (späteren Piaristen-Collegiums) stößt. Die seit jeher katholische Stadt hat gegen die Bestrebungen der Husiten und Protestanten andauernden Antagonismus bewiesen und wurde oft von Herrschern wegen ihrer Treue ausgezeichnet; ebenso ist sie seit Jahrhunderten und noch jetzt wegen ihrer Gewerbetüchtigkeit bekannt.

Die Gegend unterhalb Budweis ist auch eine Ebene, unterscheidet sich aber durch Wiesenflächen, üppigen Baumwuchs und glitzernde Teichflächen von der Budweiser Ebene,

Ruine Klingenberg.

welche großentheils von Ackerland bedeckt ist. Den lieblichsten Anblick gewährt die Frauenberger Ebene entweder von Frauenberg selbst oder von dem Hosiner Höhenzug. Am Ende der Ebene erhebt sich an der Moldau Schloß Frauenberg, der berühmte Sommersitz der älteren Linie des Hauses Schwarzenberg, auf dem Endpunkte einer Anhöhe, welche mit fürstlichem Aufwand in einen prachtvollen Park umgewandelt ist. Unweit davon am Ufer des Munitzer Teiches liegt inmitten schöner Parkanlagen das Jagdschloß Ohrada mit sehenswerthen Sammlungen naturhistorischer Gegenstände, welche dem weiten Gebiet der Schwarzenberg'schen Domäne angehören.

Von Frauenberg gegen Norden fließt die Moldau durch ein meistentheils nur mit wohlgepflegtem Wald bedecktes Hochland, dessen Höhe nach und nach gegen Moldauthein abnimmt; auch die Ufergehänge, mit steilen Felsmassen wechselnd, werden niedriger und verwandeln sich in langsam gegen den Fluß abfallende Feldfluren. An einem solchen sanften Gehänge und theilweise im ebenen Thale liegt Moldauthein, ein wichtiger Stapelplatz für den südböhmischen Handel, soweit er mittelst Schiffahrt auf der Moldau betrieben wird. Unterhalb dieses Ortes vereinigt sich mit der Moldau die Lužnitz und nun fließt der so verstärkte Moldaufluß mit wenigen Windungen in einem mit Dörfern und zahlreichen Einschichten und Mühlen belebten Thale Klingenberg zu. Oberhalb des Dorfes Červena ist die kühn construirte Brücke der Transversalbahn über den Fluß gespannt. Von diesem Punkt an wird die meistentheils mit Wald bewachsene Uferlandschaft interessanter und erreicht ihre größte Schönheit bei Klingenberg und Worlik. Ersteres ist eine auf einer steilen Felszunge gelegene Burgruine, welche zwischen Felsen und Waldgehängen versteckt, von Kunstkennern wie von Naturfreunden vielfach besucht wird. An der nördlichen Seite des Burgberges, der sich hier, minder steil abfallend, keilförmig erweitert, ist der Vereinigungspunkt der Moldau und Wotawa und man kann ihre verschieden gefärbten Gewässer eine geraume Strecke friedlich nebeneinander fließen sehen.

Von steilen Waldlehnen eingeschlossen wendet sich der Fluß durch ein ziemlich belebtes Thal der Ortschaft Ždakow zu. Eine gute Straße führt von da den Berg hinauf nach Worlik, welches auf diesem Wege früher erreicht werden kann als am Flußufer, da sich der Fluß um den langgedehnten und schmalen, aber hohen Bergrücken Hradce windet. Der sich nach Passirung dieses landschaftlich schönen Umweges darbietende Anblick ist der schönste, welchem man auf der Thalfahrt von Budweis bis Prag begegnet. Auf senkrechter hoher Felsenwand thront das weiße Gemäuer des Schlosses, welches der, wenn auch nicht beständige, doch vorzügliche Sitz der jüngeren Linie des Hauses Schwarzenberg ist, und hohe Waldgebirge, steile Felspartien und sorgfältig gepflegte Parkanlagen umrahmen das schöne Landschaftsbild, welchem der still dahinziehende Fluß erhöhten Reiz verleiht.

Bei dem Städtchen Kamaik, das sich zu beiden Seiten des Flusses ausbreitet, sinkt das Flußufer bis 267 Meter, und zu beiden Seiten zeigen sich entweder kleine Ebenen oder sanfte Lehnen. Stellenweise wechseln sie ab mit Felsgehängen, aber im Ganzen haben die landschaftlichen Bilder, wenn auch wegen der fortwährenden Krümmungen des Flusses schnell wechselnd, dennoch nicht den Reiz, welchen die oberen Partien bieten. Indessen nehmen von Cholin oberhalb Živohošť und abwärts wieder waldbedeckte Höhen überhand und das Flußthal wird wieder anziehend. Lohnend ist es, von da das Seitenthal des

Schloß Worlik.

Nalžowitzer Baches zu besuchen, da es schöne, fortwährend wechselnde Landschaftspartien bietet. Das Flußthal wird in dieser Gegend durch die Gehänge so eingeengt, daß für größere Ortsanlagen kein Raum übrig bleibt und stellenweise sich nur der schmale Pfad zwischen Fels und Ufer hinzieht. Durch Felsblöcke und Risse war früher die Schiffahrt beschwerlich; gefährlich war besonders die unterhalb Trebenitz gelegene und vom Volke Svatojanské proudy (St. Johannes-Schnellen) genannte Stelle. Der Strahover Abt Krispin Fux ließ im Jahre 1643 mehrere die Schiffahrt hindernde Felsen sprengen, wofür er von Ferdinand III. in den Adelstand erhoben wurde. Ein steinernes Denkmal verewigt dieses Verdienst. Etwas weiter abwärts befindet sich in einer kleinen Ebene das Städtchen Stěchowitz, woselbst die Dampfschiffahrt nach Prag beginnt.

Von Stèchowitz thalwärts bilden sich in dem bereits breiteren Flusse grüne Inseln. Auf einer der größeren, bei St. Kilian gelegenen Insel wurde um das Jahr 1000 das Kloster Ostrow gegründet; doch besteht dasselbe seit 400 Jahren nicht mehr und ist fast spurlos verschwunden. Dem Endpunkt der Insel gegenüber, am linken Flußufer liegt das Städtchen Dawle. Diesem gegenüber vereinigen sich Moldau und Sazawa, welche vor dem Zusammenfluß durch eine steile Felszunge von einander getrennt sind; diese war in uralten Zeiten befestigt und der von Hradiškko führende Karrenweg ist an seinem Endpunkt im Felsen eingehauen, weshalb diese Stelle na sekané genannt wird. Bei unbedeutendem Gefälle strömt der Fluß von da an zuerst zwischen Gehängen und nackten Felswänden; später weichen die linksseitigen Höhenzüge vom Flusse ab, einer kleinen Ebene Raum lassend, und endigen oberhalb Königsaal mit dem waldbedeckten Höhenzuge, auf dem die historisch merkwürdige St. Galluskirche steht.

Unterhalb Königsaal, dessen von König Wenzel II. gestiftetes ehemaliges Kloster einen rühmlichen Platz in der Culturgeschichte Böhmens einnimmt, öffnet sich ein breites ebenes Thal, das die Beraun durchfließt, um sich unterhalb Lahowitz mit der Moldau zu vereinigen. Der Charakter des sich von Modřan bis Kuchelbad stetig verengenden Thales, sowie der folgenden Moldau-Ufer deutet an, daß man sich der Landeshauptstadt nähere: überall reges Leben, das sich nach Passirung von Podol und Wyšehrad steigert und von da bis zur Einmündung des Šarkabachs unterhalb Prag andauert.

Von Podbaba an erhält das Thal einen ganz anderen Charakter. Der früher breite Fluß wird an beiden Seiten von hohen Ufern eingeengt, ohne dem Auge etwas Erquickendes zu bieten, denn überall begegnet es nackten Felsen und dürren Grasflächen. Eine Ausnahme macht Roztok mit seiner nächsten Umgebung, ein beliebter Sommeraufenthalt der Prager. Unterhalb Roztok tritt wieder derselbe Charakter des Thals hervor. Nur den Geschichtsforscher dürfte die steile Anhöhe interessiren, auf der die St. Clemenskirche steht, denn hier stand die Fürstenburg Levý Hradec und die erste im Prager Fürstenthum erbaute Kirche. Nach einer ziemlich großen Krümmung folgt das Kirchdorf Libschitz, eine freundliche, am sanften Abhang des linken Ufers gelegene Ansiedelung, bei der der felsige Berg Libèhrad hart am Ufer fast senkrecht abfällt. Das nun folgende Thal bis zum Kirchdorf Chwatěrub mit zwei Schloßruinen hat wieder den Charakter öder Trockenheit, wenn auch überall Merkmale menschlichen Fleißes sichtbar sind. An dem in neuerer Zeit bedeutend emporstrebenden Kralup und an Mühlhausen vorbei, wo sich das alte graue Schloß der Grießbecke erhebt, tritt die Moldau, deren Ufer auf 162 Meter herabgesunken ist, in die nordböhmische Tiefebene. Langsam dahinfließend, ändert sie nun ihre nördliche Richtung und strömt zwischen Wiesenland, wohlgepflegten Äckern und Auen ostwärts, um sich bei Melnik mit der Elbe zu vereinigen.

Die Lužnitz gehört in ihrem oberen Laufe dem Kronland Niederösterreich an. Ihre Quellen liegen zwar theilweise in Böhmen südlich von der Jägerhütte, aber der die Lainsitz (urkundlich Lunsenize) benannte Bach gehört bis Schwarzbach Österreich an. Unterhalb Erdweis, bei dem Dorfe Beinhöfen, nähert sich die Lainsitz der böhmischen Grenze, welche hier der Bach Černá stoka bildet. Das beiderseits breite Thal hat überall den Charakter eines flachen Hochlandes mit sanften Wellen, zahlreichen Wiesenmatten,

Stromschnellen der Moldau bei Stěchowitz.

mitunter hübschen Baumgruppen und ausgebreiteten Forsten. Die Ortschaften auf der böhmischen Seite sind entweder zusammenhängend oder bestehen gleich denen auf der österreichischen Seite aus einer Menge zerstreuter Einschichten oder Weiler, wodurch den Landschaftsbildern ein nicht unangenehmes Gepräge aufgedrückt wird. Beiderlei Charakter vereinigt die bedeutendste Ortschaft dieses Thales, das Pfarrdorf Suchenthal (Suchdol). Von dem Vereinigungspunkt mit der Černá stoka an fließt die Lainsitz an der Grenze und verläßt sie erst, nachdem sie den von dem Litschauer Hochlande herabfließenden Reißbach aufgenommen hat. Bei ihrem Eintritt in Böhmen, wo sie den Namen Lužnitz (Lužnice) erhält, hat das Ufer die Höhe von 442 Meter, welche die umliegende Landschaft nur um Weniges überragt.

Unterhalb des Kirchendorfes St. Magdalena beginnen die ausgedehnten Forste mit Weihern abzuwechseln. Nun aber theilt sich der Fluß in zwei Arme. Der östliche, ein von Menschenhänden (1584 bis 1585) angelegter Kanal, fließt unter dem Namen Neubach (Nová řeka), begleitet von einem mit Eichen bepflanzten Damme, in einer waldreichen und landschaftlich schönen Gegend und vereinigt sich mit der Nežarka unterhalb Platz. Der westliche Arm (Stará řeka, Altbach) fließt dem Rosenberger Teiche zu und ist der ursprüngliche Lauf des Flusses noch vor Anlage des Wittingauer Teichsystems. Ein dritter Arm, der sogenannte Goldbach (Zlatá stoka), der im Jahre 1506 angelegt und nach dem Jahre 1570 aufwärts verlängert wurde, zweigt bereits bei Pilař ab und durchfließt den Hrádeček oder Schloßrevier benannten Wald. Auch hier ist die Landschaft eben und gewährt die angenehmsten Spaziergänge.

Wir sind mit unseren Betrachtungen bei der Wittingauer Ebene angelangt, welche viel Interessantes bietet. Im Allgemeinen hat sie den schon besprochenen Landschaftscharakter, aber mit dem einen Vorzug, daß sie ihre grüne Farbe vom Frühjahr bis zum Spätherbst bewahrt und ihren hauptsächlichen Reiz durch ihre Teichflächen und deren baumreichen oder gebirgigen Hintergrund gewinnt. Dieser ist besonders hübsch bei dem großen Opatowitzer Teich. Der Damm dieses, sowie auch des nächst daranstoßenden Teiches Swět ist mit mächtigen Eichen, einer Specialität der hiesigen Gegend, bepflanzt. Den Hintergrund des letzteren, wenn man den Damm von der Stadt aus betritt, bildet die malerisch zwischen Baumanlagen gelegene fürstlich Schwarzenberg'sche Gruft.

Wittingau, aus der eigentlichen Stadt und einer Vorstadt bestehend, breitet sich zwischen dem Goldbach und dem Teich Swět aus. Sie ist der Mittelpunkt einer der größten und bestbewirthschafteten Domänen. Ehemals ein Sitz des mächtigen Geschlechtes der Rosenberge, genießt es heutzutage in der Gelehrtenwelt einen guten Ruf durch sein wohlgeordnetes und reichhaltiges Archiv. Zwei noch wohlerhaltene Thore, einige Bastionen und Reste von Ringmauern zeugen von der ehemaligen Befestigung der Stadt, die noch lange nach der Weißenberger Schlacht im Widerstand verblieb.

Die nächste Umgebung der Stadt nordwärts bildet ein breites und ebenes Wiesenland, das durch die allwärts zerstreuten Heustadeln ein eigenthümliches Gepräge erhält. Vom Goldbach durchflossen reicht es nördlich bis zu dem bekannten Rosenberger Teiche, dem größten Böhmens. Dieser wurde im Jahre 1584 von dem Regenten der Rosenberger Herrschaften Jakob Krčin von Jelčan angelegt, nicht lange darauf beendigt und sein Teichdamm mit Eichen besetzt, von denen einige noch heute erhalten sein sollen. Die weite Fläche des Teiches, die weiß blinkenden Häuschen des Dorfes Alt-Lahm mit dem baum- und waldreichen Hintergrund gewähren ein liebliches Landschaftsbild. Knapp an dem Teiche fließt der Goldbach, den zwei Dämme einschließen, wovon der eine ihn vom Rosenberger

Teich, der andere vom Kaňow, auch einem bedeutenden Teiche, ſcheidet. Der weſtliche Damm iſt zugleich Chauſſee, auf dem öſtlichen läuft das Geleiſe der Staatsbahn. Weiterhin umgeht der Goldbach den Teich Tiſí, eine große Waſſerfläche von höchſt unregelmäßiger Geſtalt und mit einigen Inſeln, aber eben deswegen und durch die mannigfaltigen auf den Inſeln oder am Ufer ſtehenden Baumgruppen von maleriſcher Wirkung. Nachdem er noch einige andere Teiche bis zu dem gewaltigen Horuſitzer Teich bei Weſelí durch- oder

Roztok an der Moldau.

umfloſſen, mündet der Goldbach in die Lužnitz. Dieſe verläßt den Roſenberger Teich bei der Einſchicht Smitka und fließt ſodann in einer ebenen Gegend, welche öſtlich von einem niedrigen waldbedeckten Höhenzuge begrenzt wird. Zahlreiche Teiche befinden ſich an beiden Ufern, dazwiſchen mitunter ſumpfiges Waldland. Von der nicht weit vorbeifließenden Nežárka trennt ſie der ſchon erwähnte Höhenzug, welcher bei Weſelí in einer ſehr ſanften Abdachung endet, und bald fließen beide Flüſſe in eins zuſammen.

Wir wollen nun die Schilderung der Uferlandſchaften der Nežárka nachtragen. In der älteren Zeit hieß ſie Wèelnice nach dem durch das gleichgenannte Dorf fließenden

Bach, welcher als Hauptquelle angesehen wurde. Von Jareschau an, wo dieser Bach den Zufluß des Serowitzer Hochlandes aufnimmt, zieht der Fluß durch ein rechts und links von niedrigem Hügelland eingeschlossenes Thal; von Neuhaus an wird die Landschaft etwas mannigfaltiger und freundlicher. Ihr Mittelpunkt ist die von einer strebsamen Bürgerschaft bewohnte Stadt Neuhaus, von den Slaven Jindřichův Hradec (Heinrichsburg) genannt, weil sie von Heinrich aus dem Hause der Witigonen als neues Haus (Burg) und Burgflecken gegründet wurde. Alle Freuden und Leiden des böhmischen Volkes hat Neuhaus treu mitgemacht, es ist auch, obschon auf drei Seiten von deutschen Ortschaften umgeben, der Sprache seiner Vorfahren treu geblieben. Seit jeher von mächtigen Geschlechtern, welche für sein Gedeihen arbeiteten, beherrscht, war es Mittelpunkt einer ausgebreiteten Herrschaft, welche immer nur vererbt und nie verkauft wurde. Ihren Charakter erhält die Stadt durch das alte Schloß und ihre Kirchen. Die schönste von ihnen ist die Probsteikirche mit zierlich und gefällig abgeschlossenem Thurmdach, obwohl sie in kunsthistorischer Hinsicht der Spitalkirche zu St. Johann nachsteht. Östlich von der Stadt liegt der Waigar genannte Teich, welcher durch den Hammerbach gespeist wird, nachdem er ein an kleinen hübschen Landschaftsbildern ziemlich reiches Thal zwischen Blauen- und Heinrichschlag passirt hat. Westwärts von der Stadt erhebt sich jenseits des Flusses ein waldbedeckter steiler Hügel mit der St. Jakobskapelle.

Von Neuhaus abwärts fließt die Nežárka anfangs durch ein enges, später, von Platz an, durch ein breites und nur stellenweise eingeengtes Thal. Am Rande desselben und an dem Fuße des Thiergartens Koza steht das im Barockstil erbaute gräflich Černin'sche Schloß Gestüthof, welches im Jahre 1775 an der Stelle des bisherigen Gestüts errichtet wurde und als Jagdschloß in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einen großen Ruf erlangte. Seine Umgebung hat einige schöne Punkte, wie den Katzenberg mit herrlicher Aussicht, das hübsche Thal des Teiches und seines Abflusses Wydymač und den imposanten hohen Stein. Bis zur Mündung fließt die Nežárka durch eine waldreiche Hügellandschaft.

Die Stadt Veselí, welche in neuerer Zeit als Kreuzungspunkt der Staatsbahn oft genannt wird, liegt auf einer Anhöhe, welche bis zur Kirche langsam ansteigt, so daß diese die Häusermasse der Stadt hoch überragt. Auf diese Weise gewährt Veselí mit dem links und rechts sich ausbreitenden Wiesenlande, seinen Lehnen und dem im Vordergrund stehenden Marktflecken Mezimostí ein zwar einfaches, aber immerhin hübsches Landschaftsbild. Nun fließt die Lužnitz in vielfachen Krümmungen zwischen niedrigen Lehnen und Waldgehängen bis zur Stadt Soběslau, welche am rechten Ufer liegt und regelmäßig angelegt ist. Hoch über die Häuser der Stadt erhebt sich der Kirchthurm, ein hübsches Denkmal des XV. Jahrhunderts. Die nächste Umgebung, aus einem wellenförmigen Hügellande bestehend, ist einförmig. Nordwärts von Plana fließt die Lužnic fast in gerader

Richtung, die Gelände werden höher und steiler, bestehen jedoch meistentheils aus nackten Felsmassen und dürrem Grasland. Nach einem Buge ist der Fluß unterhalb Tabor angelangt und die blinkenden Häuser der alten Taboritenstadt sehen uns von ihrem hohen, felsigen und pittoresken Standpunkte entgegen.

Tabor ist die bedeutendste Stadt an der Lužnitz und hat sich als Festung einen Ehrenplatz in der böhmischen Geschichte erworben. Sie entstand im Jahre 1420 als Brennpunkt der radikalen Partei der Kelchner. Ein Decennium hindurch nach Prag der

Rosenberger Teich.

bedeutendste Ort im Lande, sank sie schon im XV. Jahrhundert herab, obwohl sie immerhin noch einen würdigen Platz unter den freien Städten einnahm. Die Anlage der Altstadt ist im Allgemeinen heute dieselbe, wie sie Aeneas Sylvius schildert, und erinnert an ihr plötzliches Entstehen. Eine steile, stellenweise schroffe felsige Bergzunge läuft längs des Flusses und ist durch ein tiefes enges Thal von dem nördlichen Hochlande getrennt; das Innere bezeugt, daß bei der Gründung nur der Ring und zwei Hauptgassen ausgemessen wurden, sonst aber ein jeder seinen Wohnsitz gründete, wie und wo es ihm beliebte. Neben Krumau hat es seinen alterthümlichen Charakter mit interessanten Details aus dem XVI. Jahrhundert bewahrt. Die an dem höchsten Punkt erbaute Decanalkirche wird von

einem ſchlanken Kirchthurm überragt, welcher von drei zwiebelförmigen Kuppeln in gefälligen Formen bedeckt wird und weithin ſichtbar iſt. Der aufſtrebenden Richtung modernen Lebens verdankt die ſich oſtwärts hinziehende Vor- und Neuſtadt ihre Entſtehung. Unter der bibliſch benannten Stadt breitet ſich der auch bibliſch benannte Teich Jordan aus, einzig in ſeiner Art, da er eigentlich eine von ſchroffen Abhängen und ſanft aufſteigenden Ufern eingeſchloſſene, durch einen hohen Damm geſperrte Schlucht bildet und ſeine Gründung zu Ende des XV. Jahrhunderts nur dem wachſenden Mangel an Waſſer verdankt; denn die auf einem Felſen ſtehende Stadt hat keinen Brunnen.

Die nähere und weitere Umgebung von Tabor weiſt viele reizende Partien auf. Ihr Glanzpunkt iſt und bleibt das Lužnitzthal. Gleich unterhalb der Stadt fließt der Fluß zwiſchen ſteilen Waldhängen und ſchroffen Felsabſtürzen, von denen die maleriſch gelegene Wallfahrtskirche von Klokot herabblickt. Jetzt krümmt ſich der Fluß und bei jeder Krümmung erblickt man ein neues und ſchöneres Landſchaftsbild. Über Steingerölle und zwiſchen Felsblöcken rauſcht das Waſſer von Mühle zu Mühle, immer von waldigen Höhen begleitet, und nacheinander öffnen ſich in den Hängen tiefe und enge Thäler, durch welche die Bäche murmelnd herabfließen. Die ſchönſte Stelle iſt Přiběnitz, wo ſich das bisher düſtere Thal erweitert, ſo daß es Raum für einen mäßigen Wieſengrund gewährt. Am linken Ufer erblickt man eine Felswand mit den Trümmern der Burg Groß-Přiběnitz, nach der darauf erfolgten Krümmung des Fluſſes ſieht man eine ähnliche Felswand und Burgſtelle am anderen Ufer, während die vom Fluſſe umfloſſene Ebene einen parkähnlichen Ausſchnitt mitten im tiefen Walde vorſtellt. Den beſprochenen Charakter behält das Thal noch ein geraumes Stück unterhalb Přiběnitz, da es fort vom Hochland eingeſchloſſen iſt, aber eine Strecke weiter fällt das Hochland ab, die Lehnen beiderſeits verflachen und werden nun ſtellenweiſe von ſteilen felſigen Ufern mit ſpärlichem Baumwuchs und Waldgehängen unterbrochen. Ein liebliches Landſchaftsbild erblickt man nach der Krümmung bei der Papírna (Papiermühle), nämlich die auf einem felſigen Vorſprung thronende Marienkirche mit dem Rundthurm der Burg Dobronitz und ſchließlich die am Fuße des Felſens liegenden Häuschen mit dem entſprechenden Hintergrund.

Eine Strecke ſüdwärts folgt das noch ſchönere Landſchaftsbild von Bechin (Bechyně). Nur wenige Städte in Böhmen (darunter Tabor, Elbogen und Neuſtadt an der Mettau) können ſich einer ähnlichen impoſanten Lage rühmen. Die von Norden vorgeſtreckte Hochebene verengt ſich durch zwei Thäler, das der Lužnitz, zu dem ſie mit ſchroffen Felswänden abfällt, und das ſchattige tiefe Thal des Baches Smutna, welcher außerdem eine nach Weſten vorgeſtreckte waldige Erdzunge umfließt. Auf dem ebenen Raume zwiſchen beiden Thälern ſteht die Stadt mit ihrer alten Pfarrkirche, zu der jährlich Hunderte von Andächtigen wallfahren. Die zweite Kirche, die Kloſterkirche, ſteht

am Rande der Felswand und ist an dieselbe mit dem Convente förmlich angeklebt. Auch das durch Umbau des alten Burggebäudes entstandene Schloß steht am Rande schroffer Felsgehänge, die übrigens gegen Süden in eine wohlbepflanzte Lehne verlaufen. Noch ein kleines Stück abwärts von Bechin behält das Flußthal seinen wilden Charakter, indem Waldgehänge mit Felsen abwechseln oder die Ufer sich etwas verflachen. Nachdem dann der Fluß das letzte waldige Felsenthal durchflossen hat, tritt er in eine kleine Ebene und vereinigt sich unterhalb Nezdašov mit der Moldau.

Stadt Tabor.

Das Neuhauser Hinterland (so möchten wir die südöstliche zwischen Mähren und Niederösterreich auslaufende Spitze des Böhmerlandes nennen) gehört zum Theil dem Fluß gebiet der Moldau, zum Theil jenem der Donau an. Größtentheils besteht es aus langgedehnten, breiten und verflachten Bergrücken, die stellenweise kuppenartige Formen annehmen. Das Moment des Pittoresken ist daher dieser Landschaft fremd, aber dafür belohnt den Wanderer nach kurzem Ersteigen des gewöhnlich sanften Abhanges der Anblick einer kleinen freundlichen Landschaft. Bald befindet er sich mitten im schönsten Walde, bald erquickt sein Auge ein grünes Thal oder die glitzernde Fläche eines Teiches mit seiner Umrahmung oder fesseln dasselbe die reinlichen und mitunter malerisch gelegenen

Ortschaften. Dazu wirkt die frische über die Landschaft streichende Luft erquickend und stärkend. Von dem Neuhauser Thale trennt diese Landschaft ein langer Höhenzug, welcher seine größte Höhe im Primader (641 Meter) erreicht. Im Thale zwischen diesem und dem nächsten Höhenzug, welches der Abfluß des Gatterschlager Teiches durchzieht, liegt der zeilenförmig angelegte Marktflecken Schamers, dessen am linken Ufer ebenfalls zeilenförmig gebauter Theil die Kleinseite heißt. In dem Höhenzuge oberhalb desselben erhebt sich der Beistein mit interessanten auf einander gethürmten Felsmassen, doch der höchste Punkt ist der nordöstlich gelegene Kuňasberg (683 Meter). Östlich davon erhebt sich die Landschaft noch höher. Auf einem verflachten Höhenzuge liegt der eine lange Gasse bildende Marktflecken Adamsfreiheit (im Volksmunde Bergwerk), welcher von dem Kreuzberg (700 Meter) überragt wird. Als Bergstadt im Jahre 1630 von Adam Paul Slavata von Chlum gegründet, gelangte es nie zur Bedeutung. Größeren Aufschwung nahm in neuerer Zeit die Stadt Neu-Bistritz, so genannt, weil sie als neue Gründung das bisher bestehende Dorf Alt-Bistritz in seine Gemarkungen aufnahm. Die mit einem interessanten Kirchthurm gezierte Stadt besitzt ein weitläufiges Schloß und ist auch als industrieller Ort von Bedeutung. Auf dem von der Thalfläche der Stadt sich erhebenden Hochland liegt das Dorf Kloster, so genannt von einem im Jahre 1501 gegründeten und im Jahre 1785 wieder aufgehobenen Paulanerkloster. Von den Städten Tremles und Königseck südlich ist die höchste Erhebung dieser Landschaft der Markstein (731 Meter), welcher ehemals der natürliche Scheidepunkt Böhmens und Mährens und der Diöcesen Prag, Olmütz und Passau war. Den Glanzpunkt landschaftlicher Schönheit aber bildet die Umgegend von Landstein. Das ostwärts von Sichelbach gelegene waldbedeckte Flachland verläuft südlich in eine langgestreckte, gegen Altstadt keilförmig sich verengende Erdzunge, welche stellenweise steil abfällt. An dem Punkte, wo sich dieselbe gegen Altstadt abzudachen anfängt, erhebt sich das pittoresk gelegene und die Umgegend beherrschende Gemäuer und der hohe Wartthurm der Burg Landstein. Mit Entzücken ruht das Auge des Besuchers auf der gegen Osten und Westen in mannigfaltigen Formationen von Berg und Thal sich eröffnenden Landschaft, welche einen bedeutenden Theil von Mähren und Niederösterreich erblicken läßt. Die von Landstein nur durch ein Wiesenthal getrennte Ortschaft Markl, welche auf einer Erdzunge und innerhalb einer alten Umwallung steht, mag als Städtchen oder Burgflecken gegründet worden sein, verkümmerte aber in ärmlichen Dorfverhältnissen, so daß einzig der Name und ihre alte romanische Kapelle ein Zeugniß von dem einst beabsichtigten Anlaufe gibt. Der nordöstlich von Altstadt an der Grenze von Mähren sich erhebende Kohlberg (700 Meter) ist bemerkenswerth durch drei auf dem Gipfel befindliche Steinsitze, welche die Grenzen dreier Länder (Böhmen, Mähren und Niederösterreich) bezeichnen, die unweit davon südlich zusammentreffen.

Die Gegend östlich von der Lužnitz bis zum oberen Laufe der Sazawa ist im Ganzen ein wellenförmiges Hochland, in dem sich die Anhöhen nur wenig über das Flachland erheben. Infolge dessen ist auch der Horizont der meisten Gegenden sehr beschränkt. Gewöhnlich sieht das Auge bis zum nahen Höhenzuge und ruht gelangweilt auf dem einförmigen Ackerland, welches dann und wann durch ein Stück Wald oder ein Wiesenthal etwas Abwechslung erhält. Ähnlich gestaltet sich auch der Horizont vieler Dörfer, worunter viele recht armselig aussehen, übrigens von einer thätigen und sparsamen Bevölkerung bewohnt werden. Charakteristisch für manche Gegenden sind die Vertheilung der Felder an

Aus dem Lužnitzthal bei Tabor.

den Gehängen und die oft mit Gesträuch bewachsenen oder mit Steinblöcken bedeckten Raine. Es wäre ermüdend, in die Einzelnheiten einzugehen, es sei also nur der hauptsächlichen Partien gedacht.

Das Hochland westlich von Tabor hat so ziemlich dieselbe Beschaffenheit wie das südlich von der Stadt gelegene, von der Lužnitz in einem weiten Bogen umflossene Hügelland. Westlich von Tabor liegt auf einer Hochfläche das Dorf Opořan, dessen ehemalige Jesuitenresidenz dermal zu einer Landesirrenanstalt umgewandelt ist. Am linken Ufer des Baches Smutna erhebt sich der Waldrücken Chlum (534 Meter) hoch über die Umgegend. Ihm gegenüber, durch ein hübsches Waldthal getrennt, liegt der Wallfahrtsort Sepekau. Verfolgt man den Bach, an dem diese Ortschaft liegt, seinen Lauf hinauf,

so gelangt man zum altehrwürdigen Kloster Mühlhausen (Milevsko) mit seinen zwei bedeutenden, im romanischen Stil erbauten Kirchen. Ohne gerade großartige, durch Wechsel von Formen überraschende Formationen zu besitzen, gewährt dieser Theil Böhmens doch einige artige und den Genügsamen ansprechende Landschaftsbildchen, besonders am Bach Smutna. Einen angenehmen Wechsel bieten neben den minder gepflegten Bauernwäldern jene der Großgrundbesitzer durch das saftige Grün und den darin waltenden Ordnungssinn.

Nördlich von Tabor erhebt sich allmälig der Chotowiner Höhenzug, auf dessen höchstem Punkte (559 Meter) die weithin sichtbare Pfarrkirche von Chotowin steht. Von diesem Punkte genießt man eine schöne Aussicht, sofern sie nicht von größeren Höhen, insbesondere von den Kuppen Bukowice (657 Meter) und Dehetnik verdeckt ist. Am Fuße des letzteren liegt das Städtchen Borotin und unweit davon die zerstörte Burg Borotin, wohin Grillparzer die in der „Ahnfrau" dramatisch geschilderte Begebenheit verlegt. Die westliche Fortsetzung ist das Jistebnitzer Gebirge, in dessen Einsattlung das Städtchen Jistebnitz liegt, welches deshalb mit seiner alterthümlichen Kirche erst dann gesehen wird, wenn man sich den ersten Häusern nähert. Dagegen ist die oberhalb der Stadt gelegene St. Magdalenenkirche (635 Meter) meilenweit sichtbar. Von dem erwähnten Chotowiner Höhenzuge erstreckt sich der Milčiner Höhenzug, so genannt von der am östlichen Abhang gelegenen Stadt Milčin, welche an und für sich sammt der alterthümlichen Pfarrkirche hoch gelegen ist, aber von dem kahlen kuppenförmigen Calvarienberg bedeutend überragt wird.

Östlich von Tabor erhebt sich die Gegend zuerst allmälig, später rasch zu dem Duber Bergrücken, an den sich andere Höhen (bis 701 Meter) anschließen. Unterhalb desselben liegt das „Bergstadtl Ratibořitz" mit einem alten Silberbergwerk. Die Südabhänge verflachen sich bei Cheynow und enden in eine steile Landzunge, auf der das Schloß, der Mittelpunkt einer weitläufigen fürstlich Schwarzenberg'schen Besitzung, steht. Das südlich von dieser Gruppe gelegene Hochland hat seine größte Erhebung in dem Waldrücken Chaustnik, welcher sich oberhalb des Dorfes Chustnice steil und schroff erhebt und auf seinem Kamme mächtige, nackt emporsteigende Felsblöcke trägt. Von dem Punkt, wo die malerischen Ruinen der Burg Chaustnik thronen, genießt man eine reizende Aussicht bis zu den Gebirgen von Gratzen und dem Böhmerwalde. Von da streicht der Rücken gegen Nordosten und verflacht sich in den Höhen des Dorfes Křeč, dessen blinkender Kirchenthurm von weitem sichtbar ist. Sein rauhes Klima äußert sich auch bei der nahen, aber etwas tiefer gelegenen Stadt Černowitz und gab Anlaß zu dem Sprichwort: U Černovic u Křeče div se zima nevzteče (bei Černowitz und Křeč ist es ein Wunder, daß der Winter nicht des Teufels wird). Nördlich von Černowitz streicht ein waldbedeckter

Rücken, der im Swidnik (738 Meter) seine größte Höhe erreicht. Parallel mit diesem Hochlande zieht sich ein anderes, von dem malerisch in einem Teiche auf einer Felseninsel stehenden Schloß Roth-Lhota an bis zur Gegend von Neu-Cerekwe. Ein anderer Höhenzug, der sich an das Neuhauser Hochland anschließt, sinkt gegen die Gegend von Kamenitz herab. Letzteres ist eine saubere, auf allen Seiten von Höhenzügen umgebene Stadt. Ihre Merkwürdigkeiten sind nebst der Kirche das alterthümliche Schloß und die im Schloßgarten stehende Linde, nach der auch die Stadt Kamenice nad lipou (ober

Der Berg Blanik.

der Linde) heißt, da der Baum am Fuße des Schloßberges steht. Der mächtige Stamm der uralten Linde verzweigt sich in so starke Äste, daß ein jeder derselben einen tüchtigen Stamm bilden könnte und alle zusammen einen gezimmerten Boden tragen, auf dem eine ziemlich große Gesellschaft sich frei bewegen könnte. Noch gedenken wir des auf der Hochfläche südöstlich von Kamenitz liegenden Dorfes Štitná und der dort befindlichen unbedeutenden Reste einer Veste, welche der gefeierte Ritter Thomas von Štitná, einer der besten böhmischen Schriftsteller, zu Ende des XIV. Jahrhunderts bewohnte.

An der Grenze von Mähren befindet sich der Hauptstock dieses Gebirgslandes, welches sich nach Böhmen und Mähren in wellenförmigen Zügen abdacht. Am Abhange

desselben liegen die Städte Serowitz und Počatek. Ersteres wird von einem hoch thronenden Schloß beherrscht, letzteres genießt seit Jahrhunderten als industrieller Ort einen wohlverdienten Ruf. Noch höher als diese Stadt liegt unweit derselben das St. Katharinabad hart an der Grenze und mitten im Walde. Auch die Fortsetzung dieses Hochlandes gegen Iglau und Windig-Jenikau weist bedeutende Höhen auf; wir nennen nur den sagenhaften Schatzberg (613 Meter), einen beliebten Ausflugsort der Iglauer. Auch dieser Theil hat im Ganzen und Großen den schon geschilderten Charakter, der sich zum Beispiel bei der Stadt Polná zeigt. Auch sie ist in einem hügelig welligen Terrain versteckt, so daß nur ihre höheren Partien sichtbar werden, wenn man sich ihr nähert. Auf einer Anhöhe steht das Schloß Polná, theilweise Ruine, theilweise von Miethsparteien bewohnt und derzeit ohne architektonisches Interesse.

Die langweilige Hochfläche nördlich von Polná überschreitend, gelangen wir in das Thal der Šlapanka, welche zahlreiche kleine Gewässer der Gegend vereinigt. Von Hrbow an bildet sie ein zwar nicht großartiges, aber ziemlich anmuthiges Wiesenthal, ober dem die bedeutendste Ortschaft desselben, das Kirchendorf Schlappenz, sich amphitheatralisch erhebt. Einen hübschen landschaftlichen Hintergrund zu diesem Thale bildet der am linken Ufer streichende Höhenzug, besonders der Hochberg (625 Meter) bei Stecken, sonst der Schrecken der Fuhrleute wegen der darüber führenden Straße, und der Hochtann (586 Meter), dessen Name durch die große auf seinem Gipfel befindliche Tanne gerechtfertigt wird. Die nächste bedeutende Ortschaft gegen Westen, die Stadt Humpoletz, zeigt in ihrer Anlage das Bild einer ursprünglich unbedeutenden, aber durch Gewerbthätigkeit beständig wachsenden Stadt. Im XIII. Jahrhundert vom deutschen Orden gestiftet und Gumpolds benannt, wurde sie später ein Besitz mächtiger Dynasten, welche die oberhalb der Stadt thronende, nun aber verfallene Burg Worlik bewohnten. Von letzterer zieht sich gegen Norden der bewaldete Gebirgszug Orlowsky und hierauf folgt nach einer Einsattlung die isolirte Lipnitzer Kuppe, deren höchster Punkt nicht so in die Augen fällt wie die etwas tiefer gelegene Burg Lipnitz.

Der bedeutendste Nebenfluß der Sazawa ist die Želiwka, der Zusammenfluß zweier Bäche. Der eine von ihnen ist der Jankauer Bach, aber bedeutender ist die Bělа, welche unterhalb Pilgram fließt. Diese, auch Pelhřimov genannte Stadt hat ihren Namen nach dem Bischof Pelhřim (Peregrinus, 1224 bis 1225). Die innere Stadt hat noch die Anlage bewahrt, welche sie bei der Ausmessung im XIII. Jahrhundert erhielt, nur der spätere Zuwachs von Häusern hat sich an die Straßenzüge gehalten. Ursprünglich eine bischöfliche, später im Besitz von Pfandherren befindliche Stadt, hatte sie nicht nur die glückliche Idee, sondern auch die nöthigen Mittel, um sich loszukaufen, und wurde dadurch eine königliche Stadt. Aus der Zeit der ehemaligen Blüte stammen interessante

Schloß Konopischt.

Kirchenbauten und Thürme, während das ehemalige Schloß bereits lange auf das Niveau eines Wohnhauses herabgesunken ist. Die Umgegend ist einförmig. Gegen Osten erhebt sich der bewaldete Berg Křemešnik (767 Meter), auf dessen Gipfel sich ein Dörfchen mit der Wallfahrtskirche zur heiligen Dreifaltigkeit befindet. In geringer Entfernung von derselben ist eine gewöhnlich nur im Frühsommer hervorbrechende Quelle, deren Wasser vom Landvolk als wunderthätig gepriesen wird. Unterhalb Pilgram vereinigt sich die Bèla mit einem Bach und heißt sodann Želiwka von dem an ihr gelegenen Stift Seelau (Želivo, eigentlich Siloe). Diese sehr alte Gründung hat nicht nur die Stürme der Hussitenkriege überwunden, sondern auch die Zeit des Pfandbesitzes, da hier weltliche Herren hausten, überdauert. Neben dem weitläufigen Conventgebäude und der im Barockstil großartig ausgebauten Kirche besteht hier auch das Twrz genannte alte Schloß der Pfandbesitzer. Unterhalb des Stiftes vereinigt sich mit der Želiwka der vom hohen Waldkamme Stražiště (744 Meter) herabfließende Bach Trnawa, nachdem er noch einen zweiten, ebenso benannten und von Wobratain kommenden Bach aufgenommen hat. Auf der Hochfläche zwischen beiden liegt die Stadt Patzau (Pacov) derart, daß ihre beiden Hälften die Abdachungen einer Einsattlung einnehmen, weshalb sich das Schloß mit Schloßkirche und die St. Barbarakirche, welche beide an den Endpunkten stehen, einander auf den höchsten Stellen entgegenstehen. Die am Ring befindliche St. Michaeliskirche, um das Jahr 1410 erbaut, ist ein in seiner Art eigenthümliches und höchst interessantes Bauwerk. Zum Gebiete der genannten Bäche gehört auch das südlich gelegene Schloß Kamen, welches, auf einem der Hochfläche entsteigenden Felsenwürfel stehend, die Umgegend beherrscht. Abwärts fließt der vereinigte Bach Trnawa durch ein hübsches Thal gegen Hořepnik, ein zeilenförmiges Städtchen, sodann unterhalb des Marktes Roth-Řečitz, dessen alterthümliches Schloß in mancher Hinsicht merkwürdig ist, und mündet unterhalb des Stiftes Seelau in die Želiwka. Auf- und abwärts von Seelau ist das Thal des Flusses wegen der felsigen Waldlehnen hübsch und behält diesen Charakter bis Zahrádka. Von da an werden die Ufergelände sanfter, wenn auch stellenweise steil und felsig; nach einigen Windungen fließt die Želiwka zwischen den Ortschaften Unter- und Ober-Kralowitz und vereinigt sich sodann unter dem Dorfe Sautitz mit der Sazawa.

Die Gegend westlich von der Želiwka besitzt im Allgemeinen den schon besprochenen Charakter des wellenförmigen Hochlandes, auf welchem sich hier und da Berge zu größerer Höhe erheben. Viel mannigfaltiger dagegen erscheint das Flußgebiet der Blanitz. Zwar ist seine Gestaltung auch wellenförmig, aber es ist viel reicher an isolirten Kuppen als die vorigen Partien. Aus tiefen Sohlen, in denen die Dörfer auf grünen Matten malerisch gelegen sind, steigen die Anhöhen entweder wellenförmig oder in hohen Kuppen, mitunter auch kegelförmig empor. Den Reiz dieser Landschaft erhöhen die Wälder, welche die meisten

Berge bedecken. Die Blanitz entſpringt in den Wäldern oberhalb des Dorfes Blanička und fließt durch ein tiefes Thal bis Jungwoſchitz. Dieſe in einer Niederung gelegene Stadt, welche auf allen Seiten von Höhenzügen umſchloſſen iſt, überragt der ſteil emporſteigende Berg Hrad, auf dem eine Marienkapelle ſteht. Weiterhin fließt der noch kleine Bach unterhalb einer Waldhöhe, von welcher der runde Wartthurm der Burg Schellenberg herabſieht, ſodann unter ſtarkem Gefälle neben den Höhen, auf denen die mit einer alterthümlichen gothiſchen Kirche geſchmückte Ortſchaft Načeradetz ſteht, gegen Launowitz, woſelbſt der Prager Erzbiſchof ein Schloß beſitzt. Oberhalb des Marktfleckens erhebt ſich der Kleine Blanik (564 Meter) mit den Ruinen einer aufgehobenen St. Magdalenenkapelle. Durch eine tiefe bewaldete Einſattlung iſt er getrennt von dem Großen Blanik (638 Meter), einem ſteil emporſteigenden kegelförmigen Berg, der durch die Sage von den Blaniker Rittern in ganz Böhmen bekannt iſt. Von da fließt die Blanitz fort in nördlicher Richtung und erreicht nach einer Krümmung gegen Nordoſten den weitläufigen Wlaſchimer Schloßpark. Denſelben berühren beiderſeits die Schweſterſtädte Wlaſchim und Domašin. Unterhalb Wlaſchim iſt an der Blanitz die ziemlich hübſche Partie von Hradek, das mit ſeiner Wallfahrtskirche auf einer in das Flußthal vorgeſchobenen Erdzunge ſteht. Das nun folgende Thal bis zur Mündung oberhalb Sternberg iſt eng und felſig. Nicht weit von der Mündung nimmt die Blanitz den Bach Chotyšanka auf, welcher oberhalb des Städtchens Jankau (bekannt durch die am 6. März 1645 geſchlagene Schlacht) entſpringt; noch jetzt bezeichnet ein nahe bei der Straße gegen Wotitz ſtehendes Kreuz die Stelle, wo der unglückliche General Götz fiel.

Das Thal dieſes Baches trennt vom Thal des Baches Bystrý ein Gebirgsjoch mit einigen kuppenförmigen Gipfeln, deſſen Gehänge meiſtentheils mit kleinen Dörfern beſetzt ſind, nur das amphitheatraliſch gelegene Kirchendorf Oubenitz macht eine Ausnahme. Von der an dieſem Bach liegenden Stadt Byſtritz wendet ſich der Bach den in der Umgegend befindlichen Teichen zu und von dem letzten derſelben, oberhalb deſſen ſich in maleriſcher grüner Umgebung das Schloß Konopiſcht, eine Beſitzung Seiner kaiſerlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand, erhebt, hat er den Namen des Konopiſchter Baches. Er fließt durch ein enges und tiefes Waldthal der Sazawa zu, die er bei Poritſch erreicht. Nicht weit davon mündet öſtlich der Mračer Bach, welcher einen Theil ſeines Zufluſſes von der Beneſchauer Umgegend bezieht. Die in letzter Zeit mit gewaltigen Schritten emporſtrebende Stadt Beneſchau liegt am ſanften Abhang des Hochlandes, von dem eine höher emporſteigende Erdzunge abzweigt. Letztere, Karlow genannt, iſt die urſprüngliche Anlage; hier ſteht auch die Kirche, ſowie der einzige Reſt der ehemaligen prachtvollen Kloſterkirche, eine hochragende auffallende Fenſteröffnung des Presbyteriums. Die Gegend weſtlich von der Stadt hat einige anziehende Landſchaftspartien. Zu dieſen

gehört das Waldthal bei der Ruine Kozli, sowie auch das anmuthige Waclawitz mit dem hoch emporragenden Berg Chlum (503 Meter) und der gegenüberliegenden, ebenfalls ziemlich hochgelegenen Kirche zu Chwojen.

Das schon erwähnte Jistebnitzer Hochland erreicht seine größte Höhe in dem sogenannten Zunkower Gebirge (715 Meter), das in einem waldigen Gehänge schroff abfällt und sich sodann zur Sedletzer Thalsohle abdacht. Ein Zweig dieses Hochlandes streicht nordwärts, in die bewaldete Erdzunge Zwěřinec auslaufend. An ihrem Ende ist eine Felskuppe mit schroffen und theilweise nackten Abhängen, worauf einst eine Burg stand. Parallel mit diesem Höhenzuge streicht ein anderer, bei dem hochgelegenen Dorfe Roth-Aujezd beginnend, den bewaldeten Bergrücken Deborec (601 Meter), welchen die Franz Joseph-Bahn in einem Bogen umspannt, vorschiebend. Aus dem eben Geschilderten ist ersichtlich, daß die Sedletzer Gegend einen nach drei Seiten abgeschlossenen Thalkessel bildet, welchen zwei bei Sedletz zu dem Bache sich vereinigende Bächlein durchfließen. Von der Thalsohle angesehen gleicht das sich darbietende Bild so ziemlich den vielen abgeschlossenen Landschaften Südböhmens, erhält aber einen besonderen Reiz, wenn man es von einem höher gelegenen Punkte betrachtet. Da es sich gegen Nordwesten öffnet, so gewähren das grüne baumreiche Thal, in dem die Schwesterstädte Sedletz und Prčitz und fast dreißig anmuthige Ortschaften um Schloß- oder Kirchenbauten gruppirt liegen, mit seinem Hintergrund, dem hochgelegenen Schlosse Chlumetz, einen reizenden Anblick. Östlich davon ist das Thal des Sedletzer Baches, welcher in diesen Gegenden den Namen Mastnik erhält und sich der Stadt Selčan zuwendet. Die von einer freundlichen Bevölkerung bewohnte Stadt Selčan liegt in einem Thale, welches von langgestreckten Bergen und drei hohen Kuppen eingeschlossen ist.

Hart oberhalb Selčan verbindet sich mit dem Sedletzer Bache der eigentlich Mastnik benannte Bach, welcher von der Wasserscheide bei Milčin herabfließt und seinen Namen von dem bei Wotitz gelegenen Teiche Mastnik erhält. Der Bach fließt durch ein freundliches Thal und berührt einige hübsche Punkte, so das mit einer Kirche geschmückte Dorf Wojkau, dessen freundliches Schloß von Gartenanlagen verhüllt ist. Weiter abwärts breitet sich auf den Abhängen der Marktflecken Kosová hora aus, dessen einfaches Schloß eine der vier Seiten des Marktplatzes einnimmt. Weiterhin umfließt der Bach die Erdzunge, auf der das alterthümliche Schloß Roth-Hradek steht. Seinen Namen rechtfertigt derzeit nur das rothe Ziegeldach, während das graue Gemäuer sich düster von dem Laube der umliegenden Anlagen und dem Walde im Hintergrund abhebt. Auf diese anziehende Partie folgt unterhalb Selčan ein einförmiges kahles Thal bis Wosečan, dessen hoch oberhalb der Thalsohle sich erhebendes Schloß am Ende eines laubbedeckten Vorsprunges gebaut ist. Von da an werden die Ufer anziehender, aber seine schönsten Partien, welche ihm einen Ehrenplatz

unter den böhmiſchen Flüſſen verſchafft haben, folgen unterhalb des Dorfes Radič. Er tritt nun in ein von hohen Hängen eingeengtes Thal und der bisher freundliche Charakter ſchlägt plötzlich in den des Wilden und Düſteren um. Die Ufer werden höher und ſchroff, ſtellenweiſe zeigen ſich ſteile Waldgehänge, ſtellenweiſe ſtarre dunkelgraue Felswände, welche ſchroff in das Waſſer abfallen. Eine Maſſe großen und kleinen Geſteins iſt ſeit Jahren in das breite, aber ſeichte Bett herabgefallen und durch dieſes zwängen ſich die murmelnden Wellen des Baches durch. Das üppige Erlengebüſch des Thals und die fichtenbedeckten Gehänge erwecken mit der ſchwarzen Fläche des Fluſſes das Gefühl der Abgeſchiedenheit. Unterhalb der Ruine Hradek empfängt der Maſtnik den durch ein enges Waldthal herabtoſenden Křečowitzer Bach und umfließt faſt im Kreiſe eine Anhöhe, auf der das Jägerhaus Kaſárna thront. Nun wird wohl das Thal freundlicher, da der Schwarzwald mit Laubgehölz untermiſcht iſt und die linksſeitigen Gehänge ſich ſtellenweiſe verflachen, aber wild bleibt es ſtellenweiſe noch fort. Unterhalb des Dörfchens Polićan, auf der Felswand psané skály, ſind deutſche und ſlaviſche Inſchriften ausgemeißelt, welche aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert ſtammen und kurze Sprüche religiöſen Inhaltes enthalten. Bei der nächſten Krümmung iſt der Bach der Moldau ſo ziemlich einen halben Kilometer nahe gekommen, kann ſie aber nicht erreichen, da ihm eine gewaltige Erdzunge im Wege ſteht. Dieſe iſt ein weitgeſtreckter Ausläufer der Waldhöhe Zlatý vrch, von der ſie nur durch den ſeichten Sattel Hradnice getrennt iſt. Hart hinter demſelben ſteigt der nach allen Seiten ſteil abfallende Kegel Červenka empor. Nicht nur ſeine, ſondern auch die Gehänge der übrigen, unter dem Namen Oſtromeč bekannten Erdzunge ſind mit Laubgebüſch bewachſen, welches bei Sonnenbeleuchtung, beſonders im Frühherbſt, wenn ſich die verſchiedenen Farbenabſtufungen von Grün bis Orange bilden, einen überraſchenden Anblick gewährt. Die Burg Oſtromeč, deren geringe Reſte zwiſchen den Feldfluren auf der Oberfläche ſichtbar ſind, hat ſich aus einem Adelsſitz zu einer bedeutenden Feſtung herangebildet, welche zur Zeit der Religionskriege im XV. Jahrhundert die Gegend herum weit und breit unſicher machte. Nachdem der Bach dieſe Erdzunge nach dreifacher Windung umfloſſen, mündet er bei Ouſtí in die Moldau.

Die Partien an der Sazawa gehören zu den ſchönſten in Böhmen, da der Flußlauf eine ſtete Abwechslung gewährt. Bald flutet ſie durch finſtere Waldthäler, bald wird ihr Thal durch Felſen und Gehänge eingeengt oder verflachen ſich die Ufer und werden von ſchön gruppirten Ortſchaften geſchmückt. Die Einſamkeit der Waldpartien wird durch klappernde Mühlen und Einſchichten unterbrochen und dann und wann ſchauen die Reſte trotziger Burgen finſter in das Thal herab. Den Urſprung der Sazawa bilden einige Bäche, welche theilweiſe in Böhmen, theilweiſe in Mähren entſpringen. — Nach ihrem Eintritt in Böhmen fließt die Sazawa durch eine hügelige Landſchaft bis Přibislau und von

da in einem Wiesenthal vorbei bei Frauenthal bis Deutschbrod, der bedeutendsten Stadt im Sazawathal. In sanfter Steigung breitet sich die Stadt am rechten Ufer aus, während sie für die Zukunft an das linke Ufer, wo der Bahnhof der Nordwestbahn liegt, angewiesen ist. Die an einem der höheren Punkte gelegene Kirche ist eine Zierde der Stadt. Wie so manche Städte hat auch Deutschbrod sein Wahrzeichen, die Figur des Todes oder ein künstliches Menschenskelet, welches am Rathhaus stehend das Schlagen jeder Stunde mit Glockenläuten und Aufsperren des Gebisses begleitet. Deutschbrod verdankt seine Entstehung und seine Blüte dem durch die Herren von Lichtenburg in der Umgegend hervorgerufenen Silber-Bergbau. Zahlreiche Halden in der Umgebung zeugen noch davon, obwohl der Bergbau schon längst eingegangen ist. Mit Iglau bildete es den zweiten Centralpunkt der deutschen Colonisation im XIII. Jahrhundert, aber hier und in der nächsten Umgebung (ausgenommen Frauenthal und die südlich davon gelegenen Ortschaften) erlag das deutsche Element im XV. Jahrhundert. Seitdem ist Deutschbrod eine böhmische, seit dem XVII. Jahrhundert auch eine freie königliche Stadt, obwohl sie schon früher werthvolle Privilegien besessen.

Unterhalb Deutschbrod sieht man noch wenig von der landschaftlichen Schönheit der so gerühmten Sazawa-Ufer. Bei Světlá nehmen die Uferlandschaften an Höhe zu und werden durch die in den Fluß parallel abfließenden Bäche tiefe Furchen gebildet. Südwärts erhebt sich das waldbedeckte Gebirge Melechow steil bis zur Höhe von 709 Meter. Zunächst folgt am Flusse die malerisch gelegene Stadt Ledeč. Die eigentliche Stadt mit ihrer alterthümlichen Kirche zieht sich an dem linken Ufer hin, das sich gleich vom Flusse sanft erhebt. Auf der gegenseitigen Felszunge thront die alte Ledečer Burg, einigemal umgebaut, früher eine halbe Ruine und nach der letzten Feuersbrunst wiederhergestellt. Von Ledeč abwärts ist das Thal der Sazawa bald breit, bald wird es durch Felsgehänge eingeengt. Bei der Ruine Křenowitz, deren Rundthurm den sie bedeckenden Wald überragt, wird die Gegend noch anziehender durch die waldbedeckten Lehnen und tiefen Seitenthäler, welche durch die schnell abfließenden Wildbäche gebildet werden. Bei dem Städtchen Hammerstadt (Vlastějovice) vorbei erreicht der Fluß nach einigen Krümmungen ein breites Thal, in dem das Städtchen Zruč mit einem auf Felsen stehenden modernisirten Schloß liegt. Hier wie auch auf dem weiteren Laufe sind die höheren Partien mehr in die Ferne gerückt, die Thalgehänge fallen sanft ab, nur stellenweise erblickt man steile Ufer mit Felsen. Hier ist Kacow, ein freundliches Städtchen, der Sitz einer bedeutenden k. k. Herrschaft, gelegen, aber von da ab werden die Ufer höher und steiler, oft zu schroffen Felswänden abfallend und meist bewaldet. Die Seitenthäler und Schluchten werden infolge dessen tiefer, und über ihnen thürmen sich die zu beiden Seiten des Flusses liegenden Partien zu großen Gebirgsmassen. So geartet ist die Gegend bei dem alterthümlichen, aber in

gutem Stand erhaltenen Schloß Sternberg, das sich noch in dem Besitz des Geschlechtes befindet, welches ihm den Namen gegeben hat. Unterhalb desselben ist das gleichnamige Städtchen, ein beliebter Sommeraufenthalt. Die nun folgende Thallandschaft gewährt durch die zahlreichen und weiten Krümmungen des Flusses den Reiz steter Abwechslung, aber auch düsterer Waldeinsamkeit. Eine Perle landschaftlicher Schönheit ist das am rechten Ufer gelegene Städtchen Rataj, dessen Standpunkt eine von dem östlichen Hochland

Ruine Zlenitz Hlaska und das Sazawathal.

abspringende, durch das schattige Thal des Knejskybachs eingeengte steile und felsige Bergzunge bildet. Das Malerische des Landschaftsbildes erhöht das graue Gemäuer der Burg Pirkstein und die hart am Felsenabhang stehende Pfarrkirche, während die überall höhere Gebirgslandschaft das Thal scheinbar von aller Welt abschließt. Der pittoresken Gegend von Rataj folgt in freundlicher Landschaft das zu beiden Seiten des Flusses liegende Dorf Ledečko. Die nun folgenden Krümmungen des Flusses gewähren mit ihren steilen und felsigen Berghängen und sanften Lehnen beiläufig ähnliche Bilder wie oberhalb Rataj. Nun mündet ein Bach, welcher, von dem mitten im Walde befindlichen Dorfe und der Schloßruine Talmberg kommend, ein tiefes schattiges Thal durchfließt, worauf sich unterhalb dessen Mündung

ein ziemlich breiter Thalkessel bildet, an dessen beiden Seiten die Ortschaften Schwarz-Buda und Sazawa liegen. Dieses liebliche Landschaftsbild wird nördlich von den Čertova brázda (Teufelsfurche) genannten steilen Hängen abgeschlossen, während die südlichen Gehänge etwas sanfter sind. Die von allen Seiten eingeschlossene Landschaft war, wenn man sich in der Phantasie einige hundert Jahre zurückversetzt, ehe sie noch so belebt war, wie sie heute vor die Augen tritt, zur Gründung eines Klosters wie geschaffen. Leider besitzen wir von dem berühmten Sazawer Benedictinerkloster, welches in Schwarz-Buda stand, nur die unausgebaute, wenn auch bedeutende Klosterkirche und das ehemalige, im XVII. Jahrhundert neu erbaute, dermalen in einen Herrschaftssitz umgestaltete Conventgebäude, aber eine Masse historischer Erinnerungen, welche sich an die glanzvollen Namen der Äbte Prokopius und Božetěch und die ehemals hier bestandene slavische Liturgie knüpfen. Von den Husiten im Jahre 1421 niedergebrannt war das Stift lange Zeit hindurch im Pfandbesitz böhmischer Herren, bis es im Jahre 1664 wieder erneuert wurde, doch blieb das neu entstandene, im Jahre 1785 wieder aufgehobene Kloster in Bezug auf culturhistorische Bedeutung weit hinter dem ursprünglichen Sazawaer Kloster zurück.

Unterhalb Sazau bleibt das Thal seinem bisherigen waldreichen Charakter getreu, aber in seinem weiteren Verlaufe werden die felsigen Hänge kahl. Denselben Charakter hat auch das rechtsseitige Thal Propast, nach dessen Durchschreitung man das malerisch auf einer Anhöhe liegende ehemalige Silberbergstädtchen Skalitz mit der nahen altehrwürdigen Friedhofskirche zu Rowny erblicken kann. Aber bereits nach kurzer Strecke ändert sich wieder der Charakter der Thallandschaft; wieder ist sie von Waldgehängen eingeschlossen und nach einer Wendung erblickt man das freundliche Städtchen Kocerad und ihm gegenüber am hohen Ufergehänge das malerisch gelegene Schloß Kammerburg, seit jeher ein Sitz bedeutender Geschlechter. Von hohen Berggehängen eingeschlossen, welche stellenweise zurücktreten und Raum für Ortschaften und Einschichten übrig lassen, fließt die Sazawa in gerader Richtung bis Poddub. Hier reicht ein bewaldeter Höhenzug linksseitig bis an das Ufer, und die am Waldessaum auf einem Anger gelegenen grauen Trümmer der Burg Duba verleihen der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter. Staunend sieht der Geschichtsforscher das hohe Stadtthor des ehemaligen Burgfleckens. Bei der folgenden Krümmung werden die Gehänge links sanft, während die rechtsseitigen waldigen Höhenzüge hart an dem Ufer abfallen. Das ist die überaus liebliche Landschaft, welche die Reisenden einen Augenblick bewundern können, wenn sie mit dem Bahnzuge herankommend und einen unterhalb Senohrab befindlichen Einschnitt verlassend die Ruinen der Burg Zlenitz mit ihrem bewaldeten Hintergrund und dem Thal des still dahinströmenden Flusses erblicken. Auch der oberhalb Lšten gelegene Berg Hradiště mit einer einschichtigen Kirche bewirkt eine angenehme Abwechslung des Landschaftsbildes, welches

einen hübſchen Hintergrund an dem kammartig emporſteigenden waldbewachſenen Berge Mezihoř (530 Meter) oberhalb Mezihoř beſitzt. Der nun unterhalb der Station Čerčan folgende Thalkeſſel wird beiderſeits von niedrigen Gehängen eingeſchloſſen, die Landſchaft wird zwar freundlicher, aber auch einförmiger. Ihr Mittelpunkt iſt das Städtchen Poříč mit zwei romaniſchen Kirchen. Von Dneſpek folgt wieder ein enges, theilweiſe von Waldgehängen eingeſchloſſenes Thal, in dem der Herankommende hoch am felſigen Ufer die

Burg Runětitz.

Ruinen der Burg Koſteletz erblickt. Nun folgt eine jähe Wendung nach Süden bis zu dem am hohen Ufer gelegenen Städtchen Teinitz, der letzten größeren Ortſchaft des Sazawathals. Das noch übrige Stück bis Dawle enthält außer einer anſehnlichen Anzahl von kleineren Ortſchaften auch einige Partien wildromantiſchen Charakters.

Das von dem Elbethal ſich gegen Süden bis zur Sazawa und der mähriſchen Grenze erhebende Hochland erreicht ſeine größte Höhe an der Grenze im Quellengebiet der Swratka, wo ſich die Höhen Kamenný vrch (801 Meter) und Šindelný vrch (802 Meter) nur unbedeutend niedriger erheben als die nahe in Mähren liegende Žákova hora. Dieſes, ſowie auch das öſtliche, nur etwas niedrigere Hochland beſteht

meistentheils aus wellenförmigen Gebirgen, welche sich mitunter zu Kuppen erheben. In einer solchen Gegend liegt die alte und reiche Stadt Polička, in einer Einsattlung zwischen vier Anhöhen das Städtchen Bistrau mit dem oberhalb desselben sich erhebenden sehenswerthen Schloß Frischberg. Bedeutender in landschaftlicher Hinsicht ist das von Wald- und Felshängen eingeschlossene Thal des Baches Křetinka mit der sich kühn erhebenden Burg Swojanow (ehemals auch Fürstenberg). Unter dem Schlosse mündet aus einem Waldthal der von Rohozna, einem Dorfe mit alterthümlicher interessanter Kirche, herabfließende Bach. Das östlich von Swojanow liegende Hochland ist eine sanft gewellte freundliche Gegend. Es reicht bis zur Zwittawa (Switawa), welche hier die Landesgrenze bildet und ein von steilen Waldhängen eingeschlossenes und durch Industrie belebtes Wiesenthal durchfließt.

An der östlichen Seite des eben besprochenen Hochlandes erhebt sich der unter dem Volke als Trübauer Gebirge (Třebovské hory) bekannte Gebirgszug, welcher, von Einsattlungen durchschnitten, parallel mit dem Thale der Třebowka läuft. Den nördlich von niedrigen Lehnen eingeschlossenen Theil dieses Thals besetzen sechs zusammenhängende, mit Bäumen und Buschwerk gezierte Ortschaften, worunter sich zwei bedeutende (Böhmisch-Trübau und Wildenschwert) befinden. Die östlichen Gehänge des erwähnten Gebirgsrückens sind steil und sämmtlich mit Wald bewachsen; in der Mitte derselben liegt ein Bad mit einer St. Marienkapelle. Die Abhänge an der westlichen Seite sind zwar sanfter als die östlichen, doch erheben sich einzelne Partien zwischen den Thälern der meistentheils westwärts abfließenden Bäche zu einer ziemlichen Höhe. Langsam dacht sich diese Landschaft gegen Leitomischl ab, sowie auch die südwärts gelegene Landschaft, und die von beiden herabfließenden Bäche, meistentheils von großen und langgestreckten Ortschaften belebt, vereinigen sich in dem Flusse Loučna, dessen Ufer die lange Strecke von Střenitz bis Nedošin ununterbrochen Ansiedelungen bedecken. Die bedeutendste davon ist die Stadt Leitomischl ((Litomyšl), eigentlich eine lange Gasse, die das Flußthal fast eine halbe Wegstunde lang ausfüllt; nur die zwei Vorstädte Zahaj und Zahrad befinden sich an den sanfteren Gehängen des rechten Ufers. Ihr besonderes Gepräge erhält die Stadt durch die jetzt schon sehr seltenen Laubengänge und die beiden die Stadt hoch überragenden Kirchen. Eine Menge historischer Erinnerungen knüpft sich an die Stadt, welche im XIV. Jahrhundert der Sitz eines Bisthums, und hundert Jahre später der Hauptsitz der böhmischen Brüderunität wurde. Von hier ab fließt die Loučna in einem breiten, nicht gar tiefen, aber ziemlich anmuthigen Wiesenthal, dessen Reiz durch reichlichen Baumwuchs erhöht wird, der Stadt Hohenmauth (Vysoké Mýto) zu. Diese erhebt sich auf einer Anhöhe am linken Ufer und gehört, was Regelmäßigkeit der Anlage anbelangt, zu den zierlichsten Städten Böhmens. Außer der im streng gothischen

Stil erbauten imposanten Decanalkirche schmücken seine sauberen Gassen drei wohlerhaltene Thorthürme. Den schon besprochenen Charakter behält das Thal auch von Hohenmauth abwärts, ja es wird sogar baumreicher, so bei Uhersko, welches durch einen Wald von Pappelbäumen verdeckt ist. Weiter abwärts verflachen sich die weiter noch baumreichen Uferlandschaften und der Fluß tritt in die Pardubitzer Ebene.

Das besprochene Flußgebiet wird von jenem der Chrudimka durch ein Hochland geschieden, dessen Umrisse den schon erwähnten Hintergrund der Landschaft von Hohenmauth und Leitomischl bilden. Es dacht sich vom Höhenzuge zwischen Swratka und Polička ab und ist durch seine Felsenpartien bei Budislav, welche an die Felsenstädte von Wekelsdorf und Adersbach erinnern, merkwürdig. Meistentheils wird es von tiefen Waldthälern durchschnitten, nur der nördliche Theil gleicht einer sanft absteigenden Hochfläche mit einigen tiefen baumlosen und dürren Furchen und endet nordwestlich von Hohenmauth in zwei Ausläufern, zwischen denen das große Dorf Wratzlau mit den beachtenswerthen Spuren der historisch merkwürdigen Zupenburg Wratislaw gelegen ist.

Durch tiefe Thäler von diesem Hochlande abgetrennt, zieht ein zweiter, Hesiny benannter Rücken, welcher sich in die Umgegend von Luže abflacht. An seinem westlichen Rande liegt die Stadt Skuč, oberhalb deren sich der Höhenzug Humperky mit nackt emporsteigendem Gestein erhebt. Die schönsten Partien dieses Hochlandes sind die Thäler der Krouna und Olšinka, besonders die auf einer steilen Gebirgszunge oberhalb der Krouna gelegene Richenburg, ein malerisch gelegenes Schloß mit einem heute noch ummauerten Burgflecken. Nach einem ziemlich starken Gefälle folgt das Thal von Dol, welches einen besonderen Reiz durch die auf dem rechten Ufer gelegene vielbesuchte Ruine Koschumberg erhält. Das etwas abwärts gelegene Städtchen Luže hat an und für sich wenig Interessantes, aber sehenswerth ist die unmittelbar oberhalb des Städtchens gelegene vielbesuchte Wallfahrtskirche Chlumek. Das von Luže gegen Norden abfallende Thal der Olšinka hat beiläufig dasselbe Gepräge wie das Loučnathal und gewährt von dem mit Schloß und hübschem Park gezierten Marktflecken Chroustowitz einen anmuthigen Spaziergang bis zur Stadt Hrochowteinitz. Wir erwähnen nun noch das unter dem Namen Čelakowské hory bekannte, an der Oberfläche abgeflachte Waldgebirge; es wird östlich vom Thal des Baches Zejbro begrenzt, welches zwischen Kosteletz und Skála eine wilde und steinige Waldpartie bildet. Gegen Norden dacht sich dieses Gebirge in die Gegend von Chrast, das hübsch an einem Teich gelegene Podlazitz, wo einst ein Benedictinerkloster bestand, und Zumberg ab, hat aber seine Fortsetzung in dem waldreichen Hochlande bei Nassaberg, das sich weit nach Westen vorstreckt und deshalb von der Chrudimka auf drei Seiten umflossen wird.

Zu dieſem Fluſſe vereinigen ſich einige Bäche in dem Gebirgslande nordweſtlich von Swratka. Der erſte bedeutende Ort, deſſen Zugehör ſeine Wellen beſpülen, iſt die Stadt Hlinsko. Sie macht mit ihren meiſtentheils ebenerdigen Häuſern den Eindruck einer Gebirgsſtadt und beſitzt die Eigenthümlichkeit, daß ſich der Ring, der gewöhnlich den Mittelpunkt der Stadtanlage bildet, am Ende der Stadt befindet. Infolge deſſen breitet ſich zwiſchen ihm und dem Bahnhof eine ziemlich weitläufige Anlage von Gaſſen und Straßen aus, die ohne Plan, blos nach Bedarf oder Bequemlichkeit hergeſtellt wurde. Auch die einzige Kirche mit dem Friedhof befindet ſich an der Peripherie der Stadt. Bei dem Städtchen Trhow-Kamenitz wendet ſich die Chrudimka weſtwärts und beſchreibt den ſchon erwähnten Bogen um das Naſſaberger Hochland. Ihr weiterer Lauf an der am hohen Berge liegenden Burg Oheb und der am ſteilen Felſen thronenden Ruine Wildſtein vorbei bis zu dem hochgelegenen Dorfe Pračow iſt reich an maleriſchen Partien, indem das Waſſer, an Hunderten von herabgeſtürzten Steinen ſich brechend, ſeine Wellen durch die hohen, ſtellenweiſe felſigen Gehänge durchzwängt. Weiter abwärts werden das Thal breiter und die Gehänge ſanfter und bei Slatinan, einem Sommerſitz des Fürſten Auersperg, tritt der Fluß in die Chrudimer Ebene.

Die Stadt Chrudim gehört zu den hochgelegenen Städten, obwohl ſie in dieſer Beziehung nicht das impoſante Ausſehen beſitzt, welches zum Beiſpiel Tabor oder Saaz bieten. Ein von Oſten nach Weſten ſtreichender Höhenzug, welcher nördlich und ſüdlich ſteil abfällt und nach den übrigen Seiten ſich verflacht, iſt in ſeiner weſtlichen Hälfte ihr Standpunkt. Selten findet man bei einer Stadt ſo viel Unebenheiten des Terrains als gerade hier, da Chrudim die weſtliche Abdachung des Berges ausfüllt; nur die unterhalb im Thal gelegenen Stadttheile ſind ſelbſtverſtändlich eben. Dem Terrain entſpricht die unregelmäßige Anlage der Stadt, obwohl ſie zu gleicher Zeit mit den übrigen königlichen Städten entſtand. Die meiſtentheils modernen Häuſer überragt hoch die im ſtreng gothiſchen Stil erbaute, mit zwei Thürmen geſchmückte Decanalkirche. Unter den wenigen architektoniſch bemerkenswerthen Gebäuden iſt das Mydlářovský-Haus das bedeutendſte und in ſeiner Art gewiß eine Seltenheit. Längs des Fluſſes erſtrecken ſich die Vorſtädte mit der alterthümlichen Kreuzkirche, die am linken Ufer liegt. Das rechte Ufer des weiter dahinziehenden Fluſſes begleiten die hohen Gehänge des Baumberges, deſſen Benennung aus den erſten Zeiten der Stadt herſtammt. Weiterhin fließt die Chrudimka durch die Pardubitzer Ebene und mündet unterhalb des Schloſſes Pardubitz in die Elbe.

Faſt parallel mit dem Laufe der Chrudimka erſtreckt ſich ein langer zuſammenhängender Gebirgszug, welcher unter dem Namen Železné hory (Eiſengebirge) bekannt iſt. Er iſt durch einen Sattel zwiſchen Ždírez und Hlinsko, durch den eine Linie der Nordweſtbahn zieht, von dem böhmiſch-mähriſchen Gebirgslande geſchieden,

erhebt ſich zuerſt allmälig, behält im Ganzen die Höhe, die ſein erſter Gipfel Babylon (602 Meter) hatte, und erſcheint dem Auge auf ſeinem weſtlichen Abhange als ein mächtiger Gebirgszug, weil das unterhalb gelegene Thal tiefer und tiefer wird und ſchließlich in die Tiefebene von Časlau übergeht. Die höchſten Spitzen ſind bei Kamenitz ober dem Thal der Chrudimka, während ſich die öſtliche Seite gegen Chrudim und Heřmanměſtetz allmälig verflacht. Was landſchaftliche Schönheit anbelangt, ſo iſt der Theil zwiſchen Ronow und Kalk-Podol der bedeutendſte. Bei Třemošnitz kann man die Schönheit des Thales Peklo mit ſeinen ſchroffen Abhängen genießen. Jenſeits desſelben erhebt ſich ein mächtiger, weſtwärts vorſpringender Felsberg, von dem die Ruinen der Lichtenburg traurig in die lachende Ebene herabblicken. In ſchroffen Felsabſtürzen fällt

Blick auf die Stadt Pardubitz.

dieſer Berg nördlich in ein muldenförmiges, nach Weſten zu ſich verengendes Thal, die Lowětiner Schlucht, ab. Ein von den Zbislawetzer Wäldern herabkommender Wildbach hat ſich hier durch die herabgerollten Felsſtücke den Durchbruch erzwungen und ſtürzt über dieſelben ſchäumend und brauſend herab. Der nun nach einer ſteilen Erhebung folgende Waldrücken erreicht ſeine größte Höhe in der Krkanka (566 Meter) und ſenkt ſich in der Weiſe, daß die weſtlichen Waldgehänge weiter ſteil abfallen, während ſich das Gebirge gegen Oſten verflacht. So kommt es, daß man von dem verhältnißmäßig gar nicht hohen Dorfe Turkowitz eine ausgebreitete Fernſicht öſtlich bis Königgrätz, weſtlich bis über Kuttenberg genießt. Endlich verflacht ſich das Gebirge gegen das Elbethal und endet in ſteilen, aber niedrigen Abhängen.

Das Eiſengebirge begleitet weſtlich ein Thal, durch das die Doubrawa fließt, doch gehört der oberſte Theil des Thales ihrem Nebenfluſſe, der Cerhowka an. Die

Doubrawa ist ursprünglich ein unbedeutender Abfluß einiger Teiche, welcher dann durch ein aus aufgelassenen Teichen entstandenes Wiesenthal fließt. Den weiteren Lauf hat sie durch eine Schlucht des nordwärts gelegenen Hochlandes gewählt und fließt durch ein steiniges, enges Thal, eingeschlossen von waldigen Gehängen, die mitunter zu Kuppen sich emporheben, mitunter pittoresk gebildete, senkrecht emporsteigende Felsmassen bilden. Interessant sind die Felsen Čertův stolek (Teufelstisch) und die Burgstätte Sokolow. Westlich von diesem Thale ist eine Hochfläche, auf der die Stadt Chotěboř liegt. Eine Eigenthümlichkeit der östlichen Umgebung ist das in verschiedenen pittoresken Formen hervorragende Gestein. Am interessantesten ist die Felsmasse Koukalka, von der sich eine hübsche Aussicht darbietet. Bei Libitz tritt die Doubrawa in das schon anfangs erwähnte Thal und verfolgt im Ganzen eine nordwestliche Richtung. Unterhalb Ronow, dessen regelmäßige Anlage auf eine Gründung zu Anfang des XIV. Jahrhunderts hinweist, schlägt der Fluß die westliche Richtung ein und krümmt sich durch ein enges Thal mit steilen Gehängen, welches den auf der Ebene von Časlau Kommenden ungemein überrascht. Auf einer hohen Erdzunge, um die sich der Fluß windet, steht das schöne Auersperg'sche Schloß Žleb, aus einem alten Schloß in eine moderne Burg im gothischen Stil umgebaut. Unterhalb des Schlosses mündet in den Fluß die Hostačowka, welche wieder durch die Doubrawa verstärkt wird. Jene kommt aus der Gegend von Goltsch-Jenikau, diese aus der Gegend von Wilimow, bei dem einst ein bekanntes, unter dem Namen Wilhelmszelle gegründetes Benedictinerstift stand. Von Žleb abwärts fließt die Doubrawa durch die Časlauer Ebene gegen Sehuschitz, bei dem sich ein weiter und schöner Thiergarten befindet, und fällt sodann in die Elbe bei dem wegen seiner alten Kirche denkwürdigen Dorf Zaboř.

Wir wollen nun noch den Nordrand des geschilderten Gebietes betrachten, um dann zu den Elbelandschaften überzugehen. Die an dem Zusammenfluß der Stillen Adler und des Trübauer Baches liegende Stadt Wildenschwert (Ústí) entstand im XIII. Jahrhundert, da die umliegende Gegend noch mit dichtem Walde bedeckt war. Die bisher topisch benannte Stelle Ústí (d. i. Mündung) erhielt nach Gründung der Stadt den Namen Wilhelmswerde von dem Gründer Wilhelm von Dürnholz. Theilweise ist sie im Thal gelegen, theilweise sind ihre reinlichen Häuser mit der sie überragenden Kirche in den Abhang des Hochlandes hineingebaut; die Anlage ist übrigens regelmäßig. Das Wiesenthal abwärts an der Adler bildet eine Krümmung im rechten Winkel, ein Hochland umfließend; es ist ein stilles, von hohen Waldlehnen eingeschlossenes Thal, das auch während der trockenen Jahreszeit durch sein saftiges Grün erquickend wirkt. Diesen Charakter behält es bis Brandeis an der Adler, dem schönsten Punkt dieser Strecke. Südwärts wird das mäßig breite Thal durch die steilen Abhänge der Waldhöhe Klopoty eingeschlossen und von

deſſen finſterem Hintergrund hebt ſich das dem großen Denker J. A. Comenius, welcher ſich hier in den Jahren 1622 bis 1625 aufhielt, aufgeſtellte Monument ab. Nordwärts erblickt man das Städtchen, deſſen durch Obſtbäume halb verhüllte Häuſer zeilenförmig an den Fuß der Abhänge angebaut ſind, während zwei Gaſſen ſich in die Seitenthäler der herabfließenden Bäche verlieren. Auf einem Ausläufer der Abhänge ſteht die Kirche, und ihr gegenüber auf einer ſteil zum Fluß abfallenden Bergzunge das alte gebrochene Schloß. Von den Großſtädtern als angenehmer Sommeraufenthalt gewürdigt, knüpfen ſich an Brandeis als Geburtsort Karls von Žerotin und ehemaliger Sitz einer bedeutenden Brüdergemeinde auch große hiſtoriſche Erinnerungen. Die Uferlandſchaften abwärts bilden ein wellenförmiges Hochland, das langſam gegen das Thal der Adler abfällt, aber am Ufer ſelbſt mit ſteilen Abhängen endet. Intereſſant iſt das unmittelbar vor Chotzen gelegene, Peliny benannte Thal, deſſen nördlicher ſchroffer Abhang an die Sandſteinformationen von Adersbach und Wekelsdorf erinnert, ohne jedoch deren Großartigkeit und Mannigfaltigkeit zu erreichen.

Die Stadt Chotzen hat in den letzten Decennien eine große Wichtigkeit als Knotenpunkt von vier Bahnlinien erlangt. Von den klaren, ins Lichtgrüne ſchimmernden Wellen der Adler durchfloſſen, bietet ſie wegen ihrer hübſchen und waldreichen Umgebung einen angenehmen Sommeraufenthalt. Südwärts von der Stadt erhebt ſich der Berg Chlum, zu dem eine alte Lindenallee hinaufführt. Weſtwärts ſind die ſchattigen Waldanhöhen des Hluboker Reviers, deren ſüdliche Abhänge das Thal der Loučna begleiten und ihre Fortſetzung in dem gegen Königgrätz ſich erſtreckenden waldreichen Höhenzug finden. Die weſtlichen Geſenke dieſes Höhenzuges verflachen ſich zu der Ebene von Pardubitz, die wir nun betrachten wollen.

Die Elbe betritt ſie von Norden als bedeutender Fluß und empfängt unterhalb des Städtchens Sezemitz, deſſen alte Kloſterkirche beachtungswerth iſt, den Loučnafluß. Sie bildet hier einen weiten Bogen um den kammartig von Weſten nach Oſten 305 Meter hoch (die Ebene circa 220 Meter) emporragenden Berg Kunětická hora. Die an und für ſich nicht bedeutende Höhe erſcheint dem Auge deshalb ſo groß, weil der Berg ſich ohne jeden Abſatz unmittelbar aus dem Flachlande erhebt. In der Ebene und den niederen Theilen des Hochlandes iſt der Berg weit ſichtbar und erkennbar, zumal ſeine Hochfläche und einen Theil der Abhänge eine Burgruine ſchmückt, welche zu den größten ihrer Art gehört.

Am linken Ufer der Elbe liegt Pardubitz, eine der bedeutendſten Städte Oſtböhmens. Das in den letzten Decennien ſchnell erfolgte Anwachſen der Stadt manifeſtirt ſich in ihrem Äußeren. Den weitaus größeren Raum der Bodenfläche bedeckt die modern ausgebaute Vorſtadt, welche ſich an den weitläufigen Bahnhof anlehnt. Der regelmäßig angelegte Ring, ſowie auch die Seitengaſſen enthalten noch eine Menge alter intereſſanter Häuſer.

Schön ist auch die gothisch gebaute Pfarrkirche mit dem Mausoleum Adalberts von Pernstein und als Besonderheit kann auch der gegenüber stehende hölzerne Glockenstuhl gelten. Hoch überragt alle diese Bauwerke der schlanke Thurm des grünen Thors, ein im Jahre 1538 erbautes weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt, dessen spitziges Zeltdach einen meisterhaften Abschluß hat. An die Stadt schließt sich das von den Herren von Pernstein erbaute Schloß an, welches von hohen Erdwällen umgeben ist.

Unterhalb Pardubitz ist ein auenreiches Flachland, das die Elbe in zahlreichen Krümmungen durchfließt. Die niedrigen Ufer überschwemmt sie öfters, hat sie auch schon in früheren Zeiten einigemale durchbrochen und ihren Lauf geändert. Begleitet wird sie von zahlreichen Tümpeln. Nordwärts wird das Flachland von einem langsam aufsteigenden Waldlande, aus dem sich einzelne Hügel erheben, begrenzt. Der südliche Rand des Thals ist etwas steiler und rückt bei Walle bis an den Fluß. Am linken Ufer erhebt sich auf mäßiger Anhöhe die Stadt Přelauč, welche in den letzten Jahren baulich sehr verschönert wurde.

Auch die weitere Landschaft ist eben. Nordwärts sind wieder weitläufige Waldungen, an deren Saum sich das k. k. Hofgestüt Kladrub befindet, und südlich sind die letzten Ausläufer des Eisengebirges, welche unterhalb Kojitz und vor Elbeteinitz so steil zur Elbe abfallen, daß nur für das Geleise der Staatsbahn Raum übrig bleibt. Am rechten Ufer in hoher Lage liegt das Städtchen Elbeteinitz, dessen Ringplatz sich auf der Hochfläche befindet, während die außer demselben befindlichen Häuschen am Abhang zwischen Obstbäumen so gebaut sind, daß das Ganze den Eindruck einer Weihnachtskrippe macht. Östlich von dem Städtchen erblickt man auf einem nach drei Seiten steil abfallenden, felsigen Bergvorsprung den Meierhof Hrad mit einer alten in den letzten Jahren renovirten Ritterveste. Westwärts von Elbeteinitz ändert die Landschaft zu beiden Seiten der Elbe ihr Gepräge. Sie ist eben, hat auch genügend Wiesenland und Ackerboden, aber eigenthümlich sind die sandigen mit Kieferwaldungen bepflanzten Flächen; indessen überrascht unmittelbar beim Fluß üppiger Baumwuchs, der in mannigfachen Gestaltungen auftritt.

Südlich von dieser Partie breitet sich die Časlauer Ebene aus, ein gegen Norden offenes Becken, welches östlich vom Eisengebirge, südlich von dem Hochlande von Goltsch-Jenikau, westlich von den Höhenzügen bei Kuttenberg eingeschlossen wird, aber zahlreiche wellenförmige, hier und da in niedrige Kuppen geformte Erhebungen besitzt. Was bei einer unfruchtbaren Landschaft Einförmigkeit wäre, das wird bei dieser von Gott gesegneten fruchtbaren Ebene nicht empfunden; denn abgesehen von den gut gebauten wohlhabenden Ortschaften, welche von Gruppen von Obstbäumen verdeckt sind, verleihen die sich fortwährend kreuzenden Obstalleen, die Fasanerien und Remisen der Gegend einen eigenen Reiz. Dieser wird stellenweise auch durch die von üppigen Gebüschen eingerahmten Bäche erhöht. Den Hintergrund bilden die Gehänge des umgebenden Hochlandes, und je

näher man denſelben kommt, umſo anziehender wird die Landſchaft. In ihrer Mitte liegt die Stadt Časlau von weitem ſichtbar, da ſich ihr ſchlanker Kirchthurm hoch über ihre Häuſermaſſe erhebt. Bei ihrer Anlage erhielt ſie einen großen, länglich viereckigen Ring, wie ihn wenige Städte aufzuweiſen haben. Mit den regelmäßig auslaufenden Seitengaſſen und der bei ſolcher Anlage gewöhnlichen, längs der ehemaligen Befeſtigungen laufenden Rundgaſſe bildet er die alte innere Stadt. Die alten Vorſtädte ſind meiſtens

Kuttenberg.

gegen Norden und Süden vorgeſchoben, die neueſte jedoch entſtand an der öſtlichen Seite nach Erbauung des Nordweſtbahnhofes. Die Stadt hat noch einen Theil der ehemaligen Befeſtigung bewahrt und noch ſteht ein runder Thorthurm, der nebſt der Kirche zu St. Peter und Paul, deren hohem Kirchthurm und der evangeliſchen Kirche der Stadt die Einförmigkeit der modernen Gebäudemaſſen benimmt. In der Decanalkirche, wo 1421 ein Landtag abgehalten wurde, begrub man den Huſitenführer Ziſka; indeſſen kann man heute kaum die Stelle finden, da im Jahre 1623 und ſpäter alle Spuren des Grabdenkmals beſeitigt wurden. Die im Ganzen ebene Umgegend hat auch einige anziehende Punkte, kleine den wellenförmigen Erhebungen entſteigende Kuppen, ſo den Hain Kamik (Kamejk) bei

Chotuſitz und das Gloriet bei Lochy, aber am ſchönſten ſind (abgeſehen von den Partien im Eiſengebirge) die ſüdwärts hinter Tupadl und Krchleb gelegenen Gegenden. Das an der Waſſerſcheide der Sazawa und Elbe gelegene Hochland fällt hier gegen die Ebene ſchnell ab, ſo daß die Unterſchiede während einer Wegſtunde circa 100 Meter betragen. Ein ſchöner Punkt iſt die Felſenkuppe Tisá skála (392 Meter) oberhalb Bračitz. Weſtwärts davon wird dieſes Hochland von einem von Zbejšow herabkommenden Bach durchfloſſen; ſein Durchbruch von der Doudower bis zur Jansker Mühle bildet ein tiefes enges Thal, das an Wildheit dem oberen Thale der Doubrawa gleicht. Die einförmigſte Partie iſt die Ebene nördlich von Časlau gegen Chotuſitz, das Schlachtfeld vom Jahre 1742.

Die am weſtlichen Rande des Časlauer Beckens gelegene Stadt Kuttenberg gewährt mit ihren vielen Thürmen und der theilweiſe amphitheatralen Lage ein wahrhaft mittelalterliches Städtebild, dem nur noch die Mauern und Thore fehlen. Die Anlage der Stadt iſt eine ganz unregelmäßige; es iſt eben zu ſehen, daß man ohne Plan nach dem augenblicklichen Bedarf und flüchtig weiter baute, beiläufig in der Art, wie auch moderne Städte bei ſehr günſtigen Communicationsverhältniſſen aus kleinen Anfängen plötzlich heranwachſen. Auf dieſes ſchnelle Wachsthum zu Ende des XIII. Jahrhunderts, welches durch Entdeckung reicher Silberadern hervorgerufen wurde, folgte ein hundertjähriger Zeitraum bedeutender Entwicklung, wo der Segen des Silberbergbaues der Krone und den Einwohnern gewaltige Schätze eröffnete. Kuttenberg wurde die erſte Stadt nach Prag, ſo daß man ſeiner Bürgerſchaft ſtets eine bevorzugte Stellung einräumte. Auch das zweite Jahrhundert ſeines Beſtehens brachte Kuttenberg zu großer Blüte, wenn es auch ſchon etwas zurückging, aber im dritten Jahrhundert zeigten ſich bereits Merkmale des Verfalls. Aus ſeiner Blütezeit ſtammt die Perle altböhmiſcher Baukunſt, die am ſüdlichen Ende der Stadt ſtehende St. Barbarakirche, dann die impoſante St. Jakobskirche mit einem ſchlanken hohen Thurm, welche hoch ober dem Thal des Kuttenberger Baches emporragt und daher auch nach altböhmiſcher Bezeichnung Vysoký kostel (Hochkirche) heißt, und die Kirche zu Mariä Himmelfahrt (na Náměti) mit hohem Thurm. Ergänzt wird dieſes eigenartige Bild Kuttenbergs noch durch die Maſſen des ehemaligen Jeſuitencollegiums und des Urſulinerinnenkloſters, durch den ehemaligen wälſchen Münzhof (Vlaský dvůr), wo die Könige reſidirten, mit ſeinen verſchiedenartigen, mitunter kunſtvollen Denkmälern, das Schulhaus Hradek (einſt Patrizierſitz) und das Rathhaus (Kamenný dům).

Die nächſte Umgebung Kuttenbergs iſt zwar fruchtbar, aber einförmig. Mit Ausnahme des Gangberges und des Berges Wyſoká ruht das Auge nur auf wellenförmigen Erhöhungen oder einförmigen Ebenen, welche jedoch wegen ihres Baumreichthums keineswegs zu den „troſtloſen" gehören und reich an hiſtoriſchen Erinnerungen ſind. In der unmittelbaren Nähe der Stadt liegen die Räumlichkeiten des ehemaligen Ciſtercienſerſtiftes

Sedletz. Die noch beſtehende Kirche iſt, wenn nicht die größte, ſicher die längſte Kirche in Böhmen, ein Prachtwerk gothiſcher Baukunſt. Das anſtoßende ehemalige Conventgebäude wird jetzt als Tabakfabrik benützt. Auch hat Sedletz noch eine Allerheiligen-Kapelle, unter der ſich das berühmte Beinhaus mit Verzierungen aus Todtenknochen und Schädeln befindet. Gegen Nordoſten liegt das Dorf Malin mit zwei Kirchen, wovon die eine aufgehoben iſt. Oberhalb der beiden Ortſchaften erhebt ſich der kuppenförmige Gangberg (352 Meter), an deſſen weſtlichem Abhange die königliche Bergſtadt Gang ſteht. Sie hat ihre ehemalige Bedeutung durch das Eingehen des Bergbaues, von dem noch zahlreiche Halden Zeugniß abgeben, eingebüßt und erſcheint heutzutage als ein mehr weitläufiger als ausgebauter Ort. Weiter nordöſtlich ſind die Gründe der Herrſchaft Neuhof, die zwar größtentheils in den Niederungen liegen, aber wegen ihres reichen Baumwuchſes zu den anziehendſten Punkten der Umgegend gehören; ihr Glanzpunkt iſt das inmitten von großartigen Parkanlagen und Alleen angelegte Chotek'ſche Schloß Katſchina. Auch die weitere Umgebung weſtlich und ſüdlich von Kuttenberg bietet einige anziehende Punkte. Weſtlich erhebt ſich nicht beſonders ſteil aufſteigend der Berg Wyſoká, auf deſſen flachem Gipfel ein weit ſichtbares Wäldchen und die Ruinen des von Franz Anton Grafen von Spork erbauten Luſthauſes ſich befinden. Die Gegend ſüdlich von Kuttenberg durchfurchen einige Bäche, welche ſich bei Maleſchau zu einem größeren Bach vereinigen.

Von den höheren Punkten der Časlauer Ebene erblickt man am Horizont die Umriſſe der impoſanten Kirche zu Kolin. Dieſe eigentlich Neu-Kolin benannte Stadt liegt am Fuße eines Hochlandes, das ſich von Kuttenberg nordwärts zieht und bei Kolin mitunter ziemlich ſteil zur Elbe abfällt. Kolin iſt als Knotenpunkt von zwei großen Bahnen in die Reihe der bedeutenderen Städte Böhmens getreten. Ihren urſprünglichen Kern bildet der viereckig und regelmäßig angelegte Ring mit geradeaus laufenden Gaſſen; an letzteren ſchließt ſich das aus einem ehemaligen Kloſter erbaute Schloß. Kolins ſchönſtes Baudenkmal iſt die gothiſche Pfarr-(Bartholomäus-)Kirche. Von der alten Stadt bis zu dem weitläufigen Bahnhof hat ſich im letzten halben Jahrhundert ein neuer Stadttheil gebildet. Nur durch die Elbe von der Stadt getrennt, ſteht auf einer Anhöhe die Ortſchaft Zálabí (ehemals Mnichowitz) mit ihrem alten grauen Wehrthurm.

Kolin abwärts breitet ſich an der Elbe eine weite Ebene aus, doch erhebt ſich die Gegend am linken Ufer zu Wellen und Hügeln. Bemerkbar iſt von ihnen beſonders der Friedrichsberg (278 Meter) oberhalb Neudorf, von wo Friedrich II. die entſcheidende Schlacht bei Kolin (1757) leitete. In dieſer Ebene zieht ſich der Fluß an einer langen Reihe von Bäumen, Weidengebüſch und Strauchwerk bei dem Dorfe Libitz vorüber, das zu den älteſten Ortſchaften Böhmens gehört. Sowohl dasſelbe als auch die Stelle, wo einſt

die Fürstenburg Slawniks stand, ist ein wenig höher als das Flußufer. Weiter abwärts erscheint die Stadt Poděbrad, der angebliche Geburtsort des großen Königs Georg von Poděbrad, aus dessen Zeiten noch der runde Wartthurm stammt, welcher sich aus dem weißen Gemäuer des Schlosses erhebt und mit demselben meilenweit sichtbar ist. Die etwas weiter nordwestlich gelegene Stadt Nimburg charakterisirt sich durch ihre Anlage als eine alte Stadt, denn der ihr bei der Gründung verliehene Name Neuenburg hat durch den Verlauf von sechs Jahrhunderten seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Peinliche Sucht nach Regelmäßigkeit hat den Gründer nicht geleitet und so unterscheidet sich das helle, luftige Nimburg mit seinem viereckigen etwas schrägen Ringe und den gekrümmten Gassen von vielen königlichen Städten. Mit dem Alten hat es wohl sehr aufgeräumt, aber seine Laubgänge am Ringplatz nicht vollständig eingebüßt. Der für diese Stadt so charakteristische, in Böhmen eben nicht oft vorkommende alte Ziegelbau hat, nachdem die alten Ringmauern und Thore erst vor einigen Jahren abgebrochen wurden, seine vorzüglichsten Vertreter in den beiden im gothischen Stil erbauten Kirchen, der mit einem zierlichen Thurme geschmückten Decanal- und der verunstalteten ehemaligen Dominicanerkirche.

Von Nimburg abwärts erblickt man zu beiden Seiten der Elbe wieder dieselbe Ebene mit viel Wiesenland, etwas Wald und zahlreichen zerstreuten Baumgruppen; stundenweit kann man mit dem Auge diese Ebene verfolgen, aus der sich hier und da mäßig hohe Hügel und die Schornsteine der Zuckerfabriken erheben. Südwestlich von Nimburg liegt in mäßiger Entfernung von der Elbe die Stadt Sadska. Ihr Kern war sonst der westlich von der Stadt gelegene längliche Hügel, auf dem noch die Pfarrkirche geblieben ist, während sich die Stadt unter ihm in der Ebene zeilenartig ausbreitet, durch Nebengassen auch den Hügel umspannend. Am rechten Elbe-Ufer, doch in einiger Entfernung vom Flusse, liegt die Stadt Lissa, welche von dem auf einer Anhöhe stehenden Schlosse überragt wird. Das Schloß erinnert an seine ehemaligen Besitzer, den Reiterobristen Johann Grafen v. Spork (gestorben 1679) und seinen kunstsinnigen, aber dabei wunderlichen Sohn Franz Anton (gestorben 1738). Von Lissa westlich beginnen am rechten Elbe-Ufer die ausgedehnten Brandeiser Wälder, sonst dem Jagdvergnügen unserer Herrscher dienend. Am linken Ufer liegen die Städtchen Alt-Přerow, Čelakowitz und Tauschim. Während die Thallandschaft stetig herabsinkt, erheben sich die Ufer südlich ziemlich rasch zu dem Hügellande von Nehwizd und Mochow. Abwärts liegt am linken Ufer die Stadt Brandeis an der Elbe. Während hier das rechte Ufer so ziemlich den Charakter der Ebene beibehält, ist das linksseitige je näher der Stadt, desto steiler. Die Stadt entstand aus zwei ehemals selbständigen Ortschaften. Das Schloß, ein beliebter Sommeraufenthalt Rudolfs II. und auf kurze Zeit auch des berühmten Astronomen Tycho de Brahe, ist der Mittelpunkt einer ausgebreiteten Herrschaft, die seit 1547 bis 1860 sich im Besitz der Krone befand, seither

Stadt Melnik an der Elbe.

aber zum Besitz der Secundogenitur des Allerhöchsten Kaiserhauses gehört. Östlich von Brandeis liegt das im Jahre 1818 gegründete, nun aber in größerem Maßstabe ausgebaute Bad Houstka, fast zusammenhängend mit Sanddorf und durch dieses mit der historisch merkwürdigen Stadt Alt-Bunzlau. An ihrem südwestlichen Endpunkte steht die im Jahre 1046 gegründete, aber durch öfteren Umbau veränderte St. Wenzelskirche mit dem uralten Collegiatkapitel. Der in der Kirche stehende St. Wenzelsaltar soll sich an der Stelle befinden, wo der genannte Landespatron den Märtyrertod gefunden hat. Am anderen Endpunkte der Stadt erhebt sich die Wallfahrtskirche St. Maria, ein großes und hohes Gebäude, im Jahre 1607 gegründet. Ursprünglich eine Burg Boleslav des Grausamen, gelangte Alt-Bunzlau zu einer entsprechenden Blüte, verfiel aber infolge der Drangsale, denen es namentlich im dreißigjährigen Krieg ausgesetzt war.

In der nordwestlich von Brandeis gelegenen Ebene wiederholt sich so ziemlich der schon beschriebene Landschaftscharakter, nämlich am rechten Ufer Flachland mit Waldungen, am linken ein vom Fluß eine kurze Strecke steil aufsteigendes, sodann sich sanft erhebendes Hügelland, welches von den in die Elbe einmündenden Bächen durchfurcht wird; nur Elbe-Kosteletz, eine zeilenförmige Stadt, liegt ganz in der Ebene, während sich die unmittelbar oberhalb der Stadt befindliche St. Martinskirche auf einer die nächste Umgegend beherrschenden Anhöhe erhebt und durch ihre ehemalige Bestimmung die Veranlassung zur Benennung des Ortes gegeben hat. Nordwestlich davon am linken Ufer liegt das Dorf Lobkowitz, dessen Schloß dem fürstlichen Geschlecht Lobkowitz den Namen verlieh und sich bis zum Jahre 1829 in dessen Besitz befand. Auf dem Kirchhofe befindet sich das einfache Grabmal Palackýs. Von da fließt die Elbe zwischen Auen neben einem langen Höhenzug, dessen Gelände in die Ebene steil abfallen. Sein Anfang heißt Čečemin und ist durchwegs Ackerland. Durch einen tiefen Sattel, in dem die Bahnstation Wšetat mit einem Theile des Dorfes liegt, ist er von dem anderen höheren Höhenzuge getrennt, der bei Přiwor steil aufsteigt und bei dem Zusammenfluß der Elbe und Moldau endet. Bei dem am westlichen Abhang gelegenen Dorfe Zaboř begrüßen uns zuerst die bekannten Melniker Weingärten, welche sich bis jenseits der Stadt Melnik bis an den Endpunkt des Höhenzuges erstrecken. Noch jetzt empfindet die dankbare Nachwelt jahraus jahrein das segensreiche Geschenk Karls IV., der hierher Burgunder Reben verpflanzte.

Der genannte Höhenzug fällt an seinem Ende gegen die Elbe schroff, gegen die andere Seite minder steil und gegen Norden sanft ab. Hier liegt Melnik, einst ein Fürstensitz, später ein Witwensitz der Königinnen und als Stammort der heiligen Ludmila allgemein bekannt. Am Ende der regelmäßig angelegten Stadt steht die im ernsten gothischen Stil erbaute Kirche, bei der sonst ein Collegiatkapitel bestand und die mit ihrem aus Quaderstein erbauten Thurm weithin sichtbar ist. An die Kirche stößt das

Melniker Schloß. Die von dem Rande des steilen Abhanges bei dem Schlosse sich darbietende Aussicht gehört zu den schönsten in Böhmen, da man die gesegnete Moldauniederung westlich von Melnik überblickt und die nächsten Partien gleichsam wie auf einer Karte eingezeichnet sieht. Jenseits der Moldau und der durch einen Seitenarm gebildeten Insel Mrkvice steht Horin, derzeit Sommersitz des fürstlichen Besitzers Lobkowitz und Mittelpunkt der Domäne.

Von Kolin südwestlich zieht sich eine durchwegs als Ackerland benützte wohlbebaute Fläche, sanft sich erhebend oder in sanfte Wellen verlaufend; die Obstalleen, welche sie nach allen Seiten durchziehen, liefern die bekannten Kaurimer Zwetschken. Allmälig werden die Wellen höher und die Thäler vertiefen sich, so bei dem Städtchen Zasmuk, von wo sich eine hübsche Aussicht auf das nordwärts gelegene Hügelland eröffnet. Von da an werden die Gegensätze zwischen Hochebene und Thal schärfer, dies zeigt sich auch bei der ehemaligen königlichen Kreisstadt Kaurim. Am Rande der Hochebene gelegen, wird sie östlich und südlich von einem engen Thal umgeben, dessen Stadtseite einen Wald von Obstbäumen bildet. Die von den Hauptverkehrslinien bis zur jüngsten Zeit fast ganz abgeschlossene Stadt ist hinter anderen königlichen Städten zurückgeblieben. Sie hat eine dem XIII. Jahrhundert entsprechende Anlage, besitzt eine hübsche gothische Kirche, deren Doppelthürme leider den entsprechenden Abschluß entbehren und, was allmälig eine Seltenheit sein wird, einen Theil ihrer ehemaligen Schanzmauern und Bastionen, sowie auch einen wohlerhaltenen Thorthurm. Durch die erwähnte Schlucht wird die Stadt von der Anhöhe Starý Kourim getrennt, welche durch ihre großartigen, jedoch schon theilweise eingeackerten Erdwälle an uralte Zeiten erinnert.

Verfolgen wir unsere Wanderung von da gegen Westen, so erreichen wir Schwarz-Kosteletz, eine auf der Hochebene gelegene Stadt, deren Schmuck das große, im Viereck mit Eckthürmen angelegte Liechtenstein'sche Schloß bildet. Von da gegen Südwesten breitet sich ein waldreiches Gebirgsland mit einigen ziemlich hoch gelegenen Ortschaften aus. Am bekanntesten von letzteren sind aus Anlaß der öfters in dieser Gegend abgehaltenen Manöver das Städtchen Ondrejov und das amphitheatralisch gebaute, seit dem letzten Brande fast ganz neu gebaute Mnichowitz. Der an diesem vorbeifließende Bach theilt das Gebirgsland von einem anderen, auch ziemlich waldreichen Hochlande, welches die Höhe von 519 Meter erreicht und bis hinter die Stadt Eule reicht, welche einst wegen der hiesigen Goldbergwerke blühend war.

Die Landschaft östlich von Prag entbehrt, mit Ausnahme weniger Punkte, jeglichen landschaftlichen Reizes. Zahlreiche Alleen, das Weidengebüsch an den Bächen und einige mit Obstbäumen bepflanzte Hügel gewähren nur eine geringe Abwechslung in dem weit ausgebreiteten Ackerlande. Stellenweise sind von den Bächen tiefe Furchen gezogen,

eingeſchloſſen von nacktem Felsgeſtein, Gerölle oder dürren Lehnen. Die Dörfer ſind ziemlich groß, gut ausgebaut und liegen mitunter in einem Walde von Obſtbäumen, ſtellenweiſe jedoch baumlos oder nur von einzelnen Baumgruppen umgeben. Beiläufig in der Mitte der Gegend liegt die Stadt Böhmiſch-Brod, die, einſt Beſitzthum des Prager Erzbisthums, von allen unterthänigen Städten zuerſt die Gelegenheit ergriff, eine königliche freie Stadt zu werden. Aus ihrer Blütezeit im XVI. Jahrhundert ſtammen einige Bauwerke, von denen der maſſive Kirchthurm dem Vorbeireiſenden gleich in das Auge fällt. Weſtlich davon hinter Ouval iſt der mit Fichten und gemiſchtem Gehölz bewachſene Wald Fiederholz, welcher mit ſeinen maleriſchen Gruppen eine Abwechslung in die Einförmigkeit bringt. Südwärts davon oberhalb des Städtchens Škworetz erhebt ſich ſanft emporſteigend der weithin ſichtbare Berg Hradešin, deſſen flachen Gipfel ein Kirchdorf einnimmt. Die Gegend von da und Tismitz ſüdwärts iſt ein von mehreren Bächen durchfurchtes Waldgebirge mit einigen hübſchen Partien.

Schloß Žirovnic bei Neuhaus.

Der Vyšehrad.

Die alte Königsſtadt Prag.

Die Anfänge aller großen Dinge, ſagt Tacitus, verlieren ſich im Dunkel. Das gilt nicht blos von Unternehmungen geiſtlich-ſittlichen Charakters, ſondern auch von Erſcheinungen ſtändig baulicher Art. Außer den Großſtädten der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Auſtraliens, deren Entſtehen insgeſammt in das vollſte Licht geſchichtlichen Erinnerns fällt, wie viele gibt es von den weltgeſchichtlichen Hochſitzen des claſſiſchen Alterthums und unſeres neueren Europa, deren Urſprung wir genau anzugeben wüßten? Ich denke, wohl keine! Wer hat die ärmlichen Hütten beachtet, welche zu allererſt an der Tiber, an der Seine, an der Themſe von Naturmenſchen der Steinzeit auf dem Boden errichtet wurden, auf welchem ſich ſpäter die coloſſalen Metropolen Rom, Paris, London ausbreiteten? Und als nach Jahrhunderten, vielleicht Jahrtauſenden allmäliger Entwicklung das unſcheinbare Gemeinweſen zu raſchem Wachsthum, zu Macht und Glanz gedieh, wer war noch da, der von jenen erſten Gründungen zu berichten wußte? Die Geſchichte nicht, allenfalls die Sage! Aber auch dieſe langt nicht überall aus, und zwar nicht blos was die Sache ſelbſt betrifft, ſondern auch für den Namen. Was iſt, woher ſtammt, was bedeutete anfangs „Rom“, „Paris“, „London“?

Wohl um keine der heutigen Großstädte Europas hat Klios ältere Genossin einen duftigeren, einen sinn- und poesievolleren Kranz gewoben, als um den Ursprung der uralten Přemyslidenstadt. In den Jahren, die dem großen antinapoleonischen Befreiungskampfe vorangingen, war Prag der Zufluchtsort einer Anzahl der auserlesensten Geister Deutschlands, und welch tiefen Eindruck hat auf sie „die wundervolle Stadt, in der jeder Stein Geschichte predigt", und haben auf dichterisch veranlagte Naturen die Sagen aus der böhmischen Vorzeit gemacht! Einer von ihnen war Clemens Brentano, den, von einheimischen Gelehrten wie Abbé Dobrovský unterstützt, „die Gründung Prags" in hohem Grade fesselte; er verarbeitete den Stoff zu einer dramatischen Dichtung, die 1815 in Pest herauskam. Er verlegt die Handlung in die Jahreszeit der „slavischen Frühlingsferien" und örtlich an die halbverfallene Hütte des weisen Krok neben dem uralten Baume, mit welchem seine Niva-Egeria, „deren Leben mit dem ihrer Eiche verwachsen war", von einem Blitzstrahle getroffen, zersplittert und getödtet worden war. Wir finden da die drei Töchter Kroks, die kräuterkundige Kasi (Kazi), die götterbegnadete Teta und, beide an hohem Geist überragend, Libussa (Libuša) mit ihren waffenkundigen „Mägden" Vlasta, Stratka, Šárka; von Männern den klugen Primislaus (Přemysl) und den starken Bivoj; nur der kecke Reiter Horimir mit seinem Rosse Šemik fehlt.

Von Libuša nun, so will die Sage, rührt die Gründung und die Benennung Prags her. Von ihrem Hauptsitze ob dem Vyšehrad sendet sie Männer auf das linke Moldau-Ufer aus, um drüben eine neue Ansiedlung zu gründen: „Und was Ihr dort zuerst sehen werdet, nach dem soll sie heißen." Die Boten erblicken zwei Leute, die an einem Holzblock zimmern. „Was ist es, das ihr hier anfertiget?" Eine Schwelle zu einer Thüre = práh. „Also Praha, Prag, soll die neue Burg heißen!" . . . Die ernste Wissenschaft verwahrt sich aber dagegen, daß aus dem Masculinum práh der weibliche Städtename Praha abgeleitet werde, und geht auf die Wurzel pražiti = rösten, brennen, zurück, was auf einen durch Brand gelichteten Waldboden hinweisen und Analogien in den vielen deutschen Ortsnamen, die auf -brand, -reut, -rode ausgehen, haben würde. Es liegt diese Ableitung um so näher, als noch in geschichtlicher Zeit die Gegend bis nahe an die Wälle der Prager Burg mit dichtem Forst bedeckt war. Doch ist auch diese philologische Herleitung nicht endgiltig anerkannt und sehr die Frage, ob der Name nicht ungleich weiter zurückreicht.

Auch liegen diese Geschichten, so poesievoll sie sind, doch schon nahe an der historischen Zeit, da wir von Přemysl und Libuša abwärts die fortlaufende Reihe der späteren Fürsten kennen; die ersten Anfänge der böhmischen Königsstadt müssen in eine viel ältere Zeit zurückverlegt werden.

Prag um die Mitte des XVII. Jahrhunderts.

Die allerjüngste der heutigen Wissenschaften, die sich mit den allerältesten Zuständen der Menschheit befaßt, die Prähistorik, hat aus den Tiefen der Erde die untrüglichen Nachweise herausgefunden, daß die Gegend an der Moldau, da wo auf der linken Seite die Beraun und der Bach Brusnice, auf der rechten der Botič in sie münden, in vorlängster Zeit bewohnt und reich besiedelt war.[1] Denn überall in dieser Gegend, am rechten Ufer von Přemyšlení über Liben, die Gottlaßka und Balabenka, Žižkov, Volšan und Nusle bis Modřan, am linken besonders gegen Norden an der Podbaba, Šárka, bei Rostok, Holubitz, Libšitz, Únětitz, Tursko, findet sich kaum ein heute bewohnter Ort, dessen aufgewühlter Boden nicht Zeugenschaft von uralter Bewohnung dieser Stätten ablegte und nicht ein wichtiges Glied in der ununterbrochenen Kette fortschreitender Cultur abgäbe. Einzelne der genannten Stätten waren ohne Frage von der neolithischen bis in die historische Zeit besiedelt. Die wenigsten solcher Entdeckungen wurden im beiderufrigen Mittelpunkt dieses Umkreises, also auf dem eigentlichen Boden der späteren Hauptstadt gemacht, was sich aus dem Umstand erklärt, daß gerade hier eine auf mehr als tausend Jahre zurückreichende Erdbewegung stattgefunden hat, bei welcher die älteren Fundorte vorlängst durchwühlt und zerstört und die dabei ans Tageslicht gebrachten Überreste und Trümmer, auf deren Bedeutung damals Niemand achtete, verworfen und verloren wurden. Aber die Thatsache, daß ringsherum in der unmittelbaren Nähe der heutigen Metropole die ergiebigsten Funde vorgeschichtlicher Wahrzeichen gemacht wurden und immer wieder gemacht werden, läßt auf eine ungewöhnlich dichte Bevölkerung auf diesem Raum und besonders im Mittelpunkt dieses Raumes schließen und rechtfertigt die Annahme, daß wir es hier mit der ältesten und belebtesten Culturstätte des Böhmerlandes zu thun haben.

Das Fundmaterial ist höchst mannigfaltig. In oft klaftermächtigen Aschenlagern finden wir Küchenabfälle, die uns Aufschluß geben über die damalige Thierwelt; dabei Werkzeuge und Schmuckgegenstände, aus deren Formen wir auf das Alter dieser Wohnsitze schließen können. Wir beobachten den Menschen in seinem Naturzustande, wir können verfolgen, wie seine Kenntnisse, seine Kunstfertigkeit nach und nach zunehmen, wie sich sein Geschmack läutert, seine Bedürfnisse sich steigern und verfeinern. Beginnend mit den Erzeugnissen der neolithischen Zeit, wo der Mensch zu Stein und Bein greift, um sich aus diesen Stoffen Werkzeuge und Waffen zu formen, treten wir in das Alter der sich einbürgernden Bronze und gewahren die Einflüsse der Hallstatter Periode. Ebenso ist es mit den Merkmalen der Bestattung; es finden sich ältere und jüngere Skeletgräber, Kesselgräber, Urnengräber und Grabhügel. In der Gegend von Slup unterhalb des Vyšehrad stieß man vor einigen Jahren auf ein Grab mit Urnen, Buckelarmringen,

[1] Die folgenden Angaben verdanke ich der zuvorkommenden Freundlichkeit des Gutsherrn auf St. Johann unter dem Felsen (Sv. Ivan, Sv. Jan pod skalou, St. Johannes sub rupe) Dr. Stephan Berger.

einer Lanzenspitze aus Bronze, dabei ein Menschenschädel — die Reliquie des ältesten geschichtlich nachweisbaren Pragers! Die Gegenstände gehören der La Tène-Zeit an, also einer Periode, die schon ziemlich weit herwärts von dem uranfänglichen Steinalter liegt, doch immer noch um einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung zurückzusetzen ist. Die Herkunft der meisten dieser jüngeren Artefacte aus einheimischer Gewerbsthätigkeit ist durch Gußmodelle, Rohguß und Halbfabrikate sichergestellt.

In der urältesten Zeit gab es für den Menschen nur den Kampf gegen die Naturkräfte, gegen die Thiere der Wildniß, gegen nachbarliche Angriffe. Es kamen die großen Völkerwanderungen, als deren erste die glaubhafte Geschichte den Zug der Kelten aus dem übervölkerten Gallien (um 388 v. Chr.), dann jenen der Cimbern und Teutonen von den Gestaden des baltischen Meeres (um 113 bis 101 v. Chr.) verzeichnet, und da kam das Bedürfniß des Massenschutzes, der Massenvertheidigung auf. So entstanden jene Stätten, welche mit altehrwürdiger Bezeichnung im Volksmunde als hradiště (hraditi = schützen) zu einem großen Theile bis auf den heutigen Tag bekannt sind. In der Umgegend der Moldau, mit der wir uns hier des nähern beschäftigen, zeigen sich Spuren von derlei Ringen in der Šárka, am Rivnáč, bei Zámky, bei Levý Hradec und andere.

Das unruhige Völkergeschiebe hat allmälig ein Ende gefunden; die ausgedehnten Schutzwerke haben ihre Bedeutung verloren, sie nehmen jetzt den Charakter von Wohn- und Schirmstätten der Stammes- oder Gau- (Župen-) Fürsten an, sie werden an Umfang kleiner, gedrungener, sie heißen jetzt hrad (polnisch grod, südslavisch grad), hradec, hrádek.

Hiermit sind wir bei jenem Zeitpunkt angelangt, in welchen die Sage — von der Einwanderung Čechs „über drei Flüsse" abgesehen — die Gründung Prags versetzt. Aus dem Halbdunkel der Vorzeit schimmert uns, in der Mitte des Landes um den Unterlauf der Moldau gruppirt, eine Reihe von Burgen hervor, die zugleich Fürstensitze sind, uralten Ursprungs, verlorener Geschichte: Krakov, Kazin, Tetín, Libušín, dann Budeč am Zakolaner Bach mit einer Schule, die Libuša und Přemysl besucht haben sollen, Děvín (die Mägdeburg) und ihr gegenüber am rechten Ufer der Vyšehrad = Hochburg, dann etwas stromabwärts am linken die Prager Burg. In der Sage gilt der „heilige" Vyšehrad als der älteste Fürstensitz, „omnium terrae illius civitatum quasi mater et domina", und erst vom Vyšehrad aus, wie wir vernehmen, wird die Prager Burg gegründet; wir werden aber kaum irregehen, wenn wir in Wahrheit das Entstehen der Prager Burg ebenso in unbekannte vorgeschichtliche Zeit versetzen wie die des Vyšehrad. Der Vyšehrad galt zwar in der Meinung des Landes, in den Liedern der Volks- und Heldensänger, als die vorzüglichere, als die erste und gepriesene Stätte des Gottesdienstes; hierher kamen die Fürsten und Herren des Landes zu gemeinsamer Berathung zusammen, hier saßen

die Fürsten über Streitigkeiten zu Gericht; in einem Gelaß seines Fürstenhauses wurde die bastene Fußbekleidung des Přemysl noch durch Jahrhunderte als ehrwürdige Reliquie aufbewahrt. In der Nähe von Slup, unterhalb des Vyšehrad, sollen die ältesten Fürsten begraben sein; in dieser Gegend steht heute noch ein Haus, dessen Stirnseite die Bildnisse der heidnischen Fürsten in ganzer Gestalt zeigt. Gleichwohl trat die politische Bedeutung des Vyšehrad mehr und mehr hinter jener der Prager Burg zurück, die schon unter den heidnischen Fürsten alle Fürstensitze des Landes an Ansehen überragte; im Kampfe Neklans, des siebenten Nachfolgers von Přemysl, gegen den Saazer Fürsten Vlastislav heißen seine Krieger nicht „die Vyšehrader", sondern „die Prager".

Die eigentlich geschichtliche Zeit beginnt für Prag mit der Christianisirung des Landes unter Bořivoj I. 871 bis 894 und hat in dem Prager Domherrn Cosmas († 1125) den ersten Darsteller gefunden. Zu Cosmas' Zeiten war das Gebiet, wo einst Krakov gestanden, bereits mit Wald überwachsen, die Mägdeburg (Děvín) war Ruine, von Kazín nur mehr die Umwallung vorhanden, Libušín und Tetín sahen verlassen und verödet ihrem allmäligen Verfall entgegen. Nur Budeč und seine Schule blühten noch, Vyšehrad und Prag waren in steigendem Wachsthum begriffen.

Der Vyšehrad, in der heidnischen Zeit die vornehmste Cultusstätte des Landes, behielt in der ersten christlichen Zeit den gleichen Vorrang. Es erhoben sich da eine St. Clemens-Kapelle, eine Kapelle St. Johann Ev., unter Vratislav II. 1070 ein Dom zu St. Peter und Paul, in welchen die ältere Clemens-Kapelle mit einbezogen wurde, mit einem reichen Kapitel ausgestattet; eine St. Maria-Magdalena-Kapelle und ein Karner zum heiligen Martin, jene urkundlich zuerst 1130 erwähnt, aber beide ohne Zweifel viel älteren Ursprungs.

Die Prager Burg, bei den deutschen Chronisten des XIII. Jahrhunderts castrum Pragense, urbs, civitas Pragensis, war auf einer nach drei Seiten steil abfallenden Landzunge erbaut, eine natürliche Befestigung, die nur gegen die Bergseite durch Wall und Graben vervollständigt werden mußte. Die Prager Burg hatte zwei Zugänge: zu dem einen führte von der Landseite eine über den Wallgraben geschlagene Holzbrücke, der andere kleinere lag entgegengesetzt da, wo der Berg nach der Moldau abfällt und von wo sich wahrscheinlich ein einfacher Fußsteig steil zu dem Ufer hinabwand — Opyš, Opuš, cauda urbis, heute die sogenannte alte Schloßstiege.

Die älteste Befestigung war roh aus Balken gezimmert, und so waren ohne Zweifel alle Bauten im Innern aus Holz, an welchem es ja bei der Nähe des alten Forstes nicht fehlte. Zwischen dem Fürstenhofe (curia ducis), der an der Stelle des heutigen Prachtbaues im dritten Schloßhof gestanden haben mag, und der ersten von Bořivoj I. erbauten Marienkirche knapp an dem Haupteingang breitete sich ein offener Platz aus, für

Prag in der Gegenwart: Blick auf den Hradschin.

größere Versammlungen unter freiem Himmel bestimmt. Hier stand der steinerne Fürstenstuhl, von welchem aus die Fürsten nach altslavischer Sitte, wenn sie die Regierung antraten, die Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten des Landes gelobten und dafür die Huldigung der Großen des Landes und des versammelten Volkes entgegennahmen. Etwa in der Mitte des freien Raumes war eine erhöhte Stelle, Žiži genannt, in heidnischen Zeiten wahrscheinlich ein Opferplatz.

Zu Füßen der zwei Burgen, vielleicht noch älteren Ursprungs als diese, breiteten sich lose Ansiedlungen aus, die unter dem Einfluß der beiden Fürstensitze und durch den von diesen ausgehenden regeren Verkehr mehr und mehr zusammenwuchsen und wegen dieser ihrer Lage als Unterstadt, suburbium, podhradi, bezeichnet wurden. Am rechten Ufer haben wir uns zwischen der Vyšehrader und der Prager Unterstadt einen weiten offenen Raum, mezigradie, zu denken, von dessen nördlichem Ende das Prager Suburbium bis in die Nähe des heutigen Karolinenthal reichte. Der Verkehr zwischen beiden Burgen und deren Unterstädten über den Fluß hinüber wurde anfangs durch Plätten und Kähne unterhalten, in der geschichtlichen Zeit erfahren wir bald von einer Holzbrücke zwischen dem rechtsufrigen und dem linksufrigen Prager Suburbium. Der im Laufe der Zeit zunehmende Verkehr, der vom rechten Ufer sich weiter ins Land hinein fortsetzte, hatte zur Folge, daß sich hier die Ansiedlungen mehr und mehr schlossen und nahezu jenen Raum einnahmen, den die heutige Altstadt ausfüllt, da schon bei Cosmas von mehreren Kirchen, verschiedenen Gassen und einem Platze, dem späteren Großen Ring, die Rede ist, welch letzterer Marktzwecken diente, sich für Kundmachungen durch Ausrufer eignete, aber auch bei Hinrichtungen, Auspeitschungen und anderen öffentlichen Strafen gebraucht wurde. Hier entstand der „Teyn", Frohnhof, laeta curia, týn (vergleiche altböhmisch týniti = schützen, umzäunen), wo die fremden Kaufleute ihre Waaren, ehe sie dieselben zum Verkaufe ausboten, verzollen mußten; die Häusergruppe rückwärts der heutigen Teynkirche heißt jetzt noch „das alte Ungeld". Vom Teyn gegen die Moldau und am Ufer derselben abwärts werden frühzeitig Juden erwähnt, die hier eine Synagoge hatten. Einen zweiten viel größeren Marktplatz gab der früher erwähnte, zwischen der rechtsuferigen Prager Unterstadt und jener des Vyšehrad gelegene freie Platz ab, wo die Viehmärkte abgehalten wurden. Wie belebt schon im XI. Jahrhundert der Handel und Wandel auf diesen Plätzen war, schildert Cosmas in seiner beredten Weise, wobei er die Fremden aus allen Ländern und die Juden namentlich hervorhebt. Der Araber Ibrahim Ben Jakub nennt Prag den bedeutendsten Handelsplatz der slavischen Gebiete; Russen, Slaven aus der Stadt Krakau, Ungarn, Griechen und Juden kämen dahin mit ihren Waaren und byzantinischen Silbermünzen.

Mehr gegen den Fluß hin, theils zum Prager, theils zum Vyšehrader Suburbium gehörig, tauchen frühzeitig die Namen Podskal (podskali = unter dem Felsen), Zderaz,

Opatovice auf, die sich bis heute erhalten haben; weiter ins Land hinein, in der Gegend der heutigen St. Stephanskirche, vernehmen wir von einem Dorfe Rybník. Am linken Ufer unterhalb der Burghöhe und der die Abhänge des Petřín, heutigen St. Laurenziberges, belebenden Weingärten bestanden mehrere Weiler, Újezd (Ujezd), Nebovidy, Travník (Travníček); die in denselben befindlichen Kirchen werden zwar erst im XI. Jahrhundert erwähnt, allein die Ansiedlungen selbst reichten ohne Zweifel tief in die Heidenzeit zurück.

Die Prager Burg, damals das eigentliche Prag, entwickelte sich rasch. Es muß früh eine solide Befestigung mit Thürmen an die Stelle der alten aus Holzwerk und Balken getreten sein, denn schon im X. Jahrhundert berichtet der früher erwähnte Ibrahim Ben Jakub: „Die Stadt Prag ist aus Stein und Kalk erbaut," was auch von manchen Bauten im Suburbium gelten dürfte, da Steinbrüche und der altberühmte Prager Kalk überall nahe waren. Im Innern der Burg entstanden von einem Jahrhundert zum andern neue Bauten. Gegen den Opys hin errichtete Vratislav I., 895 bis 926, eine Kirche zum heiligen Georg, in welcher er die irdische Hülle seiner Mutter Ludmila, der ersten christlichen Herzogin und Märtyrin, beisetzen ließ. Unter seinem ältesten Sohne Wenzel I. wurde 930 bis 931 eine Kirche zum heiligen Veit erbaut, etwas herwärts der Stelle des heutigen Doms.

In die Zeit Boleslav I. des Grausamen und seines Sohnes Boleslav II. fällt die Gründung des Prager Bisthums und die Stiftung eines Nonnenklosters, des ersten im Lande, bei St. Georg. Aus dem Alexius- und Bonifacius-Kloster zu Rom führte 992 Bischof Adalbert (Vojtěch), nachdem er selbst dort die Ordensgelübde abgelegt, zwölf Mönche nach Böhmen, mit denen er das Kloster Břevnov nächst dem Weißen Berge gründete.

Unter dem ritterlichen Břetislav wurden 1039 die Gebeine des heiligen Adalbert in Gnesen erhoben, in feierlich andächtigem Zuge nach Böhmen gebracht und in der St. Veitskirche beigesetzt. Unter diesem Herzoge wurde auch die Umwallung der Prager Burg neu hergestellt, um 1050, und Cosmas berichtet dazu einen Zwischenfall, der charakteristisch für die einfachen Lebensverhältnisse jener Tage ist. Gegen den Opys hin ließ sich nämlich die neue Mauer nicht aufführen, ohne die Küche der Nonnen von St. Georg anzugreifen. Als nun die Werkleute zögerten Hand anzulegen, kam Prinz Spytignèv herbei, ließ den Herd einreißen und die Steine in den Brusnicbach hinabkollern, indem er lustig ausrief: „Heute wird die Frau Äbtissin keine Koláčen backen können!" Auf den Lärm kam die Klosterfrau heraus und übergoß den Prinzen mit zornigen Schmähworten, die der sprachgewandte Chronist seinen Lesern in zierlichen lateinischen Versen wiedergibt.

Spytignèv, als Fürst dieses Namens der Zweite, und sein Nachfolger Vratislav II. führten die alte Hauptkirche, die jetzt den Landespatronen St. Veit, St. Wenzel und St. Adalbert gemeinschaftlich geweiht wurde, von Grund aus neu auf; der Leib des heiligen Wenzel wurde aus Bunzlau dahin übertragen und am Eingang der ihm gewidmeten Kapelle jener metallene Ring angebracht, den der Märtyrer im Todeskampf erfaßt haben soll. Diese Kapelle, gleich jener des heiligen Adalbert, waren fortan das Ziel jährlich wiederkehrender Wallfahrten nicht blos aus der Umgebung, sondern auch aus den deutschen Nachbarländern.

Vratislav II., der erste böhmische König, 1061 bis 1092, war es auch, der am Poříč eine deutsche Gemeinde einrichtete und mit Exemtionen von den Abgaben und Leistungen der einheimischen Bevölkerung begnadete, daher sie rasch nicht blos an Wohlstand, sondern auch an Ausdehnung zunahm; sie erhielt eine Kirche zum heiligen Petrus, die später eine Commende des deutschen Ritterordens wurde.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte Prags zu schreiben, die, wie das monumentale Werk W. W. Tomeks beweist, im Grunde die Geschichte des ganzen böhmischen Landes ist; es sollen hier blos in einfachem Chronistenstil jene Momente hervorgehoben werden, die auf die Bau- und Entwicklungsgeschichte unserer Stadt von unverkennbarem Einfluß waren.

Erwähnen wir daher kurz die Hochflut der Moldau 1118, wobei die alte Holzbrücke, über welche die Wogen bei zehn Ellen hoch hinweggeströmt sein sollen, zu Grunde ging; die Einführung des neuen Ordens der Prämonstratenser und die Gründung ihres Klostersitzes ob dem Strahov, Mons Sion, durch König Vladislav II. und dessen Gemalin, die Babenbergerin Gertrude; die Erbauung einer neuen steinernen Brücke 1153 bis 1167 durch Vladislavs zweite Gemalin Judith; die Schlacht 1179 beim Dorfe Rybník zwischen den Fürsten Friedrich und Soběslav II., die mit dem Siege des Ersteren endete und von dessen Gemalin, der ungarischen Elisabeth, zur dankenden Erinnerung durch Errichtung einer Kirche auf dem Kampfplatze, der seither im Volksmunde „na bojišti“ hieß, gefeiert wurde. Wir überspringen nahezu ein Jahrhundert und sind bei dem glanz- und ruhmvollsten Herrscher aus dem Hause der Přemysliden Přemysl Otakar II. angelangt. Bei den Nachbarvölkern hieß er „der goldene König“, das eigene Land konnte ihn mit gleichem Recht den Deutschenkönig und den Städtegründer nennen. Denn ausgiebiger als es von einigen seiner Vorfahren unternommen worden war, zog er Ansiedler aus Deutschland herbei und führte sie in zahlreichen für Gewerbe und Handel passend gelegenen Orten ein, denen sie städtische bürgerliche Einrichtungen geben und dadurch jenes Element, das sich bei ihnen daheim als ein so großer Culturfactor erwiesen hatte, in seinem eigenen Lande zur Entwicklung bringen sollten. Er ging dabei herrisch, ja

Prag in der Gegenwart: Blick vom Hradschin.

grausam zu Werke, indem er von den Stätten, die er den Ankömmlingen anwies, die einheimischen Bewohner vertrieb, die dann meist in der Nähe neue Orte mit Beibehaltung des alten Namens gründeten, so Alt-Aicha, Alt-Maut, Alt-Prachatitz, Alt-Kolin ꝛc. So that er es denn auch mit dem linksufrigen Suburbium von Prag, dessen jahrhundertalte Bevölkerung mit rücksichtsloser Härte ausgetrieben wurde, um den deutschen Colonisten Platz zu machen, die ihre eigene Gemeindeverfassung nach Magdeburgischem Rechte erhielten. Sie hieß von da an die „Neue Stadt unter der (Prager) Burg = nova civitas sub castro", auch die „Kleinere Stadt = menši město"; aus dieser letzteren Bezeichnung hat sich mit der Zeit „die Kleinseite" entwickelt. Von den früheren Örtlichkeiten und Benennungen dieses Stadttheiles hat sich nur der Oujezd (Újezd) bis auf den heutigen Tag erhalten. Das rechtsseitige Prager Suburbium blieb in seinen früheren Verhältnissen, nur daß die Nachkommen der deutschen Colonie am Poříč sich stetig mehr ausbreiteten, unter der slavischen Bevölkerung Fuß faßten und nun dort gleichfalls ihre deutschen Rechte und Freiheiten zur Geltung brachten, woraus nun die „Größere Stadt = větši město" entstand. Die Gründung und der Bau neuer Kirchen, die Einführung verschiedener geistlicher Orden, wie im Jahre 1252 der Kreuzherren mit dem rothen Stern nächst der Prager Brücke, bezeichnen gleichfalls die glänzende Regierungszeit des zweiten Otakar.

Sie wurde ein Jahrhundert später überstrahlt durch jene des „Vaters des Vaterlandes", wie die dankbare Nachwelt Karl IV. nannte, unter welchem Prag zugleich Haupt- und Residenzstadt des heiligen römischen Kaiserreiches deutscher Nation wurde. Karl IV. baute den alten Königssitz, der unter den letzten Herrschern gegen andere Sitze vertauscht und darum vernachlässigt worden war, aus vollständigem Verfall durch Meister und Werkleute, die er aus Frankreich berief, zu einem neuen Prachtbau um, der die Bewunderung der Zeitgenossen erregte, und verstärkte ihre Umwallung durch Thürme, deren mit Goldblech überzogene Dächer weit ins Land hinein schimmerten und funkelten. Daneben begann sich der St. Veitsdom in jener herrlichen Gestalt zu erheben, wie ihn unsere Enkel dereinst in seiner Vollendung schauen werden; denn was seit nahezu fünf Jahrzehnten mit kunstvoller Pietät daran geschaffen wird, ist doch nichts anderes als theils Wiederherstellung, theils vollständige Ausführung dessen, was vor sechsthalbhundert Jahren geniale Meister angelegt und geplant hatten.

Wie um dem schöpferischen Monarchen auch nach dieser Richtung Anlaß zu geben, seiner kunstsinnigen Bauluft ein würdiges Denkmal zu setzen, zerstörte im Jahre 1352 eine furchtbare Hochflut die Judithbrücke, und so wurde eine kleine Strecke oberhalb derselben der Grund zu einer neuen steinernen Brücke gelegt, die durch Jahrhunderte ihren Rang unter den staunenswerthen Ingenieurwerken dieser Art in Europa behaupten

ſollte. Von den vier ſteinernen Flußbrücken zu Regensburg, zu London, zu Prag und zu Dresden galt die Regensburger als die feſteſte, die Prager als die längſte, die Dresdener als die ſchönſte. Wenn man aber, mit vollem Recht, bei der Prager Brücke den ſo reichen und intereſſanten Schmuck ihrer Statuen in Anſchlag bringt, die ihr, ſelbſt aus der Ferne geſehen, ein ſo reizvolles Gepräge aufdrücken, ſo darf man ihrer Dresdener Rivalin etwa den Vorzug größerer Zierlichkeit zugeſtehen, allein den Preis impoſant claſſiſcher Schönheit der Prager nicht vorenthalten. Zu den hervorragenden Prager Bauten Karls IV. zählen

Der Hradſchin: Anſicht von Oſten.

außerdem die Marienkirche am Teyn, die Kirche Emaus (na Slovanech) und der gothiſche Kuppelbau am Karlshofe. Von letzterem geht die Sage, daß der Architekt, als ſich an ſeinem kühnen Gewölbe ein Sprung zeigte, verzweifelnd den Tod in den Wellen der Moldau geſucht habe; der Sprung iſt bis jetzt zu ſehen, aber der herrliche Hallenbau beſteht heute noch. Erwähnen wir noch die Gründung der Prager Univerſität, 1348, der erſten in Mitteleuropa, und gedenken wir zum Schluß der bedeutungsvollſten aller Schöpfungen Karls IV. für Prag als Stadt. Denn in weiter Anlage mit breiten Straßen und großen Plätzen entſtand unter ſeinem Walten die Neuſtadt = Nové Město, zu welcher im Gegenſatz die frühere „Größere Stadt" von jetzt an die Altſtadt = Staré město genannt wurde. Gleich dieſer wurde die Neue Stadt mit Wall und Graben umgeben — ohne

ſolche galt im Mittelalter keine Anſiedlung als Stadt —, mit eigenem Stadtrecht und Stadtrath verſehen, aber die Gründung erfolgte nicht mit jener wilden Härte wie jene der Kleinſeite unter dem goldenen König, im Gegentheil mit friedfertiger Einbeziehung der alten Bewohner und deren Erhebung zu Stadtbürgern. Den Hauptplatz dieſer Neuen Stadt bildete jener früher erwähnte Viehmarkt = Dobytčí trh, der ſeinen Namen bis in die jüngſte Zeit, im Munde des Volkes bis heute behalten hat. Die Nordſeite dieſes Platzes nahm das Neuſtädter Rathhaus mit ſeinem hohen und ſtarken Thurm ein.

Und noch ein neues ſtädtiſches Gemeinweſen entſtand unter Karl IV., gleichfalls von Wällen eingeſchloſſen, mit Thoren und Thürmen verſehen, der Hradſchin = Hradčany, der ſich außerhalb der Prager Burg bis an den Strahov hinzog und bald eine ſolche Bedeutung gewann, daß man von der Prager Burg als „auf dem Hradſchin = na Hrádčanech“ gelegen ſprach. Das waren nun die „Vier Prager Städte“, die zu Karls IV. Zeiten die größte, volkreichſte und glanzvollſte Metropole des mittleren Europa bildeten, dabei die behaglichſte und genußvollſte, weil eines andauernden Friedens ſich erfreuend, ohne äußere Kriege, ohne nationale, confeſſionale oder politiſche Spaltung und Parteiung im Innern.

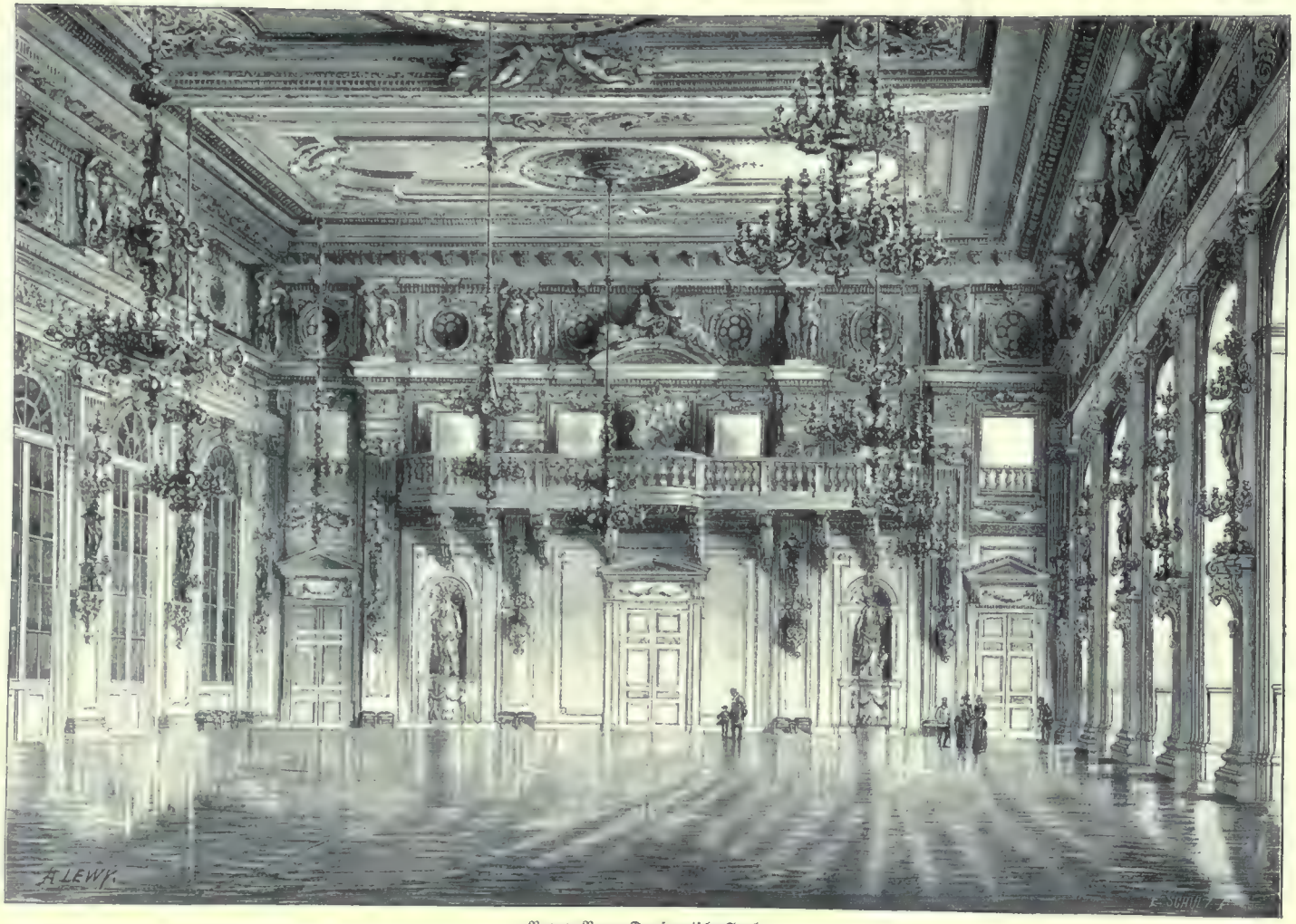
Das ließ ſich leider von Karls IV. beiden Söhnen und Nachfolgern nicht ſagen. Wenzel IV. wohnte ſeltener auf dem Hradſchin als auf ſeinen Lieblingsplätzen außerhalb der Stadt. In Prag ſelbſt legte er ſich einen Sommerſitz am Zderaz an, da wo ſpäter das Provinzialſtrafhaus mit der Kirche zu St. Wenzel ſtand und heute noch das Wenzelsbad ſteht; dann am Ausgang der Altſtadt gegen die untere Neuſtadt den „Königshof“. Die Kunde von dem Losbruch blutiger Kämpfe zwiſchen den Katholiken und den Huſiten auf der oberen Neuſtadt, 30. Juli 1419, gab ihm auf ſeinem Schloſſe Wenzelſtein bei Kundratitz den Tod. Es war das Signal zu den fürchterlichen Huſitenkriegen, denen gleich zu Anfang eine der Prager Städte zum Opfer fiel: die Kleinſeite, alſo der vorwaltend deutſche Stadttheil, wurde 1420 in ſo grauenvoller Weiſe verwüſtet, ja zerſtört, daß die Gemeinde ſich auflöſte und die Stätte Jahrzehnte hindurch ohne Bewohner blieb.

Im Jahre 1436 war der äußerliche Friede hergeſtellt, König Sigismund, nun allgemein anerkannt, zog in Prag ein, 23. Auguſt, und wählte den Königshof zu ſeinem Sitz, der nun bleibende Reſidenz zu werden ſchien. Hier ſtarb der jugendliche Ladislaus Poſthumus, hier waltete König Georg von Poděbrad, unter deſſen Regierung Prag von neuem aufblühte, auch die Kleinſeite ſich wieder bevölkerte und das ganze Land an äußerem Wohlſtande gedieh. Als unter dieſem ſchlauen, kräftigen und glanzvollen Fürſten der päpſtliche Legat Äneas Sylvius nach Böhmen kam, ſtaunte er über den Reichthum des Landes und deſſen Städte, die nach ſo furchtbarer Verheerung ſo raſch aufblühend neues Leben gewonnen hatten. Nach Prag, wo die Peſt wüthete, kam er nicht,

Die Burg und der erzbischöfliche Palast auf dem Hradschin.

und wir vermiſſen in ſeinem claſſiſch geſchriebenen Geſchichtswerk ein Bild dieſer Stadt aus eigener Anſchauung. Es würde ihm von den beiden Thurmſpitzen der Teynkirche der goldene Kelch entgegengefunkelt haben, das Zeichen des Sieges, den der Utraquismus über die alte Kirche errungen hatte, aber zugleich das brennende Wahrzeichen der ſchier endloſen Wirren, die ſeit dem Scheiterbrande in Conſtanz die Gemüther der unglücklichen Stadt von einer Leidenſchaft zur andern jagten. An Glanz ſeiner Bauten nahm Prag fortwährend zu. An Wladislaw II., den Jagielloniden, den „König Schon-gut — Král Dobře", wie ihn die Prager nach ſeinem Gewohnheitswort nannten, erinnert das Wunderwerk einer bizarren Gothik, der heutige „Pulverthurm", als Anfang jenes Prachtbaues, in welchen das Altſtädter königliche Schloß umgeſchaffen werden ſollte. Doch als eines Tages „König Schon-gut" in einem Fenſter des Palaſtes lag, richtete von der Gaſſe aus ein Bürger ſeinen Pfeil auf ihn mit den Worten: „Laßt uns mit dieſem hergelaufenen Polaken ein Ende machen", und Wladislaw räumte den Königshof und überſiedelte nach dem alten Fürſtenſitz ob dem Hradſchin, dem er jetzt jene Bauluſt zuwandte, die ihm in der Prager Altſtadt verleidet worden war; der prachtvolle Wladislaw'ſche Saal in der Burg und das Wladislaw'ſche Oratorium im St. Veitsdom ſind beredte Zeugen ſeines Kunſtſinns.

Noch weit mehr hoben ſich das Schloß und deſſen Umgebung unter Ferdinand I. In jenem entſtanden der deutſche und der ſpaniſche Saal — der deutſche Kaiſer, der in Spanien erzogen worden war! — zwei Räume, die in ihrer Größe und mehr noch in der Schönheit ihrer Verhältniſſe und ihrer Ausſchmückung ihresgleichen ſuchen. Die Umgebung der Hofburg gewann durch Anlage eines Schloßgartens und eines Turnierhauſes jenſeits der Staubbrücke, durch den eleganten Renaiſſancebau des „Belvedere" und durch das Sternſchloß im großen Thiergarten auf dem Weißen Berge. Die Sage, als rühre der Bau von König Poděbrad her, der ihn zur Ehre ſeiner erſten Gemalin, einer geborenen Sternberg, in Sternform habe aufführen laſſen, hat Ritter von Schönherr in Innsbruck durch den urkundlichen Nachweis widerlegt, daß König Ferdinands gleichnamiger kunſtſinniger Sohn, der Gemal der Philippine Welſer, der damals Statthalter von Böhmen war, den Plan dieſes eigenartigen Gebäudes gefaßt und ausgeführt habe. Doch wurde eben unter der Regierung des kraftvollen Ferdinand I. (1541) Prag auch von einem furchtbaren Unglück heimgeſucht. Es war andauernde Trockenheit und Dürre, und als nun am Nachmittag des 2. Juni im Hauſe des Freiherrn von Guttenſtein auf der Kleinſeite Feuer ausbrach und ſich ein heftiger Wind erhob, fraß das zerſtörende Element immer weiter und ergriff einen Theil der königlichen Burg, den es mit allen darin geborgenen Schätzen in Aſche legte, wobei unter anderem die Landtafel, ein unerſetzlicher Verluſt, in Flammen aufging. Der St. Veitsdom, die Allerheiligenkirche, Kloſter und Kirche von St. Georg wurden empfindlich geſchädigt, auch viele Menſchenleben gingen zu Grunde.



Prager Burg: Der spanische Saal.

Doch die Mittel des Landes waren schier unerschöpflich. Das königliche Schloß erstand aus seinem Schutt zu neuer Pracht, und abermals sollte eine Periode kommen, wo Prag alle Haupt- und Residenzstädte der benachbarten Länder an Glanz und Ruhm überstrahlte. Es war die Zeit Rudolfs II. 1575 bis 1612, wo das Schloß ob dem Hradschin der Mittelpunkt eines großartigen, wahrhaft kaiserlichen Hofstaates wurde, wo im Wladislawischen Saale, in den beiden Ballhäusern, in den Hofräumen der Burg glänzende Turniere abgehalten wurden, wo sich einheimischer und fremder Adel herandrängte, Gesandte und Botschafter von nah und fern einander ablösten. In den kaiserlichen Gärten gab es einen Bärenzwinger, eine Löwengrube, und es sind solche, die behaupten, die Schiller'sche Erzählung vom „Handschuh" habe sich nicht am Hofe Franz' I. von Frankreich, sondern an dem Rudolfs II. zu Prag begeben. Vielleicht war es auch zu Rudolfs Zeit, daß die tief eingeschnittene Schlucht, die von der Nordseite des Hradschin und der königlichen Burg schroff abfällt und durch die sich der Bruskabach (Brusnice) nach der Moldau durchwindet, den Namen Hirschgraben = jeleni příkopy erhielt. Noch einen anderen Vorzug verschaffte der eigenwillige Grübler und Sonderling auf dem Kaiserthrone seinem Prag. Durch den Kreis geistig hervorragender Männer und auch Frauen, die er an seinen Hof zog, und durch die auserlesenen Kunstwerke seiner Sammlung, die er fortwährend bereicherte und im „Deutschen Saale" seiner Hofburg aufstellte, wurde Prag zugleich zum Hauptsitz damaliger Wissenschaft und Kunst. Leider kam, jemehr der Kaiser seinem Trübsinn verfiel, allerhand zweideutiges Volk dazu, Magier, Geisterseher, Zeichendeuter, Goldmacher, und diese hielt er sogar in seiner unmittelbaren Nähe. Das Alchymistengäßchen, heute Goldgäßchen = Zlatá ulička, hinter dem St. Georgskloster nächst dem „Weißen Thurm", kennen wohl die wenigsten Prager aus eigener Anschauung, und doch ist dieser romantische Winkel mit seinem uralten Mauerwerk, seinen uralten Häusern und Häuschen eines Besuches werth.

Unter Rudolf II. hat 1606 Egid Sadeler mit großem Fleiß und sicherem Blick eine allgemeine Ansicht von Prag gezeichnet, wie sie wohl zu jener Zeit keine andere Hauptstadt im gleichen Maßstabe besaß. Wir erblicken darauf das königliche Schloß gegen den Hradschin zu von zwei Wallgräben abgeschlossen; der frühere dritte war damals bereits verschüttet und ausgeglichen. Das Prager Schloß hieß damals mit seinen Schätzen und Kunstgegenständen aller Art „das achte Wunder der Welt", der Kaisergarten ein „unvergleichlicher Lustort der Frauen"; Rudolfs Zeitalter wurde für Böhmen als das „goldene" gepriesen.

In politischer und kirchlicher Hinsicht konnte es das „eherne" heißen, denn der Einfall des zügellosen Passauer Kriegsvolkes, das 1611 in den Prager Städten vandalisch hauste, war nur ein Vorspiel dessen, was mit dem Fenstersturz 1618 über die Hauptstadt

des unglücklichen Böhmerlandes nun wieder hereinbrechen sollte. Im August des folgenden Jahres wählten die aufständischen Herren und Ritter den Pfalzgrafen Friedrich zum böhmischen König. Am 9. November fand im St. Veitsdom, nachdem die calvinistischen Gewissensräthe Friedrichs zuvor mit Vernichtung der werthvollsten Kunstschätze die Entkatholisirung desselben vorgenommen hatten, die Krönung des kurfürstlichen Paares statt; ein Jahr später, 8. November 1620, machte die Schlacht am Weißen Berge der ganzen Herrlichkeit des Winterkönigs ein rasches Ende. Das liguistische Heer zog in die eroberte Burg und Stadt ein und die befreundeten Baiern wurden nicht müde, von den Kunstschätzen der Rudolfinischen Sammlung zu rauben und fortzuschleppen so viel sie konnten. Bald nach diesen Ereignissen tritt die düstere Gestalt Albrechts von Waldstein in den Vordergrund, der am Fuße des Schloßberges einen Bestand von 100 Bürgerhäusern in Besitz nimmt und an deren Stelle einen Palast mit Garten und Nebenräumen anlegt, der an Schönheit und Großartigkeit alles übertrifft, was Prag an Privatbauten bis dahin gesehen. Der Prachtbau blieb verschont, als 1631 bei dem Einfall der Sachsen bei 2000 andere Häuser theils ausgeplündert, theils verwüstet wurden und eine abermalige Beraubung der Rudolfinischen Sammlungen stattfand. Die dritte war den Schweden vorbehalten, als sie im Juni 1648 den Hradschin und die Kleinseite durch Überrumpelung gewannen und bis zum November behaupteten, wo die Verkündigung des westphälischen Friedens dem weiteren Wüthen ein Ende machte; doch ganze Wagenladungen mit Beute aus dem königlichen Schlosse und vielen Herrschaftshäusern verließen die Stadt in nördlicher Richtung. Gleichwohl war nicht Alles genommen. Einem treuen Diener des kaiserlichen Hauses war es gelungen, einen Theil der Schätze nach Wien zu retten; viele der kostbarsten Gegenstände waren noch rechtzeitig in feste unterirdische Verließe geborgen worden.

Der dreißigjährige Krieg hat in seinen Folgen eine gründliche Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht zum Vortheil derselben, herbeigeführt. Der Großgrundbesitz kam zu einem beträchtlichen Theile in neue Hände; der katholisch gebliebene einheimische Adel und aus der Fremde herbeigezogene glückliche Generale hatten aus der confiscirten Masse große Liegenschaften um Schleuderpreise erworben oder als kaiserliche Donationen erhalten. Ihnen gegenüber sank die Landbevölkerung in einen Zustand demüthiger Unterwürfigkeit und Ohnmacht, der sie vollends zu Leibeigenen machte. Das Bürgerthum, vordem an verfassungsmäßigen Rechten auf gleicher Linie mit den drei anderen Ständen, verlor zum Vortheil der letzteren seine politische Bedeutung. Für Prag als Stadt hatte dieser Umschwung die Folge, daß Geistlichkeit und Adel in ihrer baulichen Thätigkeit mit einem Gepränge, einer wuchtigen Macht auftraten, denen das gewerbsfleißige Bürgerthum auch nur Annäherndes an die Seite zu setzen nicht vermochte, ja

nicht einmal versuchte. Von der Geistlichkeit waren es namentlich die Jesuiten, die in dreien der Prager Städte Bauten von kolossalem Umfange mit reich ausgestatteten Kirchen theils umgestalteten, theils neu aufführten: in der Altstadt das vorzüglich Unterrichtszwecken des Gymnasiums und der Universität dienende Clementinum (1653), auf der Kleinseite das Profeßhaus mit der herrlichen St. Niklaskirche (1673), auf der oberen Neustadt das Novizenhaus zum heiligen Ignaz von Loyola (1678 und 1690). Die nicht mehr politische, doch in um so höherem Grade gesellschaftliche Machthoheit des Adels trat in einer Reihe geschmackvoll und zum Theil pomphaft ausgeführter Paläste zur Schau, in welchen Stücken sowohl in Prag als in Wien die Decennien nach den glorreichen Türkenkriegen besonders fruchtbar waren. Weil die weitere Ausführung dieses Themas dem Abschnitt über die Kunst in Böhmen überlassen werden muß und wir einige dieser Paläste bei unserem Rundgang durch die Stadt kennen lernen sollen, seien hier blos, gleichsam als Typen, das schöne Palais Kinsky am großen Ring, die aristokratische Anlage des Palais Nostitz am Graben und der Prachtbau Gallas, heute Clam-Gallas, zwischen der kleinen und großen Jesuitengasse erwähnt, der letztere von Fischer von Erlach (den einige Schriftsteller in Prag geboren sein lassen), die beiden ersteren von Kilian Dinzenhofer, dem gerühmteren Sohn eines gerühmten Vaters.

Nach dem Aussterben des Habsburgischen Mannsstammes mit Kaiser Karl VI., nach einer Friedenszeit von nahezu hundert Jahren, erfuhr Prag eine feindliche Besetzung durch Baiern, Sachsen und Franzosen, die am 21. October 1741 von der Stadt Besitz nahmen, ohne ihr jedoch Schaden zu thun, da sie ja dieselbe für den baierischen Kurfürsten, den künftigen König des Landes, zu schonen hatten. „Nie hat eine Stadt," sagt der Geschichtsschreiber Pelzel, „die mit Sturm genommen worden, so wenig gelitten; es wurde kein Haus geplündert, keinem Bürger ein Leid zugefügt." Als bauliche Andenken an diese Episode haben die Franzosen eine neue Befestigung des Vyšehrad und eine weitläufige Militärbäckerei zwischen dem Heuwagsplatz und der Hibernergasse in der unteren Neustadt zurückgelassen. Die Inschrift des phrasenreichen Volkes von jenseits des Rheins: „L'art de vaincre est perdu sans l'art de subsister" ist noch heute, obwohl nicht in den ursprünglichen Lettern, an der Stelle zu lesen. Als ein Jahr später die Kaiserlichen an die Wiedereroberung schritten, wurde Prag beschossen, alle Zugänge abgesperrt, so daß eine unerhörte Theuerung aller Lebensmittel entstand und die Bewohner überdies eine Kriegssteuer von 7,000.000 Gulden tragen sollten, bis am 16. December 1742 die feindliche Besatzung, selbst der grimmigsten Noth ausgesetzt, die Stadt räumte.

Ohne Vergleich ärger war, was die Hauptstadt Böhmens fünfzehn Jahre später durch Friedrich II. von Preußen erfuhr, als dieser seine Geschosse auf den St. Veitsdom richtete. In der Nacht vom 29. zum 30. Mai 1757 zerschmetterte eine Kanonenkugel das

Maßwerk des großen Fensters nächst der Kanzel, und das war der Anfang, welchem in den Wochen darauf nicht weniger als 22.000 ähnliche Geschosse nachfolgten; als am 20. Juni infolge des Daun'schen Sieges bei Kolin die Belagerung eiligst aufgehoben wurde, fanden sich im Innern des Doms bei 770 Kugeln vor, das Kirchendach war an 215 Stellen durchlöchert. Und so viel Wunden und Schäden hat der Prachtbau aus-gehalten! Gelitten hat er, wie sich denken läßt, allerdings unsagbar, und als etwa 80 Jahre später der Domherr Wenzel Pešina mit den allerbescheidensten Anfängen den Plan eines Ausbaues der St. Veitskirche faßte und zu Anfang der Fünfziger-Jahre mit der Herstellung der alten Theile begonnen wurde, da hat sich an mehr als einer Stelle gezeigt, daß es höchste Zeit war, dem drohenden Einsturz einzelner Gebäudetheile einen Damm zu setzen. Nebst dem Dom waren die Profangebäude der Burg, die königliche Residenz, das königliche Damenstift (ursprünglich Rosenberg'scher Palast) fürchterlich zugerichtet, das Hofopernhaus jenseits der Staubbrücke lag in Schutt und Asche. Von den inneren Ausschmückungen des Schlosses ging nichts verloren, weil ja der Feind bei aller seiner vandalischen Anstrengung nicht in den Besitz desselben gelangt war.

Auch in dieser Hinsicht dem einstigen „achten Wunder der Welt" unwiderbringlichen Schaden zuzufügen, blieb dem sogenannten Aufklärungszeitalter vorbehalten, dem es an Pietät und Verständniß einer großen Vergangenheit völlig gebrach. Das königliche Schloß ob dem Hradschin sollte in eine Kaserne umgewandelt werden — der „Königshof" nächst dem Pulverthurm wurde es in der That —, und als man für diesen Zweck an das „Ausräumen" ging, da stieß man in fest verschlossenen Kellern auf die wohl-verpackten Reste der Rudolfinischen Sammlung, die vollends in Vergessenheit gerathen waren. Ohne auch nur daran zu denken, daß irgend eine kunstverständige Autorität zu Rathe zu ziehen wäre, wurde 1782 für diesen „nutzlosen alten Plunder" eine Versteigerung anberaumt, Hausirjuden und Trödler aus ganz Prag zusammengetrommelt und so Gegenstände, die zu den werthvollsten Denkmalen der Kunst gehörten, für einen oder ein paar Gulden, ja für einige Kreuzer[2] das Stück den Meist- (!?) bietenden hintangegeben — „das ist das Los des Schönen auf der Erde!" —

Es wurde jene kleine deutsche „Colonie" erwähnt, die sich in Prag zu der Zeit zusammenfand, wo die Gewaltherrschaft des französischen Imperators auf das mittlere Europa am schwersten drückte, und der Eindruck geschildert, den die böhmische Sagenwelt auf ein dichterisch angelegtes Gemüth wie Clemens Brentano übte. Aber auch die Andern konnten sich jenen gewaltigen Einflüssen nicht entziehen, die sich bei Allen geltend machen, welche die altehrwürdige Königsstadt nicht blos mit ihren leiblichen Augen anschauen.

[2] Buchstäblich; der herrliche Torso Ilioneus um 51 Kreuzer W. W.; zur Zeit des Wiener Congresses kaufte ihn der Kronprinz Ludwig von Baiern um einige tausend Stück Dukaten!

Freiherr von Stein, der Politiker, gewann oder feſtigte ohne Zweifel während ſeines Prager Aufenthaltes jene tiefe Achtung vor dem Gefüge und Getriebe des vielhundertjährigen habsburgiſchen Staatsverbandes, welcher er ein paar Jahre ſpäter in ſeinen Vorſchlägen zur Neugeſtaltung Deutſchlands ſo beredten Ausdruck gab. Die Rahel, nachmalige Gattin Varnhagens von Enſe, ſchrieb 1813 an eine Freundin: „Aber Prag iſt wunderſchön! Solch ein Schloß, ſolch eine Stadt um das Schloß her, gibt es wohl nur ſelten in der ganzen Welt. Vieler und reicher Adel, Paläſte, und das auch in den engſten Gaſſen, die von altem großem Reichthum zeugen, die ſchönſten Spaziergänge. Dies die Stadt an ſich und ſehr groß.“ Hormayr, auch eine der Berühmtheiten jener Tage, äußert ſich in einem Empfehlungsſchreiben für den Wallenſtein-Förſter: „Prag iſt das öſterreichiſche Moskau, es iſt ein wahres Continental-Venedig und ſeine Rolle unter den Städten Europas noch nicht am Ende.“ Und in einem P. S.: „Prag — und Prag! Man muß wirklich keine hiſtoriſche Ader in ſich tragen, um nicht die Nothwendigkeit zu fühlen, dieſe wahrhaft einzige Stadt in jedem Mai zu beſuchen, und ſollte man das Geld dazu zuſammenbetteln — man wird um ſo reicher an grandioſen hiſtoriſchen Anſichten und fühlt wohl auch allerlei prophetiſche Wallungen. Der Geſchichtſchreiber iſt ja doch nur ein rückwärts gewendeter Prophet, wenn er anders iſt, was er ſein ſoll.“

Schönes ernſtes Räthſel, edle Hauptſtadt,
Prag, wer ſänge deines Lebens Tiefen,
Der nicht faſt ein Leben
Spendete, zu forſchen der Hiſtorie
Wunder und des friſch gebliebenen Daſeins
Kraft in deiner rieſigen Geſtalt!

So ſprechen „die ſchöne Rieſin“ Friedrich und Karoline de la Motte Fouqué an, indem ſie das Bedauern beifügen, in deren „Zaubergärten“ kaum wenige Tage geweilt zu haben. Wie mächtig ergriffen ſchildert Grillparzer den Eindruck, den Prag auf ihn gemacht, das ihn durch „das fortlebende, das alterthümliche zwiſchen und neben dem neuen“ an Venedig, durch viele ſeiner alten Bauten an Florenz erinnert.

Und dürfen wir Goethe vergeſſen, deſſen Ausſpruch nahezu in dieſelbe Zeit fällt? „ . . . . eine uralte große auffallend-ſonderbar gelegene Hauptſtadt, die nach dem gefährlichſten Glückswechſel mehrerer Jahrhunderte noch immer beſteht, theilweiſe zerſtört, theilweiſe wieder hergeſtellt, bevölkert, entvölkert, immer im Leben wieder aufblüht und ſich in der neueren Zeit durch Vorſtädte fröhlich ins Freie verbreitet.“

Der deutſche Altmeiſter hat Prag mit eigenen Augen nie geſchaut, er kannte es wohl nur aus den Schilderungen, die ihm Graf Kaſpar Sternberg, der ihn ſo oft zu einem Beſuch in ſeiner Vaterſtadt einlud, geliefert haben mochte. Darum hat Goethe in mehr als einer Hinſicht etwas zu viel geſagt. Von einem „ins Freie verbreiten“ war dazumal keine Rede, und jedes andere Eigenſchaftswort paßte auf das damalige Prag weniger als das der „Fröhlichkeit“. Eher war Prag mit jenen großen italieniſchen Städten zu vergleichen,

die, wie Verona, Ferrara, Mantua, einſt Sitze ſelbſtändiger Fürſten, eines kunſtliebenden prunkvollen Hofhaltes geweſen, ihre alten baulichen Herrlichkeiten insgeſammt erhalten, aber Fürſten und Hofſtaat und raſch pulſirendes Leben, mit Ausnahme einiger Verkehrsadern, verloren hatten. So machte auch Prag als Stadt im erſten Drittel unſeres Jahrhunderts den Eindruck öder Verlaſſenheit. Konnte doch noch in den erſten Vierziger-Jahren Moriz Hartmann in ſeinen „böhmiſchen Elegien“, wohl dem tiefſt Empfundenen, was er je in Vers und Reim gebracht, ſingen:

Das ſtille Prag, dein[1] Lieblingskind,
Wie hat ihm ſtolz das Herz geſchlagen
In Zeiten, die entſchwunden ſind:
Jetzt gleicht's dem Bild auf Sarkophagen.

Und Friedrich Szarvady, in Ungarn geboren, der eine Zeit an der Prager Univerſität mit Meißner und Hartmann einen poetiſchen Dreibund bildete, blickt, nachdem er der liebgewonnenen Stätte ſchon lang Lebewohl geſagt, im Geiſte träumeriſch vom Hradſchin hinab auf die unzähligen Giebel und alten ſchwarzen Dächer. . . . „Es iſt Mitternacht, der Mond ſteht in voller Klarheit über der Stadt und ſpiegelt ſich in den murmelnden ſtillen Fluten der Moldau. . . Alles ſtill und feierlich wie in einer Königsgruft. Die hundert Thürme ragen in die Nacht empor wie die Maſten ſteingewordener Schiffe. . . Doch nein, das ganze Prag iſt jenes fabelhafte Schiff, das mit vollen Segeln ſtürmend dahinfuhr, aber plötzlich zwiſchen Felſenklüften in den Lüften ſchwebend ſtecken blieb. Die Sturmwelle, die es gehoben, wich zurück, und keine zweite kommt, es wieder emporzuheben und aus ſeinem Banne zu erlöſen“. . .

Ja Prag war dazumal, alſo noch nicht ganz fünfzig Jahre zurück, eine ſtille Stadt; ihr Charakter, der Eindruck, den es übte, war der einer ernſten Schwermuth, des trüben Erinnerns an eine Zeit des Ruhmes und Glanzes, die lang vorübergegangen, regſten Lebens und Treibens, das nun erſtorben. Es hatte ſeine rieſige Ausdehnung von ehedem, aber die Bevölkerung war zu gering für den Raum, den ſie füllen ſollte. Joſeph Max Freiherr von Liechtenſtern gibt (1817) die Häuſer nach dem ſtädtiſchen Häuſerverzeichniß mit 2890, die damalige Einwohnerzahl mit 79.606 Civilperſonen an. Das war die Bevölkerung der von den alten Baſteien eingeſchloſſenen Stadt, und eine nennenswerthe andere gab es dazumal nicht. Das während der Belagerung durch die Schweden in Rauch und Aſche aufgegangene Špitálské pole, Spittelfeld (weil im Beſitze des Spitalordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern), gegen die Zwanziger-Jahre zu Ehren der Kaiſerin Karolina Auguſta Karolinenthal genannt, war im Entſtehen; ein paar Häuſer an der Landſtraße, das vereinzelte Invalidenhaus, alles Andere gegen den Žižkaberg hin Gemüſebeete mit ärmlichen Gärtnerhäuschen. So war auch Smichov eine ſchwache Anſiedlung längs der Chauſſee; einen großen Theil der rechten Seite — vom Oujezd

[1] Scil. Böhmens.

aus — nahm die lange Mauer des gräflich Wratislav'schen Gartens ein; rechts ab im Dorfe Košíř der schöne Clam'sche Park und etwas weiter landeinwärts die Cibulka, ein ausgedehnter Park des ehemaligen Fürstbischofs von Passau Grafen Leopold Thun; sonst in den Bergen noch einige bescheidene Landhäuser mit Gärten, darunter die Mozart-berühmte Bertranka. Am rechten Ufer außerhalb der Stadt konnte man die Krenn'schen und Wimmer'schen Anlagen und den schönen Park des Grafen Canal, etwas entfernter einige zerstreute Villen, dann längs des Botičbachs die Dörfer Nusle und Vršovitz zum Weichbild von Prag rechnen.

Die Stadt selbst hatte in mehr als einer Hinsicht etwas Düsteres. Sie heimelte an durch die Fülle und Wucht der Erinnerungen, die sie überall aufwies, aber diese Erinnerungen waren zu einem großen Theile keine freundlichen. Als Wohnort war ihr eine übermäßige Reinlichkeit nicht nachzurühmen und die Straßenbeleuchtung so kümmerlich, daß noch in den Fünfziger-Jahren, wo die Firma Steffeck-Friedland die Gasbeleuchtung übernommen hatte, der boshafte Witz gemacht wurde: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne leuchten." In der Neustadt waren viele von den weiten Plätzen und breiten Straßen für Fußgänger und Wagen etwas unbehaglich gepflastert oder entbehrten einer Pflasterung ganz; der Viehmarkt in seiner großen Ausdehnung hatte Hügel und Thäler, bei trockener Witterung Staub zum Ersticken, an nassen Tagen Koth zum Versinken. Von Privathäusern waren selbst in der Neustadt nicht besonders viele von heiterem Comfort zu finden; jene in der Altstadt, der Kleinseite, am Hradschin durchaus massiv, oft mit übermäßigem Kraftaufwand gebaut, hatten dunkle Eingänge oder Thorfahrten, noch dunklere Stiegen, wo man sich am Geländer hinauftappen mußte, auf den Stiegenabsätzen häufig ein Heiligenbild, wohl auch ein glimmendes Lämpchen davor. Manche Außenseiten waren bemalt, aber auch diese Darstellungen waren durchaus ernst; auf dem Heuwagsplatz die „sieben Kurfürsten", unter dem Vyšehrad die sieben böhmischen Herzoge. Geradezu schrecklich waren die Wandmalereien im Kreuzgang der Franciscaner bei Maria-Schnee, Abbildungen der Qualen und Schlächtereien, denen ihre Vorfahren bei Erstürmung des Klosters durch die Hussiten erlegen waren. Von einigem Leben in den Straßen konnte eigentlich nur in der Zeltner-, in der Eisen-, in der kleinen und großen Jesuitengasse, den Hauptadern des damaligen Verkehrs, die Rede sein; am bewegtesten war es in der dicht bevölkerten finstern, winkligen und engen Judenstadt, dann auf dem christlichen und jüdischen Tandelmarkt in der Schwefel- und Galli-Gasse. Kutschen, sowohl Miethwagen als eigene, unterbrachen nur selten den Verkehr, am meisten noch im Winter, den der reiche Adel in der Stadt zuzubringen pflegte. Die Einkehrhäuser (zájezdné hostince), etwas euphemistisch Gasthöfe und Hotels genannt, hatten für Fremde, wie ich in meiner Jugend selbst aus dem Munde eines solchen gehört, etwas „Schofles".

Das Alles hat sich seither nach allen Richtungen vortheilhaft geändert. Die „zweite“ Sturmwelle, an deren Eintritt Szarvady nicht glauben wollte, hat das steckengebliebene Schiff wieder flott gemacht. Hormayrs Voraussage, daß Prag seine Rolle unter den Hauptstädten Europas nicht ausgespielt, ist zur Wahrheit geworden, und das Goethe'sche sich „fröhlich ins Freie verbreiten“ hat sich in großartiger Weise erfüllt. Die Krenn'schen und die Wimmer'schen Anlagen bestehen fast nicht mehr; zwei neue Städte mit Privatbauten, Zinskasernen und Zinspalästen, Kirchen und öffentlichen Gebäuden sind an deren Stelle aus dem Boden gewachsen: die Königlichen Weinberge (Vinohrady) mit 34.600, Žižkow mit 41.300 Einwohnern, von denen jene südlich mit Nusle, dieses nördlich mit Karolinenthal, gegen 19.600 Einwohner, mehr und mehr zusammenschmelzen. Am andern Ufer steht von dem Wratislav'schen Garten wohl kein Baum mehr, denn Smichov ist zu einer Stadt von 32.700 Seelen emporgewachsen und hat das Dorf Košíř bereits in sich aufgenommen. Alle diese Vororte haben sich der Hauptstadt bisher politisch nicht angeschlossen, die Verhandlungen darüber sind seit Jahren im Zuge; allein baulich, culturell, gesellschaftlich hängen sie so unmittelbar mit dem eigentlichen Prag zusammen, ja wachsen mitunter in dasselbe hinein — wie zum Beispiel der Ferdinandsquai des Smichov in den Oujezd der Kleinseite —, daß ihre 2500 Häuser und 128.000 Einwohner thatsächlich und sachgemäß zur Stadt und Bevölkerung von Prag gehören. Da nun die fünf Prager Städte selbst — die ehemalige Judenstadt, nun Josephstadt, jetzt fast von ebensoviel armen Christen als Juden bewohnt — und die politisch seit 1883 und 1884 mit ihnen vereinigten Gemeinden Vyšehrad und Holešovic-Bubna zusammen 4300 Häuser und 182.600 Seelen zählen, so beläuft sich die thatsächliche Einwohnerzahl der böhmischen Hauptstadt auf mehr als 310.000 Seelen in 6800 Häusern.[1]

Und nun zu einem Rundgang durch die Haupttheile der Stadt! Wir beginnen mit dem Vyšehrad, in dessen Hochraum wir durch die gewaltigen, 1741 und 1742 von den Franzosen aufgeführten Verschanzungen gelangen. Er war durch Jahrhunderte nächst der Prager Burg der Ruhm und die Zierde des Landes, dreizehn Kirchen und Kapellen sollen in seinem Umfange bestanden haben. Wo sind sie heute? Die St. Peter- und Paulkirche und der bescheidene romanische Rundbau zu St. Martin sind allein übrig geblieben; die Wohnungen des Dompropstes und mehrerer Kapitulare, dann einige Militäretablissements von der nüchternsten Einfalt, alles andere leerer, öder, zum Theil wüster Raum — das war noch vor kurzem der einst ruhm- und prunkvolle Fürstensitz! Es zeugt von der großen Begabung Ferdinands von Saar, daß er diesen trostlosen Schauplatz in seiner lieblichen Novelle „Innocens“ dichterisch zu verklären wußte!

[1] Alle hier vorkommenden Zahlen nach der letzten Volkszählung 1890 sind nach oben um die Einser und Zehner abgerundet, was sich bei der stetig zunehmenden Bevölkerung rechtfertigen läßt. Auch ist die bei 8000 Mann zählende Garnison nicht einbezogen.

Gleichwohl hat der Vyšehrad in jüngster Zeit neuen Glanz gewonnen. Als ich in den Sechziger-Jahren Prag besuchte und im Gasthof „zum schwarzen Roß“ abstieg, holte mich der damalige Propst P. Wenzel Štulc in einer Droschke ab und entschuldigte sich beim Einsteigen: „einen Fiaker könne er sich nicht spendiren!“ Das aber verschwieg der Schalk, daß er das lang verwahrloste Martinskirchlein in neuen Stand gesetzt, ein neues geschmackvolles Propsteigebäude aufgeführt hatte und nun, nachdem er aus den Einkünften seiner Propstei durch jahrelanges Sparen 30.000 fl. zurückgelegt hatte, die Wiederherstellung von St. Peter und Paul in Angriff nahm; heute steht der größere Theil des mächtigen Baues in seiner früheren Schönheit da. Eine weitere Sehenswürdigkeit des heutigen Vyšehrad ist der anmuthig gelegene und gepflegte Friedhof, der in den letzten Jahrzehnten zu einer Ruhmesstätte à la Père Lachaise geworden ist, wo von Dichtern die hochbegabte Erzählerin Božena Němcová, der früh verstorbene Vítězslav Hálek, Vol. Jablonský (Tupý), Karl Vinařický, von anderen Celebritäten Hanka, Brauner, Joseph Jireček, der Bildhauer Václav Levý ꝛc. ruhen.

Wir treten durch ein Pförtchen vor die Umfassungsmauer gegen den Fluß hinaus und gewahren etwas unterhalb an dem schroff abstürzenden Felsenhang ein verfallenes Mauerwerk, wahrscheinlich Überbleibsel eines dem Vyšehrader Domstift zugehörigen Wirthschaftsgebäudes. Im Volksglauben aber sind es die „Bäder der Libussa“, und als vor mehreren Jahren davon die Rede war, längs dem Flusse eine Straße in den Felsen zu sprengen, wobei Libussens Bäder fallen sollten, hat sich die öffentliche Stimme Prags mit solcher Entschiedenheit dagegen ausgesprochen, daß das Unternehmen aufgegeben werden mußte. Gewiß ist, daß diese Felsenpartie ein Stück ihrer malerischen Romantik verlieren würde, wenn das altersgraue Gemäuer verschwände.

Von dem Punkt, den wir jetzt einnehmen, genießen wir einen der schönen Ausblicke auf Prag. Ich sage „einen“, denn die Lage Prags bietet deren eine Fülle, jede derselben wetteifert mit der andern an überraschender Schönheit, und man wird kaum von einer behaupten können, daß sie „die schönste“ sei. Wir blicken nach rechts über die drei oberen Brücken auf den Hradschin und gegen das Belvedere. Vor uns haben wir die dichtbelaubten Hänge des Laurenziberges mit der sie abgrenzenden, aus der Zeit Karls IV. noch wohlerhaltenen zinnengekrönten „Hungermauer“ und zur Seite der letzteren den Park, den Fürst Rudolf Kinsky zu Anfang der Dreißiger-Jahre, um seiner Vaterstadt, die er schwärmerisch liebte, einen neuen Schmuck zu verleihen, aus einem wüsten Berghange üppig und buschig hervorgezaubert hat. Unser Blick fliegt an den villenreichen Höhen oberhalb Smichov vorbei über die große Kaiserwiese, wo die jährlichen Wettrennen gehalten zu werden pflegen, haftet einen Augenblick an dem Hügel des Zlichover Kirchleins und schweift nun mehr nach links an dem zwischen Bäumen halbverborgenen

Kuchelbad[5] vorüber bis zu den lieblichen Gefilden, wo die Beraun in die Moldau fließt. In dem nahen Zbraslav hatte sich Přemysl Otakar II. ein Jagdschloß erbaut und Wenzel II., zur Sühne für den an Zavise v. Falkenstein vollbrachten Mord, ein Cistercienserstift gegründet und reich dotirt, so daß das Kloster als ein Wunder damaliger Baukunst gepriesen und als Lieblingsplatz des Königs Königssaal (Aula Regia) genannt wurde. Im Hussitenkriege 1420 von Grund aus zerstört, dann wieder aufgebaut, während des dreißigjährigen Krieges 1631 von den Sachsen, 1634 von den Kaiserlichen, 1639 von

Prag: Die obere Inselgruppe.

den Schweden, 1648 abermals von den Schweden geplündert und verwüstet, erstand es dann zu neuer Blüte, bis es unter Kaiser Joseph II. aufgehoben und mit seinen reichen Besitzungen zum Religionsfond geschlagen wurde; von diesem kaufte es 1827 Fürst Öttingen-Wallerstein.

Bevor wir vom Vyšehrad scheiden, werfen wir einen Blick auf den Fluß zu unseren Füßen. Die Moldau, die eine kurze Strecke oberhalb der Einmündung der Beraun und dann wieder unterhalb Rostok ein ziemlich enges Bett hat, breitet sich in der Prager Mulde beinahe seeartig aus, woran freilich die künstliche Stauung durch mächtige Wehre ihren

[5] Eigentlich Chuchelbad (Chuchle); vergleiche das uralte Cuculae bei Salzburg.

Theil hat. Was dieſe Partie ihres Laufes ſo reizend macht, ſind die Inſeln, deren ſchon in frühen Zeiten der Geſchichte Erwähnung geſchieht, ſo die Färber- oder Sophieninſel nahe dem rechten Ufer, die Schützeninſel „in medio fluminis“ und die Inſel Kampa, „insula inferior, die untere Inſel“, wahrſcheinlich im Gegenſatz zu der Schützeninſel als der „oberen“ im XII., die heutige Judeninſel nahe dem linken Ufer, das im XV. Jahrhundert, da wo das alte Smichover Kirchlein ſtand und heute noch der botaniſche Garten ſteht, „na travničku“ hieß. Zwei kleinere Inſeln unterhalb der Kampa, deren eine „die Inſel unter der Prager Burg“ hieß, beſtehen heute nicht mehr, ebenſo eine größere Inſel zwiſchen dem Vyšehrad und dem Dorfe Zlichov, deren Fläche jetzt einen Theil der Kaiſerwieſe bildet. Dieſe Inſel, ſowie die unterſte der Prager Inſeln, die große Hetzinſel (Štvanice), eine Zeit auch „Groß-Venedig“ genannt im Gegenſatz zur Schützeninſel als „Klein-Venedig“, ſpielten zu Anfang der Huſitenkriege eine ſtrategiſche Rolle. Auf der Hetzinſel hatte 1420 Žižka ſeine Taborer Miliz, Fußvolk wie Reiterei, ſowie den ganzen Troß im offenen Feldlager untergebracht; auf die Zlichover Inſel wurde eine kleinere Beſatzung gelegt und die Inſel durch aneinandergekoppelte Holzflöße von der einen Seite bis zum Veyton unterhalb des Emausklоſters, von der andern Seite bis Podol mit dem rechten Flußufer verbunden, ein geniales Manöver, wodurch er den Vyšehrad von der Flußſeite völlig abſperrte.

Wir verlaſſen den Vyšehrad, ſteigen erſt hinab, dann bergan, haben zur Linken das Emausklоſter, das unter dem kunſtſinnigen Walten der Beuroner Benedictinermönche eine erfriſchende Wiedergeburt erlebt hat, zur Rechten die Kirche St. Johann auf dem Felſen (na skalce, daher auch kurzweg Johannes Skalka genannt) mit dem ſchönen Treppenaufſtieg, und befinden uns auf dem ausgedehnteſten Platz der Stadt, dem ehemaligen Viehmarkt, deſſen einſt ſo wüſtes Ausſehen oben beſchrieben wurde; jetzt heißt er zum Andenken an Karl IV. als Gründer der Neuſtadt Karlsplatz und iſt in einen reizenden Park mit ſchönen Baumgruppen und farbenreicher Teppichgärtnerei umgewandelt.

Wir begeben uns an den Fluß, um die Palackýbrücke, den jüngſten der fünf[6] ſtändigen Flußübergänge Prags zu überſetzen; am Eingang tragen zwei Pylonen die von Meiſter Myslbek ſinnreich geformten Standbilder der Libuša und des ſagenhaften Sängers Lumír, beide auf den Vyšehrad hinweiſend. Ans andere Ufer gelangt, gehen wir den Smichov hinab an der neuen ſchönen Kirche vorbei, ſtreifen den Ujezd, deſſen Name der deutſchen Rahel ſo komiſch-wunderſam klang, und gelangen auf die Kettenbrücke. An den drei oberen Inſeln vorüber haben wir am rechtsufrigen Ende derſelben zur einen Seite das neu erbaute, wenig Tage nach deſſen erſter Eröffnung von einem verheerenden Brande

[6] Ohne die zwei Eiſenbahnbrücken.

Der Roßmarkt (St. Wenzelsplatz) in Prag.

heimgesuchte und in überraschend kurzer Zeit wieder hergestellte böhmische Nationaltheater — „Národ sobě“ —, zur andern den schönen Quai mit der Reiterstatue Kaiser Franz' I., umgeben von den Repräsentanten der ehemaligen sechzehn Kreise des Landes, und vor uns den Ausblick durch eine breite und lange Straßenzeile.

Wenn Hormayr Prag im Monat Mai in der allseits frischgrünen und blütenvollen Umrahmung schön nannte, so ist der Stadt ein Reiz anderer Art, sinnvoll und poetisch, an sonnenhellen Herbsttagen eigen, wo ein leichter Nebel den Anblick nicht stört, sondern verklärt, indem er die etwas entfernteren Gegenstände, vor Allem die die Stadt beherrschenden Großbauten des Hradschin mit einem duftig-feinen Schimmer umzieht. Denn was das heutige Prag so interessant macht und das Auge des Beschauers fesselt, ist das Gemisch von Altem und Neuem in seinen Bauten, die hart aneinanderstoßen und sich zu dem ansprechendsten Stadtbilde vereinigen, mit Grillparzer zu sprechen „das Häusergewühl durch sonderbare Thürme und hervorragende Gebäude alter Art wohlthuend unterbrochen und in Partien gesondert“. In einer begeisterten Schilderung an den Architekten Adolf Lange nennt Viollet-le-Duc den Eindruck, den der Anblick Prags auf ihn gemacht, geradezu zauberhaft (féerique) und sieht sich in eine der Prachtstädte des Mittelalters versetzt, „keineswegs eine verlassene und verödete, sondern eine voll Leben, jung und frisch, arbeitsam und thätig, und dabei stolz auf ihre Denkmale, auf deren Pracht und Glanz“.

Wir wenden uns dem Innern der Stadt zu. Die schöne und breite Straße, die wir vor uns haben, war früher von einer Doppelreihe von Kastanien durchzogen und die „Neue Allee“ genannt; die Bäume wurden unter dem Primatorate des Bürgermeisters Dr. Wenzel Bělský in den Sechziger-Jahren gefällt. Am oberen Ausgang der nunmehrigen Ferdinandsstraße machen wir über den kleinen Platz mit dem Sitzbild Joseph Jungmanns, des böhmischen Adelung, einen Abstecher zu den Franciscanern mit der Kirche „Maria Schnee“, in deren Innerem der imposante Barockbau des Hochaltars unsern bewundernden Blick fesselt. Die früher erwähnten Wandgemälde im Kreuzgang des Klosters sind leider übertüncht worden; es waren gewiß keine Kunstwerke, allein als geschichtliche Erinnerung ist ihr Verschwinden zu bedauern. Durch ein schmales Gäßchen, dessen gothisches Ausgangsthor vor Jahren von seiner Stelle gerückt und abseits irgendwo an die Klostermauer versetzt wurde, befinden wir uns am Ende der Obstgasse; sie bildet eine Fortsetzung der Ferdinandsstraße und mündet, als weitere Fortsetzung, in die schönste, breiteste und regelmäßigste Straße Prags ein. Diese hieß, nachdem die Scheidung der Altstadt von der unteren Neustadt geschwunden, das heißt ausgefüllt und geebnet war, der Graben, ist zu Anfang der Vierziger-Jahre „Kolowratstraße“ geheißen worden, nach dem Staats- und Conferenzminister,

ehemaligem vielverdienten böhmiſchen Obriſtburggrafen Franz Kolowrat-Liebſteinský, dem Gründer des böhmiſchen Muſeums, doch hat ſie neueſtens ihren alten Namen zurückerhalten.

Wir laſſen den Graben zur Linken und betreten den zum „Wenzelsplatz" umgetauften Roßmarkt. Wie nach modernen Begriffen der „Graben" die ſchönſte Straße, ſo iſt der „Roßmarkt" der ſchönſte Platz von Prag, den Einige, weil er faſt viermal ſo lang als breit iſt, gleichfalls nur als Straße, freilich von ausgedehnten Verhältniſſen gelten laſſen wollen. Wir ſehen ihn in ſeinem oberen Theile von zwei Doppelreihen von Laubbäumen durchſchnitten, die ihm bei Tage, ſowie die glänzende Gasbeleuchtung bei Nacht ein feſſelndes Anſehen verleihen. In der Mitte der oberen Hälfte des Platzes befand ſich früher auf erhöhtem Poſtament ein Reiterbild des heiligen Wenzel, vor welchem, dem erſten der Landespatrone zu Ehren, am Pfingſtmontag 1848 jene heilige Meſſe abgehalten wurde, die den Anſtoß zu dem blutigen Juni-Aufſtand gab; das Standbild iſt ſeither von ſeiner alten Stelle entfernt und auf dem Vyšehrad nächſt dem Propſteigebäude aufgeſtellt worden. Die Höhe des rieſigen Platzes nahm ehedem das „Roßthor" und nimmt jetzt das im Prachtſtil erbaute böhmiſche Landesmuſeum ein, deſſen Innenräume die reichen Sammlungen dieſes Inſtitutes füllen; in dem „Pantheon", dem ſchönen Hauptſaal des Gebäudes, fand unter den Auſpicien Seiner k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Karl Ludwig als Stellvertreter Seiner Majeſtät des Kaiſers am 18. Mai 1891 die feierliche Eröffnung der böhmiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte ſtatt.

Von der linksſeitigen Mitte des Wenzelsplatzes biegen wir in die „Heinrichsgaſſe" ein, deren Abſchluß der freiſtehende maſſive und hohe Glockenthurm der St. Heinrichskirche bildet. Dieſes alte Gebäude ſteht nach der anderen Seite hin in einem intereſſanten Gegenſatz zu dem eben erſt vollendeten Palaſte der böhmiſchen Hypothekenbank auf dem „Heuwagsplatz" und zu dem weiter liegenden „Stadtpark", der an die Stelle der früheren Baſteien und Stadtgräben getreten iſt. In der Heinrichsgaſſe und auf dem Heuwagsplatz, wie in allen Stadttheilen, die wir bisher durchſchritten, ſind die alten Häuſer in der Mehrzahl verſchwunden und verſchwinden von Jahr zu Jahr mehr; doch hat ſich in einem Winkel des Heuwagsplatzes noch jenes ältere Haus erhalten, das in ſeinem Giebelfeld drei ſprengende auf einander losſchießende Reiter in Hautrelief zeigt.

Was die Reize des ſchön angelegten, üppig gedeihenden und ſorgfältig gepflegten Stadtparkes zu erhöhen nicht vermag, iſt die unmittelbare Nähe des Bahnhofes der Franz Joſephs-Bahn, für den wohl eine andere Stelle auszumitteln wäre. Minder ſtörend iſt der Bahnhof der Staatsbahn, da dieſer mehr gegen die Stadt zu gelegen iſt. Der Seitenfront desſelben gegenüber befindet ſich jenes militäriſche Backhaus aus der Franzoſenzeit, deſſen früher gedacht worden.

Die zwischen dem Staatsbahnhof und dem Backhaus sich gegen die innere Stadt hinziehende „Hibernergasse“ zierten in meiner Jugendzeit eine Reihe von Palästen aus der Barockzeit: der Familien Ahsbahs, Nostitz-Rienek, Kinsky, Lobkowitz, Des Fours; die ersteren zwei stehen noch heute, zum Theil im Besitz und Gebrauch der k. k. Finanz-landesdirection; von dem größten und schönsten, dem Kinsky'schen, steht nur mehr ein Drittel, ein Anblick zum Erbarmen für jeden, der denselben in seinem früheren Bestande gekannt hat; er besaß einen Garten mit reichen Glashäusern, die wohl auch schon verschwunden sind. Aus dem Des Fours'schen einstöckigen Palais ist ein dreistöckiges Zinshaus geworden.

Die linke Ecke der Hibernergasse gegen die Heuwagsgasse bildet das „Hôtel de Saxe“, die rechte der Gasthof „Zum blauen Stern“, durch das vorspringende Privathaus „Zum eisernen Mann“ geschieden von dem ältesten der heutigen Prager Gasthöfe „Zum schwarzen Roß“, alle drei nicht mehr „schofel“ wie anno dazumal, sondern im modernen und eleganten Stil geordnet und eingerichtet.

Von dem Standpunkt, den wir jetzt einnehmen, haben wir neben dem ehemaligen „Königshof“, jetzt k. und k. Kadettenschule, den „Pulverthurm“ vor uns, in seiner überreichen gothischen Ausschmückung ein Werk des genialen unzunftmäßigen Architekten Rejsek von Proßnitz, aber von diesem in seiner Bekrönung nicht ausgeführt und später mit einem bloßen Nothdach versehen. Mit dieser schmucklosen Haube lebt er in der Erinnerung der älteren Generation der Prager, bis der Stadtrath den Beschluß faßte, dem Prachtbau Rejseks ein stilgerechtes Dach aufzusetzen, was Dombaumeister Joseph Mocker, aus Friedrich Schmidts Schule hervorgegangen, mit anerkennenswerthem Geschick ausführte.

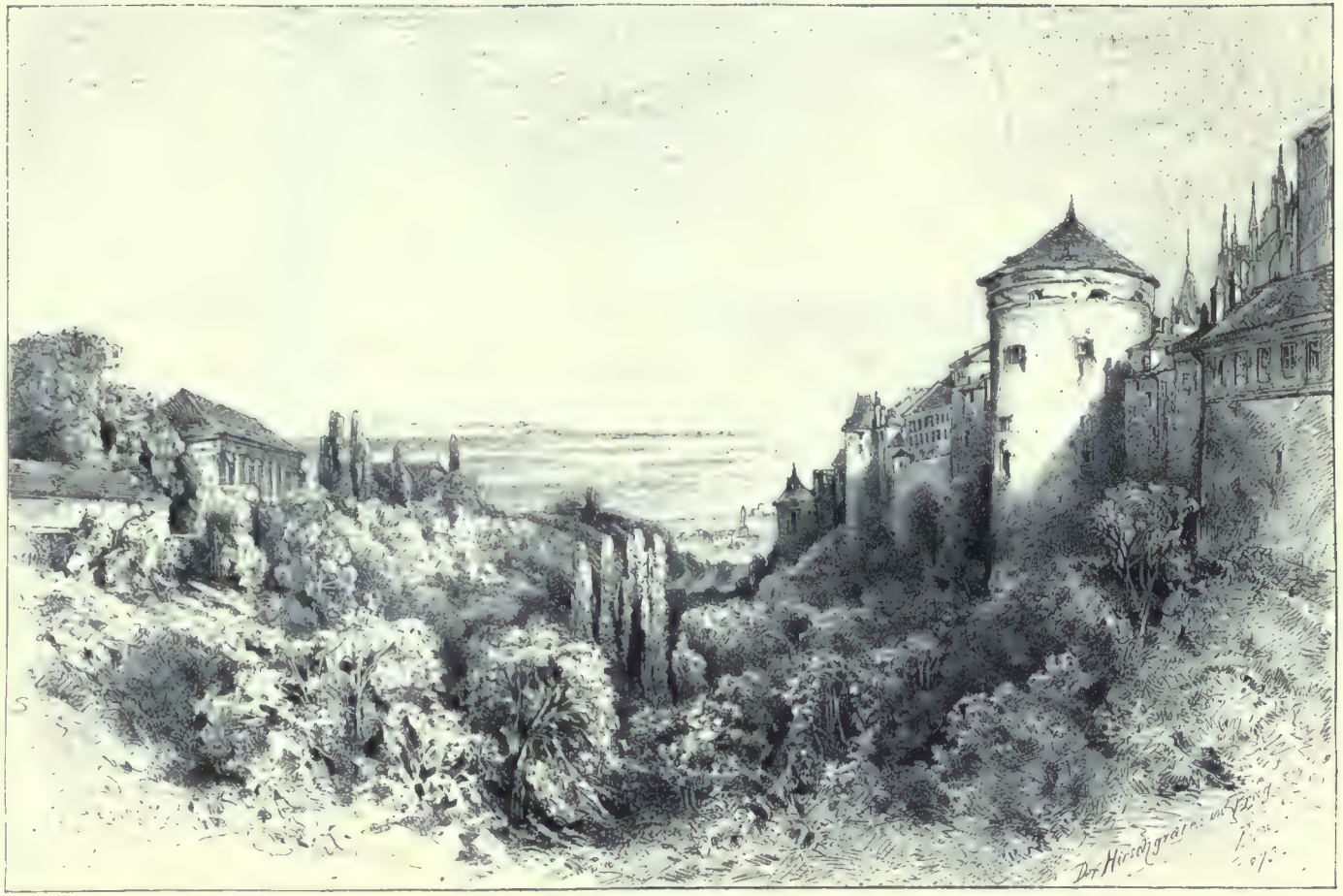
Durch den Pulverthurm gelangen wir nunmehr in die Altstadt Prag, und wenn wir in der unteren Neustadt ein überwiegend modernes Stadtbild vor uns hatten, so stellt sich uns in der Altstadt das Gegenstück vor Augen. Natürlich fehlt es auch hier nicht an Neubauten, allein sie sind in der entschiedenen Minderzahl und selbst von diesen suchen viele im Charakter sich dem älteren Stil anzupassen. In der Altstadt gibt es der Plätze und Straßen genug, wo man sich, ein oder das andere Stück abgerechnet oder hinzugedacht, um zwei bis drei Jahrhunderte zurückversetzt denken kann. So gleich der berühmte „Große Ring“. Er kann sich an Ausdehnung mit dem Roßmarkt nicht messen, auch ist von einer Regelmäßigkeit keine Spur, aber an malerischer Schönheit und historischem Interesse überragt er nicht blos alle anderen Plätze Prags, sondern die von ganz Böhmen. Das merkwürdige Rathhaus mit der Aufschrift ober dem Haupteingang: Praga caput regni und dem kunstvollen Uhrwerk an dem massiven Stadtthurm ist in seiner Ostseite in den Vierziger-Jahren ganz neu aufgeführt, in den anderen Theilen vor zwei Jahrzehnten hergestellt, doch sind hierbei sowohl von außen als im Innern die architektonisch werthvollen

Der Franziskanerplatz in Prag mit Renaissancebauten.

Räume und Bestandtheile erhalten worden. Wäre an den Umbau der Ostseite um dreißig oder vierzig Jahre später geschritten worden als es leider geschah, so wäre noch heute jener terrassenförmige Unterbau um den Stadtthurm zu sehen, der damals hat fallen müssen. Es scheint dabei ein besonderer Beweggrund mit im Spiele gewesen zu sein. Es

war dies nämlich jene Stelle, von welcher aus die Urheber und Hauptförderer hochverrätherischen Beginnens am 21. Juni 1621 das Gerüst bestiegen, auf welchem sie, vierundzwanzig an der Zahl, vor dem Freimann das Haupt auf den Block legen mußten, und an jenes entsetzliche Schauspiel sollte wohl die Nachwelt durch den Anblick des niedrigen Vorbaues nicht fortwährend erinnert werden. Sei dem nun wie ihm wolle, durch den Abbruch des letzteren hat der Platz einen seiner architektonischen Reize verloren. Gegenüber dem Rathhaus überragt die mächtige zweithürmige Stirnseite der Teynkirche einen uralten Vorbau, der unter allen Umständen erhalten bleiben sollte, weil er dem Platze und dem imposanten Gotteshause ein charakteristisches Gepräge aufdrückt. Zwischen der Teynkirche und dem Rathhaus, nicht gerade in der Mitte des Platzes, erhebt sich die schlanke Marienſäule, vor deren Heiligenbild mit angezündeter Lampe sich abendlich Gruppen von Andächtigen zu versammeln und fromme Lieder anzustimmen pflegen. Links vor dem Winkel, aus welchem das Nikolaigäßchen erst zur Altstädter St. Nikolauskirche — jetzt dem russischen Gottesdienst und den wenigen Bekennern desselben gewidmet — und dann weiter in die finstere enggassige regellose „Josephstadt" führt, befand sich ein prachtvoller Röhrkasten aus schönen, mit Figuren im Renaissancestil gezierten schwarz-rothen Marmorplatten zusammengestellt. Er wurde in den Fünfziger-Jahren aus den bei modernen Stadtvätern so beliebten „Verkehrsrücksichten" abgebrochen und wurden überdies, damit es Niemand in Hinkunft gelüste, das kunstvolle Werk wieder herzustellen, die einzelnen Marmortafeln in Stücke zerschlagen und verschleppt. Ein oder zwei der zertrümmerten Überbleibsel, die sich nach der Hand doch wieder aufgefunden haben, kann der Kunstfreund heute im Hofe des böhmischen Landesmuseums sehen.

Der zugemessene Raum gestattet uns nicht, uns in das Gewirre der kleineren Plätze, Gassen und Gäßchen der Altstadt zu verlieren; wir wiederholen nur, daß sie in ihrem städtischen Gepräge zumeist den alten Typus bewahrt haben, und daß sie überhaupt zum größten Theile noch heute so aussehen, wie sie vielen Generationen vor uns erschienen sind. Es sind da viele Durchgänge, krumm, eng und finster, auch Säcke und stille Winkel, und auf jeden zehnten Schritt fällt Dir eine theilweise bemalte Stirnwand, eine bekrönte Bedachung, ein Heiligenbild oder eine profane Sculptur ober dem Eingang, ein altes Hausschild oder hervorragendes Innungszeichen in das Auge, von dem Du, wenn Dir Sinn und Verständniß für derlei traute Dinge eigen sind, wünschen möchtest, sie mögen mindestens in getreuem Abbild erhalten und gesammelt werden, ehe sie einem früheren oder späteren Neubau zum Opfer fallen; manche dieser Gegenstände, namentlich alte Rahmenbilder, Sculpturen und Schnitzwerke, zierliche Gitter oder Embleme aus Schmiedeeisen könnten im städtischen Museum einen Ruheplatz finden.

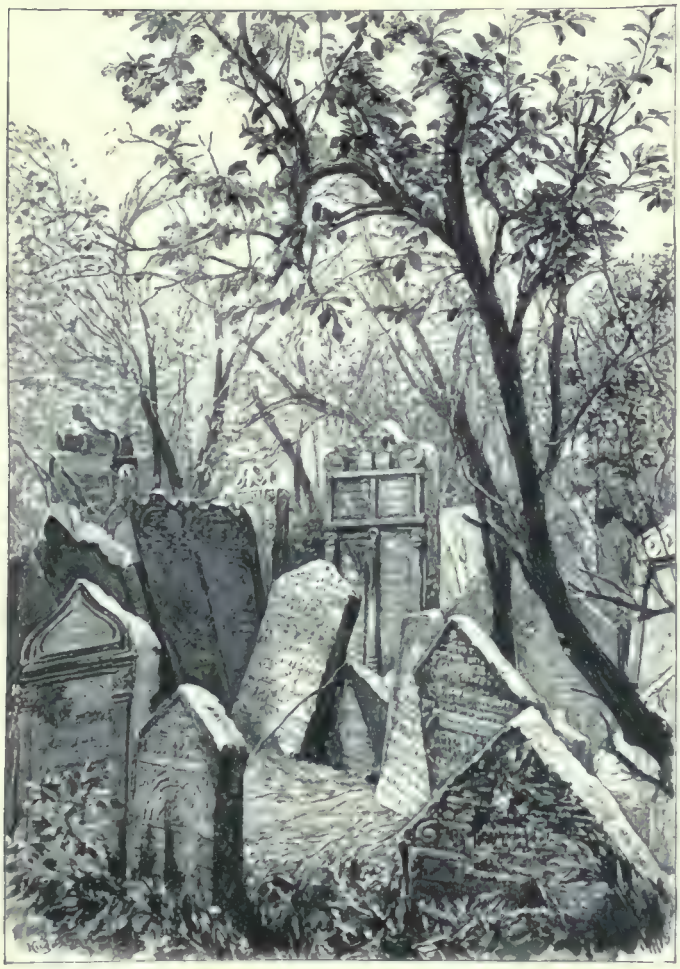


Der Hirschgraben in Prag.

Von dem „Großen Ring“ der Altstadt gelangen wir über den „Kleinen Ring“ in die „Kleine“ und dann in die „Große Jesuitengasse“, jetzt Karlsgasse, vor der Eröffnung der Kettenbrücke die Hauptader des Verkehrs zwischen der rechts- und der linksufrigen Stadt. An ihrem Ausgange befinden wir uns auf einem der kleinsten, aber durch seinen Ausblick über den Fluß auf die hier vom Hradschin, dort vom Strahov gekrönte Kleinseite, aber auch durch die charakteristische Mannigfaltigkeit seiner Bauten schönsten Plätze unserer Stadt: gegen Osten die Säulenvorhalle der Salvatorkirche und das Portal der ehemaligen großen und weiten Jesuitenveste, des Clementinum — Priesterseminar, Universitätsbibliothek, verschiedene Hörsäle und Sammlungen, fürsterzbischöfliche Buchdruckerei, Spiegel- und Wälsche-Kapelle, Salvator- und St. Clemenskirche; — gegen Norden die Kuppelkirche der Kreuzherren mit dem rothen Stern und das Standbild Karls IV. auf dem kleinen Gartenplatze nächst dem Flusse; gegen Westen der Altstädter Brückenthurm, eines der herrlichsten noch erhaltenen Denkmale gothischer Profan-Architektur; die Südseite schließen zwar außer dem Palais Colloredo nur Privatbauten ab, allein die offene Doppelwölbung zwischen diesen Häusergruppen eröffnet das belebte Bild des Altstädter Quai's, auf den wir beim Überschreiten der Kettenbrücke (Seite 194) von der oberen Seite blicken konnten. Abgesehen von diesen städtischen Reizen ist der Kreuzherrenplatz eine in der Geschichte Prags zweimal, allerdings in sehr verschiedenem Sinne berühmt gewordene Stätte: das erstemal 1648 bei der ruhmvollen, mehr als dreimonatlichen Vertheidigung der Alt- und Neustadt Prag gegen die Schweden, dann zwei Jahrhunderte später während des unheilvollen Juni-Aufstandes; der Name des tapferen Jesuiten P. Georg Plachý knüpft sich an die erste, der des ruhelosen Joseph Frič an die zweite dieser Begebenheiten.

Wohl das meistgenannte unter den vielen Wahrzeichen des „goldenen Prag“ ist die große Moldaubrücke, heute, wo sie so viele Concurrentinnen erhalten hat, meist Karlsbrücke genannt. Seit den Vierziger-Jahren, wo neben ihr die Kettenbrücke entstand, hieß sie im Gegensatz zu dieser die „steinerne Brücke“ und noch früher durch Jahrhunderte hinauf war sie dem Volke einfach die „Prager Brücke“ und als solche im ganzen Lande im Ansehen und hochberühmt. Sie hat im vorigen Jahrhundert unter Kaiser Joseph II. und dann jüngst grausame Schicksale erfahren. Es hat eine so außerordentliche Katastrophe und eine so unglückselige Verbarrikadirung durch Holz-, Floß- und Balkenwerk wie im Hochsommer 1890 dazugehört, um das großartige Baudenkmal in seinem ruhigen Bestande zu erschüttern, zwei seiner mächtigen Bogenwölbungen ganz, eine dritte zum Theil einstürzen zu machen, so daß ein Stück wie in der Luft schwebenden Mauerwerks vollends abgetragen werden mußte. Eine sorgfältige Prüfung ergab jedoch, daß der stehen gebliebene Bau vollkommen unerschüttert, nur hier und da minder wesentlicher Ausbesserung

und Nachhilfe bedürftig sei, so daß der Fortbestand des Ganzen, an welchem Kleinmuth in der ersten Zeit schreckenvoller Bestürzung zweifeln wollte, seither außer Frage ist. Die gewaltigen Schäden sind von geschickter Hand in staunenswerth kurzer Frist ausgeglichen worden und das Ganze steht in seiner früheren Gestalt theilweise verjüngt wieder da.



Aus dem alten Judenfriedhof in Prag.

Noch müssen wir, bevor wir von der Altstadt scheiden, auf eines der ältesten Prager Wahrzeichen aufmerksam machen. An der Außenseite des Schwibbogens, der die Flußseite des kleinen Platzes mit der Karlsstatue trägt, ist ein in Stein gehauenes altes bärtiges Männerantlitz zu schauen, „Bradáč" (Großbart) geheißen, ein Überbleibsel und Denkzeichen der ehemaligen Judithbrücke. Ein anderes Wahrzeichen ist nächst der Insel Kampa die merkwürdige „Rolandsäule", die vor einigen Jahren aus sehr schadhaftem Zustande stilgerecht hergestellt, theilweise ergänzt wurde. Auch sie galt früher einigen als Überbleibsel der Judithbrücke, ist aber gewiß jüngeren Datums und ein bekanntes Sinnbild der Stapelgerechtigkeit. Im Volke hatte der Ritter mit dem langen Schwert den Namen Brunsvik oder Brunslik und galt als Held der sonderbarsten Abenteuer.

Durch die Bogenwölbung zwischen den beiden linksufrigen Brückenthürmen — ein malerisches Bild! — betreten wir die Kleinseite, gelangen durch die Brückengasse auf den „Kleinseitner Ring", jetzt von der seine Mitte zierenden Statue „Radetzkyplatz"

genannt, und von diesem auf den „Wälschen Platz“[1] mit der St. Niklaskirche, dem schönsten und imposantesten Barock-Kirchenbau Prags. Die Kleinseite hat gleich der Altstadt zum weitaus größten Theile ihren geschichtlichen Charakter bewahrt. Namentlich gilt dies von der steilen Spornergasse mit den sculpturreichen Façaden des Thun'schen und des Morzin'schen Palastes und der Stirnseite der Cajetanerkirche. Von dem oberen Ende der Spornergasse blicken wir über den „Hohlen Weg“ hinüber nach dem zweithürmigen Strahov und machen dann, überragt von dem kühnen Prachtbau des alten Rosenberg'-, jetzt Schwarzenberg'schen Fideicommißhauses, einen Umbug auf die „Kleine Schloßstiege“, die uns zu einem der herrlichsten Aussichtspunkte bei der Maria-Einsiedelterrasse führt. Wir haben hier in einem Gesammtbilde das Häusermeer zu beiden Seiten des Flusses mit den hundert Stadt-, Brücken-, Kirchen- und Klosterthürmen, größeren und kleineren Kuppeldächern vor uns; es ist dies derselbe Ausblick, welcher der Gemalin des Winterkönigs, der schönen und stolzen Elisabeth von England, als sie zum erstenmal aus den Fenstern des königlichen Schlosses auf die hundertthürmige Stadt zu ihren Füßen herabsah, den Ausruf entlockte: „Ja, das ist eine wahrhafte Königsstadt!“

Von dem königlichen Schloß, dessen letzte Herstellung und Ausbau die große Kaiserin 1758, also unmittelbar nach der Verwüstung durch Friedrich II. von Preußen begonnen und 1775 beendet hat, vom St. Veitsdom und der St. Georgskirche, selbst von dem Alchymisten-, jetzt Goldenen Gäßchen, von der über den Hirschgraben führenden Staubbrücke, dem Kaisergarten und dem Lustschlosse Ferdinands I. war in unserem geschichtlichen Theil so viel und so oft die Rede, daß sie dem geneigten Leser bekannte Dinge sind; die Fülle des Schönen und Merkwürdigen, die jedes dieser prunkenden Gehäuse in seinem Innern birgt, kann hier nicht beschrieben werden, sie will gesehen sein! Und dasselbe gilt von den landschaftlichen Reizen, welche auf dieser Seite der alten Königsstadt der Villenort Bubenč, der ausgedehnte, sehr kunst- und geschmackvoll angelegte Baumgarten mit seinem alleenumkränzten (zur Zeit trocken gelegten) Teich und der reizenden Insel in dessen Mitte, sowie das Thal von Troja bieten. — —

Vier europäische Hauptstädte sind es, denen Alexander von Humboldt den Preis großartiger Schönheit zuerkannt hat. Davon sind Constantinopel, Lissabon und Neapel Seestädte und an dem Reiz ihres Anblicks hat das Meer den gleichen Antheil wie das Land; die vierte, Prag, ist eine Binnenstadt und als solche behauptet sie sowohl durch ihre unvergleichlich malerische Lage, als durch die Fülle geschichtlicher Erinnerungen und hervorragender Bauten sowohl kirchlichen als profanen Charakters den ersten Rang unter ihresgleichen. Was ihre Merkwürdigkeiten betrifft, so haben wir dieselben bei unserem

[1] Seit 1846 zu Ehren des hochverehrten und allbeliebten Erzherzogs-Landeschefs Stephansplatz.

Rundgang bei weitem nicht erschöpfen können; denn abseits von dem Wege, den wir durchschritten, ist des Beachtenswerthen noch so manches, das wir nicht einmal dem Namen nach erwähnen konnten. Ebenso ist es mit den Aussichtspunkten, von denen wir uns nur bei zweien, vom Vyšehradfelsen und von der Maria-Einsiedelterrasse, eine kurze Zeit aufgehalten haben. Es gibt aber deren eine ungezählte Menge; am rechten Ufer vom Žižkaberg, am linken von der Berglehne des Belvedere — nicht zu verwechseln mit dem Lustschloß gleichen Namens —, aus den Chotek'schen Anlagen, von dem eigentlichen Belvedere, vom Strahov, aus dem Seminargarten und von der Hasenburg (Nebozizek), von verschiedenen Stellen des Kinsky'schen Gartens, aus den Villen oberhalb Smichov und so fort.

Teich von Hostivitz bei Prag.

Zu diesen natürlichen Aussichtspunkten ist während der Jubiläumsausstellung 1891 ein künstlicher gekommen: der Eiffelthurm auf dem Laurenziberg. Man hat es den Unternehmern verargt, daß sie dadurch dem nahen St. Veitsdom einen Rivalen zu schaffen sich unterfangen. Doch das ist Nebensache; größeres Gewicht ist wohl darauf zu legen, daß durch dieses, zumal mit einer Restauration versehene moderne Kunststück die fromme Stille und Idylle eines Platzes zerstört wurde, welchem das St. Laurenzkirchlein und ein „heiliges Grab", Nachbildung jenes zu Jerusalem, als Endpunkt des Kalvarienganges eine eigene Weihe verliehen. Die Bilder der vierzehn Stationssäulen, gegen Witterungsschäden durch sorgfältigen Verschluß gesichert, sind nach Cartons von Führich gemalt, die ganze Anlage rührt vom Grafen Karl Chotek her, jenem Oberstburggrafen, welchem Böhmen und ganz besonders Prag noch viel Anderes zu danken und dem es dafür das Prädicat des „Unvergeßlichen" verliehen hat.

Allein der Eiffelthurm ſteht einmal da, und es iſt in hohem Grade werth, ihn zu beſteigen, nicht blos weil man von ihm aus nach der einen Seite die Stadt und das Weichgebilde von Prag in deſſen ganzer Ausdehnung, nach der anderen den ſchlachtberühmten Weißen Berg mit dem St. Margarethkloſter und etwas weiter Hoſtivitz mit ſeinem melancholiſch idylliſchen Teiche zu Füßen hat, ſondern weil man von dieſem höchſten Standpunkte Prags weit ins Land hinaus blickt, den Říp (Georgsberg) bei Raudnitz, die beiden Böſige bei Weißwaſſer, die Höhen des Mittelgebirges gewahrt, ja nordoſtwärts an heiteren Tagen einige Spitzen des Rieſengebirges ausnimmt, alſo bis an die Landesgrenze ſieht.

Rolands-(Brunsvik-)Säule.

Kalkfelsen von Zuslawitz im Wolynkathal mit Spaltenhöhlen.

Zur Vorgeschichte Böhmens.

Die mit der Vorgeschichte innig verbundene prähistorische Archäologie wurde im Königreich Böhmen schon im vorigen Jahrhundert gepflegt, so durch K. J. Ritter von Bienenberg und J. Dobrowský; diesen folgten im jetzigen Jahrhundert M. Kalina von Jaethenstein, P. Krolmus und der Vater der böhmischen Alterthumskunde und hervorragende Gelehrte J. E. Wocel. In der letzten Zeit mehrten sich die Freunde und Pfleger der prähistorischen Forschung, deren Zahl hier anzuführen uns zu weit führen würde; es seien nur die durch ihre Schriften bekanntesten genannt: Dr. Berger, Kl. Čermák, Dr. Födisch, Dr. Frič, Fr. Heger, J. Hráše, Br. Jelinek, J. Kuśta, Dr. Laube, M. Lüszner, Dr. Matiegka, Dr. Niederle, W. Osborne, Dr. Pič, J. Richlý, Č. Ryzner, J. Smolík, L. Schneider u. s. w. und neben diesen der Verfasser dieser Zeilen. Durch die in den Vierziger Jahren erfolgte Gründung einer „archäologischen Section" bei dem königlich böhmischen Landesmuseum, das in erfreulichem Aufschwunge begriffen ist, gewann die prähistorische Forschung nicht weniger als die Sammlung prähistorischer Funde an wünschenswerther Concentration. Auch die zahlreichen Stadt- und Bezirksmuseen des Landes wetteifern im edlen Streben. Die einschlägige Literatur, welche diesen Zeilen zu Grunde gelegt wurde, ist bei dieser vielseitigen Bethätigung eine sehr reiche und gewinnt namentlich in jüngster Zeit an Umfang und fachlicher Intensität.

Wie in Mitteleuropa überhaupt, beginnt die Vorgeſchichte auch in Böhmen mit der diluvialen Epoche, dem vorletzten großen Zeitabſchnitt der geologiſchen Entwicklung der Erdkugel, an welchen ſich die noch immer nicht unbedeutenden terreſtriſchen Änderungen der Jetztzeit oder der alluvialen Epoche anſchließen. Wir wollen daher die Vorgeſchichte dieſes Landes an der Hand der heute üblichen Eintheilung der Urgeſchichte des Menſchen in die paläolithiſche, neolithiſche und Metallzeit verfolgen.

Paläolithiſche Zeit.

Die diluvialen Gebilde der Erdrinde, Sand, Schotter, Lehm und Löß, welche Spuren der Exiſtenz des Menſchen zu enthalten pflegen, ſind in Böhmen ziemlich verbreitet; neben dieſen kommen noch eluviale Bildungen, beſonders in Südböhmen vor. Höhlen, welche dem diluvialen Menſchen ſo vielfach als Zufluchtsſtätten dienten und häufig neben Thierknochen auch aus Stein und aus Knochen zugeſchlagene Werkzeuge und Waffen enthalten, kommen in Böhmen nur in ſiluriſchen und devoniſchen Kalkfelſen vor, ſo zwiſchen Beraun und Prag, ferner in den dem Gneiß eingelagerten Urkalken. Größere Dimenſionen erreichen jedoch dieſe Höhlen nicht; es ſind meiſt Spalten, die durch nagende Tagwäſſer erweitert wurden. Zwei ſolche Spalten im Urkalk bei Zuslawitz (Sudslavice), im Thal der Wolynka, nordöſtlich von Winterberg gelegen, enthielten Tauſende von Knochen diluvialer Thiere nebſt primitiven Artefacten und Schädelreſten des Menſchen. Der bunte Inhalt dieſer Höhlen iſt geeignet, ein lehrreiches Bild der klimatiſchen Verhältniſſe, des reichen Thierlebens und des primitiven Zuſtandes des Menſchen jener weit entlegenen Zeit zu liefern.

Die eine dieſer Spaltenhöhlen barg im Lehm Reſte arktiſcher und ſubarktiſcher Thiere, die erſteren als Repräſentanten einer Glacial-, die letzteren als ſolche einer Steppenfauna. Als gegen Ende der Eiszeit die höchſten Berge der Gegend, der Arber (Javor) 1469 Meter, Rachel (Roklan) 1449 Meter und der Kubani (Boubín) 1369 Meter, noch mit Eis und Schnee bedeckt waren und die untere Schneegrenze etwa bis zur Seehöhe von Winterberg (673 Meter) gereicht haben mochte, war von dem ſaftigen Grün des Böhmerwaldes noch keine Spur vorhanden, denn auch die vorgelegene, vom Schnee frei gewordene Hügellandſchaft konnte nur einen ſteppenartigen Charakter beſitzen. Einzelne Steppenpflanzen dieſer Zeit haben ſich bis auf den heutigen Tag im Lande erhalten. An den Eis- und Schneeränden trieben ſich, gleich wie heute noch in den Tundren des hohen Nordens zahlreiche Vertreter der Glacialfauna herum, ſo die Halsbandlemminge, Schneehaſen, ſibiriſche Wühlmäuſe, Schneemäuſe und Schneehühner, verfolgt von ſibiriſchen Eisfüchſen, vom Hermelin und von Schnee-Eulen. Die vorgelegene Landſchaft bevölkerten dagegen Vertreter der Steppenfauna, kleine Steppenpferde, Springmäuſe, Erdmäuſe,

Wühlmäuse, nordiſche Zeiſel und Pfeifhaſen, in dem Gebüſch trieben ſich Droſſeln und andere Sänger herum, auf dem Waſſer ſchwammen Gänſe und Enten — alle dieſe Thiere verfolgt von einem kleinen Hund, vom gemeinen Fuchs, von einem kleinen Steppenfuchs, vom Iltis, vom Wieſel, von Adlern, Falken und Raben. Sicherlich unternahmen Räuber der Schneeregion auch Ausflüge in die vorgelegene Landſchaft und umgekehrt, um Beute zu holen und dieſe in den geſchützten Spalten und Höhlen des Kalkfelſens von Zuslawitz zu verzehren. Vom Fraße der vierfüßigen Räuber blieben die Knochen am Boden der Höhle zurück und von den Felswänden fiel das Gewölle der Eulen mit den unverdauten Reſten kleiner Beutethiere herab. Auf dieſe Weiſe wuchs das am Grunde der Höhle im Laufe langer Zeiten angeſammelte Knochenmateriale an.

Ein anderes ebenſo farbenreiches Bild bieten die Reſte der zweiten, höher gelegenen Spalte mit den Knochen der jüngeren diluvialen Weide- und Waldfauna. Der ewige Schnee iſt von den Höhen verſchwunden, mit ihm auch die arktiſchen Thiere, denen bald die ſubarktiſchen Steppenthiere nordoſtwärts folgten. In der vorgelegenen Landſchaft gewann zunächſt die Gras- und Strauchvegetation die Oberhand, es entſtanden kleinere Waldbeſtände. Dieſe Veränderungen waren der früheren Thierwelt weniger zuſagend, dafür um ſo geeigneter für die Ausbreitung großer Pflanzenfreſſer der Weidefauna, die auch alsbald bis in das Wolynkathal vordrangen; mit ihnen erſchien auch der Menſch. Woher dieſer kam, das wiſſen wir nicht. Nachdem ſich ſpäter die Waldbeſtände zu dichten, vorherrſchend aus Laubholz beſtehenden Wäldern geſchloſſen, verließen auch die großen Dickhäuter die Gegend und eine echte Waldfauna bevölkerte die Waldungen. Als Vertreter der Weidefauna erſcheinen hier beſonders: das Mammuth, das Rhinoceros, große Rinder, Rieſenhirſche und ein großes Pferd; als Vertreter der diluvialen Waldfauna kamen der Biſon, der Hirſch, das Elen, das Schwein, das Eichhörnchen, der Siebenſchläfer, der Gartenſchläfer, die Waldſpitzmaus und andere Waldthiere; mit ihnen erſchienen auch ihre Verfolger, darunter mehrere Katzenarten mit dem Löwen an der Spitze, Landbären, wilde Hunde und Marder. Die Reſte dieſer Thiere ſind hier nur theilweiſe durch die Räuber zuſammengeſchleppt worden, großentheils ſchleppte ſie der Menſch herbei, denn die meiſten Knochen ſind von ſeiner Hand zerſchlagen. Der Menſch jagte hier auch das Renthier.

Die mit Nashornreſten vorgefundenen Schädelfragmente des Menſchen ſtammen von einem normal gebauten kleinen Schädel mit ſchwach gewölbten Scheitelbeinen und ſehr kräftigem Gebiß; es iſt ein Langſchädel, der ſich dem Mittelſchädel nähert. Dieſer wilde Menſch beſaß zugeſchlagene Feuerſteinwerkzeuge und bearbeitete auch den Quarzit und quarzreichen Calcit zu axt-, lanzen-, pfriemen- und meſſerähnlichen Artefacten; zu ähnlichen Werkzeugen und beſonders zu pfeil-, lanzen- und dolchförmigen Waffen benützte er

auch die zerschlagenen Knochen des Renthiers und des Pferdes; die Schneidezähne des letzteren im Verein mit kleineren Knochenfragmenten anderer Thiere benützte er zur Zier. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er das Renthier bereits gehegt und bewacht hat, wobei ihm ein Hund, der an den Schäferhund mahnt, behilflich gewesen sein mag. Interessante Feuersteinwerkzeuge und bearbeitete Renthier- und Rhinocerosknochen fand man im Lehm von Lubna bei Rakonitz (Rakovník); die Spuren seiner Existenz sind ferner zu verfolgen in den diluvialen Lehmen von Panenská und Podbaba bei Prag, in den Höhlen bei Jinonitz, bei Beraun, in den Prachover Felsen bei Jičin, in den Lehmen bei Aussig, Türmitz und einigen anderen noch nicht zweifellos sichergestellten Orten. Der vielbesprochene Brüxer Schädel gehört, sowie wahrscheinlich auch noch einige andere Schädelfunde, einer jüngeren Zeit an. Es hat allen Anschein, daß dieser Mensch gegen das Ende der Diluvialzeit über die meisten Flußthäler nicht nur Böhmens, sondern Mitteleuropa's überhaupt verbreitet war.

Mit dem Aussterben des Löwen und einiger anderen größeren Katzenarten in unseren Gegenden kann man die Diluvialepoche oder die paläolithische Zeit als abgeschlossen betrachten. Ob auch der diluviale Mensch, wie einige Thiere seiner Zeit, von unseren Breitegraden verschwunden und an seine Stelle ein anderer, in der Cultur mehr vorgeschrittener Mensch getreten ist, kann man heute ebensowenig entscheiden, als es sich sagen läßt, wohin der erstere verschwunden und woher etwa der letztere gekommen sein sollte und wo dieser die zugeschlagenen Steinartefacten zuzuschleifen gelernt haben mochte, in deren Besitz wir ihn in dem nächstfolgenden Zeitabschnitt, am Beginn der alluvialen Zeitepoche antreffen.

Neolithische Zeit.

Während dieses Zeitabschnittes begegnen wir dem Menschen in Nord- und Mittelböhmen so häufig, daß uns gegen Ende dieser Periode, besonders an der Biela, Eger, Elbe, Beraun, an der unteren Moldau und in der Umgebung Prags eine ziemlich dichte Bevölkerung entgegentritt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle alle jene Orte des Landes anführen, an denen der Mensch dieser Zeit seine Steinartefacte, die Reste seiner Wohnhütten, seine Küchenabfälle und die Knochen seines Skelettes zurückgelassen hat.

Die aus Stein und Knochen *zugeschliffenen* Artefacte entsprachen ihrem Zweck jedenfalls besser als die blos zugeschlagenen Werkzeuge des Diluvialmenschen. Schon der letztere machte an den zugeschlagenen Knochenwerkzeugen die Erfahrung, daß sich dieselben durch den Gebrauch abwetzen, glatt werden und so ihrem Zweck besser entsprechen, wie dies die an das Ende der Diluvialzeit reichenden Funde geglätteter Knochenwerkzeuge aus der Gudenushöhle in Niederösterreich und aus Předmost in Mähren bezeugen.

Infolge der hierdurch gewonnenen Erfahrungen und Fertigkeiten dürfte er ſich dann an das Zuſchärfen und Zuſchleifen der härteren Steinartefacte gemacht haben, und mit dieſer Fertigkeit verſehen, tritt er uns in der neolithiſchen Zeit entgegen. Bei Betrachtung der ſo zahlreichen, zugeſchliffenen Steinwerkzeuge und Steinwaffen im Landesmuſeum zu Prag, in den Muſeen einzelner Städte, ſowie der im Privatbeſitz befindlichen Funde dieſes Landes fallen zunächſt ſolche Äxte, Beile und Meißel auf, welche blos an der Schneide zugeſchliffen ſind; an dieſe reihen ſich ganz zugeſchliffene einfache Formen, dann

Steinzeit: Knochen-, Steinwerkzeuge und Thongefäße.

die mit einem Bohrloch verſehenen und ſchließlich zierlich ausgebogene und geſchweifte Formen. Dieſelben kommen einzeln vor, aber auch vereint an ſolchen Fundorten, welche die ganze neolithiſche Zeit hindurch beſiedelt waren, beiſpielsweiſe am Rivnáč an der Moldau. Hier kommen aus Feuerſtein zugeſchlagene, mitunter an die paläolithiſche Zeit mahnende Meſſer und Spähne, Pfeil- und Lanzenſpitzen vor, ferner aus dieſem Geſtein und aus Amphibolith zugeſchliffene Meißel, Äxte und Steinbeile verſchiedener Größe; bei der großen Menge derſelben fand man nur ſechs durchbohrte Steingeräthe vor. Zugeſchliffene einfache Formen ſind aus den Stationen Bzí, Lopata, Neu-Bydžov,

Solopisky u. ſ. w., einfache durchbohrte Formen aus den Stationen Maslovitz (Bezirk Karolinenthal), Bukovina (bei Jičin), Šárka, Welwarn, Krp, Štáhlavec u. ſ. w. bekannt. Seltener treten vollendetere, geſchweifte und durchbohrte Formen auf, welche entweder einfach ſeitlich geſchweift oder mit prismatiſchen Schlifflächen verſehen ſind, ſo in Kožov (Bezirk Laun), Loboſitz (Lovoſice), Welwarn, unter dem Říp, in Hořetitz, Koſtomlaty (bei Raudnitz), Brüx (Moſt), Přemyšlení (Bezirk Karolinenthal) u. ſ. w. Dieſen reihen ſich durchbohrte Kugeln an, ſo von Loboſitz, Hrobſchitz (Hrobčice), Říp, Nebušitz (Bezirk Smichov) u. ſ. w. Zu dieſer letzten Gruppe und in dieſelbe Zeit fallen ohne Zweifel jene nicht durchbohrten Steinbeile, welche behufs der Befeſtigung an einen Stiel in ihrer Mitte eine quere breite Einſchnürung zeigen, wie ſolche vorzüglich aus Amerika bekannt ſind, ſo die Beile aus Jinonitz (Bezirk Smichov), Kácov und Litovitz (Bezirk Unhošt), Hloubětin und Slavětín. Die hier und da in Gräbern der Metallzeit vorgefundenen vereinzelten Steinwerkzeuge ſind mit großer Vorſicht zu verzeichnen, da es ſich bei ſorgfältiger Unterſuchung ſolcher Gräber gezeigt hat, daß ſich dieſelben auf einer früheren neolithiſchen Anſiedlung vorfinden und daß mit der ausgegrabenen Erde auch zufällig in derſelben befindliche Steinartefacte ſeinerzeit mit in das Grab der Metallzeit gelangten.

Während der paläolithiſche Menſch vorzugsweiſe die Knochen und Geweihe des Renthiers zu verſchiedenen Artefacten benützte, verwerthete der neolithiſche Menſch in analoger Weiſe mit Vorliebe die Knochen und Geweihe des Hirſches, wohl aber auch die Knochen anderer Thiere zu dieſem Zweck; es kommen an den meiſten Stationen einfache Nadeln, Pfriemen, Ahle, Meißel, Pfeilſpitzen, Dolche, Hämmer, Handgriffe und Schlittknochen vor. Am Řivnáč finden wir auch in dieſer Beziehung ein Fortſchreiten von den einfacheren blos zugeſpitzten Formen, wie ſolche am Hradiště von Schlan (Slaný) vorzugsweiſe auftreten, zu den gekerbten, verzierten und durchbohrten Formen, ferner kommen hier auch zur Zier dienende durchbohrte Zähne des Hundes, des Bären und des Rindes vor.

Die Thongefäße, denen wir erſt in dieſem Zeitabſchnitt begegnen, ſind gewöhnlich aus ſchlecht geſchlemmtem Lehm ohne Zuſatz von Graphit oder Kohle aus freier Hand geformt, gar nicht oder ſchlecht gebrannt und variiren zwiſchen der einfachen Blumentopfform bis zu der mit Höckern und Buckeln, ſowie mit Henkeln verſehenen bauchigen Form mit auswärtsgebogenem Rande; die flachen Schüſſeln beſitzen entweder einen ebenen oder einen runden Boden (Deckeln). Die für dieſe Zeit Böhmens charakteriſtiſche Verzierung beſteht aus eingeſtochenen Punkten und Strichen. Die einfachen oder von Punkten begleiteten Striche laufen entweder um das Gefäß herum oder von oben herab, oder ſie ſind zu dreieckigen Feldern, mitunter zum Zickzack oder zum Fiſchgräthenornament vereinigt. Mit Kreide ausgefüllte Verzierungen kommen ebenſo vor, wie

ſiebartig durchbohrte Gefäße. Die Thonwirtel ſind entweder flach oder doppeltkegelförmig, mitunter radial verziert.

Die Anſiedlungen dieſer Zeit ſind beſonders über Nord- und Mittelböhmen verbreitet; in Südböhmen ſind bisher nur einige vereinzelte Steinwerkzeuge gefunden worden, und dieſe gehen über den 49. Breitengrad nicht hinaus. Es ſcheint alſo, daß Südböhmen in neolithiſcher Zeit nicht oder nur ſchwach beſiedelt war. In den übrigen Theilen des Landes ſind es beſonders Anhöhen, an denen wir derartige Beſiedlungen antreffen, ſo in den Stationen Bzí, Lopata, Řivnáč, Quaderberg (bei Tetſchen), Schlaner Berg u. ſ. w., ſpäter mehren ſich dieſelben in der Ebene und erreichen in manchen Gegenden eine bedeutende Zahl. Sie enthalten oft neben Artefacten eine große Menge zerſchlagener Knochen, ſo bei Bydžov, Liben, Velis, Jičin, Podbaba, u. ſ. w. Ihr Inventar bietet große Analogien mit dem der neolithiſchen Pfahlbauten der Schweiz und Oberöſterreichs, von denen in Böhmen nur Spuren in einem Torflager bei Franzensbad gefunden wurden.

Die älteſten Anſiedlungen dieſer ackerbautreibenden Bevölkerung, welche ſich auch vom Fleiſche zahmer und wilder Thiere nährte, ſcheinen jene zu ſein, die ſich auf ſchwer zugänglichen Felſen befinden, wie beiſpielsweiſe Lopata und Bzí; ſpäter begegnen wir zahlreichen Wohngruben in der Ebene, die anfangs nur mit einem Stroh- oder Reiſigdach bedeckt geweſen ſein dürften, aber mit einer aus Reiſig geflochtenen oder aus Pfählen beſtehenden Wand umgeben wurden; letztere war mit Lehm, dem oft Spreu beigemengt wurde, beworfen. Eine ſolche Hütte enthielt in der Mitte den Feuerherd, ringsherum an der Wand mag das aus Moos, Stroh und Thierhäuten beſtehende Lager geweſen ſein. Als Beiſpiel einer ſolchen Anſiedlung dient Krp bei Řepín (Bezirk Melnik). Auf einem beiläufig 4·6 Hektar umfaſſenden Felde ſind bei der genannten Meierei an dreißig mit ſchwarzer aſchiger Erde und verſchiedenen Reſten gefüllte Wohngruben conſtatirt worden, ihre factiſche Zahl mag an vierzig betragen haben. Dieſelben beſaßen einen verſchiedenen Durchmeſſer, waren 5 Meter und darüber von einander entfernt, unregelmäßig vertheilt und enthielten ganze und zerbrochene Steinwerkzeuge, Gefäßſcherben, Knochenfragmente und halb angebrannte Wandbewurfſtücke, ſelten auch Menſchenknochen, von denen einige mit dem Steinmeſſer ſtark beſchnitten waren. Am nördlichen Umfang der Anſiedlung befand ſich ein dunkler, bei 5 Meter breiter Ring von 58 Meter Durchmeſſer; derſelbe hatte innen keine Culturſchicht und mochte zu gemeinſchaftlichen, vielleicht zu Cultuszwecken gedient haben. Derlei Gruppen von Wohngruben, die mitunter mit einfachen Abfallgruben oder ſogar mit Leichengräbern verwechſelt werden, ſind im Lande nicht ſelten, öfters ſtehen auf ihnen neue Anſiedlungen; die meiſten ſcheinen durch Brand vernichtet und dann verlaſſen worden zu ſein.

Von der Fauna dieſer Zeit intereſſiren uns zunächſt die Hausthiere, deren Zähmung allem Anſchein nach ſchon der diluviale Menſch begann. In den älteſten Stationen dieſes Zeitabſchnittes erſcheint zunächſt als Hausrind die Primigeniusrace, welche durch Zähmung des Urſtiers (Bos primigenius) entſtand, nebſt der kleinen Brachycerosrace (Bos brachyceros); zu dieſen geſellt ſich ſpäter eine durch Kreuzung der beiden entſtandene Mittelrace (Bos taurus). Übrigens überwiegen unter den Knochenreſten dieſer Periode anfangs noch die der wilden Waldthiere. Für die mittlere Zeit derſelben diene als Beiſpiel das Verzeichniß der auf dem Hradiště bei Kuttenberg vorgekommenen Thiere. Von wilden Thieren waren hier vertreten: der Fuchs, der Baum- und Steinmarder, der Dachs, der braune Bär, der Feldhaſe, der Biber, der Hirſch, das Reh, der Ur und das Wildſchwein; von Hausthieren: die Primigeniusrace, die Brachycerosrace, eine Miſchrace des Rindes, das Schaf, die Ziege(?), das Torfſchwein, ein großes und ein kleines Pferd, ein großer Jagdhund und der Torfhund. Von anderen Fundarten des Landes wäre dieſe Liſte noch zu ergänzen durch den Aſchenhund und das Haushuhn. Unter den 21 Thierformen dieſes Verzeichniſſes befinden ſich elf wilde und zehn gezähmte Thiere. Der Menſch jagte mit Hilfe der genannten Hunde den Urochſen, den Hirſch, das Reh, das Wildſchwein und die anderen kleineren Thiere, erſtere des Fleiſches und der Haut, letztere nur der Haut wegen, wie dies Einſchnitte an der Schnauze eines Marderſchädels beweiſen; er nährte ſich aber auch vom Fleiſche der Hausthiere. In der Bearbeitung des Hirſchhorns, der Knochen und der Hauer des Schweines war er ebenſo ein Meiſter, wie am Schluß dieſer Periode in der Bearbeitung des Steins.

Der Menſch von Krp war groß, mit einem dem Kurzſchädel ſich nähernden Mittelſchädel, perſiſtenter Stirnbeinnaht und zweiſchneidigen Schienbeinen; das Cranium eines Langſchädels hatte dicke Schädelwände, dicke Augenbrauenbogen und näherte ſich dem Brüxer Schädel. Die beſchnittenen Extremitätenknochen dürften einem Feinde angehören und mochten abergläubiſchen Zwecken gedient haben. In Ploſcha (Blažim) hatte der neolithiſche Menſch einen an Langſchädel grenzenden Mittelſchädel, einen mit ſtark entwickelter Hinterleiſte verſehenen Oberſchenkel und ſeitlich flache Schienbeine; auch hier kam ein an den Brüxer Schädel mahnendes Cranium vor. In Přemyšlení war ein Schädel ein Mittelſchädel, die vier anderen waren, ſowie die meiſten Schädel dieſer Zeit Langſchädel.

Metallzeit.

Daß eine ſo ausgebreitete und ziemlich dichte, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung, wie wir ſie gegen Ende der neolithiſchen Zeit in Böhmen vorfinden, mit dem Auftreten der Metalle: des Kupfers, der Bronze und des Eiſens, alſo für die Herſtellung von Waffen und Werkzeugen geeigneterer Materialien, nicht plötzlich verſchwinden

konnte, um neuen, mit Metallwaffen versehenen Ansiedlern Platz zu machen, von denen man nicht weiß, woher sie gekommen, scheint selbstverständlich zu sein. Wenn wir von den nur vereinzelten Funden von Kupferartefacten, die gewiß zu den ältesten Metallobjecten gehören, so beispielsweise jene von Vinařitz (Bezirk Laun), von Hradiště bei Kuttenberg und von der Šárka, auch aus dem Grunde ganz absehen, weil im Lande auch Kupferobjecte vorkommen, die einer bedeutend späteren Zeit angehören, so geht aus den so zahlreichen Funden des Landes an Metallartefacten zur Evidenz hervor, daß die alten Bronzen zunächst auf Handelswegen zu der besagten neolithischen Bevölkerung gelangten. Wir begegnen nämlich mitten unter den neolithischen Ansiedlungen zahlreichen Massen- oder Depotfunden, aus deren Inhalt deutlich hervorgeht, daß ein Händler die verschiedenartigsten Bronze-Artefacte behufs ihres Absatzes mit sich führte, daß er auch alte unbrauchbar gewordene Metallobjecte eintauschte, Bronzekuchen und Gußformen mit sich führte, um an Ort und Stelle begehrte Objecte fertig zu machen. Davon geben Zeugniß die Massenfunde von Krendorf (Křtěno an der Eger), Rymáň, Maškovitz und Sobenitz (Soběnic) nordöstlich von Leitmeritz und andere. Auch die Erfahrung, daß sich in der obersten Culturschicht der meisten neolithischen Ansiedlungen auf den Hradiště vereinzelte Bronze-Objecte vorfinden, spricht für die oben ausgesprochene Ansicht. Daß jedoch bald darauf Bronze-Objecte im Lande selbst verfertigt wurden, dafür sprechen nicht nur der Depotfund von Rydeč und andere ähnliche Funde, sondern insbesondere die vielen Funde von Gußformen, so in Zvoleňoves, Hostomitz, Vokovitz, Lobositz, sowie die Rohgußfunde von Plešivec, Unter-Groschum (Chrašťany bei Netolitz) und andere. Auch Südböhmen war in diesem Zeitabschnitt bereits, mitunter sehr dicht, bevölkert. Viele der alten neolithischen Ansiedlungen wurden in dieser Zeit mit Wällen und Gräben umgeben; es sind dies die ältesten Hradiště oder Wallburgen.

Die Wohnstätten weisen insoferne einen Fortschritt auf, als die dreiseitigen Lehmprismen (Wandbewurfstücke), wie solche beispielsweise am Hrádek bei Časlau, bei Bydžov, am Hradiště der Šárka und in Stradonitz an der Beraun vorkommen, darthun, daß aus Rundstämmen gebildete Wände mit Lehm beworfen und von außen geebnet wurden. Funde, welche einen Schluß auf die Bekleidung erlauben, sind trotz der Reichhaltigkeit der übrigen sehr selten und nur einem Zufall verdankt man hier und da die Erhaltung zarterer organischer Stoffe. Daß Schaffelle und Schafleder zur Bekleidung dienten, beweisen die Reste eines Gewandes aus einem mit Bronzebuckeln und Bronzeröhrchen besetzten Schafleder in den Grabhügeln von Plaben (Plavo) bei Budweis, ferner Lederreste in den Grabhügeln des Skleněný Vrch bei Stralhostitz (Střelhostice) unweit Horažďovitz. Grobes schwarzes Wollgeflecht kam in den Urnen am Schulzenhügel bei Marischau (Marišov) vor; der in einer Urne bei Smiritz gefundene Rest eines groben

rothen Geflechtes dürfte auch aus Wolle verfertigt gewesen sein. Daß die Leinwand nicht fehlte, beweisen Abdrücke auf Bronze-Objecten von Elbeteinitz und auf der äußeren Bodenfläche anderwärts gefundener Urnen. Auf Skeletten der späteren Metallzeit fand man in den Reihengräbern von Libšitz bei Roztok an der Moldau auch feinere, kostbare, mit Silberfäden durchflochtene Gewebe. Auch zierliche Ledergürtel waren im Gebrauch; der Gürtel aus den Grabhügeln von Deutsch-Brod war mit Bronzenieten verziert, jener aus den Grabhügeln von Milawče bestand aus Lederstücken, die mit Lederriemchen und Bronzedraht durchflochten waren. Die zahlreichen Spinnwirtel und Webegewichte, sowie dreierlei Arbeitsnadeln, wie solche im Massenfund von Plavnitz bei Budweis, gleich jenen vom Mißkogel (Leskoun) in Mähren, aus niederösterreichischen Gräbern und von Cypern vorkamen, sprechen nicht nur für eine große Verbreitung des Spinnens und Webens, sondern auch für eine mannigfache Fertigkeit im Flechten. Der letztere Fund weist überdies auf eine Verbindung mit dem Osten.

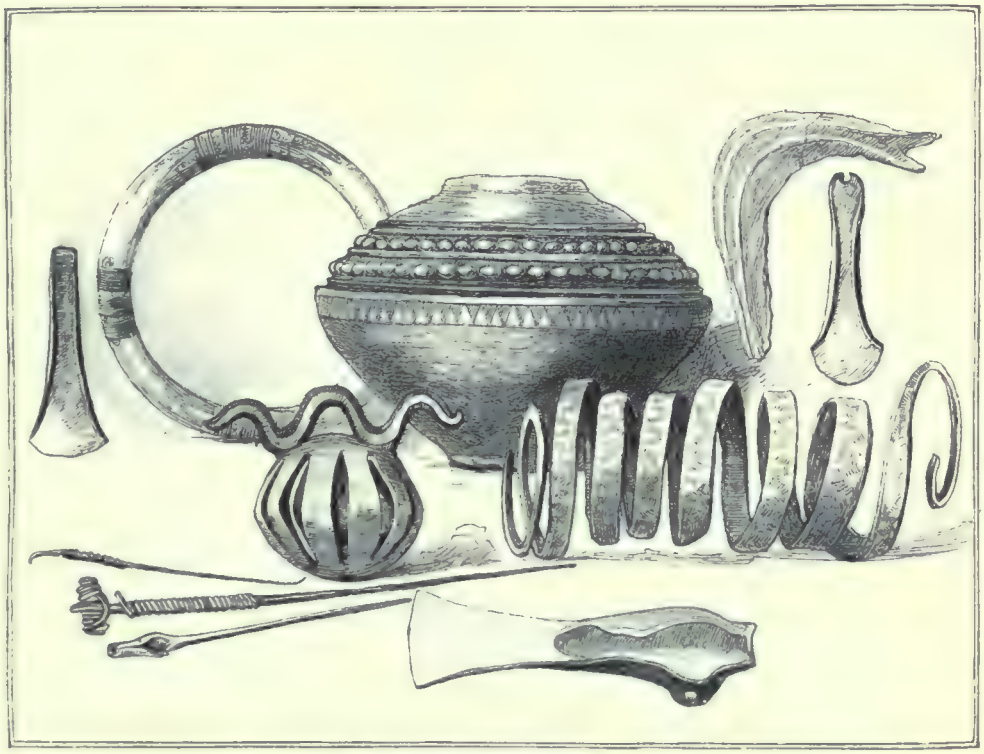
Was die Fauna dieses Zeitabschnitts betrifft, so mehrt sich mit dem Überhandnehmen der Bronze-Artefacte die Zahl der Hausthierreste, besonders jene der Hausrindracen. Als Beispiel diene die Fauna der Metallzeit vom Hrádek bei Časlau, welche sich der neolithischen Zeit anschließt. An wilden Thieren kamen daselbst vor: der braune Bär, der Feldhase, der Hirsch, das Reh, das Wildschwein und ein Raubvogel; dazu kämen noch die anderwärts gefundenen Reste dieser Zeit vom Fuchs und vom Ur. An Hausthieren sind zu verzeichnen: ein großer Jagdhund, der Torfhund, das Schaf, die Ziege, vom Rind die Primigeniusrace, die Torfkuhrace, eine größere, sich der ersteren, und eine kleinere, sich der letzteren anschließende Mittelrace, ein kleines Pferd, das Torfschwein, das Haushuhn und die wahrscheinlich bereits gezähmte Gans, dazu die noch anderwärts gefundenen Reste vom Aschenhund und von einem großen Pferde. Im Ganzen kamen am Hrádek achtzehn Thierformen vor, von denen sechs wilden und zwölf zahmen Thieren angehören. Je mehr wir uns in der Metallzeit der historischen Zeit nähern, desto mehr nimmt die Zahl der Funde wilder Thiere im Verhältniß zu den Hausthieren ab, es wird aber auch die Menge der Knochen der Hausthiere seltener, ein Beweis, daß sich die Bevölkerung mehr der Pflanzenkost zuwendete.

Die diesem Zeitabschnitt angehörigen Menschenschädel sind anfangs noch überwiegend Langschädel, gegen das Ende desselben überwiegt aber bereits die Zahl der Mittel- und Kurzschädel über die Zahl der Langschädel.

Bei Besprechung der Artefacte wollen wir uns an die gegenwärtig übliche Eintheilung der Metallzeit in die Bronzezeit und in die Eisenzeit, letztere mit den Unterstufen der Hallstatter und der La Tène-Zeit halten. Hierbei sei jedoch bemerkt, daß gleich jener Unentschiedenheit, ob nämlich manche Fundstationen noch der neolithischen

oder schon der Metallzeit zuzuschreiben sind, es auch hier nicht immer möglich erscheint, zusammengehörige Funde derselben Station, ja mitunter desselben Grabes, mit Bestimmtheit einer oder der anderen der genannten Culturstufen zuzuschreiben, weil vielfach Übergänge und Berührungspunkte zwischen denselben bestehen.

Bronzezeit. Ältere Bronzen sind in Böhmen ziemlich verbreitet. Dem Übergang aus der neolithischen in die Metallzeit gehört zunächst das Gräberfeld der Seitenhocker



Bronzezeit: ältere Bronzefunde.

von Čížkovitz bei Lobositz an, mit Steinwerkzeugen, nach neolithischer Art verzierten Thongefäßen, durchbohrten Zähnen und mit spärlichem einfachem Bronzeschmuck; sie schließen sich unmittelbar an die Seitenhocker des neolithischen Gräberfeldes bei der Eisenbahnstation von Lobositz, bei Předbój, Velká Ves und Přerov an, in denen noch keine Bronzen vorkommen. Unmittelbar an die Seitenhocker von Čížkovitz reihen sich jene des Gräberfeldes von Unětitz bei Roztok an, mit Knochenwerkzeugen, durchbohrten Zähnen, mit Dolchen, Ahlen, Nadeln mit Öhr, Ohrringen und Armbändern aus Bronze nebst reichem Bernstein- und Goldschmuck; ferner die Seitenhocker von Brandeis, von Zlonitz unterhalb Prag mit reichen Beigaben aus Bronze, Gold und Bernstein, dann jene von Zvoleňoves bei Kralup

mit ähnlichen reichen Funden, von Přemyšlení u. ſ. w. Die Seitenhocker reichen in Böhmen von der neolithiſchen bis zum Ende der Bronzezeit, die Sitzhocker von jener bis in die La Tène-Zeit; beide wieſen während der Bronzezeit ein ähnliches typiſches Inventar und dieſelbe Culturſtufe auf. Hierher gehören auch die Skeletgräber von Ledec bei Schlan, ebenfalls mit Gold- und Bernſteinſchmuck. Während der Bronzezeit ändert ſich theilweiſe die Beſtattungsart und es tritt vielfach die Leichenverbrennung auf.

Als charakteriſtiſches Beiſpiel für alte Bronzen diene uns der Maſſenfund von Krendorf (Krtěno) an der unteren Eger. Derſelbe beſteht aus 540 Stück kleinen, ganz gleichen Ringelchen, aus 37 Stück größeren Objecten, unter denen ſich vier ſtark gebrauchte, zehn gebrochene und ein geflicktes Stück befinden, und aus einem Bronzekuchenfragmente. Das ganze werthvolle Inventar gehörte offenbar einem Gußhändler oder „Marchand fondeur“ an, von dem wir heute nicht ſagen können, ob er aus dem Süden oder aus dem Oſten kam. Jedenfalls ſind dieſe Bronzen älter als das erſte Jahrtauſend v. Chr. und zeigen eine gewiſſe Ähnlichkeit mit den Funden von Floth bei Czernikau in Poſen, die wieder an die Funde aus Euböa mahnen. Es befinden ſich unter den Krendorfer Bronzen vier große, mit eingeritztem Zickzackornament verſehene Haarſpiralen, einfache Armringe mit übereinander gelegten Enden, wie ſolche in etruskiſchen Gräbern Italiens vorkommen, offene maſſive Ringe, von denen die kleineren als Fußringe, die größeren als Halsringe gedeutet werden können; zwei maſſive geſchloſſene Ringe, von denen der größere einen Durchmeſſer von 21·4 Centimeter und eine Dicke von 1·5 Centimeter beſitzt, geben beim Anſchlagen reine Töne und könnten als Cymbeln gedeutet werden. Drei maſſive geſchloſſene Ringe von 14·5 Centimeter Durchmeſſer und 1·8 Centimeter Dicke ſind auf einer Seite kunſtvoll verziert; ganz gleiche Exemplare fand man auch in Rymaně. An Waffen und Werkzeugen enthält der Fund drei Paalſtäbe mit Ohr und offenen Schaftlappen (ein gleiches Exemplar kam in Žižkov vor) und drei kleine Sicheln, ſtark gebraucht und vollkommen geeignet, um die Ähren des Getreides abzuſchneiden (ähnliche fand man bei Maškovitz an der Elbe, bei Jilové und andere Formen zahlreich in Nord- und Südböhmen, ſo bei Koſtelec an der Elbe, bei Chudenitz [ob Klattau], Skal bei Protivin u. ſ. w.). Zwei Hälften eines Pferdezaums, ſowie derlei anderweitige Funde des Landes nebſt Pferdebeſchlägen ſprechen für die Pferdezucht. Von Gefäßen iſt beſonders eine Schale mit Deckel getriebener Arbeit mit Kugel- und Perlſchnurornament, 13·3 Centimeter weit und 9·4 Centimeter hoch, erwähnenswerth; eine ähnliche befindet ſich im Muſeum zu Stuttgart. Die gegoſſenen, ſeitlich flachen Ringelchen dürften als Tauſchmittel (Ringgeld) anzuſehen ſein, deſſen Beginn nach Egypten reicht, das ſich bei den Griechen wiederfindet und deſſen Spuren wir auch in den Pfahlbauten der Schweiz, in prähiſtoriſchen Stationen Frankreichs und Skandinaviens und anderwärts begegnen. Dieſelbe Bedeutung dürften die vierzehn

kleinen Goldringe besitzen (Goldringgeld), die bei Groß-Otschehau (Očihov) gefunden wurden. Der Umstand, daß im Krendorfer Massenfunde keine verzierten Armringe und keine Kleidernadeln vorkamen, darf nicht unerwähnt bleiben, weil dieselben sonst in Gräbern und auf den Hradistè sehr häufig auftreten.

Von anderweitigen Bronze-Artefacten des Landes wären zunächst Schwerter mit paralleler Doppelschneide unterhalb des Griffs und breiter Griffzunge, beide aus einem Stück bestehend, zu nennen, wie ein solches in Maškovitz mit Paalstäben und Sicheln

Hallstatter Zeit: Waffen, Werkzeuge und Schmuckobjecte aus Bronze, Gußformen u. s. w.

gefunden wurde und wie solche auch in Mykenä vorkamen; auch das Bronzeschwert aus den Grabhügeln von Hladomŕi bei Blovitz dürfte hierher zu stellen sein, obwohl der übrige Inhalt dieser Hügel der Hallstatter Culturperiode angehört. In die besprochene Zeit wird gewöhnlich noch eine Reihe von Schwertern mit gegossenem rundlichen Griff versetzt, welche den ungarischen Schwertern nahekommen, so das Schwert von Roztok (?), von Stodulky (Bezirk Smichov), von den Paseky (Bezirk Pisek), von Slatina (Bezirk Welwarn) und von der Elbe bei Melnik, von denen jedoch nur die vier ersteren der echten Bronzezeit, das letztere aber sowie jenes von Nahořan und andere ähnliche Schwerter mit geschweiften Schneiden sicherlich der Hallstatter Zeit angehören. Das interessante Schwert von Milavèč

verbindet die Bronze- mit der Hallstatter Cultur. Dolche ohne Griffzunge kommen in Grabhügeln sehr häufig vor, so in Unětitz, Roztok, Doubrava (Bezirk Čáslau), bei Leitmeritz, Lobositz, Lochovitz, Unter-Kšel, Böhmisch-Brod, Hladomří, bei Elbeteinitz, Písek, Krtěnovo und Kostelec bei Moldauthein, Groß-Pisečná (bei Protivin), Munice (bei Frauenberg) u. s. w. Flachcelte (Paalstäbe) ohne Lappen, nur mit Seitenleisten, fand man in Sobenitz (Sobènice) bei Leitmeritz, 28 Stück in einem Topf, Maškovitz, Plavnitz (bei Budweis) und sonst zerstreut vor.

Die Thongefäße dieser Zeit sind meist mit Graphit bestrichen und formenreich in der Verzierung und Gestalt. Ob die Thongefäße mit den mondförmig oder hörnerartig aufstrebenden Henkeln, wie solche am Řivnáč, auf den Hradiště der Šárka und Zámky, bei Roztok und bei Želenitz als Seltenheit, wohl aber zahlreich in den Terramare Italiens auftreten, in unserem Lande noch der neolithischen oder bereits der Metallzeit angehören, läßt sich nicht entscheiden; letzteres scheint am Řivnáč wahrscheinlicher zu sein.

Eisenzeit. Mit dem Auftreten des Eisens in unseren Gegenden, des neben der Bronze gebrauchten Materials zur Verfertigung von Artefacten, beginnt die Eisenzeit, welche gewöhnlich wieder in die Hallstatter und in die La Tène-Zeit geschieden wird.

a) Hallstatter Zeit. Auch hier finden wir wieder, wenn wir die Gesammtfunde des Landes verfolgen, keinen Sprung, sondern einen allmäligen Wechsel des Inventars, und wenn auch in einzelnen der ältesten Fundorte dieser Zeit kein Eisenartefact vorgefunden wurde, so nähern sich doch die Bronze-Objecte schon so weit der Technik der Hallstatter Cultur, daß man sie, wenn schon überhaupt eine Zeiteintheilung gemacht werden muß, der letzteren zuschreiben kann. Abgesehen von dem offenbar bronzezeitigen Massenfund, welcher im Walde Okrouhlík bei Taus (Domažlice) gemacht wurde und der aus Sicheln, offenen Armringen, Pfeilspitzen und Celten besteht, ist besonders der Inhalt der Grabhügel von Milavec bei Taus deßwegen so wichtig, weil in einem derselben neben alten Bronzen, einem Schwert und schön geformten und verzierten Thongefäßen ein Opferwagen nebst anderen Bronzegefäßen gefunden wurde, die wohl schon der Hallstatter Cultur zugeschrieben werden müssen. Der Opferwagen ruht auf vier vierspeichigen Rädern, ist deichsellos und trug auf erhöhten Achsen in der Mitte eine Bronzevase mit Leichenbrand, deren Rand mit kleinen getriebenen Buckeln dreireihig geziert ist. Ähnliche Wägelchen wurden an der Mur in Steiermark, in Mecklenburg und auf der Insel Schonen gefunden. Hierher gehört auch die bronzezeitige und Hallstatter Reste enthaltende Grabhügelgruppe von Dobrá (Unhošt). Interessant sind große hohle, offene Ringe aus getriebenem Bronzeblech, wie zwei solche auch in einem Grabe bei Rovna (Strakonitz) dicht auf einem Menschenschädel aufliegend gefunden wurden; der untere der letzteren ist 22·5 Centimeter breit und 6·5 Centimeter hoch,

Hallstatter und La Tène-Zeit: Opferwagen, Schwerter, Gefäße, Fibeln, Armringe u. s. w. aus Bronze.

der obere 18·5 Centimeter weit und 8 Centimeter hoch; ähnliche Ringe sind auch in Grabhügeln bei Plaben (Plavo) bei Budweis und am „Skleněný Vrch“ bei Stralhoštitz unweit Horažďovitz vorgekommen. Aus Gräbern bei Brozánky unterhalb Melnik wäre eine Riesenfibel zu erwähnen, deren Nadel 46 Centimeter lang ist und deren Bügel ein 23 Centimeter langer, an beiden Enden in je eine flache Drahtspirale auslaufender Schild bildet; ähnliche, aber kleinere Fibeln kamen in Gräbern von Hořovitz vor. Eine Riesenspiralfibel (Doppelspirale), bestehend aus einem 9 Meter langen, zu zwei je 17 Centimeter breiten Spiralen gewundenen Draht mit einer 43 Centimeter langen Nadel, im Gewicht von 1·5 Kilogramm, befand sich im Massenfund von Čepy bei Pardubitz. Kleinere solche Doppelspiralfibeln fand man in Grabhügeln von Dejšina an der Klabava, in deren Thal überhaupt viele Hallstatter Funde gemacht wurden, so bei Horomyšlic und Ejpovic, wo unter anderem ein verzierter langer Dolch, hohle offene Armringe, ein Bronzebecher mit getriebenem reichem, aus Schwänen und Sonnen bestehendem Ornament, ausgelegte Emailperlen, Eisenschwerter u. s. w. gefunden wurden. Hohle breite Armspangen mit eingeritztem Ornament kamen mit zwei 56 Centimeter langen einfachen Bronzenadeln und Eisenwaffen im Walde Bor bei Protivin und anderwärts vor; eine 95 Centimeter lange Bronzenadel wurde am Plešivec gefunden. Pfeilspitzen aus Bronze mit Schaftloch sind sowohl in Nordböhmen (Elbeteinitz 2c.), als in Südböhmen (Čichtitz 2c.), ferner in Urnengräbern (Vokovitz 2c.) nicht so selten. Sehr interessant ist eine Bronzefibel aus der an Hallstatter Funden so reichen Nekropole von Husín bei Klattau. Unter den Bronzeschwertern wären außer dem schön erhaltenen Schwerte mit Schilfblattklinge und separat gegossenem verziertem Griff, von der Elbe bei Melnik, jenes von Nahořan und ähnliche hierher zu stellen; der jüngeren Hallstattzeit dürften Schwerter mit flacher Griffzunge und mit unterhalb des Griffs geschweiften Schneiden, wie jene von Roztok und von Zvoleňoves, angehören.

Von weiteren hierher gehörigen Funden seien noch erwähnt jene von Dušníky bei Raudnitz, bestehend aus einem dreifüßigen, innen versilberten Bronzegefäß mit Leichenbrand, Eisenwaffen, Bronze-, Silber- und Goldschmuck; von Citolib, wo ein Skelet mit Eisenschwert und Scheide, einer Lanzenspitze, einer Eisenfibel, einem langen krummen Messer und mit offenen Bronze-Armringen aufgedeckt wurde; vom Berge Bŕasy am Radnicbach mit an Bronze- und Eisenartefacten reichen Grabhügeln; von Štáhlau (Štáhlavy) an der Uslava mit reichen Funden, von Podražnitz bei Bischofteinitz, von Mirkovitz bei Hostau, von Skvořetitz bei Mirovitz, Lučic bei Klattau, vom Felde Markovec und von Neuhof (Nové dvory) bei Pisek, mit Bronze- und Eisenfunden; Putim mit reichen Gold-, Bronze- und Eisenfunden in zwei Grabhügeln; von Korno bei Beraun, von der Anhöhe Bŕasy bei Rokycan, in beiden letzteren Schwertscheiden-Schlußstücke u. s. w.

Was die mitunter sehr ausgedehnten flachen Urnengräberplätze Böhmens anbelangt, wie beispielsweise jene von Libochovan bei Leitmeritz, von Svijan, Plaňan, von Hořiněves, Třebichovitz, Dražkovitz, Rositz bei Pardubitz, Reditz u. s. w., so gestaltet sich die Zuweisung derselben zu einem der bereits besprochenen Zeitabschnitte immer schwieriger. Während einige bis in die neolithische Zeit zurückzureichen scheinen, gehören andere theils der Bronze-, theils der Hallstatter Zeit an, und einzelne, wie jene von Libochovan, reichen sicherlich bis in die La Tène-Zeit; das großartige und an Funden reichste Gräberfeld von Třebická bei Dobřichov reicht sogar bis in das III. oder IV. Jahrhundert n. Chr. Die älteren Urnenfriedhöfe dürften einem ärmeren Theile der Bevölkerung angehören und für diesen Fall als Beweis dienen für die continuirliche Seßhaftigkeit wenigstens dieses Theiles der Bevölkerung im Lande.

b) La Tène-Zeit. Während dieses Zeitabschnitts herrscht neben dem Bronzeschmuck die Verwendung des Eisens insbesondere zu Waffen und Werkzeugen vor; die hierher fallenden Funde sind im Lande sehr verbreitet; die Leichenbestattung gewinnt wieder an Ausdehnung. Obwohl der Einfluß der La Tène-Cultur im Lande nicht zu verkennen ist, werden ihr häufig doch viele Funde mit Unrecht zugeschrieben, die in ursprünglichen fremdländischen La Tène-Stationen gar nicht vorkommen. Typisch ist dieser Zeitabschnitt, welcher für Böhmen besser als die Duxer Zeit zu bezeichnen wäre, besonders vertreten in dem Massenfund von Dux (Duchcov), ferner in Reihengräbern, so in jenen von Ober-Kšel bei Böhmisch-Brod, von Neu-Bydžov und von Sulovic bei Lobositz, sowie hauptsächlich am Hradiště von Stradonitz an der Beraun mit seinem ungewöhnlich reichen Inventar.

Westlich bei Sulovitz kamen auf einer verhältnißmäßig kleinen Fläche nicht nur Funde aus neolithischer und aus der Bronzezeit vor, sondern auch einfache Skeletgräber in bloßer Erde ohne jede Einfassung, in fünf Reihen geordnet, welche zahlreiche Beigaben enthielten, so Hals-, Arm- und Fußringe, Fingerringe, charakteristische Früh-La Tène-Fibeln, alle aus Bronze, ferner Eisenmesser, Glieder eines Eisengürtels, Bernsteinperlen, Glasperlen und Lignitringe. Lehrreich sind die Armringe deßhalb, weil die meisten zwar die für diese Zeit charakteristische Form besitzen, einige aber auch eine einfache alte Form mit übereinander gelegten und andere mit etwas verdickten Enden aufweisen, so daß diese Ringe eine Entwicklungsreihe von der einfachsten bis zur vollendetsten Technik darstellen. Die reichen Beigaben der Gräber von Ober-Kšel bestanden zumeist aus Bronze-Artefacten: einer Gürtelkette aus kleineren und größeren Gliedern zusammengesetzt, aus Fibeln, Armringen mit schneckenförmigen oder einfachen Buckeln, Armringen aus hohlen Halbkugeln gebildet, wie solche auch in den Gräbern von Neu Bydžov, Juliska, Libochovitz, Moraves (Moravěves), Nymburg, Peruc, Přemyšleni u. s. w. vorkamen, ferner aus Eisenschwertern

mit schmaler Angel und aus eisernen Lanzenspitzen. Aus Přemyšleni ist noch besonders eine Charnierfibel mit menschlichem und mit einem pferdeähnlichen Kopfe hervorzuheben. Der große Fund aus der Riesenquelle in Dux enthielt in einem Bronzekessel einige Hundert Fibeln, Armringe und Fingerringe aus Bronze nebst einem gebrauchten Dolch. Die ausgedehnte und lange andauernde Ansiedlung von Hradiště bei Stradonitz an der Beraun erstreckte sich über eine Fläche von 88.700 Quadratmeter und scheint bis in die neolithische Zeit zurückzureichen; dieselbe enthielt jedoch meist Objecte der späteren La Tène-Zeit, einige Funde älterer und spärliche Reste römischer Zeit aus dem letzten halben Jahrhundert v. Chr. Eine zweite ähnliche, wenn auch kleinere Ansiedlung befindet sich in Stradonitz bei Laun. Das Eisenschwert aus den Grabhügeln bei Kyšitz an der Klabavka mit dem sonderbaren Bronzegriff erinnert an Hallstatter Formen und wäre hierher zu stellen, allein das ebendort gefundene Eisenschwert mit Kreuzgriff und Knauf (St. Wenzels-Schwert), wie solche dem VII. bis IX. Jahrhundert eigen sind, sowie eine Bronzefibel mit Gesichtsmasken gehören einer noch viel jüngeren Periode als der La Tène-Zeit an. Überhaupt beherbergen die Grabhügel an der Klabavka neben typischem Hallstatter und La Tène- auch noch jüngeres Inventar. Von anderen Stationen der besprochenen Zeit wären noch zu erwähnen: die Skeletgräber von Zabĕhlitz mit schönen Fibeln, Arm- und Halsringen; der Hühnerberg bei Teplitz, Liebshausen (Libčeves), Fünfhunden (Pětipsy) an der Eger (mit einer Silbermünze des Trajan), Deutsch-Trebetitsch (Scheiben mit Schneckenbuckeln), Židovitz bei Raudnitz mit reichen Beigaben, Podmokl (an der Mies, mit Goldmünzen, Goldring, Fibeln ꝛc.), Jičin, Aussig an der Elbe (Ústí n. L.) u. s. w.

Die Keramik dieser Zeit zeichnet sich im Lande durch das Auftreten des theilweisen Gebrauches der Töpferscheibe aus und durch neue, vielleicht aus dem Süden stammende Formen neben den alten von freier Hand verfertigten Gefäßen, welche sich hier bei fortschrittlicher Entwicklung bis in das VII. Jahrhundert n. Chr. erhalten. Die Gräberfunde von Dux liefern ein Beispiel für diese gemischten keramischen Formen, die wieder viele Analogien mit denen vom Hradiště bei Stradonitz an der Beraun besitzen. In dieser Zeit beginnen auch die henkellosen, meist dickwandigen Gefäße, welche aus mit Graphit stark vermengtem Lehm verfertigt und oft mit Schriftzeichen auf den wulstigen Rändern versehen sind, ähnlich denen von Stradonitz. Dieselben erhalten sich dann noch lange nach dem Beginn des römischen Einflusses auf die jenseits der Donau gelegenen Länder (welcher Einfluß sich besonders auch in den roth bemalten Thongefäßen kundgibt), so in Vinařitz, in Netolitz u. s. w., und reichen mit um den Hals des Gefäßes eingepreßten Inschriften bis tief in das Mittelalter.

c) Übergangszeit. In die Übergangszeit, welche auf die La Tène-Periode folgt und bis zum Auftreten der Přemysliden reicht, fallen zunächst die reichen Funde von

Horovitz bei Saaz mit La Tène-Inhalt und römischen Phaleren. Der Einfluß der römischen Cultur macht sich überhaupt schon während der jüngeren La Tène-Zeit im Lande bemerkbar, später äußert sich derselbe, von zerstreut vorgefundenen römischen Münzen (so besonders in der mittleren Elbegegend) und einzelnen Bronze-Artefacten in Gräbern abgesehen, recht deutlich. So in einem von Steinplatten eingefaßten Grabe von Zliv bei Libaň, wo die nachstehenden Objecte vorgefunden wurden: ein aus drei Stücken, Boden, Mantel und beweglichem Henkel verfertigtes Gefäß, eine Schüssel, ein Topf, ein zierlicher Krug mit Henkel und mit Gesichtsmasken, eine Pfannenhandhabe mit lateinischer Inschrift und lange, schmale Schnallen, Alles aus Bronze, ferner zwei silberne und eine Bronzefibel, sogenannte Wendenfibeln, und zwei Messer, davon eines mit Griff. Dieser Fund dürfte der Zeit der römischen Kaiser, vom I. bis Ende des III. Jahrhunderts n. Chr., angehören. Unweit von diesem Orte ist bei Pšinitz eine Silbermünze des Antoninus Pius gefunden worden, ein Bronzekrug mit Henkel und Gesichtsmasken, ähnlich dem von Zliv in Lißnitz östlich von Kremusch bei Bilin und am Hradiště bei Pisek; ähnliche römische Bronzegefäße kamen bei Holubitz (Bezirk Roztok) und bei Obřiství oberhalb Melnik vor.

Ein Skeletgrab von Vrutice Kropáčová an der Elbe lieferte: römische Armbrustfibeln, lange Schnallen, ähnlich denen von Zliv, aus Bronze, eine Pfanne, ähnlich jener von Lisnitz, deren Handhabe mit Schwänen verziert, mit lateinischer Inschrift versehen und aus weißem Metall gegossen ist. Hierher wären noch zu stellen: eine Armbrustfibel und ein Bronzegefäß vom Hradiště bei Lzovitz unweit Elbeteinitz, die Funde von Radovesitz an der Eger mit römischen Bronzegefäßen, Fibeln und Eisenwaffen, vom Berge Všeboh bei Přibram mit einer Münze des Kaisers Hadrian bei einem Skelet; von Vyšočan bei Prag mit silbernen und eisernen Fibeln, Eisenmesser u. s. w.

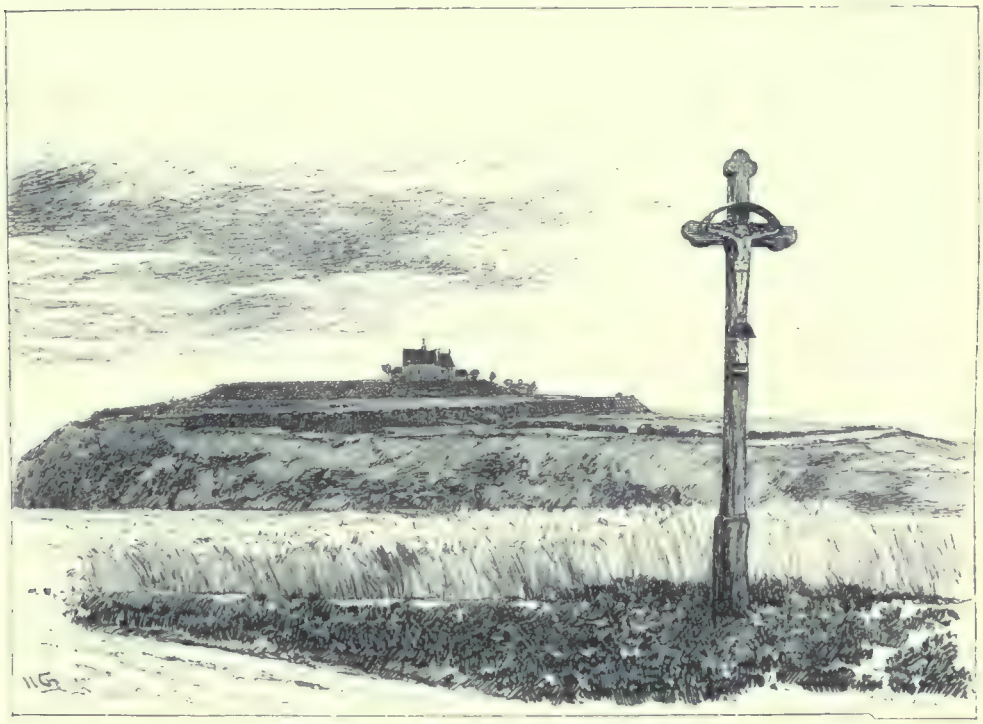
Hierher gehört das bereits erwähnte Urnenfeld von Třebická bei Dobřičkov mit zahlreichen Urnen, darunter eine mit Mäanderverzierung, mit Armbrustfibeln, mit Halsschmuck orientalischen Ursprungs, mit Haarnadeln, Schnallen, eisernen Lanzenspitzen, Schwertern, Messern u. s. w.

Bedeutend jünger und gewiß nicht vor das V. Jahrhundert, vielleicht bis in das VII. Jahrhundert n. Chr. reichend sind die Skeletgräber von Vinařitz im Schlaner Bezirk. Dieselben enthielten zwei silberne, vergoldete, zusammengesetzte Fibeln mit flachen rautenförmigen Enden ohne Fuß, zwei silberne gegossene Fibeln und eine Eisenfibel, an anderwärts gemachte sogenannte Merovinger Funde erinnernd, zwei einfache runde Schnallen aus Bronze, ferner merkwürdige zierliche Thongefäße, Krüge, Vasen und Schüsseln von freier Hand geformt und an La Tène-Formen erinnernd, endlich zwei Glasschüsseln von römischem Typus. Den sogenannten Merovinger Typus, in Ungarn

„Völkerwanderungstypus“ genannt, beſitzen auch die Funde, welche jüngſt in den an Beigaben reichen Skeletgräbern von Podbaba bei Prag und in denen von Lieben (Liben) gefunden wurden. Mit den Funden von Vinařitz verwandt, aber noch jünger ſind die Beigaben eines vereinzelten Skeletgrabes von Úherce bei Jungferteinitz in einer im XI. Jahrhundert ſtark beſiedelten und damals an Weingärten reichen Gegend. Auf der Bruſt des Skelets lagen zwei Glas- und eine Bernſteinkoralle, zwei große vergoldete Silberfibeln, am Hals ein koſtbarer goldener Halsſchmuck, beſtehend aus runden, drei- und viereckigen, mit Buckeln und Schnurornament verzierten Amuletten aus getriebenem Goldblech; ferner waren hier zwei ſilberne Schnallen, zwei S-förmige Zierſtücke und hinter dem Kopf Glasſchalen gleich jenen von Vinařic und ein von freier Hand verfertigtes Thongefäß, S-förmig verziert und ähnlich jenen von Vinařitz, jedoch vollkommener. Ein ähnlicher Fund wurde in der Bakody-Pußta bei Budapeſt gemacht, ähnliche Silberfibeln kommen an den Ufern der Nordſee vor. Daß dieſer Fund etwas jünger iſt als jener von Vinařitz, beweiſt unter anderem noch der Umſtand, daß eine Silberſchnalle in Form und Verzierung an die etwas vollkommenere Bronzeſchnalle aus den Skeletgräbern mit S-förmigen Ohrringen von Schüttenhofen mahnt, welche der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts angehören; es dürfte derſelbe etwa dem VII. oder VIII. Jahrhundert n. Chr. zuzuſchreiben ſein, gleich den ſilberplattirten Scheibenfibeln aus einem Skeletgrabe von Pátek unweit Laun. Die Schädel von Žalov mit goldenen und ſilbernen Ohrringen ſind wohl um etwas älter, jünger dagegen die Hradiště-Funde von Levý Hradec; der reiche Goldſchmuck des Skeletgrabes von Želenky (Schellenken) öſtlich von Dux gehört wohl ſchon dem X. oder XI. Jahrhundert an.

Im Allgemeinen merkt man während der Übergangszeit beſonders infolge der ſogenannten Völkerwanderung und des Verfalls des weſtrömiſchen Reiches nicht nur einen Verfall der Handelsbeziehungen des Landes zum Süden und Oſten, ſondern auch den Verfall der einheimiſchen reicheren Induſtrie; es tritt eine Verarmung ein, reichere Beigaben der Gräber werden ſeltener und nur eine einfache einheimiſche Arbeit herrſcht noch vor, oder die Gräber enthalten überhaupt keine Metallbeigaben. Namentlich ſind es Schläfenringe aus Bronze und Silber, an einem oder an beiden Enden S-förmig umgebogen, denen man, meiſt in Begleitung von auf der Drehſcheibe geformten Gefäßen mit Wellenornament (Burgwalltypus), in Reihengräbern, in Urnengräbern und auf den Hradiště begegnet und die ſich bis in das XI. Jahrhundert erhalten haben. Das Motiv zur S-förmigen Verzierung finden wir übrigens auf Bronze- und Goldobjecten (Goldring von Oblat bei Saaz) ſchon während der La Tène-Zeit vielfach vertreten; das Wellenornament der Thongefäße kommt auch ſchon in Funden aus römiſcher Zeit, ſo mehrfach auch in Niederöſterreich vor. Von Fundſtationen mit S-förmigen Schläfenringen, meiſt

Reihengräber, wären zu nennen: Zakolan, Otmyky, Levý Hradec, Dašice, Kladno, Panenská, Hrádek bei Časlau, Hrádek in Prag (Neuſtadt), Liteň, Ottowitz (Rakonitz), Hradsko (Bezirk Melnik), Libčitz (Bezirk Smichov), Mněnan (Bezirk Beraun), Leitmeritz, Stodulky (Bezirk Smichov), Libicer Zuckerfabrik, Velim, Repov, Schüttenhofen (Sušice), Křeškovitz, Schitarſchen (Štitary) bei Biſchofteinitz u. ſ. w.; ferner in den Urnengräbern von Netolitz, Lomec bei Libějic, Kunětická Hora bei Pardubitz, u. ſ. w. Zu den aus Lehm



Die Wallburg St. Lorenzen bei Štitary nächſt Biſchofteinitz.

aufgeführten Grabhügeln dieſer Zeit, welche keine Metallfunde und ſpärliche Funde überhaupt enthielten, gehören jene vom Stříbrný Vrch bei Netolitz, von Plavnice bei Budweis, von Veſelí, von der Obora bei Frauenberg, von Oſtrolov Ujezd u. ſ. w.

Hradiště (Wallburgen). Wie in anderen Ländern begegnen wir auch in Böhmen zahlreichen Schutz- und Wehrbauten aus prähiſtoriſcher Zeit; es ſind dies Verhaue, Langwälle, Burgſtätten, Veſten, Warten und ähnliche Befeſtigungen. Von beſonderer Bedeutung ſind die über das ganze Land, ſowie über Mähren, Polen, Oberungarn und weiter öſtlich verbreiteten Hradiště oder Wallburgen; die Zahl der bekannten überſteigt in Böhmen 150, in Wirklichkeit iſt dieſelbe gewiß mehr als doppelt ſo groß. Der Name „Hradiště,

Gradiště, Gorodyszcze, Grodzisko" ſtammt von Hrad, Grad (Burg) und dieſer hängt zuſammen mit „hraditi", das heißt verſchanzen, umfrieden. Dieſelben beſitzen oft eine ſehr große Ausdehnung (Stradonitz) und waren entweder verſchanzte Anſiedlungen oder bloß Zufluchtsſtätten für die Zeit der Gefahr. Man findet ſie auf iſolirten Bergen, in der Ebene, meiſt aber an dem Zuſammenfluß zweier Gewäſſer oder an Flußſchlingen. Solche an iſolirten Stellen befindliche Stätten ſind von einem oder drei bis vier, mitunter jetzt noch mehrere Meter hohen Wällen ringsherum umgeben; da, wo ein ſteiler Abfall einen natürlichen Schutz bietet, ſind die Wälle nur gegen die leichter zugänglichen Seiten aufgeführt. Die Wälle ſind häufig durch Gräben getrennt und beſtehen entweder aus Stein oder aus Lehm oder aus beiden; der Lehm iſt mitunter ſtellenweiſe gebrannt. Manche aus Stein und Sand aufgeführten Wälle ſind durch Feuer verſchlackt, es ſind dies die ſogenannten Glasburgen (spečené valy), wie ſolche auch anderwärts vorkommen. Die aufgeſchütteten Lagen von Stein und Sand ſind oft mehrmals nacheinander durch künſtliches Kohlenfeuer verſchlackt worden, wodurch der Wall an Feſtigkeit gewann. Solche verſchlackte Wälle kommen vor an der Katovická Hora und am Hradiště bei Strakonitz, am Vladař, bei Bukovec, am Hradiště von Hoſtím, am Hrad von Litoradlitz, am Hradec bei Domanitz, am Burgberg bei Kaaden, u. ſ. w.

Die Errichtung der älteſten Wallburgen reicht in die erſte Metallzeit zurück, wo ſie häufig auf neolithiſchen Anſiedlungen aufgeführt wurden; manche waren dann noch zu Beginn der hiſtoriſchen Zeit beſiedelt, wie dies die in den oberſten Schichten der allermeiſten derſelben gefundenen Thongefäße mit Wellenornament (Burgwalltypus) darthun. Es ſcheint, daß die Anlage ſehr vieler ſolcher Wallbauten in die Zeit der mitteleuropäiſchen Unruhen und Wanderungen fällt, in welcher das Bedürfniß nach großen Verſchanzungen gewiß geſtiegen iſt. Nachdem dann wieder eine gewiſſe Ruhe eingetreten, iſt dieſes Bedürfniß verſchwunden, es entſtanden dafür, beſonders zur Zeit der Přemysliden, zahlreiche kleinere Burgen „Hradec (Gradec = Gratzen), Hrádek", ferner „Týn, Týnec, Týniště" (Tein, Teinitz) das mit „týniti", das heißt umzäunen, zuſammenhängt, ſowie „Dvór" (Hof) und „Tvrz" (Veſte). Es ſind das meiſt ſelbſtändige Wohnſitze, welche ſich die Vornehmen des Landes (zemané) zu ihrem eigenen Gebrauch gebaut haben. Einzelne derſelben beſaßen eine umfriedete Vorburg (podhradi); ſo heißt heute noch das unter der Schwarzenberg'ſchen Burg Frauenberg (Hluboká) gelegene Städtchen „Podhrad"; andere ſolche Burgen ſind: Budeč, Levý Hradec, Žernoſek, Libitz u. ſ. w. Es ſind aber auch in dieſer Zeit noch kleinere, für einen Gau beſtimmte gemeinſchaftliche Refugien auf Anhöhen errichtet worden, von denen einzelne, wie dies der Mangel an Funden darthut, nie in die Lage kamen, benützt zu werden; ihre Zahl iſt nicht unbedeutend; auch zu Cultuszwecken dienende Haine (háj) wurden oft umfriedet. Die kleinſten dieſer Befeſtigungen, die ſich bei

alten Verkehrswegen und an Flüſſen befinden, beiſpielsweiſe die Baba bei Frauenberg, ſind als Warten (stráž) anzuſehen. Von mehreren der beſprochenen bewohnten Wallburgen haben ſich Nachrichten bis in die hiſtoriſche Zeit erhalten, ſo von Libušin, Budeč, Libitz, Dřevič, Levý Hradec u. ſ. w. Es iſt bezeichnend, daß ſich für die allermeiſten der beſprochenen befeſtigten Plätze, die älteſten inbegriffen, die gemeinſchaftliche Bezeichnung „Hradiště, Hrad, Hradec“ u. ſ. w. bis auf den heutigen Tag erhalten hat, obwohl das Volk längſt keine Ahnung mehr beſitzt von der Bedeutung dieſer Namen und dieſer Stätten.

Bevölkerung. Was die ethnographiſche Seite der Vorgeſchichte Böhmens anbelangt, ſo laſſen uns zunächſt die kraniologiſchen Unterſuchungen, ſo wichtig dieſelben auch in anderer Beziehung ſind, im Stich. Wir fanden ſchon während der neolithiſchen Zeit vorwiegend neben Langſchädeln auch an Kurzſchädel grenzende Mittelſchädel; die wenigen Schädelreſte der Bronze- und der Hallſtatter Zeit ſind ebenfalls noch vorwiegend Langſchädel, über welche in der La Tène-Zeit bereits die Mittel- und Kurzſchädel vorherrſchen. Hierauf nimmt neben den Mittelſchädeln die Zahl der Kurzſchädel beſtändig zu, ſo daß bis zum XII. Jahrhundert nur mehr 20 Procent der unterſuchten Schädel Langſchädel ſind. Das Vorwiegen der Kurzſchädel nimmt dann, ohne daß eine Einwanderung von Kurzſchädeln ſtattgefunden hätte, bis auf den heutigen Tag beſtändig zu. Einer ähnlichen Erſcheinung begegnen wir auch in anderen Ländern. Es erübrigt uns in dieſer Beziehung nur die Zuflucht zu geſchichtlichen Nachrichten, und dieſe ſind für die Vorgeſchichte des Landes nicht nur ſehr dürftig und vielfach noch ſtrittig, ſondern auch ſagenhaft. Als die älteſten Bewohner des Landes bezeichnen uns geſchichtliche Nachrichten die Bojer, nach denen das Land den deutſchen Namen „Böhmen“ erhalten hat und deren Einwanderung um das Jahr 400 v. Chr. angenommen werden kann. Nach den Bojern werden die Markomannen und Quaden genannt. Demnach müßten wir in Böhmen den Bojern die Funde der Früh-La Tène-Zeit und den Markomannen jene der Spät-La Tène-Zeit zuſchreiben. Über die Bevölkerung der Hallſtatter- und der Bronzezeit, ſowie über jene der neolithiſchen Zeit, welch letztere häufig den Ariern zugewieſen wird, wiſſen wir ethnographiſch nichts Poſitives.

So unentſchieden auch viele wichtige Fragen der prähiſtoriſchen Forſchung heute noch ſind, um ſo regſamer iſt auch in Böhmen das Beſtreben, zur Löſung derſelben beizutragen, und zwar zunächſt durch eine umfangreiche Aufdeckung und eine möglichſt detaillirte Beſchreibung der prähiſtoriſchen Fundſtätten, an denen das Land ſo reich iſt. So iſt die Zahl der einſchlägigen Publikationen, welche ſeit dem Abſchluß des vorſtehenden Abſchnittes erſchienen ſind, von denen einzelne neue Geſichtspunkte zur Beurtheilung problematiſcher Fragen lieferten, keine unbedeutende. An der Spitze dieſer Beſtrebungen ſteht die archäologiſche Section der Muſeums-Geſellſchaft für das Königreich Böhmen

(Archaeologický sbor Musea kralovství českého) mit ihrem Organ, den „Památky archaeologické a místopisné;“ zur Verbreitung und Populariſirung der prähiſtoriſchen Forſchung trägt der Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen ebenſo bei wie die Geſellſchaft der Freunde böhmiſcher Alterthümer (Společnost přátel starožitnosti českých) und die Fachzeitſchrift „Český lid“. Gewiß wird auch die in jüngſter Zeit ins Leben getretene böhmiſche ethnographiſche Geſellſchaft (Narodopisná společnost česká) zur Hebung vorgeſchichtlicher Studien beitragen. Im Landesmuſeum werden unter Subvention des Landesausſchuſſes die prähiſtoriſchen Funde des Landes geſammelt und entſprechend aufgeſtellt; zahlreiche Stadt- und Bezirksmuſeen forſchen und ſammeln emſig in ihrer Umgebung. Durch das Zuſammenwirken ſo vieler geiſtigen Kräfte und durch ihr harmoniſches Zuſammenwirken auf dieſem wiſſenſchaftlichen Gebiete wird wohl bald ſo manche noch dunkle Seite der Vorzeit des Landes erhellt werden. Fördernd und unterſtützend greift bereits in dieſer Beziehung auch die junge böhmiſche Akademie der Wiſſenſchaften ein, welche den Namen unſeres erhabenen Kaiſers und Königs führt.

Durchſtich des Walles auf dem Hradiště bei Strakonitz.

Die
Landesgeschichte
Böhmens.

Vorzeit und Zeitalter der Přemysliden.

Vorzeit. — Inmitten unſeres Continents, im Herzen von Europa gelegen, einer vollaufgeblühten hundertblättrigen Roſe vergleichbar, bietet das Land Böhmen durch ſeine ſcharf ausgeprägte geographiſche Geſtaltung das Bild eines in ſich geſchloſſenen Ganzen, deſſen wechſelvolle Geſchichte bereits zwei Jahrtauſende hinter ſich hat.

Aus dem Dunkel der Vorzeit tritt im IV. Jahrhundert v. Chr. zuerſt das hercyniſche Gebirge hervor. Schon Ariſtoteles bezeichnet als Arkynien jenen mitteleuropäiſchen Höhenzug, welcher nordwärts der Donau von Weſten gegen Oſten ſtreicht. In dieſes Waldgebirge wird von Strabo das auch Cäſar gut bekannte Land Bujämum verlegt, welcher Name in dem Vellejiſchen und Taciteiſchen Bojhämum, dem ſpäteren Böheim, dem heutigen Böhmen, wiederklingt. Das Gebirge, welches ringförmig das Land umſchließt, war zur Zeit der Römer und bis in das ſpäte Mittelalter hinein mit Urwäldern bedeckt, die einen breiten Gürtel bildend in hohem Grade unwegſam waren und nahezu undurchdringlich ſchienen, ſo daß die von Armin dem Marbod entgegengeſchleuderte Bezeichnung „hercyniſches Verſteck“ ihre volle Berechtigung hatte.

Sehr klar war die geographiſche Beſchaffenheit des Landes dem erſten Geſchichtsſchreiber Böhmens, Cosmas, bekannt. Dies weite Land, ſchreibt dieſer im XI. Jahrhundert, iſt rings von Bergen umgeben und es gewährt den Anblick, als ob ein ununterbrochener Gebirgswall dasſelbe umſchlöſſe. Wie hoch aber ſeine Lage ſei, erſehe man aus dem bemerkenswerthen Umſtande, daß kein auswärtiges Gewäſſer in das Land gelangt, während ſämmtliche Flüſſe, groß und klein, den verſchiedenen Grenzbergen entquollen, von der Elbe als dem Hauptſtrom aufgenommen werden und ins nördliche Meer abfließen.

Das Territorium entſprach genau dem oberen Stromgebiet der Elbe, denn noch im VIII. Jahrhundert war das Egerland bis an die Quellen der Eger von böhmiſchen Slaven beſetzt, und auch das obere Quellgebiet der Lužnitz (Lainſitz) mit der Burg Witoraz (Weitra) gehörte zu Böhmen. Dagegen lag das Gebiet der Reichenberger Neiße jenſeits der Marken des Landes. So war das Land auch in hydrographiſcher Beziehung ein einheitliches Gebilde. Mit der Grenzſcheide des Stromgebietes fiel genau die Landesgrenze zuſammen. Man ſagte, das Land reiche „bis zur Waſſerſcheide“ oder, da das Grenzgebirge nach innen und außen bewaldet war und die Scheidelinie der Gewäſſer am Kamm des Grenzwalles hinlaufend den Grenzwald gleichſam halbirte, „bis zur Mitte des Waldes“.

Dieſe Grenze war — ſo unglaublich es auch lauten mag — durch einen Durchhau (přeseka, intercisio) gekennzeichnet, ähnlich dem heute noch ſichtbaren Rennſteig des Thüringer Waldes. Das bewaldete Grenzgebirge konnte nur auf einigen wenigen Punkten überſchritten werden; es waren dies die Grenzſteige, das iſt Saumwege, deren Spuren

heute noch am Paſſauer und Nachoder Steig an dem weithin verlaufenden Grabeneinſchnitt ſichtbar ſind, in welchem die Säumer, ohne abirren zu können, mit ihren Laſtpferden ſich vorwärts bewegten. Der verhältnißmäßig paſſirbarſte und wohl auch der älteſte Pfad war jener von Chamb gegen Taus im Weſten, der Steg von Linz gegen Hohenfurt im Süden, der Chlumetzer (Kulmer) Steig im Norden, der Nachoder und Terſtenitzer im Oſten. Die übrigen ſind erſt im ſpäteren Mittelalter aufgekommen.

Ohne Kenntniß dieſer eigenthümlichen Terrainverhältniſſe bleibt ſo manches geſchichtliche Ereigniß des Landes unverſtändlich, ſo die Abwehr der Cimbern, das Mißlingen des römiſchen Angriffs auf Marbod, die feſte Stellung Samos, ja der ganze Verlauf der mittelalterlichen Geſchichte.

Die älteſten geſchichtlich nachweisbaren Bewohner Böhmens waren Kelten. Wahrſcheinlich hatten ſie dieſes Land ſchon lange vor der großen Bewegung der galliſchen Kelten (IV. Jahrhundert v. Chr.) inne, gerade wie die Bojer des oberen Donaulandes. Auch ſie wurden Bojer genannt, wenn nicht etwa der Name Bojmi lautete wie Trokmi, Remi, Oſismi, woraus der Name des Landes Bujäm-um, Bojhäm-um leichter abzuleiten wäre. Dieſe Kelten erhielten einen Zuwachs aus dem ſüdlichen Gallien, als nach Cäſars Zeugniß die Volcä Tektoſages in das gut bewohnbare Gebiet des hercyniſchen Waldes einzogen. Dieſe Bewegung hängt wohl mit dem Zuge Sigoves nach dem hercyniſchen Waldgebirge zuſammen. Wenn es auffallen ſollte, daß die Volcä ihre herrliche, zwiſchen den Pyrenäen und dem kemmeniſchen Höhenzuge gelegene Heimat gegen Hercynien vertauſchten, ſo möge man die Erklärung darin ſuchen, daß ſie, von Haus aus tüchtige Goldgräber, von Berichten und Gerüchten über die Goldfelder des ſüdlichen Böhmens angezogen worden ſein mochten, und in der That behaupten gewiegte Kenner des böhmiſchen Bergbaues, daß die noch heute ſichtbaren großartigen Spuren des Bergbaues am Böhmerwalde auf weit zurückliegende prähiſtoriſche Goldgewinnung hindeuten.

An dem Grenzwall, welcher das böhmiſche Keltenland im Norden umgibt, brachen ſich um das Jahr 120 v. Chr. die Wogen der in ungeheuren Maſſen heranrückenden Cimbern. Da der Durchzug durch Böhmen von den Bojern weder gutwillig zugeſtanden wurde, noch von den Cimbern mit Gewalt erzwungen werden konnte, wandte ſich die Völkermaſſe gegen Oſten und gelangte, Böhmen umgehend, durch die Lauſitzer, ſchleſiſche und mähriſche Ebene an die mittlere Donau.

Die Volcä, deren Namen in der Form Walchen, Wälſche, Vlaši noch heute fortlebt, behaupteten noch zu Cäſars Zeiten (circa 50 v. Chr.) ihre hercyniſchen Wohnſitze, rechtliche und tapfere Leute, wie ſie Cäſar nennt, aber gleich dürftig wie die Germanen, von denen ſie ſich zu jener Zeit weder in der Lebensweiſe noch in Kleidung unterſchieden, ein Beweis, wie nahe gerückt ſchon ihre völlige Verſchmelzung mit dem deutſchen Weſen war.

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. geriethen die Kelten Böhmens aus unbekannten Gründen in Bewegung. Vielleicht zogen sie den von dem Dakerfürsten Börebistas bedrohten pannonischen Bojern zu Hilfe und wurden mit diesen vernichtet. Jedenfalls muß ein großer Theil des Volkes das Land verlassen haben, denn ums Jahr 18 v. Chr. nahm es Marbod mit seinen, von Westen vorrückenden Markomannen in Besitz. Doch verschwanden die Kelten nicht ganz aus Böhmen, denn das Land behielt nach wie vor den Namen Bujämum oder Bojhämum, die keltischen Benennungen der Gebirge (Hercynien, Gabrēta-Wald, Sudēta-Wald) blieben bis auf Ptolemäus (II. Jahrhundert n. Chr.) vorherrschend, ebenso die Namen der Hauptniederlassungen, ja viele der heutigen slavischen Ortsnamen deuten sichtbar auf keltischen Ursprung hin.

Die Markomannen waren ein germanisches Volk, welches schon im Jahre 72 v. Chr. im Verein mit den Rhein-Germanen den Krieg in Gallien unter Arioviſt mitgemacht hatte. Ihr Führer Marbod, in seiner Jugend in Rom unter den Augen des großen Augustus erzogen, schien anfangs ein Werkzeug römischer Politik zu sein, die darauf ausging, die bis an die Donau vorgeschobene Reichsgrenze durch mächtige Freunde unter den Germanen zu schützen. Marbod zog von dem neubesetzten wallburgartigen Lande aus theils durch Güte, theils durch Gewalt die an der unteren Elbe und an der Oder seßhaften Stämme, namentlich die suevischen Semnonen, die Longobarden, die Gothen, die Lugier an sich. Ein nach römischem Muster ausgebildetes Kriegsheer von 70.000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern stand ihm zu Gebote, römische Händler und Überläufer fanden freundliche Aufnahme in seinem Lande. Zuletzt nahm er eine so achtunggebietende Stellung ein, daß den Römern vor ihm, den sie anfangs als ihren Freund angesehen hatten, wie vor einem gewaltigen Gegner bange wurde. Um Marbods Macht zu brechen, unternahm Tiberius im Jahre 6 n. Chr. einen großartig angelegten Feldzug gegen Bojhämum, indem er selbst von Carnuntum aus im Norden der Donau vorrückte, längs des Mainflusses aber ein zweites Heer einen Einbruch versuchte. Der Feldzug schlug indessen fehl; vergeblich hatte Tiberius zwölf Legionen, das ist mehr als 75.000 Mann aufgeboten. Die Terrainschwierigkeiten, welche die Römer entweder gar nicht kannten oder bedeutend unterschätzten, waren eben zu groß, als daß die Vereinigung der beiden Heere im Herzen des Landes hätte erzielt werden können.

Marbod stand nun auf dem Höhenpunkte seiner Macht. Vielleicht dachte er jetzt mehr denn je an die Vereinigung aller germanischen Völker unter seiner Oberherrschaft, an die Gründung eines germanischen Reiches. Der plötzliche Sieg, welchen Armin im Jahre 9 im Teutoburger Walde über die Römer errang, trat jedoch diesen seinen Plänen mehr hindernd als fördernd in den Weg. Daher kam es wohl, daß er sogar bei Tiberius' Rachezug in den Jahren 14 bis 16 abseits stand und in den Tagen größter Gefahr für die

Germanen trotz seiner Macht unthätig blieb. Aber gerade dies schlug zu seinem Verderben aus. Armin trat nun offen gegen ihn als Vaterlandsverräther auf, und die ersten, welche von Marbod abfielen, waren die mächtigen Semnonen und Longobarden. Es fruchtete ihm wenig, daß Armins hochbetagter Onkel mit den Seinen treu bei ihm ausharrte. Nach einer halbverlorenen Schlacht zog sich Marbod in sein Land, oder wie Armin höhnisch sagte, in sein „hercynisches Versteck" zurück, um bei den Römern Hilfe zu suchen. Doch die römische Unterstützung blieb aus, ja mit Wissen der Römer, die den Moment für Marbods völlige Vernichtung gekommen sahen, erhob sich der junge Gothe Katwald im Jahre 19 gegen ihn, brach mit großer Heeresmacht in Bojhämum ein, brachte die Mächtigen des Landes auf seine Seite und bemächtigte sich ohne große Mühe der Königstadt Marbods sammt der anstoßenden Burg, sowie aller darin aufgehäuften Schätze. Marbod flüchtete über den Grenzwald in das römische Noricum und wurde nach Ravenna interniert, wo er noch 18 Jahre verbrachte und in einem Alter von beiläufig 70 Jahren verschied. Welchen Gegner die Römer an ihm verloren hatten, erhellt aus den Worten Tacitus': „Nicht Philipp sei den Athenern, nicht Pyrrhus oder Antiochus den Römern so gefährlich gewesen als Marbod, der, ein Mann von gewaltigen Anlagen und Herrscher über zahllose Völker, das römische Reich von der nächsten Nachbarschaft aus bedrohte."

Doch auch Katwalds Herrschaft in Bojhämum hatte keinen Bestand. Nach kaum 12jähriger Regierung wurde auch er auf Anstiften der Römer durch den Hermundurenfürsten Vibilius verdrängt und mußte gleich Marbod römische Gnade ansprechen. Diese wurde ihm in der Weise gewährt, daß man ihm die Stadt Forum Julii im fernen narbonnischen Gallien zum Aufenthalt anwies. Das zahlreiche Gefolge der beiden Fürsten wurde von den Römern zwischen den Flüssen March (Marus) und Wag (Cusus) im Gebiete des Quadenfürsten Vannius angesiedelt, wo sie noch zu Ptolemäus' Zeiten unter dem Namen „Bämen" als ein ansehnlicher Volksstamm anzutreffen waren.

Fortan war Bojhämum dem Hermundurenfürsten Vibilius unterthan, während über das nachbarliche Marchland und das slovakische Ungarn der Quadenfürst Vannius herrschte; beide hielten Freundschaft mit den Römern. Endlich brach auch zwischen ihnen Zwietracht aus, und Vannius wurde ums Jahr 51 verdrängt. Wie ehedem Marbod und Katwald mußte auch er auf römisches Gebiet flüchten und wurde mit seinem Gefolge in Pannonien aufgenommen. Noch um das Ende des I. Jahrhunderts war das Land der Markomannen laut Tacitus' Zeugniß unter hermundurischer Herrschaft; daß sie aber bis auf diese Zeit Könige aus dem eigenen Volke, und zwar aus Marbods edlem Geschlecht gehabt haben sollen, ist trotz Tacitus' weiterer Behauptung unwahrscheinlich.

In der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts brach der bekannte markomannische Krieg aus, indem die sämmtlichen längs der oberen und mittleren Donau ansässigen

Völker, die Hermunduren, Longobarden, Narisker, Markomannen, Quaden, Jazyger, mit den Waffen in der Hand die Donaugrenze überschritten und Wohnsitze auf römischem Gebiet verlangten. Dreimal (167, 170 und 174) mußte Kaiser Marc Aurel an die Donau ziehen, um den Anprall zurückzuweisen, der ohne Zweifel durch das Vordrängen der Slaven von Osten gen Westen hervorgerufen war.

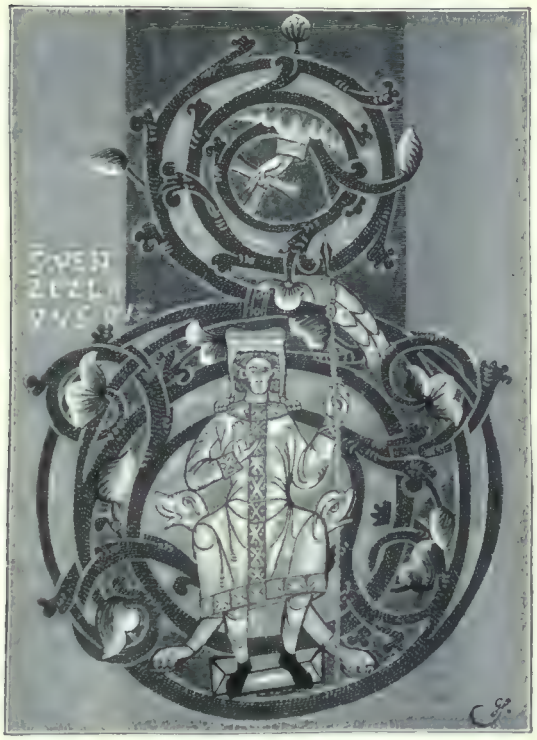
Von da an schwindet der Name Bojhämum auf Jahrhunderte hinaus aus der Geschichte, während der Name der Markomannen noch lange nachhallt. Eine sehr freundliche Erscheinung tritt uns noch vor dem völligen Verschwinden des Volkes entgegen: die Königin Fritigild, die im Jahre 396 Boten an den Mailänder Bischof Ambrosius sandte, um von ihm Belehrung im christlichen Glauben zu erbitten.

Auf die Markomannen folgen im Besitz des Landes Völker slavischer Abstammung, von den westlichen Völkern Wenden genannt. An der Wende des V. zum VI. Jahrhundert erstreckten sich ihre Sitze bis an die Elbe. Um diese Zeit war es wohl, daß Mähren seine ersten slavischen Ansiedler erhielt und das alte Bojhämum sich den Slavenstämmen öffnete. Die Reste der früheren Bevölkerung gingen in der neuen Bewohnerschaft auf. Übernahmen doch die slavischen Ankömmlinge sogar den keltischen Namen von Brünn: Eburodunum als Brnen-grad (Lehmburg), den keltischen Namen Kelamancia als Golomonc (Holomąc) in ihre Sprache, ebenso wie die böhmischen Slaven den Namen der Korkontier in der Benennung des Riesengebirges (Krkonoše) und die Flußnamen Isara und Agara als Jizera und Ogra bis auf den heutigen Tag bewahren.

Gegen das Ende des VI. Jahrhunderts erscheinen die ebenso mächtigen als gewaltthätigen Avaren auf dem Plane der Geschichte. Ihr Hauptsitz war das ungarische Donauland. Unter ihrem Schutz verbreiteten sich die Slovenen im Bereiche der Ostalpen bis an die Baiern, nordwärts der Donau schlossen sich die Slaven Böhmens und Mährens an. Alle diese Völker hatten unter der Gewaltherrschaft der Avaren furchtbar zu leiden, bis um das Jahr 600 die Stunde der Befreiung schlug.

Die Slaven schüttelten das avarische Joch unter Führung eines Mannes ab, der wie ein Meteor in der Geschichte erscheint. Der schlichte Handelsmann aus dem durch die sennonischen Gallier berühmt gewordenen Sennonae-Gau (dem heutigen Sens bei Fontainebleau), mit Namen Samo, welcher durch langjährigen Aufenthalt in den westlichen Slavenländern sich mit der Sprache, den Sitten und Wünschen dieser Völker vertraut gemacht hatte, gab den Anstoß zu dem Befreiungskampfe und wurde, da das Werk glückte, von den dankbaren Völkern zur Königswürde berufen. Samos Macht nahm rasch einen ungeahnten Aufschwung. Stamm für Stamm schlossen sich die Slaven ihm an; so im Süden die karentanischen Winden, so im Norden die Sorben an der thüringischen Saale. Der Kern des neuen Völkerbundes war Böhmen. Das unerwartete Aufkommen einer

neuen Macht an Stelle der avariſchen machte den Franken-König Dagobert I., deſſen Pläne zur Annäherung an Byzanz dadurch durchkreuzt wurden, beſorgt, indem Samo die Länder an der mittleren Donau zu beiden Seiten des Stromes beherrſchte und gegen das fränkiſche Reich Front machte. Bald kam es zum Kriege. Ein gewaltiges Heer wurde von Dagobert aufgeboten und zog in drei Abtheilungen gegen Samo, denn zur Unterſtützung Dagoberts fanden ſich von Süden her auch die Longobarden ein. Großartig war der Kriegsſchauplatz, er erſtreckte ſich von den Juliſchen Alpen bis an das Fichtel- und Erzgebirge. Die Alamannen drangen ohne Zweifel längs der Donau vor, während die Longobarden die karentaniſchen Winden beſchäftigten. Die auſtraſiſche Hauptmacht rückte von Mainz aus gegen Böhmen vor, wo Samos Heer bei der Wogaſtisburg (wahrſcheinlich Togaſtisburg. Taugſt-Burg, Tugoš̌ć, Taus im Böhmerwalde) den Angriff erwartete. Nach dreitägigem Kampf war Dagoberts Heer geſchlagen und mußte mit Preisgebung des geſammten Lagers flüchten (630).



Imital mit Wenzel dem Heiligen.

Samo regierte bis 658, im ganzen 35 Jahre; es heißt, daß er mit zwölf ſlaviſchen Frauen 22 Söhne und 25 Töchter gezeugt habe. Mit ſeinem Tode ſchwand jedoch auch die neu aufgerichtete Macht, und wieder vergingen anderthalb Jahrhunderte, bis Böhmen von neuem in der Geſchichte genannt wird.

Die ſlaviſche Bevölkerung Böhmens beſtand aus mehreren Stämmen, welche zwar gleicher nationaler Abkunft waren, aber nach Zahl und Macht, Sitten und Sprachweiſen untereinander mehr oder minder verſchieden waren. Die Czechen, deren Name im Laufe der Jahrhunderte auf das ganze Volk (Čechové) und das ganze Land (Čechy) überging, waren urſprünglich nur einer dieſer Stämme. Außer ihnen werden genannt: die Sedlitzer und Lučaner am Egerfluß, der Stamm Bělina an der Biela, der Stamm der Pšower mit der Burg Pšov (Melnik), die Lutomirici und Dečaner mit Burgen gleichen Namens (Leitmeritz und Tetſchen) an der Nieder-Elbe, der Stamm der Lémuzer am Polzenfluß,

der große Doppelstamm der Chrowaten am Oberlaufe der Elbe. Im Süden hausten die Dudleber und Netolicer, während die Bewohner des westlich gelegenen Gebietes an der Watawa, Radbuza und Mies keinen Stammesnamen aufweisen.

Der Stamm war der Inbegriff mehrerer Geschlechter, die als Genossenschaften in Dorfansiedlungen lebten und gemeinsame Familien- oder andere Collectivnamen trugen. Jedem Stamm diente eine gemeinsame Burg oder bei größeren Stämmen mehrere Burgen als Vereinigungsort im Frieden und als Zufluchtsstätte zu Zeiten der Gefahr.

Der erste seit Samo's Zeiten genannte Fürst war Krok, der Stammesfürst der Czechen, Vater der drei Schwestern Kazi, Téta, Ljubo̍ša (Libussa), von welchen nach Kroks Tode die letztgenannte zur Fürstin berufen wurde. Ihr Sitz war nicht mehr die väterliche Burg Krakow, sondern die Burg Chrasten, von da an Vy̍šegrad (Hochburg) genannt und nach slavischer Sitte als die Mutter aller Burgen des Landes bezeichnet. Zum Gemal wählte Ljubo̍ša einen Angehörigen des Stammes Bělina, Přemysl, welcher der Ahnherr jenes Fürsten- und Königsgeschlechtes wurde, das nach ihm den Namen Přemysliden führte und bis zum Beginn des XIV. Jahrhunderts die Geschicke Böhmens leitete.

Zeitalter der Přemysliden. — Das Volk, in seiner Hingebung an den Herrscherstamm, umgab frühzeitig den Vorgang, wie der Ackersmann von Stadi̍tz vom Pfluge weg auf den Fürstenstuhl berufen wurde, mit dem Farbenschmuck sagenhafter Dichtung. Das Ackerfeld, welches Přemysl pflügte, als die Abgesandten der Fürstin kamen, die Haselstaude, welche aus der in den Boden gesenkten Pflugreute aufsproß, wurden noch nach Jahrhunderten hochgehalten und noch Kaiser Karl IV. ehrte den Ort, indem er die Besitzer des Přemyslfeldes mit namhaften Freiheiten belieh. Auch sonst sind die Anfänge des böhmischen Stammesfürstenthums mit historischen Sagen gar reich ausgestattet, so daß in der That Grillparzers Wort gilt, der da meint, die älteste Geschichte Böhmens sei die romanhafteste, die er kenne.

Mit Karl dem Großen kommt wieder Bewegung in das Land. Nach Beendigung des Avarenkrieges begannen die Angriffe auf Böhmen, um diese alte Landesfeste den Franken unterthan zu machen. Unter Karls ältestem Sohne brachen 805 drei Heere in das Land; am Fuße des sagenhaften Berges Ři̍p, dort, wo die drei Flüsse Eger, Elbe und Moldau sich vereinigen, trafen die Heersäulen zusammen. Doch mußte das Land, dessen Bewohner dem offenen Kampfe auswichen, ob Mangels an Verpflegung wieder verlassen werden. In diese Zeit fällt wohl der Anfang der Tributpflichtigkeit Böhmens, und wie die Benennung „Kaiser" von Cäsar hergeleitet wird, so ergab der Name „Karl" die Bezeichnung „král", welche bei den böhmischen Slaven aufgekommen und in der Bedeutung „König" von allen Völkern des Ostens aufgenommen wurde. Wie wenig bezwungen übrigens das Land war, erhellt aus den, das ganze IX. Jahrhundert fortdauernden

Inneres der Unterkirche (St. Cosmas Damian) mit der Gruft des heiligen Wenzel in Altbunzlau.

Kämpfen mit der Frankenmacht, denen nicht einmal die in dieses Jahrhundert fallende Christianisirung ein Ende zu machen vermochte.

Die Anfänge des Christenthums werden in das Jahr 845 gesetzt, wo 14 Dynasten die Taufe in Regensburg empfingen. Die eigentliche Begründung des Christenthums fällt aber in das Jahr 874, wo Fürst Bořivoj und seine Gemalin Ludmila am Hofe des Mährerfürsten Svatopluk vom Erzbischof Methodius getauft wurden. Hiefür spricht die festbegründete Tradition der böhmischen Kirche, der in das Land verpflanzte Sanct Clemens-Cultus, die slavische Liturgie und ebenso das Zeugniß des Chronisten Cosmas. Bořivoj gerieth dadurch in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem mächtig aufstrebenden Mojmaridenreiche, doch wandten sich noch vor dem Zusammenbruch dieses Reiches die böhmischen Landesfürsten den Machthabern des fränkischen zu. Von da an blieb das Land und seine Cultur an den Westen gewiesen.

Bořivojs, des ersten christlichen Fürsten Enkel, Namens Wenzeslav (Wenzel), unter der sorgfältigen Aufsicht der Großmutter Ludmila erzogen, bestieg den Fürstenstuhl im Jahre 928 nach seines Vaters Vratislav Tode. Wenzeslav war ein friedliebender Fürst. Als König Heinrich I., der nach Abschluß eines neunjährigen Krieges mit den Ungarn die Slaven an der mittleren Elbe bezwungen hatte, in Böhmen einbrach und bis vor die Burg Prag drang, empfing er von Wenzeslav den Eid der Treue. Auch mit dem Bischof von Regensburg unterhielt Wenzeslav persönliche Freundschaft: rühmte man ihm doch nach, daß er in der slavischen Kirchensprache wie im Latein gleich gut unterrichtet an Bildung einem Bischof glich! Für seine deutschenfreundliche Politik mußte aber der Fürst schwer büßen; in seines Bruders Boleslav (Altbunzlau) gleichnamiger Burg empfing er den Todesstreich, doch das Volk und das Přemyslidenhaus nannten ihn bald ihren Heiligen, ihren Beschützer und Patron.

Boleslav I., von seiner ruchlosen That der Grausame genannt, nahm, kaum ans Ruder gelangt, den Kampf mit Kaiser Otto I. auf. Der Krieg dauerte volle 14 Jahre, bis endlich Boleslav das Verhältniß zum Reiche wieder anerkannte (950) und von da an ein treuer Anhänger Ottos verblieb. In der Lechschlacht 955 bildete die böhmische Hilfsschaar die Nachhut des kaiserlichen Heeres.

Boleslavs I. Sohn und Nachfolger Boleslav II. brachte Mähren und einen ausgedehnten Theil polnischen Gebietes an der Oder und Weichsel an Böhmen. Das unter ihm 973 neu gegründete, der Metropole Mainz zugewiesene Prager Bisthum umfaßte außer Böhmen auch diese neu erworbenen Länder. Eine glänzende Zierde des neuen Bisthums war Vojtěch (mit dem deutschen Namen Adalbert), ein Sohn des chrowatischen Stammesfürsten Slavnik, der mit mehr Feuereifer als Erfolg an der Ausgestaltung der Kirche in Böhmen arbeitete. Sein apostolischer Eifer brachte ihm schließlich den ersehnten

Märtyrertod im fernen Lande der heidnischen Preußen (997). In Adalbert verehrten nicht nur Böhmen, sondern auch Polen und Ungarn den Vorkämpfer des Christenthums, den Helden der Kirche.

In das neue Jahrtausend trat Böhmen als ein schwaches, aber aufstrebendes Staatsgebilde ein. Das Volk war national geeinigt, denn die Stammesunterschiede waren bereits ausgeglichen. Der feste Bestand der nationalen Dynastie, sowie die streng monarchische Regierungsform vollendeten die politische Einheit des Landes, wobei der einigende Einfluß der Kirche jedenfalls anerkannt werden muß.

Grabdenkmal Přemysl Ottokars I.

Die Fürstenwürde war in der Familie der Přemysliden erblich. Bis zur Regelung der Erbfolge auf Grund des Seniums (Seniorat) wurde der Nachfolger von dem regierenden Fürsten benannt und der Landesgemeinde als Fürst (knez) empfohlen. So angemessen aber auch die Senioratserbfolge scheinen mochte, im Laufe der Zeit erwies sie sich als höchst verderblich. Man wußte nie, wer zur Zeit des Todes des regierenden Fürsten dessen Nachfolger werden solle; der regierende Fürst hatte das Bewußtsein, daß es am wenigsten eines seiner Kinder sein werde, da es immer andere, an Jahren ältere Familienglieder gab. Es kam vor, daß ein Mitglied der Familie den Fürstenstuhl bestieg, welches, in

kleineren Verhältniſſen auferzogen, den großen Landesangelegenheiten ferne ſtand. In den hierdurch verurſachten Wirren trachteten die Großen des Landes ihren Einfluß zu erweitern, während die Kaiſer, denen die Beſtätigung zuſtand, umſomehr aus der Sachlage Vortheile zogen, als die Prätendenten vor Allem Schutz und Beiſtand bei ihnen ſuchten. Nach ſchweren Kämpfen und aufreibenden Zwiſtigkeiten kam es endlich am Ende des XII. Jahrhunderts durch verſtändige Einſicht der Betheiligten, zum Theil auch durch natürliche Verhältniſſe zu einem Ausgleich, indem die Erbfolge nach dem Rechte der Erſtgeburt zur Geltung gelangte. Damit traf zum großen Glück für das Land das Aufkommen der ſtändigen Königswürde zuſammen.

Der Fürſt wurde mit großen Feierlichkeiten auf dem Fürſtenſtuhl eingeſetzt, einem ſteinernen Sitz, welcher ſich in der Prager Burg auf dem offenen Platze vor der St. Veitskirche im Hofe des fürſtlichen Palaſtes befand. Den Kaiſern ſtand die Beſtätigung der böhmiſchen Fürſten zu und ſie erhielt ihren Ausdruck durch feierliche Übergabe der Fahne an den bereits inthroniſirten Fürſten, der zu dieſem Zweck perſönlich am Kaiſerhofe erſchien.

Das den deutſchen Völkern eigene Königthum kam zuerſt (im XI. und XII. Jahrhundert) als perſönliche, vom XIII. Jahrhundert an aber als ſtändige Würde nach Böhmen, allerdings in jener Geſtalt, die das Königthum durch Einwirkung des Chriſtenthums erhalten hatte. Im XI. Jahrhundert erhielten zwei Fürſten vom Papſt die Auszeichnung, die Mitra zu tragen, Spytignev II. und Vratislav II. Vratislav wurde auch ob ſeiner Verdienſte um Kaiſer und Reich durch Verleihung der Krone 1086 ausgezeichnet. Als zweiter König tritt uns im XII. Jahrhundert Vladislav II. entgegen, der aus gleichem Grunde vom Kaiſer die Königskrone erhielt (1158). Die endliche und feierliche Zuerkennung der Königswürde verdankten die Přemyslidenfürſten dem apoſtoliſchen Stuhle 1204, von welchem Jahre an das Königthum nicht mehr vom Lande wich.

Die Mitglieder des Fürſtenhauſes wurden, wenn ſie nicht oder ſo lange ſie nicht auf den Fürſtenſtuhl gelangten, durch Zuweiſung der fürſtlichen Nutzungen beſtimmter Landestheile verſorgt. So diente insbeſondere Mähren, welches mit Böhmen ein Ganzes bildete, zu Verleihungen dieſer Art, bevor es eine Markgrafſchaft ward. Stets blieb jedoch der Landesfürſt nicht nur das Oberhaupt der fürſtlichen Familie, ſondern auch Herr des ganzen Landes, und gerade die Theilfürſten von Mähren hatten das größte Intereſſe an der Verbindung mit Böhmen, da ihnen infolge des Seniorats die Beſteigung des böhmiſchen Fürſtenſtuhls ſtets offen ſtand.

Während in vorchriſtlicher Zeit der Fürſt nicht nur der Beherrſcher des Volkes, ſondern auch deſſen oberſter Prieſter war, änderte ſich dieſes Verhältniß nach Einführung des Chriſtenthums dahin, daß die fürſtliche Gewalt ihre Weihe von der Kirche erhielt und deren Träger hinwieder die Schutzherren der Kirche wurden.

Die gesetzgebende Gewalt stand dem Landesfürsten im Verein mit den Vertretern des Volkes zu. Ebenso das Recht der Kriegserklärung und der Friedensschließung. Die richterliche Gewalt des Fürsten äußerte sich nicht so sehr im Rechtsprechen oder im Urtheilen, was eine Prärogative der ordentlichen Gerichte war, als vielmehr in dem Schutz des Rechtszustandes im Allgemeinen, in der Wahrung des Landfriedens, in der Ausführung der Rechtssprüche und Urtheile, in der Übung der Gnade.

Die Landesgemeinde fand ihre Verkörperung in der Landesvertretung. So weit die geschichtlichen Erinnerungen zurückreichen, stand dem Landesfürsten der Landtag (sněm) als eine von Zeit zu Zeit zusammentretende Versammlung zur Seite. Als vornehmste Gegenstände, die dem Landtag vorbehalten waren, galten die Annahme und Inthronisirung des Landesfürsten, die Wahl des Landesbischofs, die Zustimmung zu Kriegszügen außer Land, die Annahme allgemeiner Gesetze, die Rechtsprechung in Streitigkeiten über liegende Güter und die Urtheilsfällung über Fürsten- oder Landesverrath. Der Versammlungsort war in der Regel die Burg Prag oder Vyšegrad, gelegentlich auch einer der fürstlichen Burghöfe im Lande.

Im Landtage äußerte sich der Standesunterschied des Adels, welcher zweigetheilt war, nämlich der höhere (lechové, páni) und der niedere (vládyky). Die Theilnahme am Landtage war durch Landbesitz bedingt. Die ersten und vornehmsten Räthe des Landesfürsten waren die Landeskmeten (kmeté), deren Zusammenhang mit den Stammeshäuptern der älteren Periode ziemlich klar ist. Doch bildeten die Kmeten kein ständiges Collegium.

Zur Beglaubigung von Staatsschriften bedurfte es lediglich des Landessiegels, welches das Bild des heiligen Wenzeslav als Landespatron trug. Das Siegel des XIII. Jahrhunderts zeigt den Landespatron auf einem thronartigen Stuhl sitzend, in der Rechten einen Speer mit flatterndem Fähnlein, die Linke auf einen adlertragenden Schild gestützt. Verschieden vom Landessiegel war das persönliche Siegel des Landesfürsten, welches jedoch gleichfalls das Bild und die Umschrift des Landespatrons trug. Das Landeswappen zeigte ursprünglich, vielleicht schon von Wenzeslavs Zeiten her, einen schwarzen Adler geflammt im weißen Felde. Der weiße doppeltgeschwänzte Löwe im rothen Felde kam erst durch Přemysl Ottokar II. auf, der dieses Bild zuerst in sein Personalsiegel als Markgraf von Mähren aufnahm. Auch bei der Landesfahne kommt die Verehrung des heiligen Wenzeslav zum Ausdruck; schon im XI. Jahrhundert mag man den einfachen Speer des Heiligen als Palladium in den Krieg mitgetragen haben, seit 1126 war auf diesem Speer das Fähnlein des heiligen Adalbert angebracht. Diese Kriegsfahne wurde in jenem Heerhaufen getragen, welchen der Burggraf der Prager Burg befehligte.

Das Landeseinkommen bestand in dem Erträgnisse der landesfürstlichen Güter, in dem sogenannten Friedenstribut (mír), in Zöllen, Mauthen, Markt- und Waldgebühren, in

dem reichen Erträgniß des Gold- und Silberbergbaues, in Judengeldern, im Münzregal, in Bußen und confiscirten Gütern, endlich in dem polniſchen Tribut. Daraus wurden die Bedürfniſſe des Landesfürſten, die Landesausgaben und der Tribut an das Reich beſtritten. Als Landesroboten galten der Kriegsdienſt innerhalb der Gemarkungen des Landes, der

Siegel Přemysl Ottokars II.

Bau, die Erhaltung und Bewachung der Burgen, der Brückenbau, die Bewachung der Landesthore und Wege, als Hofdienſte die Beiſtellung von Transportmitteln, das Geleite in die Herberge, die Lieferung von Victualien.

Ständige Hofdienſte waren das Amt des Kämmerers (komornik), des Truchſeß (stolnik), des Marſchalls, des Mundſchenks (čišník), des Schwertträgers (mečník), des Jägermeiſters (lovčí), des Hofmeiers (vladař), des Hofrichters (sudí), des Kanzlers

(kancléř), des Hofschreibers (pisař). Die Würde eines Palatins konnte in Böhmen nicht aufkommen; im Ganzen sind nur zwei Palatine im XI. Jahrhundert verzeichnet.

Das Land war in Župen (Gaue) getheilt, deren Bestand auf die alten Stammesbezirke zurückzuführen ist. Jede Župa hatte ihren Vorort, die Župenburg (grad), an welche

Siegel Přemysl Ottokars II.

sich die Vorburg (podgradie) als Wohnstatt der Burgangehörigen, der Handwerker und der Handelsleute (gosté) anschloß. Uranfänglich war Vyšegrad (das ist Hochburg) die Hauptburg des Landes, die Mutter aller Landesburgen, später gewann die Burg Prag den Vorrang. Die Vorburg von Prag erstreckte sich bis an den Poříč, wo sich die deutsche Ansiedlung befand. Die Hauptburg gewinnen, hieß Böhmen gewinnen, Prag besitzen, hieß Böhmen besitzen, daher auch die vielen Kämpfe um diese Burg!

Die Bewohnerschaft jeder Župa war ein Gemeinwesen für sich. Die Verwaltung wurde von landesfürstlichen Burgbeamten besorgt, die zumeist dem Župenadel angehörten. Die Župenämter waren: das Županat, später Burggrafenamt genannt, das Cudariat oder Richteramt, das Gerichtscamerariat oder Kämmerlingsamt, das Villikat oder Meieramt, das Venatoriat oder Jägeramt, das Tributariat oder Steueramt. Auch war die Burg der Sitz eines Archidiacons oder mindestens eines höheren Geistlichen.

Die ältesten Ansiedlungen der böhmischen Slaven waren Familiensitze, so daß je ein oder auch mehrere Dörfer einer Familiengenossenschaft angehörten. Dieses Band lockerte sich im Laufe der Zeit, indem infolge intensiverer Bewirthschaftung der landesfürstlichen und geistlichen Güter zahlreiche Angehörige der Familiendörfer in Dienstverhältnisse zu den neuen Grundeigenthümern traten. Nichtsdestoweniger blieb auch nachher die Form aufrecht; der Familiengenossenschaft entstieg die Ortsgemeinde (obec).

Je mehr die Landesgemeinde zu einem Gemeinwesen herauswuchs, desto größer wurde die Bedeutung der Hauptburg Prag, deren Župenämter schließlich zu Landesämtern wurden, deren es vier gab: das Camerariat, das Cudariat, das Notariat, welche drei Ämter in innigster Beziehung zu den Gerichten und der Landtafel (desky) standen, endlich das Castellanat.

Die Gerichtsbarkeit wurde durch folgende ordentliche Gerichte ausgeübt: durch die Hausgerichte, die Župengerichte und durch den Landtag als Landrecht. Als ein Specialgericht stellt sich das Grenzgericht dar zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten an Ort und Stelle. Ausgenommen von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Gerichte waren die unter Břetislav I. aus Großpolen eingewanderten und am Litawafluß angesiedelten Gedčaner, die Israeliten, die seit undenklichen Zeiten zerstreut im Lande lebten und nach Anschauung des Mittelalters Kammerknechte des Fürsten waren, die Gäste oder auswärtige Kaufleute, die ihr Kaufhaus in der Prager Vorburg, den altberühmten Frohnhof (týn) besaßen, die Prager Deutschen, die schon unter Vratislav II. (1061 bis 1092) einen abgeschlossenen Theil der Vorburg zu ständigem Aufenthalte innehatten, die Kirchen- und Klosterleute, deren Zahl mit dem Aufblühen des Kirchen- und Klosterwesens immer mehr anwuchs. Auf diese Bewohnerclassen bezog sich die persönliche Gerichtsbarkeit des Fürsten, das Hofgericht.

Das Gerichtsverfahren bewegte sich in einfachen, zum Theil uralten Formen; die gerichtliche Terminologie ist originell und klar. Eigenartig ist das Institut der Landtafel bei den Župengerichten und beim Landrecht. Die Gerichtsproben waren: die Wasserprobe des heißen und kalten Wassers, die Probe des glühenden Eisens, indem glühendes Eisen in die Hand genommen oder über glühende Pflugscharen geschritten wurde; ebenso zweifach war der gerichtliche Zweikampf mit Schwertern für Adelige und mit Knitteln für Nichtadelige (očisty: voda, železo, meče, kyje). Sehr streng, mitunter grausam war die

Vollziehung der Strafe an Leib und Leben; dazu kam die Güterconfiscation mit Verluſt der Freiheit, der die ganze Familie traf, oder mit Landesverweiſung.

Das ſlaviſche Güterrecht baut ſich auf der Familiengenoſſenſchaft auf, die da war ein Verein der durch Blutsverwandtſchaft und durch Aufnahme untereinander verbundener Individuen. Das liegende Gut (dědina) beſtand in ackerbaren Grundſtücken und in Weideplätzen (občina). Nach Auflöſung der Familien- oder Dorfgenoſſenſchaften waren es die Weidegründe, welche nach wie vor gemeinſames Eigen der Inſaſſen oder Nachbarn (sousedé) verblieben. Das Ackerland trug Getreide (zboží) ein, die Weidegründe dienten zur Thiernutzung (statek); beide Worte bedeuten heute das Gehabe, das Vermögen.

Die liegenden Güter waren im vorhinein zur Erhaltung der Angehörigen einer Familie beſtimmt; Arme gab es nicht, arm war nur der wegen Miſſethat Ausgeſtoßene (chudý = der Böſe, der Arme). Vererbungen kamen thatſächlich nicht vor, dagegen waren Theilungen des Eigen zuläſſig. Dies waren die Gütergemeinſchaften (spolky), welche bis auf die Neuzeit in vielen Adelsfamilien vorhielten und ihnen ſicheren Schutz ſowohl gegen Verarmung als gegen Heimfälligkeiten boten.

Um nun auf die kirchlichen Verhältniſſe überzugehen, ſo darf man den Přemysliden die Anerkennung nicht verſagen, daß ſie in der Förderung des Chriſtenthums, im Bau von Gotteshäuſern, in der Gründung und Ausſtattung von Klöſtern außerordentlichen Eifer an den Tag legten. Dieſer Anregung folgten auch Adel und Volk, wenn auch ſo manche Gebräuche heidniſchen Urſprungs im Volke noch lange fortlebten.

Das Bisthum Prag umfaßte Böhmen und Mähren, bis in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts für Mähren das Olmützer Bisthum errichtet wurde. Der Biſchof von Prag wurde urſprünglich vom Landesfürſten vorgeſchlagen und von der Geiſtlichkeit im Verein mit der Landesgemeinde angenommen oder abgelehnt. Der Gewählte wurde vom Landesfürſten an den Kaiſerhof entſendet, um aus den Händen des Kaiſers die Inveſtitur zu empfangen, worauf die Ordination durch den Mainzer Metropoliten folgte. Zurückgekehrt, wurde er feierlichſt zur biſchöflichen Kirche auf der Prager Burg geleitet und dort eingeſetzt. Der Biſchofzehent beſtand in der Abgabe von Getreide, welches die Archidiacone einſammelten. In kirchlicher Beziehung war das Land in Archidiaconate eingetheilt, während bei den einzelnen Kirchen Plebane oder Parochen das geiſtliche Amt verſahen. Die Decanate kamen erſt im XIII. Jahrhundert auf.

Die ſlaviſche Liturgie war in Böhmen, trotzdem das mähriſche Erzbisthum eingegangen und das Prager Bisthum ganz auf lateiniſche Art eingerichtet war, noch lange nicht in Vergeſſenheit gerathen, ja ſie erhielt eine neue Stütze an dem etwa 1031 gegründeten Benedictinerkloſter zu Sázawa, deſſen erſter Abt der in der ſlaviſchen Kirchenſchule auf dem Vyšegrad erzogene Prokop war.

Was das Verhältniß zum Reiche anbelangt, so wurde schon erwähnt, daß die Bestätigung des Böhmerfürsten dem Kaiser zustand, ebenso wie die Investitur des Landesbischofs. Im Lande selbst übte der Kaiser keinerlei Reichsgewalt aus. Der böhmische Tribut bestand ursprünglich, wie ehedem der sächsische, in 120 auserlesenen Ochsen und 150 Mark Silber; thatsächlich hörte diese Leistung wohl bei Verleihung der Königswürde an Vratislav II. (1086), formell unter Kaiser Friedrich II. auf (1212). Mit der Nachsicht des Tributs hängt die Stellung von 300 Söldnern zum Römerzuge zusammen. Der Böhmerfürst war verpflichtet, über Berufung des Kaisers auf den Hoftagen zu erscheinen, wenn diese nahe an der Grenze Böhmens abgehalten wurden. Unmittelbaren Einfluß im Reiche erlangten die böhmischen Landesfürsten erst, seitdem sie das Reichsschenkenamt bekleideten und in das Wahlcollegium eintraten. Die Anfänge hiervon fallen in die Zeit des Fürsten Vladislav II. als König. So gelangten die böhmischen Landesfürsten zu immer größerer Geltung im Reiche, ohne daß dadurch ihre eigene Machtvollkommenheit in Böhmen selbst eine Einschränkung oder Einbuße erlitten hätte.

Die populärste Erscheinung in der böhmischen Geschichte des XI. Jahrhunderts ist Fürst Břetislav, der Sohn des Fürsten Udalrich und der schönen Božena, des Dorfmädchens von Křesyn. Als Theilfürst von Mähren hatte er Judith, eine Deutsche, zur Frau, die er in romantischer Weise aus dem Jungfernkloster Schweinfurt entführt hatte. Bald nach Besteigung des Fürstenstuhls unternahm er einen gleich romantischen Kriegszug nach Großpolen, um den Leib des Märtyrers Vojtěch-Adalbert von Gnesen zu holen. Glücklich brachte er die körperlichen Überreste des Heiligen nebst großen Beuteschätzen nach Prag, verwirkte jedoch durch die eigenmächtige That die Gnade des Papstes sowohl, als die des deutschen Königs. Letzterer griff zu den Waffen, erlitt jedoch im ersten Anprall eine schwere Niederlage in den Grenzwäldern von Taus, wo vor Jahrhunderten Dagoberts Austrasier von Samo geschlagen worden waren. Den Feldzug erneuernd, drang der König bis in die nächste Nähe der Burg Prag, worauf Břetislav sich unterwarf und fortan treu zum König hielt. Zu dieser Zeit fiel das polnische Schlesien an Böhmen.

Břetislav gilt für den Schöpfer der Seniorats-Erbfolge in Böhmen, welche so viel Unheil über das Land brachte; ihm folgte sein Sohn Spytignev II. Spytignevs Nachfolger wurde auf Grund des Älteste rechtes Vratislav II. Dieser hielt in dem Investiturstreit zu Heinrich IV. und wurde dafür mit der Königswürde ausgezeichnet (1086). Während Vratislavs Regierung stand Böhmen in hoher Blüte; das Land selbst war reich an edlen Metallen; durch lebhaften Handel zeichneten sich die beiden Vorburgen Prag und Vyšegrad aus; die deutsche Gemeinde am Prager Poříč bestand zumeist aus Kaufleuten; reiche Juden gab es in den beiden Vorburgen; der Kaufhof (týn, Frohnhof, lacta curia) in der rechtsufrigen Prager Vorburg war der Sammelpunkt der auswärtigen Handelsleute.

Die Burg in Eger.

Der zweitnächste Fürst von Böhmen, welcher der Königswürde theilhaftig wurde, war Vladislav II., ein kühner, kriegerischer Mann und ebenso klug und thatkräftig als Politiker. Vladislav machte den zweiten allgemeinen Kreuzzug mit, wo er auf dem Rückwege Constantinopel, Kiew und Krakau kennen lernte. Folgenreicher war sein Anschluß an Kaiser Friedrich, als dieser den Zug gegen Mailand unternahm. Noch vor Beginn der Heerfahrt vom Kaiser mit der Königswürde bedacht, zog er mit einer kriegslustigen Freischaar über die tirolischen Alpen in die Ebenen der Lombardie. Die Findigkeit und Tapferkeit der Böhmen trug viel zu dem Gelingen des Unternehmens bei. Während des feierlichen Dankgottesdienstes im Kriegslager vor Mailand setzte der Kaiser dem Könige eine kostbare Krone auf das Haupt und überhäufte ihn auch sonst mit Gnadenbezeugungen. Im Jahre 1160 unternahm Vladislav einen Kriegszug nach Ungarn, um dem König dieses Landes gegen die Byzantiner Hilfe zu bringen.

Mit dem XIII. Jahrhundert begann die glanzvollste Periode der Přemysliden-Herrschaft in Böhmen. Glückverheißend war schon der Schluß des XII. Jahrhunderts, als die beiden Brüder Přemysl Ottokar I. und Vladislav Heinrich zum Wohl des Vaterlandes ihren Fehden ein Ende machten und sich dahin einigten, daß Přemysl Landesfürst von Böhmen und Haupt der Herrscherfamilie sein sollte, während Vladislav als Markgraf Mähren behielt. Přemysl Ottokar I. erwarb die Königswürde, die bis dahin blos eine persönliche war, seinem Hause für immer, denn auch das Oberhaupt der Kirche anerkannte fortan das böhmische Königthum (1204). Kaiser Friedrich II. bestätigte es 1212 für alle folgenden Zeiten. Hierbei erhielten die bisherigen Verpflichtungen Böhmens an das Reich eine andere, die größere Selbständigkeit des neuen Königreichs gewährleistende Form; doch blieb die Bestätigung des vom Lande gewählten Königs dem Kaiser vorbehalten. Zum großen Vortheil des Landes wurde die Senioratserbfolge endgiltig abgeschafft und kam fortan die Nachfolge der Erstgeborenen zur Geltung.

Je weniger abhängig übrigens Böhmen vom Reiche war, desto lebhafter wurden die Wechselbeziehungen derselben, auf welche die verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen den Herrscherfamilien einen nicht geringen Einfluß übten. Mit Beginn des XIII. Jahrhunderts hebt der Zuzug deutscher Elemente in Böhmen und Mähren an, die Anfänge deutschen Städtewesens machen sich mit Macht bemerkbar, der königliche Hof, der Adel, der Regularclerus nehmen mehr und mehr deutsche Sitten an, zumal König Wenzel I., Přemysls ältester Sohn und Nachfolger, der deutschen Hohenstauferin entsprossen, ein entschiedener Förderer des Deutschthums war. Dabei erlangte das Land durch tiefen Frieden, durch seine reichen Naturschätze, sowie durch den lebhaft betriebenen Handel einen ungeahnten Aufschwung.

Da, mitten im tiefsten Frieden, brach der Tatarensturm los. Unter Batu, einem Enkel Dschinggischans, drangen die grausigen Asiaten in ungezählten Mengen in das

Russenland, eroberten die Hauptburgen, Kiew voran, und richteten ihre Schritte weiter gegen Westen. Das Hauptheer übersetzte 1241 die Karpathen und überschwemmte Ungarn, während ein zweites Heer unter Führung der Feldherren Urdiuj, Baidar und Bediaj gegen Polen losging. König Wenzel war einer der wenigen Fürsten des westlichen Europa, der die drohende Gefahr bei Zeiten in ihrer ganzen Größe ermaß und auch redlich bemüht war, dieselbe nicht nur von seinen Ländern, sondern überhaupt von der Christenheit abzuwenden. Daß die Absichten der Tataren auch auf das damals so reiche und im Zuge der

Grabdenkmal Premysl Ottokars II.

mitteleuropäischen Handelswege gelegene Böhmen gerichtet waren, ist an den mongolischen Spähern wahrzunehmen, welche Böhmen als Pilger oder als Bettler durchstreiften. König Wenzel sicherte Böhmen durch Verhaue an den östlichen Grenzpfaden und Landesthoren, durch neue Befestigungen an der Burg Prag und an anderen Orten, wobei selbst die von den Landesroboten freien Geistlichen und Mönche Hand anlegen mußten. Seine nächsten Nachbarn, den Herzog von Baiern und den Landgrafen von Thüringen, mahnte der König zur Hilfeleistung und Vertheidigung und zog, das Zeichen der Kreuzfahrt anlegend, mit einem mächtigen Heer über Königsstein und Budissin gegen Liegnitz, wo jedoch Heinrich der Schlesier, ohne die Kriegsschaaren Böhmens abzuwarten, die Schlacht wagte und auch verlor.

Das frische böhmische Heer vor sich sehend, wandten sich die Tataren plötzlich längs des Riesen- und Sudetengebirges seitwärts gegen Mähren. Der König verweilte noch an der Polengrenze, denn dem so schnellen Abzug der Tataren war nicht zu trauen, da es ihre Kriegsfinte war, zu verschwinden, um unversehens wie der Blitz wieder da zu sein. Von Mähren aus, welches in schrecklicher Weise verwüstet wurde, suchten die Tataren den Einbruch in Böhmen zu bewerkstelligen, doch gelang es ihnen hier ebensowenig wie vordem im Nordosten, zumal auch schon frische Truppen aus Böhmen unter der Führung Jaroslavs (Jaroš) gegen die hartgedrängte Slavenburg und junge deutsche Colonistenstadt Olmütz eilten. Bei Olmütz kam es zu einer Schlacht, in welcher der tatarische Fürst Baidar getödtet wurde. Wuthentbrannt über diesen Verlust überlieferten die Tataren die Pfleger und Hüter ihres Fürsten, da ihn diese nicht genug geschützt, dem Feinde und zogen rasch durch das Landesthor von Ungarisch-Brod nach Ungarn ab. König Wenzel kam in Person nach Mähren und einigte sich hier mit Friedrich dem Streitbaren von Österreich, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, welcher Miene machte, sich dauernd in dem besiegten Ungarlande seßhaft zu machen. Zum Glück verließen die Tataren das Land schon im Jahre 1242; der Westen Europa's war eine furchtbare Sorge los. Dem König Wenzel aber gebührt die Anerkennung der Welt, daß er mit allen seinen Kräften die Gefahr abzuwenden bemüht war.

Der Stern Přemysl Ottokars II. war noch zu Lebzeiten seines Vaters aufgegangen. Als Markgraf von Mähren und als jüngerer König von Böhmen erlangte er im friedlichen Wege das Herzogthum Österreich (1251) und sicherte sich den Anspruch auf das Babenberg'sche Erbe durch seine Vermälung mit Margaretha (1252). Als König von Böhmen (1253) gelangte er alsbald in den Theilbesitz des Herzogthums Steiermark. Sein ritterlicher Sinn ließ ihn 1254 den Kreuzzug nach dem noch immer heidnischen Preußenland (Samland) unternehmen, wo die Gründung der deutschen Ordensburg Königsberg an ihn, den König, erinnert.

Durch den glänzenden Sieg, welchen Přemysl 1260 bei Kroissenbrunn an der österreichischen March über die Ungarn erfocht, gelangte der König in den vollen Besitz des Herzogthums Steiermark. Dieser Sieg im Verein mit dem Glanz, den der prachtliebende König entwickelte, verschafften ihm einen weit über die Grenzen seines Reiches hinausreichenden Ruhm; das Abendland nannte ihn ob seines Reichthums den „goldenen", die Tataren, deren Chan aus dem Innern von Rußland Gesandte zu ihm nach Prag sandte, den „eisernen König".

Zu Ottokars vollem Glück fehlte ihm ein Leibeserbe; dies bestimmte ihn zur Trennung seiner Ehe mit Margaretha von Babenberg-Österreich; er heiratete die russische Prinzessin Kunigunde (1261).

Bald nach dem zweiten Kreuzzuge, welchen Ottokar 1267 gegen die heidniſchen Preußen ohne weſentlichen Erfolg unternommen, gelang ihm die Erwerbung des Herzogthums Kärnten, im Jahre 1268 jene des Herzogthums Krain, der Markgrafſchaft Iſtrien und eines Theiles von Friaul mit Pordenone. Auch Eger war als Reichspfand unter Ottokars Gewalt gelangt. So reichte das Reich Ottokars von dem Fichtel- und Erzgebirge, ſowie von den Sudeten bis an die Adria.

Hier iſt der Ort, einen kurzen Rückblick auf die vorausgegangenen Geſchicke des Egerlandes zu werfen. Urſprünglich von Slaven beſetzt und zu Böhmen gehörig, wurde es um die Mitte des IX. Jahrhunderts, unter Ludwig dem Deutſchen, deutſches Land und bildete einen Beſtandtheil der gegen Böhmen errichteten Mark, ſowie auch der Diöceſe Regensburg. Zu Beginn des XI. Jahrhunderts treten als Beſitzer von Landgütern an der oberen Eger die Markgrafen von Vohburg auf, welchen die Gründung der Burg Eger (böhm. Cheb) zugeſchrieben wird. Als Anſiedelung wird Eger im Jahre 1061 genannt.

Durch die Ehe der letzten Vohburgerin Adelheid gelangte Herzog Friedrich von Schwaben in den Mitbeſitz der Vohburg'ſchen Güter, die er auch nach ſeiner Erhebung zum König und Kaiſer und nach der im Jahre 1153 erfolgten Eheſcheidung beibehielt. Kaiſer Friedrich I. Barbaroſſa ließ die Burg Eger im größeren, einer Kaiſerpfalz würdigen Stil umbauen. Hierdurch und weil Eger an einer wichtigen Handelsſtraße lag, gedieh auch die an die Burg angegliederte ſtädtiſche Anſiedelung, die ſich des Nürnberger Stadtrechtes bediente. Auch Kaiſer Friedrich II. fand viel Wohlgefallen an der Stadt, die er wiederholt aufſuchte.

Ottokar ſtand auf dem Höhepunkt ſeiner Macht und ſeines Glücks. Unter ſeiner Regierung vollzog ſich in den inneren Verhältniſſen Böhmens eine vollſtändige Umwandlung. Durch Gründung zahlreicher Städte, welche ausſchließlich oder überwiegend den von Wenzel I. und Ottokar ins Land berufenen Deutſchen übergeben wurden und als königliche Städte unmittelbar der Krone unterſtanden, wurde die altſlaviſche Gauverfaſſung völlig umgeſtoßen; der Bürgerſtand gelangte durch Betriebſamkeit und Reichthum zu großer Bedeutung, die königlichen Städte aber, zumeiſt an den großen Handelswegen gegründet, wurden bald ein mächtiger Factor auch im politiſchen Leben des Landes. Ein Theil der Städte folgte dem ſächſiſchen, ein anderer, mit der Altſtadt Prag an der Spitze, dem ſchwäbiſchen Recht; zahlreiche Dörfer wurden nach deutſchem Recht mit vertragsmäßigen Verpflichtungen ausgeſetzt; die Klöſter, meiſt mit deutſchen Ordensmitgliedern beſetzt, zogen ihre Stammgenoſſen zur Coloniſation ihrer Güter ins Land.

Aber geradeſo wie die vollſtändige Schwäche des Deutſchen Reiches während des Interregnums (1257 bis 1273) dem böhmiſchen König bei ſeinen Unternehmungen

günſtig und nützlich geweſen war, ſo gefährlich wurde ihm der plötzliche Umſchwung, welcher im Reiche durch die Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutſchen König eintrat (1273). Schon die Wahl des „minder mächtigen Grafen“ machte auf Ottokar, der in ſeinem Innern die deutſche Krone angeſtrebt haben mag, einen tiefen Eindruck. Als er binnen Jahr und Tag die Belehnung von dem neuen König nicht nachſuchte, wurde er 1275 vor das Reichsgericht geladen und, da er nicht erſchien, in die Reichsacht gethan. Dies gab allen unzufriedenen Elementen das Zeichen, ſich gegen ihn zu erheben; in den inneröſterreichiſchen Ländern verwandelte ſich die Freundſchaft vieler Anhänger in offene Gegnerſchaft, in Böhmen ſelbſt machte ſich der Unmuth gerade der mächtigeren Adelsfamilien, insbeſondere der Roſenberge, mehr und mehr fühlbar. Im Jahre 1276 mußte Ottokar auf die außerböhmiſchen Erwerbungen verzichten und die böhmiſchen Lande vom Reiche zu Lehen nehmen.

Noch einmal verſuchte Ottokar ſein Glück, diesmal mit ſlaviſcher Hilfe. Mit dieſer glaubte er dasjenige wieder zu erringen, was ihm vordem trotz ſeiner deutſchen Geſinnungen mißlungen war. Ein neuer Krieg brach 1278 aus und endigte mit der vollſtändigen Niederlage des Königs und ſeinem Tode. An der öſterreichiſchen March entſchied ſich das Schickſal des auch im Tode großen Königs. König Rudolf war in ſeinem Innerſten ergriffen, als er auf dem nackten Erdboden vor ſich die blutüberſtrömte Leiche ſeines Widerſachers ſah, welchem er trotz Gegnerſchaft ſeine hohe Achtung nicht vorenthielt.

Für Böhmen war der kritiſchſte Moment ſeiner Geſchichte gekommen. Das Land war mehr als verwaiſt, der Erbe der Krone war noch ein Kind, das Land ohne Haupt; der Sieger konnte, ohne daß ihn Jemand daran zu hindern vermochte, als Preis ſeines Sieges die böhmiſchen Lande für das Reich einziehen und Böhmens Selbſtändigkeit für immer ein Ende bereiten. Der kluge Fürſt that dies nicht, im Gegentheil, gerade er war derjenige, der Böhmen in deſſen tiefſter Erniedrigung aufzurichten ſuchte. Indem er für Ottokars Sohn, Wenzel II., ſeine Tochter Guta zur Gemalin beſtimmte, legte er klar an den Tag, daß die Vernichtung Böhmens nicht in ſeiner Abſicht lag.

Und merkwürdig genug: das Land erholte ſich nicht nur, als König Wenzel II. zur Regierung kam, es gelangte ſogar in ungeahnter Weiſe zu neuer Macht, als Wenzel II. auch die Königsmacht von Polen 1300 für ſein Haus gewann, während ſeinem Nachfolger Wenzel III. auch noch die Krone Ungarns zufiel, eine Machtſtellung, die ſogar die Glanzperiode Ottokars II. überſtrahlte. Freilich folgte auf dieſen Aufſchwung bald wieder ein jäher Sturz, als König Wenzel III. in den Burgräumen von Olmütz dem Dolch des Meuchelmörders erlag (1306). Aber mit größerem Ruhme konnte kaum das Premyslidengeſchlecht vom Schauplatz der Geſchichte abtreten, als derjenige war, daß der letzte Premyslide drei Kronen auf ſeinem Haupte vereinigte!

Böhmen unter den Luxemburgern (1306 bis 1437).

Nach dem Aussterben des Mannstamms der Premysliden vermochten sich die böhmischen Barone und Edlen, welche (wohl auf Grund des Privilegs König Friedrichs II. vom 26. September 1212) das Recht der Königswahl beanspruchten, über die Person des zu Wählenden nicht zu einigen. Die Mehrheit entschied sich für Heinrich, Herzog von

König Johann.

Kärnten und Grafen von Tirol, welcher mit Anna, der ältesten Schwester des letzten Premysliden, Wenzel III., vermält war, während die Minderheit den Habsburger Rudolf Herzog von Österreich, ältesten Sohn des römischen Königs Albrecht, zum König erkor. Als Albrecht und Rudolf hierauf mit Heeresmacht gegen Prag vordrangen, gab Heinrich seine Sache verloren und floh nach Tirol, während König Albrecht an Rudolf und dessen Brüder die Gesammtbelehnung mit Böhmen und Zubehör ertheilte und die Barone durch Gewährung verschiedener Vortheile zu dem urkundlichen Versprechen bewog, wenn Rudolf

ohne männliche Erben ſtürbe, den älteſten ſeiner Brüder und deſſen Erben als Nachfolger anzuerkennen. Obgleich Rudolf auf vielfachen Wunſch ſich mit Eliſabeth von Polen, der Wittwe König Wenzels II., vermälte und die zerrütteten Finanzen des Königreichs zu ordnen redlich beſtrebt war, indem er von den königlichen Einkünften wöchentlich 1000 Mark zur Tilgung der Schulden des Fiskus verwendete, widerſetzten ſich ihm doch einige Anhänger Heinrichs von Kärnten unter dem Adel Südweſtböhmens; bei Belagerung von Horaždiowitz, einer Burg des Bawor von Strakonitz, ſtarb Rudolf, erſt 26 Jahre alt, an der Ruhr (4. Juli 1307).

Bald darauf wurde der Oberſtlandmarſchall Tobias von Bechin, Führer der habsburgiſchen Partei, welche des verſtorbenen Königs älteſten Bruder, Herzog Friedrich von Öſterreich, als König anerkennen wollte, durch Anhänger Heinrichs von Kärnten ermordet und dadurch die ganze Partei ſo eingeſchüchtert, daß Heinrich zum König gewählt werden konnte (15. Auguſt 1307). König Albrecht verhängte zwar die Acht über Heinrich, doch gelang es ihm nicht mehr, denſelben mit Waffengewalt aus Böhmen zu vertreiben, da er ſchon am 1. Mai 1308 dem Mordſtahl ſeines ruchloſen Neffen Johann erlag.

Obgleich Heinrich nicht der Mann war, durch Thatkraft ſeinen Anhang zu ermuthigen und ſeine Gegner einzuſchüchtern, ſo ſtand doch die Mehrheit der deutſchen Bürger von Prag und Kuttenberg ganz entſchieden auf ſeiner Seite und nahm deshalb einige Adelshäupter, die gegen ihn Verrath ſpannen, darunter den Oberſtlandmarſchall Heinrich von Lipa, gefangen (Februar 1309); nur unter der Bedingung ließ man ſie frei, daß bei Berathung über allgemeine Landesangelegenheiten von nun an auch die Bürger um ihre Zuſtimmung befragt würden. Heinrich von Lipa und ſeine Freunde bemächtigten ſich hierauf Prags, vertrieben ihre Gegner und bekämpften mit Erfolg die Truppen, welche König Heinrich aus Kärnten und Tirol hatte kommen laſſen, ſowie jene, die ihm der Markgraf Friedrich von Meißen zu Hilfe geſchickt hatte. Im Juli 1310 begab ſich eine Geſandtſchaft der Gegner Heinrichs von Kärnten, beſtehend aus drei Ciſtercienſeräbten, drei Adeligen und ſechs Bürgern von Prag und Kuttenberg, im Einverſtändniß mit Eliſabeth, der jüngeren Tochter weiland König Wenzels II., zum römiſchen König Heinrich VII. (aus dem Hauſe Luxemburg) nach Frankfurt, um ſich deſſen Sohn Johann zum König von Böhmen, ſowie zum Gemal der Prinzeſſin Eliſabeth zu erbitten. In der That belehnte König Heinrich VII. am 31. Auguſt 1310 zu Speier ſeinen vierzehnjährigen Sohn mit dem Königreich Böhmen, deſſen Vermälung mit der achtzehnjährigen Eliſabeth gleichzeitig gefeiert ward. Begleitet vom Mainzer Erzbiſchof Peter, der als ehemaliger böhmiſcher Kanzler mit den Verhältniſſen des Landes vertraut war, zog Johann hierauf mit Heeresmacht vor Prag, welches ſich wieder im Beſitz Heinrichs von Kärnten befand. Die Einnahme Prags ward dadurch ermöglicht, daß die Anhänger Johanns ihm ein Thor

öffneten, worauf Heinrich in sein Land Tirol zurückkehrte und Johann vom Mainzer Erzbischof gekrönt wurde (7. Februar 1311); letzterer bewog auch den Herzog Friedrich von Österreich bereits Ende März das ihm verpfändete Mähren an König Johann zurückzugeben.

In den ersten Jahren seiner Regierung bediente sich König Johann nur deutscher Rathgeber, besonders des Mainzer Erzbischofs und des Grafen Berthold von Henneberg,

Karl IV.

wodurch die Eifersucht der einheimischen Barone erregt wurde. Diese brachten es durch Verdächtigungen der deutschen Rathgeber endlich dahin, daß der junge König die letzteren im April 1315 entließ und dem Oberstlandmarschall Heinrich von Lipa das sogenannte Unterkämmereramt mit der Finanzverwaltung übertrug. Da derselbe aber die Erträgnisse des Kuttenberger königlichen Silberbergwerkes zur eigenen Bereicherung verwendete, so ließ ihn der König schon im October dieses Jahres gefangen nehmen. Die Folge davon war ein offener Aufstand zunächst der Gesippen Heinrichs, aus welchem, als der König Rückgabe der unrechtmäßig in Besitz genommenen Krongüter verlangte, ein erbitterter Krieg des ganzen Adels gegen den König sich entwickelte. Durch Vermittlung des römischen

Königs Ludwig IV. (des Baiern) ſchloß Johann am 23. April 1318 zu Taus mit dem Adel Frieden, mußte jedoch verſprechen, keinem Ausländer mehr ein Amt oder Lehen zu übertragen und die Krongüter in den Händen des Adels zu laſſen.

Die Bedeutung der Regierung König Johanns liegt in den bleibenden Erfolgen, die er in der äußern Politik errungen hat. Nach dem Tode des letzten Markgrafen von Brandenburg aus dem Geſchlechte der Askanier (1319) gelang es Johann, die einſt einer Schweſter König Ottokars II. als Mitgift übergebenen Städte Bautzen, Kamenz und Löbau zurückzuerwerben, 1322 erhielt er für ſeine dem König Ludwig IV. in der Schlacht bei Mühldorf geleiſtete Kriegshilfe Eger ſammt Gebiet als Pfand für 20.000 Mark, 1327 und 1329 brachte er die meiſten ſchleſiſchen Herzoge zur Anerkennung ſeiner Lehenshoheit, 1329 erwarb er Görlitz, 1335 das Herzogthum Breslau, 1346 Lauban und Zittau. Nur vorübergehend waren dagegen ſeine Erwerbungen in Oberitalien, wo ihm im Jahre 1331 in einer ganzen Reihe von Parteiungen zerriſſener Städte die Signorie übertragen ward, und in Tirol, welches an Johanns gleichnamigen Sohn, den Gemal der Erbtochter Margaretha des 1335 verſtorbenen Herzog Heinrichs von Kärnten und Grafen von Tirol, gekommen war, aber infolge der durch Margaretha bewirkten Vertreibung Johanns aus Tirol 1341 wieder verloren ging. Da Margaretha hierauf Kaiſer Ludwigs gleichnamigen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, heiratete, rächte König Johann den ſeinem Hauſe angethanen Schimpf, indem er in Verbindung mit des Kaiſers Erzfeind, Papſt Clemens VI., die Erwählung ſeines älteſten Sohnes Karl zum römiſchen König durch die Mehrheit der deutſchen Kurfürſten bewirkte (11. Juli 1346). Kurz darauf, am 26. Auguſt, ließ ſich König Johann, der dem franzöſiſchen König Philipp VI. gegen König Eduard III. von England zu Hilfe gezogen war, in der blutig-heißen Schlacht bei Crecy in der Picardie trotz ſeiner Blindheit ins dichteſte Kampfgewühl führen und fand hier ein des Ehrentitels „Krone der Ritterſchaft“, den ihm König Eduard III. gab, würdiges Ende. In Böhmen hatte ſich Johann nie recht heimiſch gefühlt, viel lieber hielt er ſich in ſeiner Grafſchaft Luxemburg oder am franzöſiſchen Hofe auf oder nahm an Fehden mit lothringiſchen und rheiniſchen Fürſten Theil. Böhmen betrachtete er nur als Geldquelle für ſeine dynaſtiſchen Pläne, ſeine Kriege und Vergnügungen, wozu beſonders glänzende Turniere gehörten, die er weit und breit beſuchte und auch auf eigene Koſten veranſtaltete.

Den böhmiſchen Thron erbte ſein Sohn Karl. Derſelbe, als römiſcher König dieſes Namens der Vierte, 1316 zu Prag geboren, war von 1323 bis 1330 am glänzenden franzöſiſchen Königshofe erzogen worden, und zwar nicht blos in edler Ritterſitte, ſondern auch in den Wiſſenſchaften, ſelbſt der Theologie. Ein günſtiger Zufall war es, daß ſich unter ſeinen Lehrern auch der weltkluge Pierre de Roſiers, Abt von Fécamp, befand,

der ſpäter (1342) als Clemens VI. den päpſtlichen Thron beſtieg und Karls Wahl zum römiſchen König durchſetzte. In den Jahren 1334 und 1335 führte Karl, den ſein Vater zum Markgrafen von Mähren ernannt hatte, in der Eigenſchaft eines Landeshauptmanns zum erſtenmal die oberſte Verwaltung Böhmens. Klar ſtand ſchon damals das Ziel vor ſeiner Seele: die böhmiſche Königsmacht, ſeit dem Ausſterben der Premysliden vom Adel vielfach beſchränkt und beeinträchtigt, ſollte ſtark und achtunggebietend wieder aufgerichtet

Erzbiſchof Ernſt von Pardubitz.

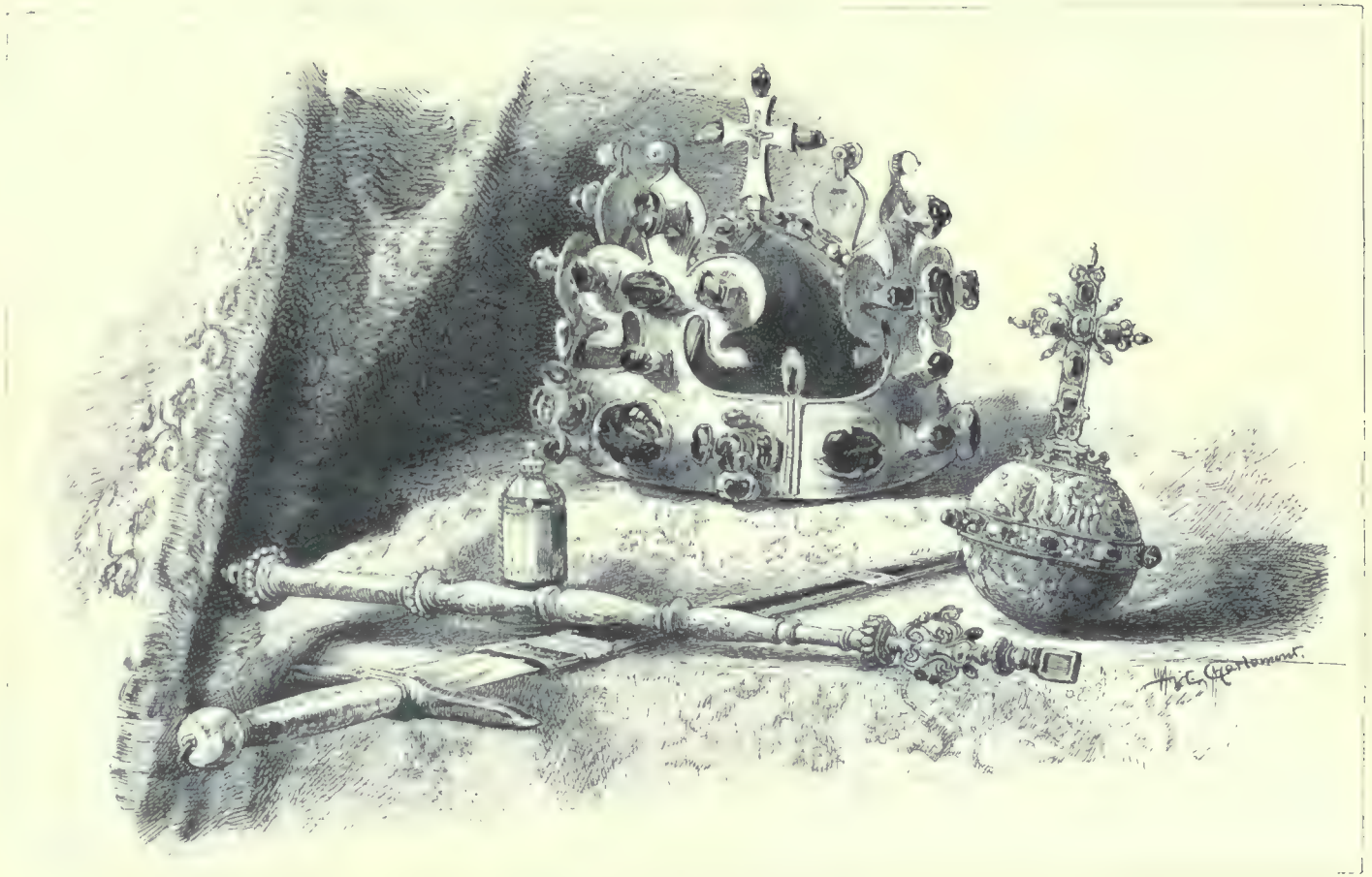
werden. Als das beſte Mittel hierzu erſchien ihm die Hebung der tief geſunkenen materiellen Machtmittel der Krone, vor Allem die Einlöſung der ganz abhanden gekommenen Kron güter aus den Händen der Barone, von denen Karl in ſeiner Selbſtbiographie ſagt, „daß ſie Tyrannen geworden ſeien und den König für nichts achteten, weil ſie das Reich unter ſich getheilt hatten“. Seit 1338 war Karl Mitregent ſeines Vaters im Königreich Böhmen, dem er durch ſeine Verwendung beim Papſte die kirchliche Selbſtändigkeit verſchaffte, indem Clemens VI. das Bisthum Prag von der Metropole Mainz lostrennte und zum

Erzbisthum erhob, welchem die Bisthümer Olmütz und das neugegründete Leitomischl untergeordnet wurden.

Nach dem Tode seines Vaters wurde Karl am 2. September 1347 auf Grund eines von ihm selbst nach dem Vorbild des französischen eingeführten Rituals durch den ersten Prager Erzbischof Ernst zum König gekrönt. Die alte böhmische Krone war wohl unter dem verschwenderischen König Johann veräußert worden, weshalb Karl behufs seiner Krönung eine neue, die noch gegenwärtig in der Kronkammer oberhalb der St. Wenzelskapelle des Prager Doms aufbewahrte Krone anfertigen ließ. Doch konnte sich Karl vorerst nur vorübergehend den böhmischen Angelegenheiten widmen, da es sich ihm damals noch darum handelte, die allgemeine Anerkennung als römischer König bei den deutschen Reichsständen durchzusetzen. Nach Kaiser Ludwigs Tode (11. October 1347) stellten nämlich dessen Söhne einen Gegenkönig nach dem anderen auf. Keinen derselben ließ Karl erhebliche Geltung gewinnen, mit Argusaugen verfolgte er alle Schritte seiner Gegner, ja schließlich (März 1349) sprengte er die compacte Wittelsbach'sche Opposition durch seine Vermälung mit Anna, der Tochter des Kurfürsten Rudolf von der Pfalz, worauf sich im Mai der letzte Gegenkönig Günther und die Wittelsbacher unterwarfen.

Auf seinem Romzuge huldigten Karl, der zu Mailand (6. Januar 1355) mit der „eisernen" lombardischen und zu Rom (5. April) mit der Kaiserkrone gekrönt wurde, alle Signoren und Communen Reichsitaliens, selbst Florenz, welches seinem Großvater aufs heftigste widerstrebt hatte. Dem phantastischen Apostel der nationalpolitischen Einheit Italiens, Cola di Rienzo, rief Karl die ernsten Worte zu: hortamur te, ut dimittas phantastica, und Petrarca, dem für das classische Alterthum glühend begeisterten Dichter, der durchaus Römerschlachten sehen wollte, hielt er mit ironischem Lächeln über solche politische Unmündigkeit den Wahlspruch entgegen: Omnia prius temptanda quam ferrum, et medici volunt et caesares didicerunt.

Nach seiner Rückkehr vom Romzug wollte Karl seinem Königreich Böhmen die Wohlthat eines geschriebenen Landrechtes zuwenden. Dem böhmischen Adel mißfiel jedoch der karolinische Landrechtsentwurf gar sehr. Er befürchtete, daß ihm mit der Verpflichtung, nach einem geschriebenen Gesetzbuch Recht zu sprechen, sein Gesetzgebungsrecht eingeschränkt werden würde. Mit dem entschiedensten Mißtrauen erfüllte den Adel ferner die im Entwurf offen ausgesprochene Absicht Karls, die Justizhoheit der Krone durch den Vorbehalt der peinlichen Strafgewalt zu stärken, sowie der Umstand, daß darin dem Streben des Adels, sich durch verpfändete Krongüter zu bereichern, durch die strengsten Vorschriften ein Riegel vorgeschoben war. Endlich war es das Verbot der Bündnisse und der Privatfehden des Adels, welches letzteren bewog, die Annahme des Entwurfs zu verweigern. Karl scheute den offenen Kampf mit der starken Adelsmacht und befürchtete, daß Zwietracht mit den



Die Kroninsignien Böhmens unter Karl IV.

Bewohnern seines Erblandes sein Ansehen im Deutschen Reich mindern könnte; er entschloß sich daher, den Landrechtsentwurf, Majestas Carolina genannt, zurückzunehmen (6. October 1355).

Mehr Glück hatte Karl im Deutschen Reich, dem er in den 1356 zu Nürnberg und Metz erlassenen Reichssatzungen das erste größere Verfassungsgesetz gegeben hat, welches den Rechtssatz von der Entscheidung der deutschen Königswahl durch die Mehrheit der endgiltig festgestellten Kurstimmen aussprach und den alten verderblichen Grundsatz, daß nur die einmüthige Wahl rechtmäßig sei, beseitigte. Die Vorrechte, welche dieses Verfassungsgesetz den Kurfürstenthümern einräumte, kamen auch Böhmen zugute. Selbst im äußersten Westen, in dem dem Kaiserreich am meisten entfremdeten Königreich Arelat brachte Karl seine lehensherrlichen Rechte in Erinnerung; im Jahre 1365 ließ er sich die arelatische Krone als fünfte und letzte aufs Haupt setzen, die seit 200 Jahren kein Kaiser getragen. Meisterhaft hat Karl ferner die beständigen offenen und versteckten Feindseligkeiten des Tyrannen von Mailand, Barnabas Visconti, gegen den Kirchenstaat benützt, um die bei ihm Hilfe suchenden Päpste in Abhängigkeit von seinem guten Willen zu erhalten. Auf seinem zweiten Zug nach Italien (1368 bis 1369) hütete er sich, dem Papst zuliebe den Visconti zu demüthigen.

Die größten Erfolge hat Karl in Bezug auf die Erweiterung seiner Hausmacht errungen, und zwar meist ohne Anwendung von Waffengewalt durch diplomatische Unterhandlungen, Heiraten, Erbverträge u. s. w. Schon im Jahre 1353 ließ er sich von den Rheinpfalzgrafen für eine Schuldforderung zahlreiche Städte und Vesten in dem an Böhmen grenzenden Theile Baierns abtreten, so daß Böhmen seitdem bis an das Weichbild von Nürnberg und an jenes von Regensburg heranreichte. Durch die Vermälung mit seiner dritten Gemalin Anna, der Erbin der noch unabhängigen Herzogthümer Schweidnitz und Jauer (1353), wurde die Erwerbung derselben vorbereitet, nach dem Tode Herzog Bolko's (1368) erbte sie Karls und Anna's Sohn Wenzel (geboren 1361). 1367 erwarb Karl die Mark Lausitz durch Kauf und 1373 zwang er den Kurfürsten Otto, die Mark Brandenburg gegen Entschädigung von 500.000 Goldgulden abzutreten. Endlich erwarb Karl während seiner ganzen Regierung einzelne Vesten und Ortschaften in der Mark Meißen sowie in Franken und Schwaben zu eigen oder bewog deren Besitzer, ihm dieselben als Lehen der böhmischen Krone aufzutragen. Seine politischen Errungenschaften beschloß Karl, indem er seinem zweiten Sohn Siegmund (geboren 1368) durch die Verlobung mit Maria, der Erbtochter König Ludwigs von Ungarn und Polen, im Jahre 1374 die Anwartschaft auf diese beiden Königreiche verschaffte und zwei Jahre später (1376) die Wahl seines ältesten Sohnes Wenzel zum römischen König durchsetzte.

Burg Karlstein.

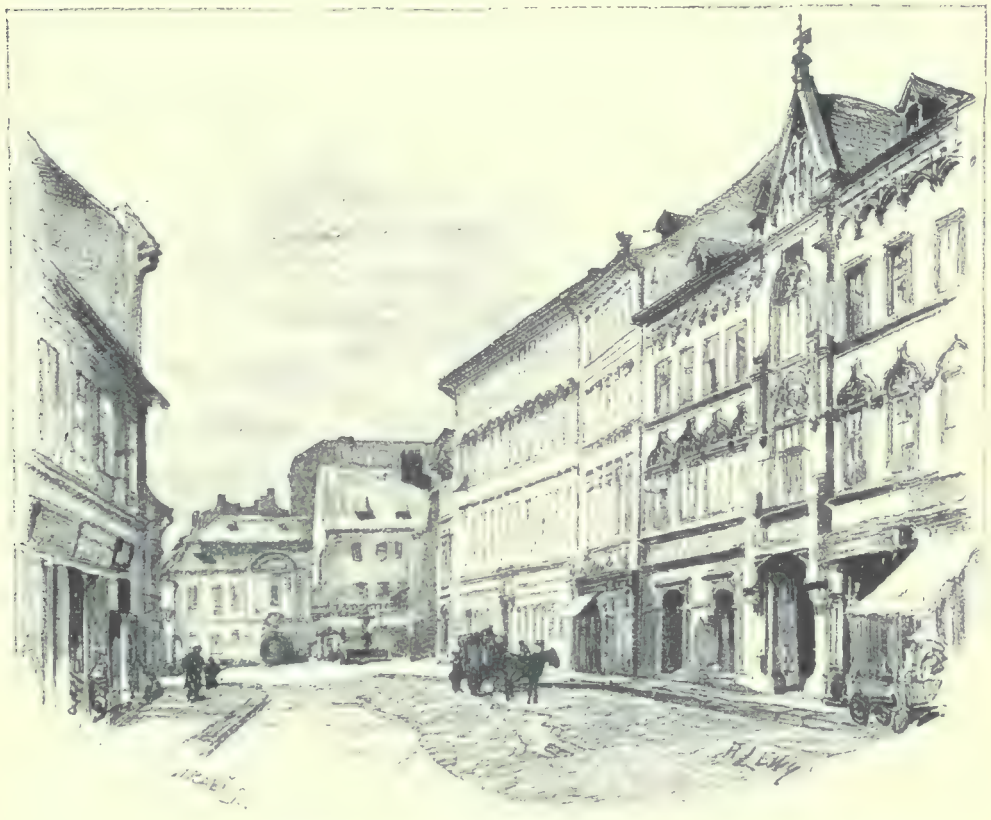
Karls innere Politik war bereits vielfach von modernem Geist durchweht. Während nämlich der mittelalterliche Staat nur Rechts- und Kriegsanstalt war und die meisten Fürsten des Mittelalters nur den Frieden im Innern und nach außen zu wahren suchten, sorgte Karl mit der ganzen Kraft seines vielseitigen Geistes noch überdies für das materielle und geistige Wohl der Angehörigen seiner Erblande, er hob die gesammte Volkswirthschaft, Kunst und Wissenschaft Böhmens durch rastlose Fürsorge auf eine bis dahin nie gekannte Höhe.

Als rationeller Staatswirth beförderte Karl zunächst die Urproduction durch glückliche Anlage von Rebenhügeln und Hopfengärten, durch Verbesserung der Forst- und Teichwirthschaft. Das gewerbliche Leben gedieh unter ihm mannigfaltig, die böhmische Tuchfabrication, Kunstweberei, Papiererzeugung, Goldschmiedekunst verdankten ihm, der die Begründung von Zünften sehr begünstigte, Hebung und Förderung. Seine Umsicht zog auch aus dem fernen Ausland gewerbtüchtige Leute, Teppichwirker aus dem Orient und Feinledergärber aus Süditalien heran. Der Unsicherheit der Straßen und der Ausplünderung der Handelszüge durch allerhand Wegelagerer und Raubritter machte Karl durch Zerstörung der Raubnester ein Ende, er erweiterte das Straßennetz Böhmens, regulirte die größeren Flüsse und verlieh als Kaiser den Kaufleuten der böhmischen Städte Freiheit von allen Zöllen und Mauthen im ganzen römischen Reich. Groß war die Handelsbewegung Böhmens unter Karl; nach Deutschland und Italien hin einerseits, nach Ungarn und Polen anderseits herrschte der regste Verkehr, dessen Herz die Prager Altstadt bildete, wo es deutsche Patrizierfamilien gab, deren Reichthum hinter dem der Augsburger Fugger späterer Zeit nicht allzuweit zurückstand. Das Aufblühen Prags auf jede Weise zu fördern, es zu erweitern und zum Range der größten Städte des damaligen Europa zu erheben, war Karls lebhaftes Verlangen, dem er bereits 1348 durch Anlage der Prager Neustadt Ausdruck gab.

Aber nicht allein der Volkswirthschaft verhalf Karl zu hoher Blüte, auch die Kunst, für deren Lebenszauber sein regsamer Geist so empfänglich war, nahm vermöge seiner großartigen Förderung bedeutungsvollen Aufschwung. Am großartigsten verewigt sich derselbe in den karolinischen Baudenkmalen. Die stilvollen Bauten Prags, die Prager Burg, der majestätische Dom, der gothische Kuppelbau der Karlshofer Kirche, die Teinkirche, die gewaltige Stromfessel der Karlsbrücke sammt dem stattlichen Altstädter Brückenthurm, die Felsenburg Karlstein, die damals im reichsten Schmuck von Kunst und Luxus prangte, und andere mehr sind stolze Zeugen jener Tage, die fast alle den Ruhm des von Karl entdeckten genialen Peter Parler (fälschlich Arler) von Schwäbisch-Gmünd verkünden. Zu großer Bedeutung gelangten unter Karl auch die Plastik, Wand-, Tafel-, Glas- und Buchmalerei.

Unvergängliches Verdienst erwarb sich Karl endlich um die Wissenschaft durch die Gründung des Prager Generalstudiums (der Universität), des ältesten in Centraleuropa.

Karl, der Freund Petrarca's, der fünf Sprachen zu sprechen und zu schreiben verstand, eine leider nur fragmentarische Selbstbiographie und Anderes verfaßte und über dessen Bildung selbst Magister der freien Künste staunten, brachte den verschiedenen Wissenszweigen wie auch der Dichtkunst Verständniß und reges Interesse entgegen. Besonders der Geschichtschreibung schenkte er große Aufmerksamkeit und manche Chronisten dankten ihm Anregung und Förderung.



Bethlehemsplatz in Prag mit dem Wohnhaus des Johann Hus.

Am 29. November 1378 starb der „Vater Böhmens", unter welchem das mittelalterliche Culturleben dieses Landes sein goldenes Zeitalter gefeiert hat. Sein ältester Sohn Wenzel erhielt das Königreich Böhmen, die Lande Breslau und Bautzen und die Lehenshoheit über alle böhmischen Kronlehen, sein zweiter Sohn Siegmund die Mark Brandenburg, sein jüngster Sohn Johann (geboren 1370) das aus dem Lande Görlitz, dem östlichen Theil der Lausitz und der brandenburgischen Mark „über der Oder" gebildete Herzogthum Görlitz.

Wenzel, als König von Böhmen dieſes Namens der Vierte, beſaß nicht entfernt den Eifer und Ernſt ſeines Vaters, ſondern regierte viel zu ſehr nach Laune und Willkür. Seine Bemühungen, die 1378 durch die Wahl zweier Päpſte in Rom und Avignon entſtandene Kirchenſpaltung zu beſeitigen und dem römiſchen Papſt Urban VI. allgemeinen Gehorſam zu verſchaffen, blieben erfolglos, ebenſo ſein Streben, zwiſchen den hadernden Fürſten und Reichsſtädten in Deutſchland zu vermitteln; erſt nachdem die Fürſten den Städten 1388 eine doppelte Niederlage beigebracht hatten, gelang es ihm, auf dem Reichstage zu Eger (1389) von den Reichsſtädten die Auflöſung ihrer Bündniſſe und den Eintritt in einen allgemeinen Landfrieden zu erzwingen. Einen argen Feind beſaß Wenzel an ſeinem Vetter Joſt (Jodok), Markgrafen von Mähren (Erſtgeborenen Johanns, des Bruders Karls IV.), der nach der deutſchen und böhmiſchen Krone ſtrebte und ſich deshalb mit Herzog Albrecht III. von Öſterreich verband. Wenzel arbeitete ſeinen Feinden in die Hände, indem er damals die Schattenſeiten ſeines Charakters, maßloſe Neigung zu Jähzorn und Trunkſucht, mehr denn je hervortreten ließ. Indem er überdies meiſt Männer aus dem niederen Adel oder Bürgerſtand zu ſeinen vertrauten Rathgebern machte, brachte er die böhmiſchen Barone oder Herren gegen ſich auf. Aber bevor der Bruch mit letzteren erfolgte, brach der Conflict mit dem Prager Erzbiſchof Johann II. (von Jenzenſtein) aus. Der Erzbiſchof excommunicirte den Unterkämmerer Huler, einen Günſtling Wenzels, wegen Eingriffs in ſeine Gerichtsbarkeit und widerſetzte ſich überdies dem Plane des Königs, aus der Abtei Kladrau nach dem Tode des dortigen Abtes ein Bisthum zu machen und mit einem ſeiner Hofgeiſtlichen zu beſetzen. Dies brachte Wenzel in ſolche Wuth, daß er drei Rathgeber des Erzbiſchofs martern und einen derſelben, den Generalvicar Johann von Pomuk, in der Moldau ertränken ließ (20. März 1393). Der Erzbiſchof ging nach Rom und klagte beim Papſt Bonifaz IX., der ihm aber, um König Wenzel nicht in das Lager des Gegenpapſtes zu treiben, kein Gehör gab. Jetzt begann auch ein Theil der böhmiſchen Herren Umtriebe, die dahin abzielten, die damaligen Räthe des Königs zu ſtürzen und dem Herrenſtand wieder den ausſchließlichen Beſitz der oberſten Landesämter zu verſchaffen. Die Herren verbanden ſich im Mai 1394 mit dem gewiſſenloſen Joſt, nahmen Wenzel in Beraun gefangen, führten ihn auf die Prager Burg und nöthigten ihm die Ernennung Joſts zum Landeshauptmann von Böhmen ab. Als aber, von Wenzel aufgefordert, ſein jüngſter Bruder, Herzog Johann von Görlitz, mit einem Heere vor Prag erſchien, entführten die Verſchworenen den König auf das Starhemberg'ſche Schloß Wildberg in Oberöſterreich. Erſt anfangs Auguſt, als die deutſchen Fürſten den König mit Heeresmacht zu befreien ſich anſchickten, ward er freigelaſſen, und Joſt verlor die Landeshauptmannswürde. 1395 griffen Joſt und die Herren aufs neue zu den Waffen; zu ihnen geſellte ſich Herzog Albrecht III. von Öſterreich, welcher Truppen ſandte, die mit

den Herren gemeinsam Südböhmen verheerten. Albrecht wollte Wenzel zwingen, ihn zum Vicar des römischen Reiches zu bestellen, starb aber schon im August dieses Jahres.

Zwischen Wenzel und den böhmischen Herren kam es trotz des durch König Siegmund von Ungarn im April 1396 gefällten Schiedspruches zu keiner dauernden Versöhnung. Während letzterem zufolge die Landesregierung einem aus Mitgliedern des Herrenbundes gebildeten Rathe anvertraut werden sollte, gestattete Wenzel seinen Günstlingen nach wie vor Einfluß auf dieselbe; die Rache der Herren blieb nicht aus: sie ließen vier dieser Günstlinge in Karlstein ermorden (Juni 1397). Kurz vorher hatten die rheinischen Kurfürsten auf einem Reichstag zu Frankfurt König Wenzel, der zehn Jahre lang das Deutsche Reich nicht betreten hatte, aufgefordert, einen Hauptmann zur Ausübung der königlichen Regierungsrechte im Reiche zu bestellen. Als er sich hierauf in dasselbe begab, bestellte er Josts Bruder, Prokop, zum Landeshauptmann in Böhmen, weßhalb Jost und die böhmischen Herren im Sommer 1398 Krieg gegen Prokop begannen. Mit ihnen verband sich im Januar 1400 König Siegmund zur Vernichtung Prokops. Als sich Wenzels Ohnmacht selbst in seinen Erblanden in so grellem Lichte zeigte, schwand auch in den Kurfürsten der letzte Rest der Achtung vor dem König. Am 20. August 1400 erklärten die rheinischen Kurfürsten Wenzel für abgesetzt und wählten den Rheinpfalzgrafen Ruprecht zum römischen König, mit welchem Jost und der böhmische Herrenbund, ja selbst Prokop hochverrätherische Verbindungen anknüpften. Der treulose König Siegmund benutzte die Nothlage Wenzels, um von ihm im Januar 1402 die Ernennung zum Vicar des heiligen römischen Reiches und zum Landeshauptmann von Böhmen zu erlangen, nahm Wenzel in Prag gefangen und lieferte ihn im August dieses Jahres in die Hände Herzog Albrechts IV. von Österreich, dem er für den Fall seines ohne männliche Erben erfolgenden Todes das Königreich Ungarn zu vermachen versprach. Im November 1403 entkam jedoch Wenzel aus seiner Gefangenschaft zu Wien nach Böhmen und entzog Siegmund die ihm früher ertheilten Würden. Der Krieg, den dieser mit Herzog Albrecht IV. im Sommer 1404 gegen Wenzel in Mähren und Oberschlesien führte, blieb erfolglos, Albrecht IV. starb im September und der Vormund seines unmündigen Sohnes Albrecht V., Herzog Wilhelm, schloß mit Wenzel im Februar 1405 Frieden.

Die unglückselige Kirchenspaltung dauerte fort, indem auf Bonifaz IX. 1404 Innocenz VII. und auf diesen 1406 Gregor XII. in Rom, auf Clemens VII. in Avignon 1394 Benedict XIII gefolgt war. Da die beiden Päpste sich weigerten, abzudanken, so schrieben die beiderseitigen Cardinalscollegien auf den 25. März 1409 ein Concil nach Pisa aus, welches den allein rechtmäßigen Papst wählen sollte. König Wenzel, den die Cardinäle als römischen König anzuerkennen bereit waren, während er von dem mit König Ruprecht verbundenen Gregor XII. keine Förderung erwarten konnte, verlangte

daher von den Prälaten seiner Länder und der Prager Universität vollständige Neutralität den beiden Päpsten gegenüber. Der Prager Erzbischof Zbyněk Zajíc von Hasenburg blieb jedoch Gregor XII. treu und an der Universität erklärte sich von den vier Nationen nur die böhmische für die Neutralität, während die gleichfalls dem römischen Papst anhängenden drei anderen Nationen, die baierische, sächsische und polnische widersprachen, so daß ein Beschluß nicht zustande kam. Als Wortführer der böhmischen Nation trat bei dieser Gelegenheit Johann von Husinec, kurz Hus genannt, hervor, seit 1396 Magister der freien Künste und seit 1402 Prediger an der Bethlehemskapelle in Prag, in welcher Eigenschaft er ebenso wie frühere Prager Sittenprediger (Konrad von Waldhauser, Milič von Kremsier u. A.) die kirchlichen Mißbräuche, sowie die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit oft eifrigst gerügt und überdies Lehren aus den ihm bekannt gewordenen Schriften des Engländers John Wicliff verbreitet hatte. Hus und die meist gleichfalls wicliffitisch gesinnten Magister der böhmischen Nation benutzten den Ärger König Wenzels über die ihnen auch als Gegner Wicliffs verhaßten deutschen Magister, um durch Nikolaus von Lobkowitz, einen Günstling des Königs, diesen zum Erlaß eines Decrets zu veranlassen, welches das bisherige Stimmenverhältniß der Nationen an der Universität umkehrte, indem es der böhmischen Nation drei Stimmen, den drei übrigen Nationen aber zusammen nur eine Stimme zutheilte. Diese Maßregel war in mehrfacher Beziehung ungerecht: einerseits waren die drei deutschen Nationen an Kopfzahl der böhmischen vielfach überlegen, andererseits hatte die Selbstverwaltung aller damaligen Universitäten bisher so fest gestanden, daß Eingriffe der Landesregierungen oder gar Umsturz der autonomen Statuten durch dieselben völlig unerhört waren. Die Deutschen, durch den Gewaltstreich des Königs schwer getroffen, machten vergebens den Vorschlag, die Universität in zwei Theile zu scheiden, von welchen einen die drei Nationen der Deutschen, den andern die Čechen bilden sollten. Daher verließen, nachdem Nikolaus von Lobkowitz mit bewaffneten Begleitern im Namen des Königs dem damaligen Rector Universitätssiegel, Matrikel und Schlüssel abgenommen hatte, die deutschen Magister und Studenten Prag im Sommer 1409, worauf sich der isolirte Prager Erzbischof sammt seinem Clerus dem auf dem Concil zu Pisa gewählten Papst Alexander V. unterwerfen mußte. Über Hus aber, der das erzbischöfliche Verbot, zu predigen, unbeachtet gelassen und an den Papst appellirt hatte, verhängte der Erzbischof trotz Verwendung König Wenzels im Juni 1410 die Excommunication. Dasselbe that im Februar 1411 Papst Johann XXIII., Nachfolger Alexanders V., weil Hus ungeachtet der an ihn ergangenen Citation an die päpstliche Curie nicht erschienen war. Als im Mai 1412 die Bulle Johannes' XXIII., die zum Kreuzzug gegen König Ladislaus von Neapel, die Hauptstütze Gregors XII., aufrief und Allen, die dazu Geld hergeben würden, Ablaß verlieh,

in Prag verkündet wurde, erklärte Hus in öffentlicher Disputation, daß Ablaß nie gegen Geld verliehen werden dürfe, sowie daß der Papst überhaupt nicht Ablaß ertheilen könne, sondern nur Gott allein; die Ablaßbulle wurde durch einen Günstling König Wenzels öffentlich verbrannt. Hus, der Ende 1412 das mit dem Interdict belegte Prag verlassen mußte, verbreitete hierauf die Lehren Wicliffs durch Abfassung von Streitschriften in lateinischer und čechischer Sprache, die sich zumeist als Auszüge aus den zahlreichen Werken Wicliffs darstellen. Wie letzterer erklärte Hus die Bibel als alleinige Glaubensquelle, leugnete den Primat des Papstes, den Unterschied zwischen der bischöflichen und priesterlichen Gewalt, die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte, befürwortete die Wegnahme weltlicher Güter der Kirchen im Falle ihres Mißbrauches durch die Priester und behauptete, daß man einem Prälaten oder weltlichen Herrn, der in Todsünden lebe, nicht zu gehorchen brauche. Vom römischen König Siegmund, dem Nachfolger des im Mai 1410 verstorbenen Königs Ruprecht, ließ sich Hus bewegen, im October 1414 sich zu dem behufs Beilegung der Kirchenspaltung von Johann XXIII. nach Constanz einberufenen Concil zu begeben, um sich wegen des Vorwurfes der Ketzerei zu rechtfertigen. Hier wurde er auf Betreiben einiger ihm feindlichen čechischen Collegen von der Prager Universität, die gleichfalls nach Constanz gekommen waren, mit Verletzung des ihm von Siegmund ertheilten Geleitsbriefs zuerst im Kloster der Predigermönche, dann im bischöflichen Schlosse Gottlieben eingekerkert. Im öffentlichen Verhör erklärte er, sich nicht bewußt zu sein, daß er einen Irrthum gelehrt habe, und nur dann widerrufen zu wollen, wenn man ihn durch Stellen aus der Schrift und den ältesten Kirchenvätern widerlege, worauf ihn das Concil als hartnäckigen Ketzer dem Feuertod überlieferte (6. Juli 1415). Auf Betreiben der erwähnten čechischen Magister ward auch dem Freunde des Hus, Hieronymus von Prag, der Proceß gemacht und derselbe am 30. Mai 1416 verbrannt.

Die Nachricht vom Feuertod des Hus erregte in Böhmen sowohl beim gemeinen Volke als beim Adel ungeheuere Erbitterung. Man vertrieb die katholischen Priester und ersetzte sie durch hussitische und der Adel nahm den Prälaten ihre Güter weg. Im September 1415 fand eine Versammlung von 69 böhmischen und mährischen Herren in Prag statt, welche ein leidenschaftliches Schreiben an das Concil richtete, worin dasselbe beschuldigt ward, Hus ungerecht verurtheilt zu haben; an dieses Schreiben hingen 452 Adelige zum Zeichen ihrer Zustimmung ihre Siegel an. Die Mitglieder der Prager Adelsversammlung verpflichteten sich ferner, der Gewalt des Papstes und der Bischöfe nur dann Folge zu leisten, wenn sie der heiligen Schrift gemäß verfahren würden, sonst aber sich an die Aussprüche der Prager Universität zu halten. Gegen diesen hussitischen Herrenbund bildete sich alsbald ein katholischer, dem aber nur 14 Herren angehörten. Da König Wenzel sich gleichgiltig verhielt, so blieb die Citation der 452 Adeligen wegen Verdachtes

der Ketzerei durch das Constanzer Concil ganz erfolglos. Erst im Jahre 1419 befahl Wenzel auf Andringen des vom Concil gewählten Papstes Martin V. die Wiedereinsetzung der vertriebenen katholischen Pfarrer und ließ auf der Prager Neustadt katholische Rathmannen einsetzen. Mehrere derselben wurden am 30. Juli 1419 von einer fanatisirten Volksmenge, welche Johann, ein ehemaliger Chorherr des Prämonstratenserstiftes Selau, und der einäugige Ritter Johann Žižka von Trocnov anführten, grausam ermordet, indem man sie aus den Fenstern des Rathhauses warf und unten mit Spießen auffing. Wenzel ward vor Ärger vom Schlage gerührt und starb am 16. August.

König Siegmund, der als Erbe Wenzels die böhmische Krone beanspruchte, übertrug die Regierung der Königin-Witwe Sophia und dem Prager Oberstburggrafen Čenèk von Wartenberg, welch letzterer von Siegmund abfiel und mit den husitischen Pragern gemeinsame Sache machte. Erst im Mai 1420 kam Siegmund mit einem starken Heere bis Kuttenberg, verlangte jedoch von den Abgesandten der Prager Städte unbedingte Unterwerfung, worauf dieselben natürlich nicht eingingen. Im Juli belagerte Siegmund mit den in Folge der Kreuzpredigt Papst Martin' V. gegen die Husiten eingetroffenen Kreuzfahrern und mehreren deutschen Fürsten — Herzog Albrecht V. von Österreich, seinem Schwiegersohn, dem Markgrafen von Meißen und den Herzogen von Baiern — die von Žižka vertheidigte Hauptstadt Prag, doch wurden die den Berg Vitkov (jetzt Žižkaberg) stürmenden Meißner von den Husiten zurückgeworfen. Eine zweite Niederlage erlitt Siegmund am 1. November unter den Mauern des Vyšehrad, als er demselben Entsatz bringen wollte. Hierauf betrieb Žižka mit unmenschlicher Grausamkeit die bereits 1419 begonnene Zerstörung der Klöster im ganzen Lande, sowie die Unterwerfung und Čechisirung der meisten königlichen Städte, wo bis dahin katholische Deutsche herrschten. In Prag vollzog sich die Čechisirung nach der Flucht der Deutschen bereits im Jahre 1420, Häuser und Landgüter derselben fielen in reichster Fülle den Anhängern des Husitismus zu. Unter den Städten Böhmens, die als Colonien schon ihrer Entstehung zufolge lauter Sonderexistenzen bildeten, fehlte jener feste, großartige Genossenschaftsgeist, der die imposanten Bünde der süddeutschen Reichsstädte und der norddeutschen Hansestädte gestaltet hatte. So kam es bereits im Jahre 1421 dahin, daß die meisten königlichen Städte Böhmens dem Angriff der Husitenscharen erlagen, die katholischen Bürger durch Feuer und Schwert vertilgt, ertränkt oder mit Dreschflegeln erschlagen wurden. Aber obgleich die Städte so fast in den Alleinbesitz der Husiten kamen, regierten in ihnen doch nach wie vor die alten deutschen Stadtrechte, wenn auch das deutsche Wort verschwand und ihre Satzungen ins Čechische übertragen wurden. Unbezwungen blieben nur die Städte Eger, Elbogen, Brüx, Pilsen und Budweis.

Im Vollgefühl der erwähnten Erfolge erklärte der vom Adel Böhmens und Mährens besuchte Landtag im Juni 1421 Siegmund als „Todfeind der böhmischen Nation" der

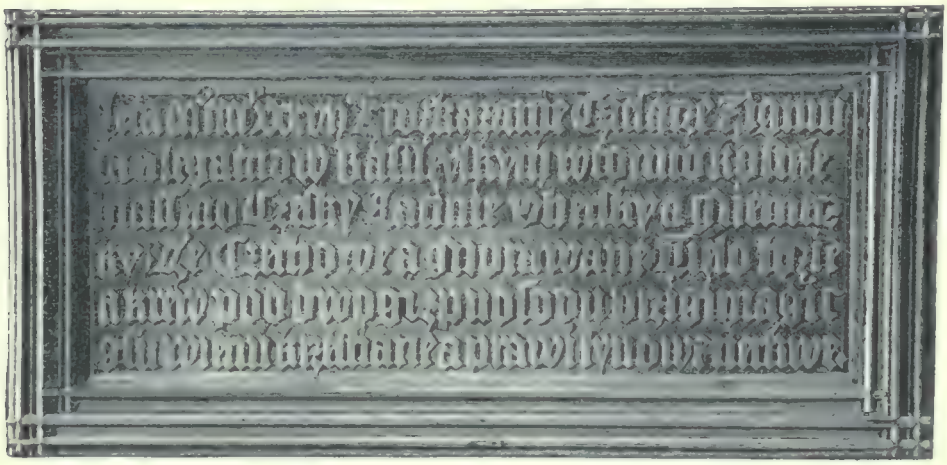
Böhmische Söldner vom Jahre 1529

Krone verluſtig und bildete aus Vertretern der Herren, Ritter, Städte und der radicalen Huſiten oder „Taboriten“ eine proviſoriſche Regierung von 20 Männern, unter denen Čenĕk von Wartenburg und Ziżka ſich befanden. Der gleich darauf von der Prager Synode unternommene Verſuch einer religiöſen Einigung der verſchiedenen huſitiſchen Parteien ſcheiterte. Die Kluft zwiſchen den „Taboriten“ (ſo genannt nach ihrem Verſammlungsorte Tabor, wo ſie die Stadt gleichen Namens gründeten) und den ſich von den Katholiken wenig unterſcheidenden Calixtinern (ſo genannt vom Gebrauch des Kelches beim Abendmahl) war eben zu groß, weil ſie nicht blos eine religiöſe, ſondern auch eine politiſch-ſociale war. Die Taboriten, aus armen Rittern, Handwerkern und Bauern, ſowie einigen unterworfenen Städten Südböhmens beſtehend, neigten zum Communismus, waren Feinde obrigkeitlicher Gewalt überhaupt und verwarfen faſt alle Glaubenslehren, die in der Bibel keine Begründung hatten, während die Calixtiner, zu denen die Prager, die von ihnen unterworfenen Städte Mittel- und Nordböhmens und der größte Theil des Herrenſtandes gehörten und die an der Univerſität ihren Mittelpunkt hatten, mit Wegnahme der weltlichen Güter der Geiſtlichen ſowie mit Ausſchluß der Deutſchen von allen Ämtern ſich begnügten und ſonſt nur auf Reichung des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt Gewicht legten, weßhalb ſie auch ganz beſonders „Utraquiſten“ hießen. Als jedoch im September die rheiniſchen Kurfürſten mit einem zahlreichen Heere in Böhmen einfielen und Saaz belagerten, nöthigten die vereinten Streitkräfte aller huſitiſchen Parteien unter des nunmehr ganz erblindeten Ziżka Führung dasſelbe zum Rückzug. Ebenſo endete ein zweiter Feldzug, den Siegmund unternahm, mit ſchimpflicher Flucht ſeines Heeres in der Schlacht bei Deutſchbrod (8. Januar 1422). Nach dieſen Erfolgen trat die Kluft zwiſchen den Taboriten und den gemäßigteren Utraquiſten ärger denn je hervor. Am 9. März wurde der Exmönch Johann von Selau, der in Prag den Herrn ſpielte, mit zwölf ſeiner Anhänger vom gemäßigt utraquiſtiſchen Stadtrath enthauptet, wofür die Taboriten blutige Rache nahmen. In den Jahren 1423 und 1424 kam es zu den heftigſten Kämpfen zwiſchen Ziżka und den gemäßigten Utraquiſten, welche mit der Partei Siegmunds Unterhandlungen angeknüpft hatten, aber von Ziżka in der Schlacht bei Malešow geſchlagen wurden (7. Juni 1424); am 11. October ſtarb Ziżka vor der Burg Přibislav.

Ziżka hat ſeine Kriege hauptſächlich mit Fußvolk und Artillerie geführt und beſondere Umſicht in Verwendung der ſogenannten „Wagenburgen“ zu einem vorzüglichen Vertheidigungsmittel entwickelt, worunter zu einem Viereck zuſammengefahrene, durch Ketten verbundene und mit Geſchützen bewehrte Kriegswagen zu verſtehen ſind. Das Geheimniß ſeiner Erfolge beſtand aber weniger in dieſer auf die Wagenburgen und das Geſchützweſen, ſowie auf die geſchickte Ausnützung des Terrains gegründeten Taktik, ſondern vielmehr in dem religiöſen und nationalen Fanatismus, in welchem er die großen

Massen seines Volkes zu erhalten wußte. Im Gegensatz zu den volksthümlichen Heeren Zizka's, aus denen jene böhmischen Söldner hervorgingen, die in der Folge häufig in fremden Diensten die Waffen führten, bestanden die deutschen Kreuzheere aus buntgemischten Söldnerscharen ohne genügende militärische Organisation, die nur für Geld kämpften und aller religiösen sowie nationalen Begeisterung bar waren, denn seitdem der große deutsche Einheitsstaat in zahlreiche Zwergstaaten zerfallen war, gab es kein deutsches Nationalbewußtsein und keine deutsche Heerverfassung mehr.

Nach Zizka's Tod dauerte der innere Krieg zwischen den Adeligen und Pragern einerseits, den Taboriten und Zizka's Anhängern, die sich jetzt „Waisen" nannten und gleich ihm an der Brotverwandlung und Heiligenverehrung festhielten, anderseits fort und wurde erst durch einen Vergleich im October 1425 beendet. Wiederum erfochten die Hussiten



Gedenktafel von 1437 mit der Bestätigung der Compactata.

unter dem gewesenen Mönch Prokop einen Sieg bei Aussig über ein großes Heer des Kurfürsten Friedrich von Sachsen (Juni 1426). Prokop verschaffte auch den Taboriten nochmals die Herrschaft in Prag selbst, indem er den bereits im Jahre 1422 von den gemäßigten Utraquisten zum Verweser Böhmens erbetenen Neffen des Großfürsten von Litthauen, Siegmund Korybut, wegen geheimer Verhandlungen mit dem Papste gefangen nahm und dessen Hauptanhänger vertrieb (April 1427). Prokop war es auch, der eine Reihe Raubzüge in die Nachbarländer unternahm (1426 nach Österreich, 1427 nach der Oberlausitz und dem westlichen Schlesien, 1428 nach Mähren, Nordwestungarn und Schlesien, 1429 nach der Ober- und Niederlausitz, der Mark Meißen und nach Sachsen, dem Voigtland, Oberfranken und der Oberpfalz, 1430 abermals nach Mähren, Ungarn und Schlesien). Der Zweck dieser ununterbrochenen Kriegszüge war, seinen des Ackerbaues und Handwerks völlig entwöhnten Scharen durch Raub und Plünderung Lebensunterhalt zu verschaffen.

Diese Einfälle in deutsche Länder veranlaßten noch zwei Züge deutscher Reichssöldnerheere unter Führung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg nach Böhmen. Das eine drang im Jahre 1427 bis Mies vor, das andere 1431 bis Tachau, jedoch beidemal ergriffen die feigen gemietheten Kriegsknechte beim Heranzug der Husiten unter Prokop die Flucht. Als somit jede Hoffnung auf Sieg durch Waffengewalt verschwunden war, sah sich das vom Papst ungern nach Basel einberufene Concil genöthigt, selbst die Husiten einzuladen, Gesandte zu Verhandlungen über ihre kirchlichen Forderungen und über Abschluß eines Waffenstillstandes nach Basel zu schicken. Letzterer wurde vom böhmischen Landtag abgelehnt, weil die Taboriten und Waisen von ihren Raubzügen in die Nachbarlande nicht ablassen wollten, dieselben vielmehr in den Jahren 1431 bis 1433 noch weiter, bis in die Zips und an die Ostsee ausdehnten. Was aber die kirchlichen Forderungen betrifft, so wurden zwischen Prag und Basel wiederholt Gesandtschaften gewechselt, bis die Mehrheit eines böhmisch-mährischen Landtages zu Prag die bisher vereinbarten Präliminarien, „Compactaten" genannt, annahm (November 1433), in welchen aber eigentlich nur ein Zugeständniß gemacht war, das des Abendmahls unter beiden Gestalten; doch war daran die Bedingung geknüpft, daß die Priester den so Communicirenden sagen sollten, daß das Abendmahl ebenso gut unter einer Gestalt empfangen werden könne. Da die Taboriten aber weder die Compactaten annehmen, noch ihre Kriegerrotten auflösen wollten, so schloß der Adel, welcher durch das Aufkommen dieser demokratischen Parteien an Ansehen und Einfluß eingebüßt hatte, mit der Prager Altstadt im Frühjahr 1434 einen Bund, um die Taboriten zur Unterwerfung zu zwingen. Anfangs Mai gelang den Verbündeten die Erstürmung der taboritischen Prager Neustadt, die Entscheidungsschlacht aber ward geschlagen am 30. Mai bei dem Dorfe Lipan (in der Nähe von Böhmisch-Brod), wo die Herren den Taboriten eine vollständige Niederlage beibrachten, viele tausend derselben niedermetzelten und verbrannten.

Ruhe trat trotzdem nicht ein. Mehrere Landtage verhandelten über einen endgiltigen Frieden mit dem Concil und Siegmund (der am 31. Mai 1433 zu Rom die Kaiserkrone empfangen), wobei die Utraquisten auf Betreiben des einflußreichen Teinpfarrers Magister Johann von Rokycana neue Forderungen an das Concil stellten, auf welche dieses jedoch nicht einging, sowie es auch die Wahl Rokycana's zum Erzbischof von Prag nicht bestätigte. Erst nachdem Siegmund versprochen hatte, für Rokycana's Bestätigung Alles aufbieten zu wollen, vollständige Straflosigkeit für alles Geschehene zu gewähren, die Compactaten zu halten, die vertriebenen Mönche, Nonnen und Deutschen nicht zurückzuführen, Niemand zur Rückerstattung der geraubten Güter zu nöthigen, endlich nur an Čechen Ämter zu übertragen, wurden auf dem Iglauer Landtage (5. Juli 1436) die Compactaten beschworen und die Utraquisten vom Kirchenbann befreit. Mit dem größten Theil der Taboriten schloß

Siegmund im November einen Vertrag, demgemäß sie sich bezüglich der religiösen Fragen dem Ausspruch von vier Magistern und Priestern unterwarfen; die widerspänstigen Reste der Taboriten überlieferte er dem Galgen. Am 12. April 1437 wurde endlich in der Corporis Christi-Kapelle der Prager Neustadt feierlich bekannt gemacht, daß „die unter beiden Gestalten die Communion empfangenden Böhmen und Mährer echte Söhne der Kirche seien", wie zwei aus jener Kapelle herrührende, jetzt im böhmischen Museum befindliche Inschriften (eine lateinische und eine čechische) besagen, von denen die erstere folgendermaßen lautet:

Anno dñi M cccc xxxvii Fviañ Tiburcij
Cesaris officio cum legatis Sigismundi
Lingwis hic q̄tuor sincera fides sacram̄eti
Gina sub specie m̄udo claruit sat aperte
Et sūt katholici xpisti calice potientes.

Die eingegangenen Verpflichtungen brach Siegmund, dessen hervorstechendster Charakterzug Treulosigkeit war, nur zu bald. Er trieb mit Rokycana doppeltes Spiel, indem er sich öffentlich für ihn verwendete, heimlich aber gegen ihn wirkte, so daß seine Bestätigung als Erzbischof unterblieb; er ließ ferner vertriebene Mönche und Nonnen ihre Klöster wieder beziehen und bevorzugte bei Besetzung der Ämter die Katholiken und die katholisirende Fraction der Utraquisten, deren Führer Magister Johann Přibram war. Abermals hatte sich große Unzufriedenheit und Aufregung der Utraquisten und Taboriten bemächtigt; da starb Siegmund (9. December 1437) zu Znaim mit Hinterlassung einer Tochter Elisabeth, Gemalin Herzog Albrechts V. von Österreich, die nach dem Erbfolgegesetz Karls IV. von 1348 den böhmischen Thron erbte.

Die Folgen der husitischen Revolution waren theils nationaler, theils social-politischer Art. Während jene, wie bereits erwähnt, das Deutschthum größtentheils vernichteten, hatten unter diesen auch die großen Massen des čechischen Volkes selbst Jahrhunderte lang zu leiden. Die social-politischen Folgen bestanden nämlich in der Stärkung der schon früher viel zu stark gewesenen Adelsmacht, der gegenüber selbst Karl IV. ohnmächtig gewesen war, und in der Entwicklung einer starren Adelsoligarchie, welche nicht nur die gesetzgebende, sondern großentheils auch die Regierungsgewalt an sich riß und nur mehr eine schwache Krone neben sich dulden wollte. Durch die Vernichtung des deutschen Bürgerthums und der katholischen Geistlichkeit, welche mit ihren Gütern auch Sitz und Stimme auf dem Landtage verlor, arbeiteten die unteren, besonders bäuerlichen Volksclassen dem Adel vortrefflich in die Hände, verhalfen ihm zur politischen und socialen Allmacht, ernteten aber dafür als Lohn nichts als immer tieferes Versinken in recht- und schutzlose Leibeigenschaft.

Geſchichte Böhmens vom Jahre 1438 bis 1526.

Nach der großen ſechzehnjährigen Revolution, in welcher religiöſe und nationale Gegenſätze ungemein hart aneinander prallten, war die Hoffnung ſehr gering, daß Herzog Albrecht V. von Öſterreich von den Böhmen ohne Bedingung zum König angenommen würde. Auch hatte der in dieſer Hinſicht unternommene Verſuch keinen Erfolg. Nur die katholiſche Partei, geführt von dem mächtigen Ulrich von Roſenberg, und die Partei der gemäßigten Calixtiner, deren Haupt Meinhard von Neuhaus war, nahmen Albrecht zum König an. Aber auch dieſe Männer konnten nicht umhin, von dem neuen Herrſcher eine Erklärung zu verlangen, daß er das Land bei den mit dem Baſeler Concil vereinbarten Compactaten ſchützen werde. Auf Grund deſſen wurde Albrecht gewählt, nach Prag geleitet und hier auch (29. Juni 1438) gekrönt.

Die Partei der entſchiedenen Utraquiſten, deren Führung damals Herr Hynce Ptáček von Pirkſtein innehatte, war urſprünglich Albrecht nicht feindlich geſinnt, nur verlangte ſie von ihm umfaſſende Zuſagen und Zuſicherungen in allen religiöſen und politiſchen Dingen. Weil aber die Partei der Katholiken und der gemäßigten Utraquiſten ſich mit geringeren Zugeſtändniſſen begnügte, ſo trennte ſich Ptáček von ihnen, verband ſich mit dem Reſte der Taboritenpartei und wandte ſein Augenmerk nach Polen, wo in der Perſon Kazimirs, Bruder des Königs Wladislaw III., der böhmiſche König geſucht und gefunden wurde.

Es hatte den Anſchein, daß ein neuer Bürgerkrieg losbrechen werde. Hynce Ptáček und der Taboritenführer Bedřich von Strážnic vereinigten ihre Heerhaufen in dem feſten Tabor, wohin ihnen König Albrecht mit einem beträchtlichen Heere entgegeneilte. Da aber unterdeſſen ein polniſches Heer in Schleſien eingefallen war, ließ Albrecht von der Belagerung Tabors ab und zog eilig gegen Breslau. Papſt Eugen IV. und das Baſeler Concil bemühten ſich auf alle mögliche Weiſe, unter den ſtreitenden Parteien Frieden zu ſtiften, denn ſchon drohte der ganzen Chriſtenheit eine ernſte Gefahr von Seite der Türken. Vorläufig kam es aber nur zu einem Waffenſtillſtand, welcher gleichzeitig zwiſchen den Königen Albrecht und Wladislaw, ſowie zwiſchen den kriegführenden Parteien in Böhmen geſchloſſen wurde. Unmittelbar darauf zog Albrecht nach Ungarn, wo ſeine Gegenwart ſehr von Nöthen war. Aber er kehrte nicht mehr zurück. In dem ungewohnten Klima wurde er ſchwer krank und ſtarb nach kurzer Krankheit den 27. October 1439.

Das Königreich Böhmen verblieb von nun an 13 Jahre ohne Regierung. König Albrecht hinterließ nur zwei Töchter und erſt vier Monate nach ſeinem Tode gebar die verwitwete Königin einen Sohn, genannt Ladislaus Poſthumus (22. Februar 1440). Die ungariſchen Stände gedachten nicht zu warten, bis Ladislaus herangewachſen wäre,

deßgleichen traten die böhmiſchen Stände nach inzwiſchen erfolgter zeitweiliger Ausſöhnung zur Königswahl zuſammen und wählten Albrecht, Herzog von Baiern, hauptſächlich deßwegen, weil er die Verhältniſſe in Böhmen kannte und auch der böhmiſchen Sprache mächtig war. Aber der Gewählte nahm die Wahl, vornehmlich in Folge von Einflüſterungen Ulrichs von Roſenberg, nicht an.

Das Böhmerland wurde nun neuerdings der Schauplatz verderblicher Zerwürfniſſe und Kriege. Es gab keine Centralgewalt. Wohl trafen die Stände unmittelbar nach dem Ableben des Königs Albrecht Maßregeln zur Aufrechthaltung des Landfriedens und jeder Kreis wählte einen Kreishauptmann, welcher mit den ihm von den Ständen zugetheilten Räthen dafür aufzukommen hatte, daß dem Räuberunweſen geſteuert, Streitigkeiten geſchlichtet und Fehden hintangehalten würden (29. Jänner 1440). Es gab damals in Böhmen 13 Kreiſe; in einigen hatte die Partei der Herren Ulrich von Roſenberg und Meinhard von Neuhaus, in einigen wiederum die Partei des Herrn Ptáček die Oberhand. Darnach fielen auch die Wahlen der Kreishauptleute aus. Namentlich zeigte es ſich hierbei, daß die Partei der entſchiedenen Utraquiſten in den vier oſtböhmiſchen Kreiſen, nämlich in dem Kouřimer, Časlauer, Chrudimer und Königgrätzer Kreiſe eine compacte Majorität beſaß. Dieſe Kreiſe beriefen nämlich zur Hauptmannswürde nicht nur entſchiedene Männer, ſondern ſie bildeten auch eine Art engerer Genoſſenſchaft und wählten Herrn Hynce Ptáček von Pirkſtein zu ihrem Oberhauptmann. Prag blieb in der Gewalt des Herrn Meinhard von Neuhaus als Oberſtburggrafen, aber das von ihm und den von ihm eingeſetzten Rathsherren ausgeübte Regiment war willkürlich und gewaltthätig.

Es lag am Tage, daß dieſe Einrichtung dem Lande nicht genügen konnte, vornehmlich deßwegen, weil ſie dem Schwächeren gar zu wenig Schutz bot. Und noch ärger war es in religiöſer Hinſicht. Magiſter Johann Rokycana, der ſchon erwähnte utraquiſtiſche Erzbiſchof von Prag, wurde gleichfalls nur in den vier öſtlichen Kreiſen anerkannt, in denen er, wohl mit Hilfe einer Synode, Erläſſe über die Disciplin der Kleriſei, über die Glaubenseinheit und gegen die Extravaganzen der Taboritenlehre herausgab, aber es gab keine Executive, keine Macht, welche Prieſter und Gläubige hätte zwingen können, ſich darnach zu verhalten. Die Verhandlungen mit der päpſtlichen Curie, welche die Beſtätigung der Compactaten und die Anerkennung Rokycana's als Erzbiſchof bezweckten, hatten keinen Erfolg, denn Papſt Eugen IV. und ſeine Nachfolger waren überzeugt, daß die unter einander uneinigen Böhmen bedingungslos zum Gehorſam gebracht werden müßten.

Dieſem Zuſtand allgemeiner Unruhe und Unſicherheit machte das Jahr 1448 ein Ende. Das Haupt der entſchiedenen Utraquiſtenpartei, Hynce Ptáček von Pirkſtein ſtarb 1444 (27. Auguſt) und die vier öſtlichen Kreiſe wählten an ſeiner Stelle zum Oberhauptmann den Herrn Georg von Podèbrad und Kunſtatt, der damals erſt

24 Jahre alt, aber unter den Seinigen ſchon in dieſen jungen Jahren wegen ausgezeichneter perſönlicher Eigenſchaften und ſeiner Fähigkeit in der Leitung wichtiger Unternehmungen hochberühmt war. Georg von Podèbrad ergriff behutſam und energiſch die Leitung ſeiner Partei. Im Laufe von vier Jahren brachte er alle nothwendigen Vorbereitungen zum Abſchluß und ließ ſich am 1. September 1448 mit der Roſenberger und Neuhauſer Partei in offenen Kampf ein. Sein Ziel war Prag, welches er derart unvorbereitet antraf, daß er ſich deſſen mit einem Schlage bemächtigte (3. September); Meinhard von Neuhaus wurde gefangen genommen, die Rathsherren abgeſetzt und die Herrſchaft in der Hauptſtadt ging in die feſte Hand des Siegers über. Unter ſeinem Schutze kehrte auch Erzbiſchof Rokycana nach Prag zurück und wurde dem utraquiſtiſchen unter Kaiſer Siegmund eingeſetzten Conſiſtorium als Oberhaupt vorgeſetzt.

Durch dieſe That ward zwar die Situation geklärt, aber die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung des Parteihaders ſchwand, man mußte daher abermals die Kräfte im entſcheidenden Kampfe meſſen, bis der Sieg ſich der einen Partei zuwenden würde. Die Roſenberger und die Neuhauſer Partei erklärten ſogleich dem Podèbrad den Krieg, aber es erging ihnen nicht gar glänzend, daher kam es zu Verhandlungen auf Burg Wildſtein (10. Juni 1450), infolge deren namentlich der Streit zwiſchen Georg von Podèbrad und Ulrich, dem Sohne des weiland oberſten Burggrafen Meinhard von Neuhaus, beigelegt wurde.

Nicht lange darauf begannen Unterhandlungen mit dem römiſchen König Friedrich III.; man verlangte, er möge den jungen Ladislaus Poſthumus nach Böhmen entſenden, wo er bis zu ſeiner Großjährigkeit verbleiben und ſodann die Regierung antreten ſollte, denn alle Parteien waren damals darüber einig, daß der nachgeborene Sohn des Königs Albrecht als König anerkannt und gekrönt werde. Da aber Friedrich III. die Entſcheidung dieſer Angelegenheit hinausſchob, beſchloß der zu Sanct Georgi 1452 tagende Landtag, Georg von Podèbrad zum Landesverweſer oder Gubernator zu wählen. Dieſe Wahl kam auch wirklich, und zwar einſtimmig zuſtande.

Dem neuen Landesverweſer wurde ein zwölfgliedriger Rath beigeordnet, er ſelbſt ſollte ſich in den Genuß aller Kroneinkünfte ſetzen, die Gerichte und Landesämter beſtellen, für Ausübung der Rechtspflege und Ordnung in der politiſchen Verwaltung ſorgen. Alle Einwohner Böhmens bekannten ſich zum Gehorſam gegen den gewählten Verweſer, mit Ausnahme Ulrichs von Roſenberg und einiger Herren von ſeinem Anhang, ferner der katholiſchen Städte Pilſen und Budweis und der Stadt Tabor, in welcher noch immer die excentriſche Richtung der Taboritenlehre überwog.

Deſſenungeachtet gelangte das Land allmälig zu dem langerſehnten Frieden. Indeſſen gerieth Kaiſer Friedrich III. in einen böſen Streit mit ſeinen Unterthanen in Öſterreich und Ulrich von Roſenberg machte alsbald gemeinſchaftliche Sache mit ihnen

gegen den Kaiſer. Dagegen willfahrte Georg von Poděbrad der drängenden Bitte Friedrichs und verſprach ihm zu Hilfe zu kommen. Ende Juli 1452 verließ er Prag mit zahlreichem Kriegsvolk, demüthigte Tabor und zwang bei Budweis Herrn Ulrich von Roſenberg zum Frieden und zur Anerkennung alles deſſen, was der St. Georgi-Landtag beſchloſſen hatte. Aber bevor noch Georg von Budweis nach Öſterreich ziehen konnte, erhielt er die Nachricht, daß Kaiſer Friedrich mit ſeinen Unterthanen ſich bereits verglichen und ihnen Ladislaus Poſthumus herausgegeben habe.

Sollte nun dem jungen König die böhmiſche Krone ſichergeſtellt werden, ſo mußte man nothgedrungen mit dem Landesverweſer Georg von Poděbrad ein Abkommen treffen. Darüber wurde längere Zeit verhandelt; endlich (am 30. April 1453) kam König Ladislaus mit dem Gubernator Georg in Wien perſönlich zuſammen und gleich den Tag darauf, 1. Mai, folgte Ladislaus eine Urkunde aus, laut welcher die Landesfreiheiten beſtätigt und die Compactaten ſammt alledem, was damit zuſammenhing, gewahrt wurden. Zugleich wurde Georg von Poděbrad als Landesverweſer beſtätigt. Aber noch verfloſſen fünf Monate ſeit dieſen Abmachungen, bevor König Ladislaus die Reiſe nach Prag antrat. Es wurde ihm insgeheim widerrathen ſich nach Böhmen zu begeben, indem man ihm vorſpiegelte, daß der Aufenthalt in dieſem Lande für ihn gefahrdrohend wäre. Erſt anfangs October wurden dieſe Bedenken zerſtreut, und Ladislaus machte ſich auf den Weg. Die böhmiſchen Stände ritten ihm nach Iglau entgegen und nahmen ihm an der böhmiſchen Grenze den Eid auf die Wahrung der Kron und Stände freiheiten ab. Sonntag den 28. October 1453 wurde er in der Domkirche zu Sanct Veit zu Prag in äußerſt ſolenner Weiſe unter Anweſenheit der böhmiſchen, mähriſchen, ſchleſiſchen und lauſitziſchen Stände zum König gekrönt. Nur die Breslauer kamen nicht, da ſie den Weg in das „ketzeriſche“ Prag ſcheuten; daher begab ſich der König ſelbſt etwas ſpäter (1454) nach Breslau. Der zeitgenöſſiſche Chroniſt ſchildert den jungen, noch nicht vierzehnjährigen König als einen „hübſchen und kraushaarigen Jüngling“, welcher ſofort die Gunſt und Liebe des gemeinen Volkes für ſich gewann.

Siegel des Ladislaus Poſthumus.

Die erſte Sorge des neuen Herrſchers war darauf gerichtet, das Land von der Räuberplage zu ſäubern, die perſönliche Sicherheit im Handel und Wandel zu wahren,

das Landrecht von neuem zu beſetzen, die verpfändeten Krongüter einzulöſen, überhaupt die Wunden, welche Gewerbe, Handel und öffentliche Ordnung durch den langjährigen Krieg erlitten, zu heilen. Georg von Poděbrad, welcher auch nach erfolgter Krönung als oberſter Hofmeiſter und erſter Rathgeber des Königs am Hofe verblieb, förderte in allen dieſen Richtungen Ladislaus' Bemühungen ſehr ausgiebig. Infolge deſſen entwickelte ſich zwiſchen dem jungen König und dem älteren, erfahrenen und ſachkundigen Georg ein ſehr freundſchaftliches und intimes Verhältniß. Aber dieſes hielt nicht immer und beſtändig an; divergirende Anſichten, insbeſondere bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten, verurſachten zeitweilig eine fühlbare Abkühlung in ihrem wechſelſeitigen Verkehr.

Böhmen fing zuſehends an aufzublühen. In den königlichen Städten, namentlich in Prag, entwickelte ſich eine lebhafte Bauthätigkeit und auf den Schuttplätzen erhoben ſich neue, meiſtentheils prächtige Bauten der wohlhabenden Bürgerſchaft und des Adels. Auch Gewerbe und Handel nahmen einen erfreulichen Aufſchwung. Es fehlte nichts weiter, als daß auch mit dem päpſtlichen Stuhl eine endgiltige Vereinbarung betreffs Anerkennung der Compactaten getroffen würde. Und auch in dieſer Hinſicht zeigte ſich eine Zeitlang gute Hoffnung auf günſtigen Erfolg.

Doch war auch jetzt noch unſerem Königreiche bleibender Friede und ruhige Entwicklung nicht vergönnt. Der Fall Conſtantinopels (1453) bewirkte eine mächtige Bewegung zu Gunſten eines Kreuzzuges der geſammten Chriſtenheit gegen den gemeinſamen Feind. Auch Böhmen ſollte auf Anrathen Georgs von Poděbrad am Kreuzzuge theilnehmen. Bevor es jedoch dazu kommen konnte, wurde König Ladislaus 1456 nach Ungarn gerufen, wo die Gefahr von Seite der Türken ſeine Anweſenheit dringend gebot. Aber Zwiſt und Hader der Parteien vernichteten im Keime jedweden Erfolg. Im Jahre 1457 kehrte Ladislaus wieder nach Prag zurück. Man hatte für ihn Magdalene, die Tochter Karls VII., Königs von Frankreich, als Braut auserſehen. Eine prunkvolle böhmiſche Geſandtſchaft begab ſich nach Paris, um ſie abzuholen, und in Prag wurden Anſtalten zu einer großartigen, lange nicht geſehenen königlichen Hochzeitsfeier getroffen. Indeſſen erkrankte Ladislaus an der Peſt und ſtarb nach dreitägiger Krankheit am 23. November 1457, nachdem er erſt ſein 18. Lebensjahr erreicht hatte.

Lang dauerte es, bevor man ſich von dieſem unvorhergeſehenen und ſchweren Schlag erholen konnte. Der böhmiſche Thron war wieder verwaiſt und ohne Erben. Candidaten gab es die Fülle. Vor allen meldete ſich Kaiſer Friedrich III., deſſen Anſpruch gemäß alten Erbeinigungen mit dem Hauſe Öſterreich am nächſten lag; außer ihm bewarben ſich um den Thron die Gatten der beiden Schweſtern des Königs Ladislaus, Wilhelm Herzog von Sachſen und Kazimir König von Polen; endlich meldete ſich auch der franzöſiſche König Karl VII., welcher den Böhmen große Vortheile anbot, wenn ſie

ſeinen jüngeren Sohn Karl zum König erwählen würden. Aber das Endreſultat des Wahltages war ein ganz anderes. Wie in Ungarn kurz vorher mit Außerachtlaſſung aller übrigen Candidaten ein Edelmann aus einem einheimiſchen Geſchlechte, Matthias Corvinus, auf den Königsthron erhoben wurde, ſo geſchah es auch in Böhmen, wo am 2. März 1458 auf dem Altſtädter Rathhaus in Prag mit Stimmeneinhelligkeit der bisherige Landesverweſer Georg von Podèbrad und Kunſtatt zum König ausgerufen wurde. Es war der katholiſche Herr Zdenko von Sternberg, welcher unter allen der Erſte im Altſtädter Rathhausſaale den Ruf erhob: „Es lebe Georg, König von Böhmen!“

In Böhmen weckte dieſe Wahl allgemeine Begeiſterung, dagegen ſträubten ſich die mähriſchen Städte Brünn, Olmütz, Iglau und Znaim; der größte Widerſtand gegen den „ketzeriſchen“ König entfachte ſich in Schleſien, und zwar vornehmlich in Breslau. Dieſer Widerſtand fußte neben dem religiöſen Hintergrunde auch auf politiſchen Urſachen. Die Breslauer redeten ſich in die Oppoſition gegen Georg in einer Art hinein, welche eine kühle Erwägung ganz und gar nicht zuließ. Georg war nach ihren Worten „ein zweiter Nero, ein reißender Wolf, der große Drache“. Treffend bemerkt dazu einer der ausgezeichnetſten ſchleſiſchen Geſchichtſchreiber (Kolmar Grünhagen): „Die Breslauer thaten augenſcheinlich Georg Podèbrad ſchweres Unrecht. Dieſer war durchaus kein Fanatiker weder in religiöſer noch in nationaler Hinſicht, es fehlte ihm weder an Einſicht und Mäßigung, noch an Energie, und die Breslauer hätten vielleicht bei einigem guten Willen mit ihm in ein für das Land gedeihliches Verhältniß kaum minder gut kommen können, wie mit weiland Karl IV. Aber bei der Aufregung, die hier herrſchte, war von ſo etwas keine Rede.“

Staatsſiegel des Königs Georg von Podèbrad.

Dieſe leidenſchaftlichen Ausbrüche waren in erſter Reihe Urſache, daß die Wahl Georgs einen neuen Religions- und Bürgerkrieg in dem ſo ſchwer geprüften Lande bedeutete. Vorläufig hatte es wohl den Anſchein, daß alles in Güte ablaufen werde. Georg wurde am 7. Mai 1458 vom Raaber Biſchof Auguſtin feierlich gekrönt, aber vor der Krönung mußte er einen Eid ſchwören, deſſen Inhalt derart war, daß er zu der Annahme Anlaß gab, als ob Georg ſich darin vom Huſitismus losgeſagt hätte. Es iſt aber auch eine andere Interpretation möglich, ja es ſcheint ſogar zweifellos zu ſein, daß die Eidesformel

mit offenbarer Absicht beider Parteien in der Weise abgefaßt wurde, daß sowohl die katholischen Bischöfe Ungarns, welche dieselbe annahmen, als auch der hussitische König Georg, der darnach den Eid leistete, dieselbe je nach Bedürfniß interpretiren konnten.

Bald nach der Krönung erfolgte auch seine Anerkennung seitens des Kaisers Friedrich III., welcher Georg in Brünn das böhmische Lehen sammt der kurfürstlichen Würde nach althergebrachtem Brauche ertheilte; sogar der neugewählte Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) lebte anfangs mit Georg in gutem Einvernehmen und ermahnte die Schlesier, jeden Widerstand gegen ihn aufzugeben. Bei Schlichtung internationaler Streitigkeiten wurde Georgs Wort immer mehr maßgebend und bei den zerfahrenen Verhältnissen des deutschen Reiches häufig fast entscheidend.

Um den innern Zustand des Königreiches Böhmen erwarb sich König Georg in der ersten ruhigen Periode seiner Regierung unbestreitbare Verdienste in dem Maße, daß er schon von seinen Zeitgenossen als der erste Förderer des Vaterlandes nach Karl IV. gepriesen wurde. Bei einer vollständigen Rechtssicherheit, welche durch die Wiedererstarkung der Autorität der Gerichte und öffentlichen Organe bewirkt wurde, prosperirten Handel und Gewerbe, wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen kamen wieder in Aufnahme und die Prager Universität, seit den hussitischen Wirren in argem Verfall, erhob sich wieder zu neuem Leben.

König Georg stützte sich bei seinen Regierungsmaßregeln hauptsächlich auf den Ritter- und Bürgerstand, während er gegenüber dem Herrenstand wohl mit der größten Behutsamkeit und Gerechtigkeit verfuhr, aber weitere Schmälerungen der königlichen Macht, wozu die Häupter der hohen Adelsgeschlechter nicht übel Lust hatten, ganz und gar nicht zu dulden gedachte. Georg stand auf dem damals allgemein anerkannten Standpunkt, daß auf der Förderung und Erstarkung der Herrschermacht gegenüber oligarchischen Gelüsten die oberste Bürgschaft einer gedeihlichen Staatsentwicklung beruhe. Von großem Werth war für Georg bei seinen Reformbestrebungen der Umstand, daß er in Sachen der Religion mit der großen Mehrheit des Volkes eins war. Dieser Stütze sich zu entäußern fiel dem König sehr schwer, obzwar er für seine Person sich vielleicht nicht geweigert hätte, dem Utraquismus zu entsagen. Aber hätte er es gethan, so wäre der Haltpunkt geschwunden, auf dem seine Macht beruhte, und anderseits hätte er doch nicht dasjenige erreicht, was die römische Curie anstrebte: nämlich die bedingungslose Hingabe des ganzen Volkes unter die Botmäßigkeit des päpstlichen Stuhls. Dahin hätte weder Georg von Podèbrad, noch ein Anderer im XV. Jahrhundert das böhmische Volk gebracht.

Georg befolgte in confessioneller Beziehung genau die Compactaten, hielt fest am Utraquismus, bewies aber zugleich das größte Wohlwollen gegen die unter Einer Gestalt Empfangenden, gegen ihre Kirchen und Einrichtungen und überhaupt gegen Alles, was

ihnen heilig war. Dagegen duldete er in seinem Lande keinerlei Richtung, die in den Compactaten nicht begründet war. Er nahm schon als Landesverweser gegenüber den religiösen Neuerungen der Taborlehre eine drohende Haltung ein und verhielt sich auch sehr feindselig gegen jene anfänglich unbedeutende Gesellschaft armer und geringer Leute, welche die späterhin berühmt gewordene Brüder-Unität aufbauten. Die Unität entstand in den Jahren 1454 bis 1467 auf entschieden antirömischer Grundlage, und es lag auch

Wappen der Altstadt Prag vom Jahre 1475.

nicht in ihrem Programm, sich mittelst der Compactaten um die Anerkennung des römischen Papstes zu bewerben, im Gegentheil, sie ging ihren Weg, und der war verschieden von dem, den die Utraquisten wandelten. Daher war König Georg ihr ausgesprochener Widersacher.

Aber all die Sorge um das gemeine Wohl, alle Energie, Besonnenheit und Unparteilichkeit sollten am Ende dem König Georg nichts nützen. Der Friede mit dem „ketzerischen" König ließ sich auf Jahre hinaus nicht halten. Die Verhandlungen mit dem Papst Pius II. betreffs Anerkennung der Compactaten schleppten sich bis zum Jahre 1462:

in diesem Jahre erklärte der Papst die Compactaten für ungiltig und aufgehoben und verlangte von König Georg, er möge selbst dem Utraquismus entsagen und das Gewicht seiner königlichen Gewalt zur Ausrottung der Ketzerei in allen seinen Ländern gebrauchen. Und da Georg sich weigerte dies zu thun, forderte der päpstliche Legat, welcher nach Breslau gekommen war, alle Unterthanen des Königs Georg auf, ihm den Gehorsam aufzukündigen und sich mit den Breslauern zum Kampfe gegen den Ketzer zu vereinigen.

Doch der Religionskrieg brach nicht sogleich aus. Zur selben Zeit gerieth nämlich Kaiser Friedrich III. durch den Aufruhr der österreichischen Stände und der Wiener Bürgerschaft in große Gefahr. König Georg half ihm bereitwillig und ausgiebig im November 1462, wofür das Königreich Böhmen große Privilegien erhielt; die Söhne Georgs wurden zu Reichsfürsten erhoben und die Prager Städte für die treue Hilfeleistung gegen die aufrührerischen Wiener mit bedeutenden Handelsfreiheiten bedacht. Bei derselben Gelegenheit versprach Kaiser Friedrich III. seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um einen Vergleich zwischen König Georg und dem Papst zu Stande zu bringen. Dadurch ward die Gefahr eines Religionskrieges für eine Zeit abgewendet. Als aber Papst Pius II. starb (15. August 1464), gedachte sein Nachfolger Paul II. keinerlei Rücksichten mehr zu üben. Nachdem er die geeigneten Maßregeln getroffen hatte, erließ er eine Vorladung (2. August 1465) gegen König Georg, laut deren dieser binnen 180 Tagen sich vor dem päpstlichen Stuhle stellen und von dem Vorwurf der Ketzerei rechtfertigen sollte. Den vierten Tag darauf bevollmächtigte der Papst seinen Legaten Rudolf, alle Verbündeten Georgs mit den schärfsten Strafen zu verfolgen und alle mit ihm eingegangenen Bündnisse für null und nichtig zu erklären. Kurz darauf entband der Papst die Unterthanen Georgs von dem Eid der Treue. Schon Stil und Form dieser Bullen verkündeten eine unversöhnliche Feindschaft: der König heißt da immer nur „Sohn der Verdammniß, gräßliches Ungeheuer und räudiges Schaf".

Vielleicht wäre auch jetzt noch die Gefahr nicht so drohend geworden, wenn im Königreiche selbst nicht eine sehr bedenkliche Spaltung entstanden wäre. König Georg vertrug sich seit längerer Zeit nicht gut mit dem höheren Adel. Die Ursachen waren politischer Art. Die stolzen Herren trachteten nach der Vergrößerung der Machtsphäre der Stände und Schwächung der königlichen Autorität, und darin wollte Georg nicht nachgeben und gab auch nicht nach. Die Herren traten wiederholt zu Berathungen zusammen und führten Klagen über den König, im Ganzen ohne Erfolg. Daher kam ihnen Poděbrads Zerwürfniß mit dem päpstlichen Stuhl gelegen; die böhmischen Herren, der Mehrzahl nach Katholiken, darunter auch Zdenko von Sternberg, nahmen den Glauben zum Vorwand, schlossen am 28 November 1465 auf dem Schlosse Grünberg ein Bündniß gegen ihren

König und benachrichtigten davon den Papſt und die übrigen Gegner Georgs in Mähren und Schleſien. Nun ging der Krieg los, und zwar gleichzeitig in Böhmen, Mähren und Schleſien. Breslau war der Herd der leidenſchaftlichſten Feindſchaft und Empörung.

Solange es aber nicht gelang, gegen den Böhmenkönig einen von den mächtigen Nachbarfürſten aufzuſtacheln, konnte man auf große Erfolge nicht rechnen. Die einheimiſchen Gegner waren gegenüber Georg und der großen Mehrheit des Volkes ſchwach, zumal nicht einmal alle Katholiken dem Grünberger Bündniß beigetreten waren, weil nach ihrer öffentlich verkündeten Meinung König Georg der katholiſchen Religion nie im geringſten nahetrat. Papſt Paul II. bot die böhmiſche Krone zunächſt dem polniſchen König Kazimir an, und als dieſer ſie ausſchlug, dem Kurfürſten von Brandenburg Friedrich und hernach noch anderen Fürſten. Niemand fühlte das Verlangen zum Kampf mit König Georg. Endlich, obzwar mit wenig Aufrichtigkeit und Luſt, wurde die Krone dem ungariſchen König Matthias angetragen, welchen gar ſehr nach ihr verlangte. Matthias Corvinus erklärte gleich darauf (1468, 31. März) dem König Georg den Krieg und fiel „als Schirmer des katholiſchen Glaubens gegen die böhmiſche Ketzerei“ mit einem vortrefflichen und mächtigen Kriegsvolk in Mähren ein. Gleichzeitig zogen die Schleſier und Lauſitzer nach Böhmen bis gegen Turnau und der Sohn Zdenko's von Sternberg Johann ſetzte ſich von Iglau aus in das ſüdliche Böhmen in Bewegung und nahm eine drohende Stellung gegen die dortigen Anhänger Georgs ein. Trotz alledem blieb in Böhmen die Macht des ketzeriſchen Königs im Ganzen ungeſchmälert, aber in Schleſien erlitt er fühlbare Verluſte und faſt ganz Mähren gerieth unter Matthias' Botmäßigkeit.

Im Januar des Jahres 1469 vollzog der ungariſche König ſeinen Einmarſch nach Böhmen und gedachte über Leitomiſchl und Hohenmauth gegen Prag zu gelangen. Anfangs ging es wohl gut, aber am 27. Februar wurde er bei Wilemov im Časlauer Kreiſe auf einem ſehr gefährlichen Terrain und bei grimmiger Kälte durch Georgs Heer derart umzingelt, daß ſeine Niederlage faſt unzweifelhaft war. Matthias verlegte ſich in dieſer ſchwierigen Situation auf Verhandlungen, welche gegen alle Erwartung und insbeſondere gegen den Willen des Heeres Georgs zum Ziele führten. Der König von Böhmen traf mit ſeinem Gegner, dem König von Ungarn, in einer elenden Hütte des Dorfes Ouhrov zuſammen, und hier kam es nach vierſtündiger Beſprechung zu einem Waffenſtillſtand bis zum 7. April, wobei zugleich beſtimmt wurde, daß unterdeſſen am 24. März eine Zuſammenkunft zu Olmütz betreffs Friedensverhandlungen mit den päpſtlichen Legaten auf Grundlage der Compactaten gehalten werden ſollte, deren Beſtätigung zu erwirken Matthias ſich verbindlich machte. Um dieſen Preis verzichtete Georg auf einen entſcheidenden Sieg, den er ohne allen Zweifel in Händen hatte. Matthias erhielt bei Wilemov freien Abzug, ſo daß er ſich ungehindert nach Mähren zurückziehen konnte. Die Verhandlungen in Olmütz

kamen wohl zuſtande, aber von Matthias' Verſprechungen wurde keine einzige erfüllt. Man trat an Georg mit Forderungen heran, die er ganz und gar nicht annehmen konnte. So ging der Congreß ohne Reſultat auseinander. Aber nicht genug daran: Georg hatte kaum Olmütz verlaſſen, ſo ließ ſich Matthias — 3. Mai — feierlich als böhmiſcher König proclamiren und hierauf von allen ſeinen Anhängern huldigen.

König Georg kam erſt jetzt durch großen Schaden gewitzigt zur Einſicht, daß ihm diplomatiſche Kunſt zu keinen Erfolgen verhelfen werde, und er entſchloß ſich zu ſehr energiſchen Maßregeln. Vor allem andern und um zum weiteren Kampfe Bundesgenoſſen zu finden, entſagte er ſeinem Herzenswunſche, den böhmiſchen Thron ſeinen Nachkommen hinterlaſſen zu können. Mit Einwilligung des böhmiſchen Landtages legte er dem König von Polen Kazimir einen Antrag vor, wornach deſſen erſtgeborner Sohn Wladislaw ihm in Böhmen nachfolgen ſollte. Dieſes Angebot wurde in Polen mit großer Freude angenommen. Während deſſen begann Georg den Krieg mit großem Nachdruck auf allen Seiten, namentlich in Mähren und Schleſien, und führte ihn überall mit Glück. König Matthias wandte ſich raſch nach Ungarn, um dort ein neues Heer zu werben; mit dieſem eilte er erſt im Januar 1470 wieder nach Mähren zurück, und es gelang ihm bei einem neuerlichen Einfall in Böhmen bis gegen Kolin und Kuttenberg vorzudringen. Solange das ungariſche Heer keinen Feind vor ſich hatte und Dörfer und Marktflecken einäſchern konnte, ging Alles gut, ſobald aber ein böhmiſches Heer aufgebracht wurde und die Einwohner anfingen in dem Eiſengebirge Verhaue zu machen, da mußte ſich Matthias zu raſchem Rückzug entſchließen, welcher zeitweilig einer planloſen Flucht nicht unähnlich und mit großen Verluſten verbunden war. Der ungariſche König kehrte darnach, nachdem er in Mähren Beſatzungen zurückgelaſſen hatte, in ſein Königreich zurück.

König Georg litt viel, aber er blieb unbeſiegt. Ja ſeine wüthendſten Gegner, die Breslauer, hatten ſchon Matthias' Herrſchaft ſattbekommen und ſannen nach, wie der Friede zu vermitteln wäre. Und endlich erbot ſich auch König Matthias, dem von Seiten des Kaiſers Friedrich III. Feindſchaft drohte, zu Friedensverhandlungen. Zu ihnen neigten auch viele deutſche Fürſten hin, welche beim päpſtlichen Stuhl für König Georg ihr Wort einlegten. Papſt Paul II. ſah, daß der Kampf ohne ſonderliche Erfolge ſchon einige Jahre ſich hinſchleppe, und war endlich auch zum Frieden geneigt. Schon wurde von Rom ein Legat abgeordnet, um in dieſer Richtung zu verhandeln, als König Georg am 22. März 1471 nach längerer Krankheit an Waſſerſucht ſtarb. Sehr treffend charakteriſirt Alphons Huber dieſen ſchickſalsſchweren Tod mit den Worten: „Daß er aus dem Leben abberufen wurde, war das größte Unglück, das Böhmen unter den damaligen Verhältniſſen treffen konnte".

Die böhmiſchen Stände wählten gemäß den früher eingegangenen Vereinbarungen nach dem Tode Georgs auf einem zu Kuttenberg abgehaltenen Landtag (27. Mai 1471)

den Sohn Kazimirs von Polen, den 15jährigen Wladislaw zum König. Dieſe Wahl war eine unglückliche. Der König war ungewöhnlich kraftlos und ſchwach. Keinem konnte er etwas abſchlagen, nichts ſelbſtändig entſcheiden. Für Alles hatte er die Antwort: „gut, gut“; er hieß denn auch allgemein „König Gut“ (král dobře). Der böhmiſche Adel, der ehedem mit Georg von Poděbrad unzufrieden geweſen war, weil er ſeiner

Siegel Wladislaws II.

Willkür ſteuerte, zeigte unter der Regierung des Schwächlings Wladislaw, welche ſeine Ziele waren. Er wollte einen König haben, von dem der gleichzeitige Spruch gelten würde: „Du biſt unſer König, wir ſind Deine Herren“. Und das iſt ihm im vollen Maße gelungen.

König Matthias von Ungarn führte den Krieg gegen Wladislaw weiter, da er ſich auch für den König von Böhmen hielt. Aber auf beiden Seiten wurde der Krieg aus

Mangel an Mitteln und wegen anderweitiger Beschäftigung matt geführt. Daher wurde einigemal ein Waffenstillstand vereinbart und im Jahre 1478 endlich in Olmütz Friede geschlossen. König Wladislaw behielt das Königreich Böhmen und Matthias verblieb im Besitz von Mähren, Schlesien und der Lausitz, jedoch sollten diese Länder nach seinem Absterben wieder an die böhmische Krone zurückfallen, und zwar gegen eine Entschädigung von 400.000 ungarischen Goldgulden.

Damit war der Kampf beendet, aber die religiöse Spaltung in Böhmen wurde dadurch nicht aus dem Wege geräumt, sondern infolge des langwierigen Krieges nur noch mehr zugespitzt. Streitigkeiten der Katholiken mit den Utraquisten waren an der Tagesordnung, und da der König den Katholiken die Stange hielt, kam es einigemal zu heftigen Ausbrüchen gegen die letzteren, so namentlich im Jahre 1483 in Prag, wo die Rathhäuser aller drei Städte vom gemeinen Volke erstürmt und die verhaßten Rathsherren auf der Stelle erschlagen wurden. Aber die Utraquistenpartei sank dabei immer tiefer. Die römische Kirche erkannte sie nicht an und sie selbst siechte seit dem Tode Georgs hin wegen Mangel an festen Einrichtungen und wegen ihrer Zwitterstellung nach innen und außen. Die Böhmen, welche bei dieser Confession nicht mehr die Befriedigung ihrer Bestrebungen fanden, meldeten sich schaarenweise zur Brüderunität, welche wohl aus geringen Anfängen entstanden war, aber infolge fester Organisation und des Eifers für einen sittlichen Lebenswandel ungemein an Anhängern zugenommen hatte, so daß sie schon zu Wladislaws Zeiten einige hundert Gemeinden bildete. Der Hauptsitz der Unität war Jungbunzlau und das höchste Ansehen genoß in ihr damals Bruder Lukas sowohl wegen seines religiösen Eifers als auch wegen seiner Gelehrsamkeit und Umsicht. Zwischen den Katholiken und Calixtinern kam es wohl im Jahre 1485 in Kuttenberg zu einer Übereinkunft, in welcher die beiden Parteien sich verpflichteten, einander nicht zu schmähen und zu bedrücken, sondern sich in Allem nach den Compactaten zu verhalten, aber den Utraquisten war damit nicht geholfen. Denn mit dem kirchlichen Verfall verfiel auch die Moralität und sank die Bildung. Sowie die Brüder mit Verachtung die Desorganisation des Utraquismus betrachteten, so war den humanistisch gebildeten Katholiken die Unwissenheit des utraquistischen Clerus ein Greuel. Auch die ehedem in der ganzen Welt hochberühmte böhmische Tapferkeit war unter Wladislaw im Verschwinden und an ihre Stelle trat Indolenz, Egoismus und Vergnügungssucht. Es fehlte nicht an vorzüglichen Juristen (Victorin Kornel von Všehrd), Humanisten (Bohuslav von Lobkowitz), Baumeistern und andern Künstlern, aber das Volk als Ganzes siechte hin.

Am ärgsten wurde die Lage, als König Wladislaw im Jahre 1490 zum König von Ungarn gewählt wurde und dorthin übersiedelte. Die Regierungsgewalt gelangte

jetzt vollständig in die Hände der Stände, das heißt einiger mächtiger Adelsgeschlechter. Der König war bei Besetzung der obersten Landesbeamten gebunden und ließ sich in der Verwaltung der Krongüter beschränken, welche allmälig von den Ständen verschleppt wurden. Dabei wurde die Landtagssteuer für die Bedürfnisse des Landes entweder überhaupt nicht bewilligt oder doch in unordentlicher und ungenügender Weise eingehoben. Indem der Adel die königliche Gewalt derart schmälerte, begann er zugleich in einer früher unerhörten und nie gesehenen Art das Unterthänigkeitsverhältniß des bäuerischen Volkes zu verschlimmern. Der Bauer wurde gerade zur Zeit der höchsten Entwicklung der ständischen „Freiheiten" persönlich unfrei und an die Scholle gebunden, auf der er lebte, ja der Bauer durfte beim Landesrechte nicht als Kläger gegen seinen Herrn auftreten.

Auch ließen sich die beiden höheren Stände (die Herren und die Ritter) in einen Kampf mit dem dritten, das ist dem Bürgerstand ein, indem sie denselben auf diejenigen öffentlichen Rechte beschränken wollten, welche er vor den Hussitenkriegen genossen hatte. Daher verletzten die höhern Stände die Privilegien des Bürgerstandes, welche sich auf das ausschließliche Recht zum Betrieb gewisser Gewerbe, insbesondere der Bierbrauerei bezogen, wehrten den Städten Landesgüter zu kaufen und dieselben in die Landtafel einzutragen, belangten die Bürger vor dem Landrechte auch in solchen Streitsachen, welche vor das Stadtrecht gehörten, und machten endlich Versuche, die Städte auf den Landtagen um die dritte Stimme zu bringen.

Um das Alles leichter zu erreichen, beschlossen die Stände auf dem Landtag des Jahres 1497 aus alten Rechtsbescheiden eine Landesordnung zusammenzustellen; die Arbeit wurde im Jahre 1500 im Wege des Druckes publicirt. In diese Landesordnung nahmen die höheren Stände Alles als zu Recht bestehend auf, was sie dem Bürgerstand erst abringen wollten. Die Folge davon waren Beschwerden der Bürger über die Herren und Ritter, und als im Jahre 1502 der König einen dem Bürgerstand sehr ungünstigen Rechtspruch promulgirte, entstanden Unruhen, Streitigkeiten und Fehden, welche geraume Zeit währten und denen erst durch den Sanct-Wenzels-Vertrag im Jahre 1517 mit Mühe und Noth gesteuert wurde. Aber das gegenseitige Mißtrauen zwischen den höheren Ständen und den Städten hielt auch noch nachher an.

Einen großen Theil der Schuld, daß die Dinge so weit kamen, trug der König selbst, seine Unfähigkeit und Unwissenheit. Ein Zeitgenosse äußert sich über ihn, er picke wie eine Taube Alles auf, was man vor ihn hinstreue. In den Streitigkeiten zwischen den Ständen stand er ganz auf der Seite des Adels und alle seine Rechtsbescheide waren gegen die Städte gerichtet, nachher aber verband er sich mit den Städtern gegen den Adel.

Noch vor Beendigung dieser Kämpfe starb Wladislaw zu Ofen 13. März 1516. Er hinterließ zwei kleine minderjährige Kinder, eine Tochter Anna und einen Sohn

Ludwig, für deren Zukunft er vor seinem Tode sorgte. Im Jahre 1515 wurde zu Wien ein großer Congreß der Könige Wladislaw von Böhmen und Ungarn und Sigmund von Polen mit dem Kaiser Maximilian abgehalten. Dabei kam ein Bündniß der drei Monarchen gegen die Türken zu Stande, der böhmische Thronerbe Ludwig wurde mit Maria von Habsburg, der Enkelin Maximilians, verlobt, während Anna, die Tochter Wladislaws, dem Erzherzog Ferdinand, einem Enkel Maximilians, angetraut wurde. Diese Wechselheirat wurde denkwürdig und wichtig für alle Zeiten.

Unter der Regierung des Kindes Ludwig verschlimmerten sich die Verhältnisse in Böhmen von Tag zu Tag. Die factische Macht im Lande übten einige adelige Herren, welche ihre Ämter zur Selbstbereicherung mißbrauchten und die Krone in große Schulden stürzten. Es geschah häufig, daß König Ludwig auch an dem Nothwendigsten fühlbaren Mangel litt, während die böhmischen Oligarchen (wie zu gleicher Zeit auch die ungarischen) Pracht und Luxus zur Schau trugen. An der Spitze dieser allmächtigen böhmischen Magnaten stand Herr Zdenko Leo (Lev) von Rožmitál, Oberstburggraf von Prag; anfänglich ein unbegüterter Edelmann, gelangte er zu großen Reichthümern, und da er neben der eigenen Amtsgewalt an den fast unerschöpflichen Hilfsmitteln seines Freundes Peter von Rosenberg einen starken Rückhalt hatte, so war er in der That der oberste Herr des Königreiches und das Prototyp eines übermüthigen Oligarchen von demselben Schlag, wie einst unter König Georg Zdenko von Sternberg. Die zeitgenössische Satire verschonte nicht Herrn Lev und seine unersättliche Geldgier. Es sagt nämlich der gleichzeitige Chronist: zu alten Zeiten hätten die Prager Juden ein Löwenpaar in einem Käfig gehalten und dasselbe gar wohl gepflegt, jetzt aber reiche das ganze Böhmerland nicht hin, um einen einzigen Löwen zu sättigen.

Dazu gesellte sich eine neue religiöse Bewegung. Böhmen hatte drei religiöse Hauptparteien. Der größte Theil des Volkes hing dem wenn auch hinsiechenden Utraquismus an, ein geringer, aber einflußreicher Bruchtheil der Bevölkerung, insbesondere der höhere Adel, blieb katholisch, und neben diesen zwei Glaubensrichtungen gewann im Lande und allmälig auch beim böhmischen Adel die Brüderunität immer mehr an Boden. Plötzlich wurden von Deutschland her Gerüchte von dem Auftreten Martin Luthers ruchbar. Seine Lehre fand in Böhmen, welches schon seit hundert Jahren durch religiöse Fragen in Athem gehalten wurde, eine freundliche Aufnahme und seine Grundsätze fielen auf fruchtbaren Boden. Der katholische Adel blieb wohl im Ganzen seinem Glauben treu, aber die katholischen Städte, zwei ausgenommen, und fast die ganze deutsche Bevölkerung an der nördlichen Grenze Böhmens gingen in das Lager Luthers über. Deßgleichen trat in kurzer Zeit fast der ganze hinwelkende Utraquismus der Lehre des deutschen Reformators bei, behielt aber seinen alten Namen. Seit dieser Zeit unterscheidet man Altutraquisten,

das heißt jene Calixtiner, welche noch immer an den Compactaten hingen, und Neu-utraquiſten oder Utraquiſten ſchlechthin, welche wohl die alte Benennung beibehielten, aber dogmatiſch ſchon vollſtändig auf lutheriſchem Boden ſtanden. Auch die Bruderunität

Kelch von 1510: Symbol des Utraquismus.

ſuchte und fand Anknüpfungspunkte mit Luther, machte aber mit ihm nie gemeinſame Sache, obgleich ſie eine zeitlang in dogmatiſcher Hinſicht nicht weit von ihm entfernt war.

Man ſieht, daß das ganze Königreich ſich in einem Zuſtand ungewöhnlicher Aufregung und Zerrüttung in politiſcher und religiöſer Beziehung befand. Und dabei ſaß auf dem Thron ein unerfahrener Jüngling und reſidirte nicht einmal in Böhmen, ſondern in der Ofener Burg. Das trug zur Verſchlimmerung der Verhältniſſe unendlich

bei. Gleichwohl bildete sich in Böhmen langsam eine Partei, welche entschlossen war, eine Änderung herbeizuführen. Fortan sollte die Krone nicht mehr bestohlen, ein hohes Amt nicht zu Nichtswürdigkeiten mißbraucht, vielmehr die Macht der Krone erneuert werden. Palacký nennt diese Partei „die patriotische". Ihre Anführer, zu denen selbst der Schwiegersohn Leo's von Rožmitál, Herr Adam von Neuhaus gehörte, suchten Fühlung beim Hofe und namentlich mit der jungen Königin Marie, mit welcher Ludwig im Jahre 1521 sich vermälte. Und sie brachten es zu Wege, daß das königliche Ehepaar im Jahre 1522 nach Prag kam. Hier konnte sich der König von dem Treiben der damaligen obersten Landesbeamten mit eigenen Augen überzeugen. Dem wurde ein Ziel gesetzt; kurz vor seiner Abreise (1523) setzte er alle bisherigen obersten Beamten ab und bestellte an ihrer Stelle andere, hauptsächlich Männer der patriotischen Partei. Oberster Burggraf wurde Johann von Wartenberg, Oberster Kanzler Adam von Neuhaus. Auch in den Prager Städten, welche seit einiger Zeit zu einer Gemeinde verschmolzen waren, setzte er neue Rathsherren ein und entnahm sie derselben Partei, der auch die obersten Landesbeamten angehörten.

Das war ein großer Fortschritt. Nur auf diesem Wege war eine Besserung der politischen Verhältnisse zu erreichen; leider wurde sie nicht erzielt. Die Mehrzahl der Männer der patriotischen Partei war in religiösen Fragen dem neu auftauchenden Lutherthum zugethan. Dieser Umstand wurde gegen sie ausgenützt. Zuerst wurde in den Prager Städten der Widerstand gegen die Neugläubigen angefacht und bei der ersten Erneuerung des Stadtrathes 1524 wurden die vom König im Jahre 1523 eingesetzten Rathsherren nicht mehr gewählt. Primas wurde Magister Johann Pašek von Wrat, ein Anhänger der Altutraquisten und politischer Freund des Herrn Zdeněk Leo. Magister Pašek begann alsbald in Prag eine Schreckensherrschaft nach seinem Sinne auszuüben. Einkerkerungen, Exilirungen, Vermögensconfiscationen wurden verhängt über alle seine politischen, aber auch persönlichen Gegner, und das Alles that er unter dem Vorwand des Glaubens. König Ludwig durchblickte diese Intrigue nicht, bestätigte die Gewaltmaßregeln, nahm sogar Denunciationen gegen die der Ketzerei verdächtigen obersten Landesbeamten an, welche er selbst bestellt hatte, und setzte sie endlich wieder ab (im Februar 1525). Herr Zdeněk Leo von Rožmitál kehrte mit seinen Freunden auf die alten Ehrenstellen wieder zurück. Er that in einer anderen Form dasselbe wie M. Pašek in Prag. Unter dem Mantel des religiösen Eifers verfolgte er als Ketzer Männer, welche ihm in politischer Hinsicht gefährlich waren.

König Ludwig kam bald zur Einsicht, daß die Confession nur als Deckmantel diene, daß den aus Prag vertriebenen Bürgern Unrecht geschehen, und daß er die Amtsgewalt gerade denjenigen anvertraut habe, welche am meisten zur Schmälerung der Kronprärogative

beitrugen. Demnach erließ er nach Prag den Befehl, daß den aus der Stadt vertriebenen Bürgern die Rückkehr gestattet werde. Aber M. Pašek verweigerte, im Vertrauen auf Herrn Leo's Freundschaft, dem königlichen Befehl den Gehorsam. Ebensowenig respectirte Herr Leo den Willen seines Königs und Herrn.

Der mächtige und reiche Herr Peter von Rosenberg starb im Jahre 1523 (9. October) und vermachte alle seine Güter mit Zurücksetzung der Söhne seines Bruders Vok seinen politischen Freunden, insbesondere dem Herrn Zdeněk Leo. Dieser scheute sich nicht vor Mißbrauch seiner Amtsgewalt, um sich in den Besitz der reichen Beute zu setzen. Damit wurde aber das Maß seiner Sünden voll. Das ganze Königreich trat in zwei Parteien, die Rosenberge und die Rožmitáler, und schon sollten mit Waffengewalt nicht allein der Erbschaftsstreit, sondern auch große politische und confessionelle Principien entschieden werden.

Während die Dinge im Königreich Böhmen sich also gestalteten, machte der türkische Sultan Suleyman II. im Jahre 1526 Anstalten zu einem großen Zug gegen Ungarn. König Ludwig bat auf allen Seiten um Hilfe und wandte sich auch brieflich nach Böhmen, damit das Landesaufgebot mobil gemacht werde. Die Rosenberger Partei war gleich bereit, aber der Oberstburggraf von Prag Zdeněk Leo von Rožmitál benahm sich ganz so wie Johann Zápolya, indem er sich willfährig stellte, aber sich zugleich alle Mühe gab, daß das dem König zu Hilfe gesandte Heer wohl nach Ungarn zöge, aber nicht zur rechten Zeit ankomme. Indessen wurde Suleymans Angriff zur That, und König Ludwig ließ sich in einen ungleichen Kampf ein. Bei Mohács geschlagen, kam er auf der Flucht um (29. August 1526), nachdem er erst das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, der dritte böhmische König, der auf dem Schlachtfelde geblieben.

Geschichte Böhmens vom Jahre 1526 bis 1612.

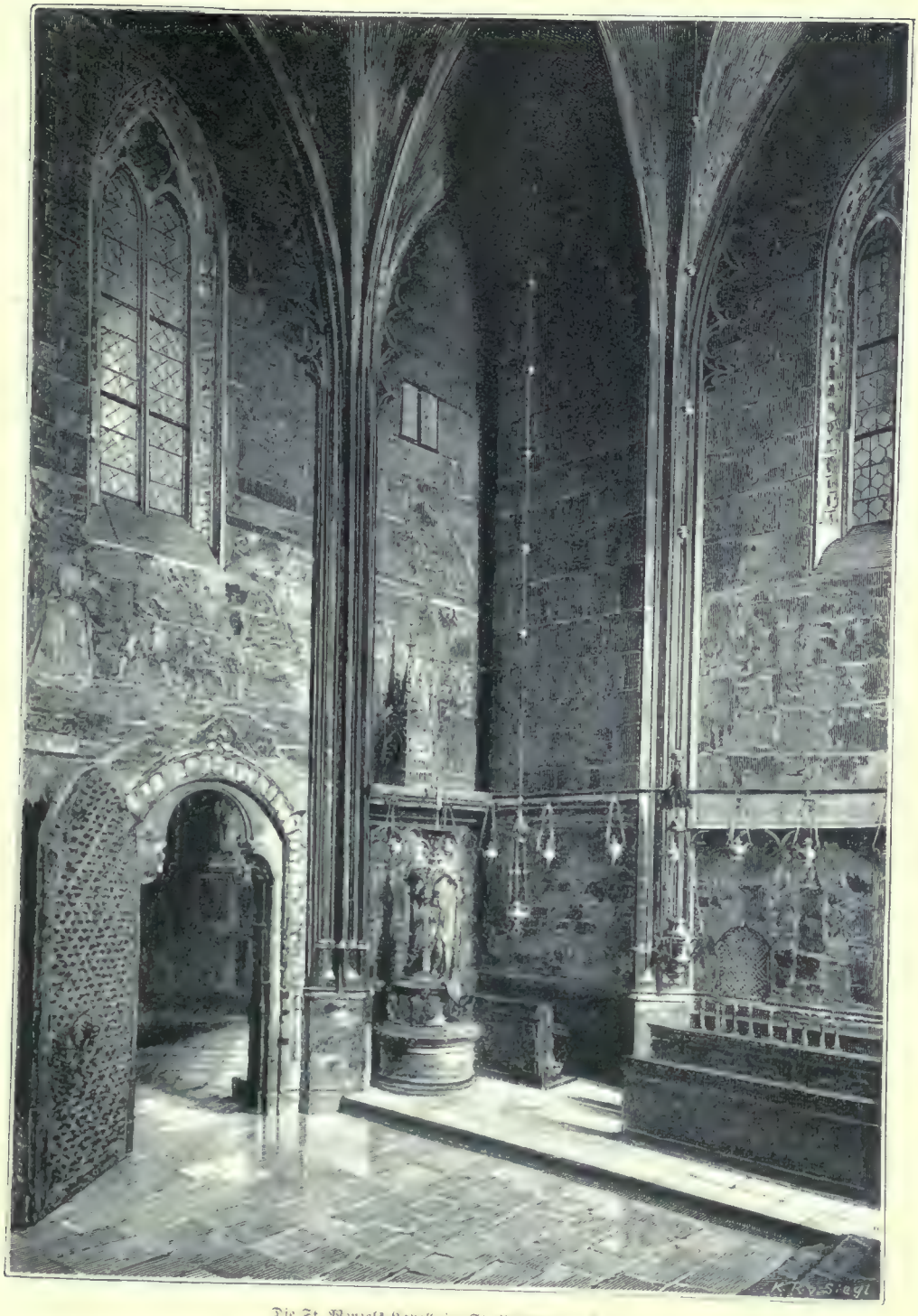
Nach dem Tode Ludwigs II. wollte ein großer Theil der böhmischen Stände den erledigten Thron durch freie Wahl besetzen, wie dies schon zweimal, nach dem Tode des Ladislaus Posthumus und nach dem des Georg von Poděbrad, geschehen war. Auf der anderen Seite erhob Erzherzog Ferdinand von Österreich als Gemal der Schwester Ludwigs II., der Prinzessin Anna, Erbansprüche wie auf Ungarn, so auch auf Böhmen. Aber Ferdinand bestand nicht schroff auf seinem Anspruch. Als er merkte, daß die Stände nicht zu bewegen sein würden, das Erbrecht seiner Gemalin anzuerkennen, ließ er es sich gefallen, daß die Stände zu einer förmlichen Wahl schritten, unter der Voraussetzung natürlich, daß die Wahl dann doch auf ihn und nicht etwa auf die baierischen Herzoge, die sich ebenfalls um die böhmische Krone bewarben, fallen würde. Diese Voraussetzung ging, Dank der Umsicht Ferdinands und seiner in Prag weilenden Gesandten, in Erfüllung. Die Stände wählten zunächst einen Ausschuß von acht Personen, zumeist Männer, welche

die höchsten Landesämter innehatten, zur Vorberathung in der Wahlangelegenheit. Die Mitglieder des Ausschusses, sämmtlich bereits für Ferdinand gewonnen, schlugen dem Landtag vor, zur Vermeidung einer zwiespaltigen Wahl denjenigen als König anzuerkennen, auf welchen sie selbst sich einigen würden. Der Landtag stimmte zu, und so fand am 23. October 1526 in der St. Wenzels-Kapelle des Veitsdomes die eigentliche Wahl statt, aus welcher Ferdinand als einstimmig gewählt hervorging. Das Ergebniß sollte erst am folgenden Tage den Ständen und damit dem ganzen Volke mitgetheilt werden und wurde daher vorläufig noch geheim gehalten; einer der Wähler, Lev von Rožmitál, sorgte jedoch durch ein verabredetes Zeichen, das er einem vor der Kapelle wartenden Edelmann (Wilhelm Švihowský von Riesenberg) gab, daß Ferdinand, den die Sache ja am nächsten anging, von dem Ausfall der Wahl möglichst rasch Kenntniß erhalte.

Am anderen Tage begab sich die ganze Landtagsversammlung, nachdem ihr das Wahlergebniß verkündigt worden war, unter dem Gesange des uralten Hymnus „Svatý Václave“ in die Domkirche zu feierlichem Dankgottesdienst. Der Donner der Geschütze und das Geläute sämmtlicher Glocken verkündeten weithin, daß dem Lande ein neuer König gegeben worden sei, und die Bevölkerung Prags beging den Tag unter Jubel und Lustbarkeit. Eine Gesandtschaft brach noch am selben Tage auf, um Ferdinand die Freudenbotschaft zu überbringen und ihm die Bedingungen, unter denen die Wahl erfolgt war, zur Bestätigung vorzulegen. Ferdinand willfahrte einigen der ihm vorgelegten Wünsche, indem er unter anderen in einem Majestätsbriefe ausdrücklich anerkannte, daß die Stände ihn aus freiem Willen zu ihrem König gewählt hätten, und in einem anderen sich verpflichtete, dahin zu wirken, daß der Gebrauch des Kelches vom Papst bestätigt würde. Bezüglich anderer Forderungen der Stände verschob er die Entscheidung bis nach seiner Ankunft in Prag.

Im Januar des Jahres 1527 zogen sodann Ferdinand und Anna mit glänzendem Gefolge über Iglau, wo sie von einer Gesandtschaft der böhmischen Stände bewillkommt wurden, in Böhmen ein. Der Zug wurde größer, je mehr er sich der Hauptstadt näherte, da die Stände an einzelnen Ruhepunkten mit Ehrentruppen sich anschlossen, so namentlich in Kuttenberg und Böhmisch-Brod. Am 5. Februar strömten dem König von Prag aus der noch übrige Adel, die Prager Rathsherren, Vertreter anderer Städte und eine zahllose Menschenmenge entgegen. Auf einigen Wagen fuhren die schönsten Bürgersfrauen in festlichem Anzug. Beim Begegnen des königlichen Zuges stieg Alles von Pferd und Wagen und jeder Stand brachte sein Willkommen dar.

Die Krönung selbst wurde am 24. Februar in der Veitskirche durch den Bischof von Olmütz mit der üblichen Pracht vollzogen; am Tage darauf erfolgte die Krönung der Königin.



Die St. Wenzels Kapelle im St. Veitsdom zu Prag.

Die faſt unaufhörlichen Türkenkriege, welche Ferdinand zu führen hatte, ſowie ſeine Betheiligung an der deutſchen Politik ſeines Hauſes und an den europäiſchen Händeln brachten es mit ſich, daß Ferdinand nicht allzu oft und lang in Böhmen weilte. Wenn es aber geſchah, ſo hielt er gern perſönlich Gericht, wobei ihm freilich, da er der Landesſprache nicht kundig war, die Ausſagen der Einvernommenen ins Lateiniſche überſetzt werden mußten und umgekehrt ſeine Ausſprüche, die lateiniſch erfolgten, in die Landesſprache. Die meiſten Schwierigkeiten erwuchſen dem neuen König, wie ſeinen unmittelbaren Vorgängern, aus den religiöſen Angelegenheiten. Schon in den erſten Regierungsjahren Ferdinands kam in dieſer Beziehung eine bedeutungsvolle Veränderung zum Durchbruch, indem die Utraquiſten, ohne ihren bisherigen Namen, unter welchem ſie geſetzlichen Schutz genoſſen, abzulegen, faſt ſämmtlich ſich dem Lutherthum zuwandten, die Brüder aber mehr und mehr die calviniſche Lehre annahmen. Ferdinand konnte dagegen umſoweniger etwas ausrichten, weil er ſich beſtändig genöthigt ſah, von den in ihrer Mehrzahl utraquiſtiſchen Ständen Geld und Truppen für den Türkenkrieg zu verlangen, dieſelben alſo ſchon im eigenen Intereſſe ſchonen mußte. Doch gelang es ihm immerhin ſchon in den erſten Jahrzehnten ſeiner Regierung, die unter ſeinen unmittelbaren Vorgängern arg geſunkene Königsmacht wieder etwas zu heben. Gelegenheit dazu bot ihm unter anderem ein an ſich ſehr beklagenswerthes Ereigniß, der Brand der königlichen Burg auf dem Hradſchin im Jahre 1541, bei welchem auch ein großer Theil der Landtafel mitvernichtet wurde. Unter den Acten, die damals zu Grunde gingen, waren auch einige der demüthigenden Urkunden, welche Ferdinand bei ſeiner Thronbeſteigung hatte unterzeichnen müſſen. Ferdinand ſorgte nun bei der nothwendig gewordenen Erneuerung derſelben dafür, daß nachträglich das Erbrecht ſeiner Gemalin auch urkundlich anerkannt wurde.

Die Entſcheidung in dem bis dahin nur verſteckt geführten Kampfe zwiſchen dem katholiſchen König einerſeits und den utraquiſtiſch geſinnten Ständen anderſeits brachte aber der auch für Deutſchland ſo bedeutungsvolle „Schmalkaldiſche Krieg“. Ferdinand, der bei ſich beſchloſſen hatte, ſeinen kaiſerlichen Bruder mit aller Macht gegen die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes zu unterſtützen, trug kein Bedenken, vom Landtag eine allgemeine Bewaffnung zu verlangen, zunächſt allerdings unter dem Vorwand, es ſei auf die Türken abgeſehen. Ferdinand ſetzte auch ſeine Forderung durch, als aber das böhmiſche Heer, welches ſich bei Kaaden geſammelt hatte, die ſächſiſche Grenze überſchreiten ſollte, verweigerte ein großer Theil den Gehorſam. Ferdinand, der wohl einſah, daß ihm mit ſo unzuverläſſigen Truppen ohnehin wenig gedient ſei, und der es noch nicht aufs äußerſte ankommen laſſen wollte, befahl übrigens, die Widerſpenſtigen ruhig abziehen zu laſſen. Im zweiten Kriegsjahre, 1547, welches die Entſcheidung bringen ſollte, wagte Ferdinand einen noch kühneren Schritt. Ohne einen Landtag zu berufen, wie es das Herkommen

verlangte, erließ er an sämmtliche Stände den Befehl, sich mit ihrem Kriegsvolk binnen einer bestimmten Zeit in Leitmeritz einzufinden; er drohte dabei, daß die Säumigen oder Ungehorsamen an Gut und Leben gestraft werden würden. Utraquisten und Brüder, welche mehr und mehr erkannten, daß in dem Kampfe zwischen dem Kaiser und den Schmalkaldenern auch die Entscheidung zwischen ihnen und ihrem König fallen würde, waren äußerst aufgebracht über diesen Schritt, den sie als einen Bruch der Landesordnung betrachteten. Dennoch erschienen in Leitmeritz die Stände in ziemlich großer Zahl, aber nur die katholischen und die wenigen altutraquistischen, um mit dem König ins Feld zu ziehen, die übrigen nur, um die Einberufung eines Landtages zu verlangen, da dieser allein berechtigt sei, ein allgemeines Aufgebot zu beschließen. Eine Ansprache, welche Ferdinand an die Stände hielt und bei welcher er zuletzt sogar vor Aufregung geweint haben soll, vermochte nicht, die Gesinnung der Widerstrebenden zu ändern. Utraquisten und Brüder schlossen vielmehr bald darauf zu Prag einen Bund, welcher trotz der ausdrücklichen Erklärung, daß derselbe nicht gegen den König gerichtet sein solle, keinen anderen Zweck haben konnte, als die augenblickliche Bedrängniß des Königs zu benützen, um dessen Macht zu schmälern, die der Stände zu erhöhen. Dies zeigten auch die Anträge, welche sie dem Landtage, dessen sofortige Einberufung sie forderten, zur Beschlußfassung vorlegen wollten. Als Ferdinand den Zusammentritt des Landtages erst für eine spätere Zeit bewilligen wollte, versammelten sich die Stände eigenmächtig, errichteten eine Art provisorische Regierung und beschlossen ein Heer aufzustellen, zu dessen Befehlshaber sie den Herrn Kaspar Pflug von Rabstein ernannten.

Wilhelm Zwthowsky von Riesenberg.

So standen die Dinge, als Kaiser Karl V. und König Ferdinand mit ihren Heeren in Eger erschienen, während anderseits der Kurfürst von Sachsen Joachimsthal und

Falkenau beſetzte. Das Heer der Stände, welches ſich bei Elbogen verſammelt hatte, konnte nun, je nachdem es für oder gegen König Ferdinand kämpfte, leicht die Entſcheidung herbeiführen. Aber zu einer ſo klaren Stellungnahme vermochten ſich die Stände doch nicht zu entſchließen. Während ſie dem Heere ihres Königs durch Verhaue in den Wäldern und Abſchneidung der Proviantzufuhr möglichſt viele Hinderniſſe zu bereiten ſuchten, bemühten ſie ſich auf der anderen Seite doch noch, ihre Haltung und namentlich die Aufſtellung eines eigenen Heeres dem König gegenüber zu entſchuldigen. Natürlich ließ ſich der König dadurch nicht beſchwichtigen; er forderte perſönlich und durch ſeine nach Prag geſandten Commiſſäre die Entlaſſung der widerrechtlich angeworbenen Truppen. Die Stände, ſtatt zu gehorchen, ſchloſſen einen neuen Bund zur Vertheidigung der Landesfreiheiten, der nun ſchon entſchiedener gegen den König ſelbſt gerichtet war und welchem 1738 Adelige und Städte mit Unterſchrift und Siegel beitraten. Aber ehe ſeitens der Stände noch etwas Weiteres unternommen werden konnte, kam die Nachricht von dem Siege des Kaiſers bei Mühlberg und von der Gefangennahme des Hauptes der Schmalkaldener, des Kurfürſten von Sachſen (24. April 1547).

Auf die Kunde davon verließen die Zaghafteſten unter den Ständen Prag und auch die Zurückbleibenden konnten nicht umhin, ihren König zu dem ihnen im Grunde ſo unwillkommenen Siege zu beglückwünſchen. Als bald darauf Ferdinand den geſammten Adel Böhmens nach Leitmeritz beſchied, indem er allen mit Ausnahme der Haupträdelsführer Gnade zuſicherte, wenn ſie dieſem Befehle gehorchen würden, wagten nur wenige fernzubleiben. Nicht ſo verſöhnlich wie gegenüber dem Adel zeigte ſich Ferdinand gegenüber den Städten, insbeſondere aber gegen die Prager, welche er als die Anſtifter der ganzen Bewegung betrachtete. Als er vor Prag erſchien, verbat er ſich den altüblichen Empfang durch Übergabe der Schlüſſel. Beim Kleinſeitner Brückenthurm wurden auf Befehl Ferdinands Kanonen aufgepflanzt, welche die Altſtadt bedrohten; anderſeits trafen auch die Prager kriegeriſche Vorkehrungen. Faſt ſchien es, als ſollte es doch noch in Prag zu einem ernſtlichen Kampfe kommen, doch mußten ſich auch die Prager ſchließlich auf Gnade oder Ungnade, wie es der König verlangt hatte, unterwerfen. Ein beſonderes Gericht ſetzte die Bedingungen feſt, unter denen die Stadt Prag die königliche Gnade wieder erlangen ſollte: Auslieferung ihres Kriegsmaterials, ihrer Privilegien, ihrer Güter, Einkünfte und Zölle. Faſt ebenſo ſtreng wurden auch die übrigen Städte beſtraft, welche an der Auflehnung theilgenommen hatten, am ſtrengſten Saaz, aber auch Leitmeritz, Tabor, Königgrätz, Klattau und andere.

Vom Adel waren die Schuldigſten geflüchtet, ſie wurden nun zum Tode verurtheilt und ihre Güter confiscirt. Die übrigen Adeligen wurden, ſoweit ſie nicht ganz begnadigt wurden, meiſt nur am Vermögen geſtraft. Doch trug Ferdinand Sorge, daß der nächſte

Landtag, welchen er hielt, mit einem Blutgericht eröffnet wurde, indem drei ſonſt weniger bekannte Perſonen enthauptet wurden. Der Landtag, welcher davon den Beinamen des „blutigen“ bekam, brachte, wie vorauszuſehen war, eine bedeutende Erhöhung der Königs-

Königin Anna.

macht; alle Forderungen Ferdinands wurden ohne Widerſpruch bewilligt. Eine wichtige Folge des königlichen Sieges war namentlich die allerdings erſt etwas ſpäter durchgeführte Einſetzung von ſogenannten „Königsrichtern“ in den königlichen Städten und

eines Appellationsgerichtes in Prag, an welches die Berufungen von den ſtädtiſchen Gerichten nun zu richten waren, während man ſich bisher mit ſolchen Berufungen an die Stadtgerichte in Prag oder Leitmeritz, mitunter ſogar auch an auswärtige, und zwar proteſtantiſche Gerichtshöfe gewendet hatte.

In religiöſer Beziehung änderte ſich Ferdinands Haltung nach dem Siege inſoferne, als er wenigſtens die ihm beſonders verhaßten Brüdergemeinden, welche auch an der Auflehnung großen Antheil genommen hatten, nun nachdrücklicher als früher verfolgte. Bekannt iſt beſonders die lange und harte Kerkerhaft, welche damals über das Oberhaupt der Brüder, Johann Auguſta, verhängt wurde. Die Brüder gänzlich zu vernichten, gelang freilich Ferdinand nicht. Wichtig war auch, daß Ferdinand die Ernennung der Mitglieder des utraquiſtiſchen Conſiſtoriums den Ständen entzog und die Mitglieder von da an ſelbſt ernannte. Er erreichte damit, daß dieſes Conſiſtorium ſich immer mehr dem Katholicismus zuneigte, bewirkte aber auch, daß es bei den Utraquiſten ſelbſt, namentlich jenen, die dem Lutherthum zugethan waren, faſt alles Anſehen verlor.

Gegen Ende ſeines Lebens ſetzte Ferdinand, der im Jahre 1556 auch deutſcher Kaiſer geworden war und ſich den böhmiſchen Angelegenheiten nun weniger als früher widmen konnte, ſeinen gleichnamigen Sohn Erzherzog Ferdinand als Statthalter in Böhmen ein. In Böhmen ſpielte auch ein großer Theil des Liebesromans, durch welchen dieſer Erzherzog ſo allgemein bekannt iſt; die ſchöne Philippine Welſer wohnte nämlich zehn Jahre als Gaſt bei ihrer Tante Katharina von Lokšan auf Schloß Březnitz, und dieſes Schloß war daher auch der Schauplatz der heimlichen Zuſammenkünfte des Erzherzogs mit der ſchönen Augsburgerin, bis endlich im Jahre 1557 der Segen des Prieſters das junge Paar für immer vereinte und etwas ſpäter auch Kaiſer Ferdinand ſeine Zuſtimmung zu dem Ehebunde gab. Erzherzog Ferdinand war übrigens ſtreng katholiſch und wirkte daher in religiöſer Hinſicht ganz im Sinne ſeines Vaters. Den Kunſtſinn, den er ſpäter als Regent von Tirol bethätigte, zeigte er auch ſchon als Statthalter von Böhmen, was namentlich das von ihm erbaute Luſtſchloß „Stern“ bei Prag beweiſt.

Im Jahre 1564 ſtarb Kaiſer Ferdinand nach langer ruhmvoller und vielfach auch erfolgreicher Regierung. Seine Leiche wurde nach Prag gebracht und an der Seite ſeiner ſchon im Jahre 1547 verſtorbenen Gemalin Anna im Veitsdom beigeſetzt. Sie ruht daſelbſt noch jetzt, und zwar unter einem prächtigen Marmorgrabmal, das die Geſtalten des Kaiſers, ſeiner Gemalin und ſeines Sohnes und Nachfolgers Maximilian II. zeigt.

Der Thronbeſteigung Maximilians II. wurde bekanntlich in allen von ihm beherrſchten Ländern mit großer Spannung entgegengeſehen, weil er in dem Rufe ſtand, heimlich Proteſtant zu ſein. Auch die Proteſtanten in Böhmen gaben ſich aus dieſem Grunde großen Hoffnungen hin, doch trat nach dem Tode Kaiſer Ferdinands in den

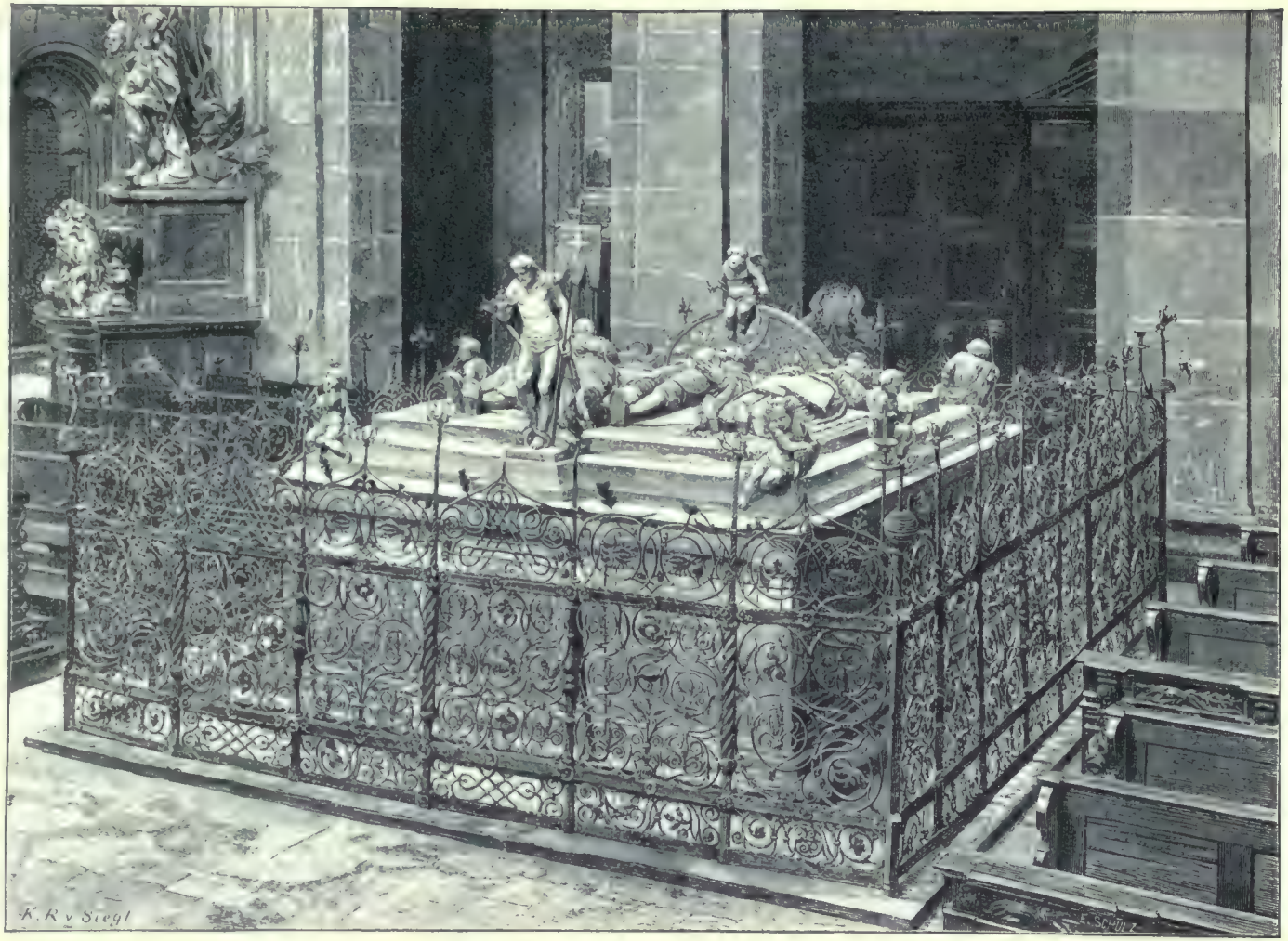
religiösen Verhältnissen schon darum nicht sogleich eine Änderung ein, weil auch unter Maximilian II. sein Bruder Erzherzog Ferdinand noch einige Jahre Statthalter von Böhmen blieb. Als aber Maximilian II. persönlich die Regierung des Landes übernahm, da glaubten die Protestanten den Zeitpunkt gekommen, um eine entschiedene und dauernde Besserung ihrer Lage herbeizuführen. Zwar erfreuten sie sich unter dem althergebrachten Namen „Utraquisten" thatsächlich vollständiger Religionsfreiheit, da sie sich aber wohlbewußt waren, daß ihr Glaubensbekenntniß keineswegs mehr das altutraquistische sei, so

Katharina von Lokšan.

mußten sie beständig fürchten, daß eine ihnen feindliche Regierung mit Benützung dieses Umstandes ihnen den bisher genossenen gesetzlichen Schutz wieder entziehen könnte. Ihr Streben war also, die Religionsfreiheit, welche sie bis dahin auf Grund des alten utraquistischen Bekenntnisses genossen hatten, sich auch für ihr neues, lutherisch und selbst calvinisch gefärbtes Glaubensbekenntniß zu sichern. Dazu kam, daß, wie bereits erwähnt, Ferdinand in seinen letzten Lebensjahren den Ständen die Ernennung der Mitglieder des utraquistischen Consistoriums entzogen hatte. Dadurch war den Ständen die Möglichkeit benommen, diese ihre oberste geistliche Behörde in ihrem Sinne, das ist mit lutherisch

gesinnten Männern zu besetzen. Das Ernennungsrecht für das Consistorium zurückzugewinnen, war daher ein weiteres Ziel ihrer Bemühungen.

Die Entscheidung fiel auf dem denkwürdigen Landtage des Jahres 1575, der bei ununterbrochener Gegenwart des Kaisers in drei Fortsetzungen im Ganzen sieben Monate dauerte. Die Utraquisten verlangten gleich zu Beginn des Landtages, es möge vom Kaiser die Zulassung der Augsburger Confession erbeten werden. Bemerkenswerth ist, daß unter den utraquistischen Mitgliedern der Versammlung nur noch ein einziges, Herr Johann von Waldstein, sich erhob, um die alte Lehre der Utraquisten, das nationale Glaubensbekenntniß des Johann Hus, gegen die neue Lehre zu vertheidigen. Größere Schwierigkeiten bereiteten die „böhmischen Brüder". Wie die herrschende Partei der Utraquisten aus der hussitischen Bewegung hervorgegangen, hatten sie wie diese im Laufe der letzten Jahrzehnte ihr Glaubensbekenntniß nach und nach geändert, aber nicht nach der lutherischen, sondern nach der calvinischen Seite hin. Nun wünschten aber die Utraquisten, daß auch die Brüder ihre Bitte um Zulassung der Augsburger Confession unterstützen möchten; denn es war ihnen wohlbekannt, daß dem Kaiser gerade das Vielerlei des Sectenwesens im protestantischen Lager mißfiel, und daß eben dies einer der Gründe war, welche die anfangs dem Protestantismus so günstige Stimmung Maximilians II. abgeschwächt hatten. Um aber die Brüder für ihren Plan zu gewinnen, mußten die Utraquisten ihnen Zugeständnisse machen. Es wurde daher doch nicht einfach die Augsburger Confession in Vorschlag gebracht, sondern nach Vorlesung dieses Glaubensbekenntnisses ein Ausschuß eingesetzt, dessen Aufgabe es sein sollte, ein solches Glaubensbekenntniß zu verfassen, daß auch die Brüder im Stande wären, es als das ihrige anzuerkennen. Viel Aussicht auf Erfolg hatte dieses Unternehmen freilich von vornherein nicht. Die Brüder nämlich, im Besitz einer altbewährten Kirchenverfassung, wünschten nichts weniger, als mit den Utraquisten in eine einzige Religionsgenossenschaft verschmolzen zu werden, und sie waren daher von vornherein nur unter der Bedingung bereit, die Bitte der Utraquisten um Freigebung *ihres* Bekenntnisses zu unterstützen, wenn ihnen dabei ausdrücklich oder stillschweigend auch der Fortbestand der Brüdergemeinden in ihrer bisherigen Selbständigkeit zugestanden würde. Die Utraquisten versuchten alle Mittel der Überredung und selbst Überlistung, um die Brüder zum Verzicht auf ihren Standpunkt zu bewegen. Aber die Brüder waren ebenso fest als wachsam, und so mußten die Utraquisten sich zuletzt dazu verstehen, die von dem Ausschuß ausgearbeitete Confession blos als ihre, das ist als die der Utraquisten, dem Kaiser zu überreichen. Diese Confession, unter dem Namen der „böhmischen Confession" bekannt, war, wie hiernach begreiflich ist, zum größten Theile lutherisch, nur in der Lehre vom Abendmahl näherte sie sich der mehr calvinischen Ansicht der Brüdergemeinden. Bei Übergabe der Confession baten die Stände zugleich um Überlassung der Ernennungen für



Grabmal Ferdinands I., seiner Gemalin Anna und Maximilians II. im St. Veitsdom zu Prag.

das utraquiſtiſche Conſiſtorium und überdies um Erlaubniß einen Ausſchuß der Stände, die ſogenannten „Defenſoren“, einzuſetzen, deren Aufgabe es ſein ſollte, für die Durchführung der Beſchlüſſe des Conſiſtoriums zu ſorgen.

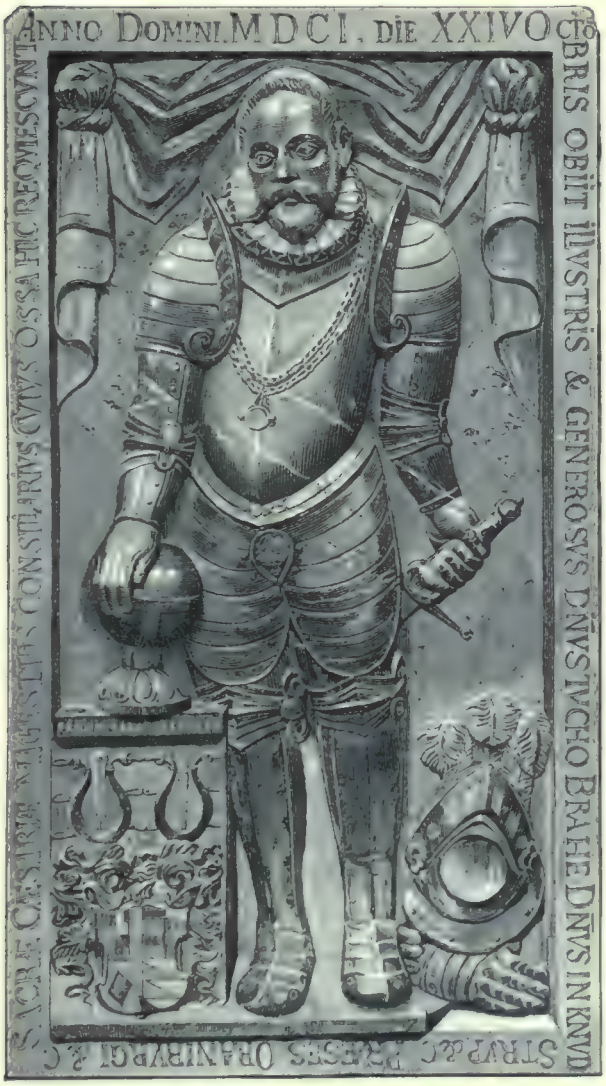
Der Kaiſer zögerte lange, ehe er dieſen Bitten ſeine Zuſtimmung gab, ja er ertheilte den Ständen ſogar, allerdings nur zum Schein, um vor ſeinen katholiſchen Verbündeten nicht allzu nachgiebig zu erſcheinen, eine ablehnende Antwort. Auch als er ſich ſpäter den Ständen günſtiger zeigte, weigerte er ſich, ſeine Zugeſtändniſſe ſchriftlich zu geben. Mündlich aber erklärte er den Ständen: „Damit ihr ſehet, daß ich nicht willens bin, etwas in euerer Religion umzugeſtalten, ſo verſpreche ich bei meiner Treue und bekräftige es mit meinem kaiſerlichen Worte, daß ich euch in euerer Religion weder bedrücken, noch hindern, auch nicht geſtatten werde, daß euch irgend Jemand zu nahe trete; ich will dafür ſorgen, daß der König, mein Nachfolger, für die Zukunft euch ebenſowenig behindern kann.“ Die Ernennung des Conſiſtoriums bewilligte Maximilian II. den Ständen *nicht*, wohl aber die Wahl von *Defenſoren*, an welche ſich die lutheriſchen Prieſter jedesmal wenden könnten, ſo oft man ihnen zu nahe treten würde.

Großes hatten damit die Stände erreicht, obwohl bei weitem nicht Alles, was ſie angeſtrebt hatten; bald darauf ſtarb der von Jugend auf kränkliche Kaiſer, nicht ohne vor ſeinem Tode noch einige religiöſe Anordnungen getroffen zu haben, welche den Utraquiſten mit den Zugeſtändniſſen des Kaiſers auf dem Landtage des Jahres 1575 in Widerſpruch zu ſtehen ſchienen.

Mit dem Sohne Maximilians II., *Rudolf* II., welcher nach ſeinem Vater die Regierung Böhmens übernahm, erhielt dieſes Land einen Herrſcher, der beſonders in wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht für dasſelbe hohe Bedeutung gewann. Mit wahrer Leidenſchaft ſammelte dieſer Kaiſer koſtbare Gemälde, Statuen, Juwelen, Schmuckſachen, Moſaiken und dergleichen; aus allen Gegenden ſtrömten deshalb die Kunſthändler nach Prag und ſelbſt in den Tagen bitterer Finanznoth hatte Rudolf immer noch Geld übrig, um ſeinen Sammeleifer zu befriedigen. So entſtand die zu ihrer Zeit mit Recht berühmte rudolfiniſche Kunſtkammer, welche freilich ſchon kurze Zeit nach dem Tode ihres Stifters in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zum größten Theile wieder zu Grunde ging. Auch der Kaiſer ſelbſt beſchäftigte ſich gern mit Malerei und Schnitzarbeiten, ſeine Geſchicklichkeit in dieſen Dingen ſoll nicht unbedeutend geweſen ſein.

In wiſſenſchaftlicher Hinſicht gereicht es Rudolfs Regierung zu beſonderem Glanze, daß nach einander zwei Aſtronomen von ſo berühmten Namen wie der Däne Tycho Brahe und der Schwabe Kepler, der Entdecker der nach ihm benannten Weltgeſetze, an ſeinem Hofe weilten. Noch heute zeigt man in Prag die Stelle, wo ſich die Sternwarte der beiden berühmten Gelehrten befunden hat. Rudolf freilich ſchätzte an Tycho und Kepler

nicht so sehr das, was auch die Nachwelt an ihnen bewundert, als vielmehr, dem Aberglauben des Zeitalters gemäß, die ihnen vermeintlich eigenthümliche Kunst, die Geschicke der Menschen aus dem Stand der Gestirne vorherzuverkündigen, ihnen das „Horoskop" zu stellen. Auch den Glauben seiner Zeitgenossen an die Kunst der „Goldmacher" theilte der Kaiser, was von vielen Betrügern und Abenteurern ausgebeutet wurde; das Ende solcher Glücksritter war freilich, da sie den erregten Erwartungen begreiflicher Weise schließlich doch nicht zu entsprechen vermochten, in den meisten Fällen tragisch. Der böhmische Adel dieser Zeit theilte übrigens die Liebhabereien des Kaisers; ganz besonders gilt dies von Peter Vok von Rosenberg, dem letzten seines berühmten Geschlechts, welcher, von orientalischem Luxus umgeben, in Krumau und Wittingau hauste und ein Heer von Alchymisten und ähnlichen Abenteurern in seinem Solde hatte.



Grabmal des Tycho Brahe in der Teynkirche zu Prag.

Was die religiösen Verhältnisse unter Rudolf II. betrifft, so sahen die Protestanten seiner Thronbesteigung nicht ohne Besorgniß entgegen, da er am Hofe Philipps II. von Spanien erzogen worden war und für streng katholisch galt. Doch erwiesen sich diese Befürchtungen ebenso als übertrieben, wie die überschwänglichen Hoffnungen, mit denen die meisten Utraquisten die Thronbesteigung von Rudolfs Vater begrüßt hatten. Tiefgreifende Änderungen unterblieben unter Rudolf II. zunächst schon darum, weil der Kaiser, der ein etwas phlegmatisches Temperament hatte

und lieber mit seinen gelehrten und künstlerischen Liebhabereien als mit den Regierungsgeschäften sich befaßte, überhaupt kühnen Entschlüssen und politischen Kämpfen abgeneigt war. Doch zeigte sich schon in den ersten Jahrzehnten von Rudolfs Regierung wie anderwärts auch in Böhmen, daß die katholische Partei, obwohl gering an Zahl, an Einfluß und eifriger Thätigkeit zunehme.

Der Anstoß zu entscheidenden Wandlungen in den inneren Angelegenheiten Böhmens kam von außen durch den wieder ausgebrochenen Türkenkrieg. Schon unter Ferdinand I. und Maximilian II. hatte sich Böhmen, da es nun einmal mit Ungarn unter demselben Herrscher stand, der Stellung von Geld und Truppen zur Vertheidigung Ungarns gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens nicht entschlagen können. Freilich hatten sich die Stände dabei immer verwahrt, daß ihre Leistung nicht etwa als eine pflichtmäßige angesehen werden dürfe. In der Theorie galt Ungarn für die Böhmen noch immer als Ausland. Unter Rudolf II. sollte sich aber zeigen, daß die ungarischen Angelegenheiten denn doch von entscheidender Bedeutung auch für die Geschicke Böhmens werden konnten. Anfangs war das Kriegsglück im Kampfe gegen die Türken dem Heere des Kaisers hold; in diese Zeit fällt unter anderen die ruhmvolle Eroberung von Raab durch die christlichen Waffen. Auch Siebenbürgen gelangte damals vorübergehend in den Besitz des Kaisers, dessen Gebiet nun das der Türken in Ungarn von drei Seiten umklammerte. Dann aber erfolgte ein Rückschlag, hervorgerufen durch den Aufstand der Ungarn gegen den Kaiser unter Stefan Bocskai und das Bündniß der Aufständischen mit den Türken. Veranlaßt aber war dieser Aufstand hauptsächlich durch unglückliche Maßregeln des Kaisers selbst, die wieder in dem Gesundheitszustand desselben ihre letzte Ursache hatten.

Seit 1600 wurde die schon vorher bemerkbare melancholische Gemüthsstimmung Rudolfs II. immer bedenklicher. Aus Furcht, ermordet zu werden, vermied der Kaiser jedes Erscheinen in der Öffentlichkeit, ja auch in seiner Burg zu Prag glaubte er sich nicht sicher genug. Als seine Geistesstörung zunahm, mochte er in lichten Augenblicken selbst fühlen, daß er eigentlich zur Führung der Regierungsgeschäfte nicht mehr fähig sei; neben der Furcht vor der Ermordung quälte ihn daher auch die Furcht, abgesetzt zu werden. Da er besonders vornehme Personen seiner Umgebung in dieser Hinsicht in Verdacht hatte, so verkehrte er von da an am liebsten mit ganz untergeordneten Leuten, Kammerdienern und dergleichen, welche dadurch einen verhängnißvollen Einfluß auf die kaiserlichen Entschließungen gewannen. Mit den Regierungsgeschäften, welche Rudolf II. nie besonders geliebt hatte, befaßte er sich nun fast gar nicht mehr. Man hoffte, eine Abhilfe der daraus entspringenden Übelstände herbeizuführen, indem man den Kaiser, an dessen Absetzung man vorläufig nicht dachte, zu bewegen suchte, daß derselbe, da er kinderlos war, seinen Bruder Erzherzog Matthias zu seinem Nachfolger erkläre, damit dieser unter dem Titel

eines römiſchen Königs thatſächlich die Regierung führen könne, ohne daß im übrigen das Anſehen oder das Einkommen des Kaiſers geſchmälert würde. Aber die darauf gerichteten Bemühungen ſteigerten nur die krankhafte Furcht des Kaiſers; jeder ſeiner Räthe, der ihm davon zu ſprechen wagte, wurde entlaſſen.

So war der Geiſteszuſtand Rudolfs II., als er den Befehl erließ, die bis dahin proteſtantiſche Eliſabethkirche in Kaſchau dem Erlauer Domkapitel einzuräumen, und bald darauf eigenmächtig den vom Reichstage in Preßburg beſchloſſenen 21 Artikeln einen 22. Artikel hinzufügte, in welchem er alle Verordnungen früherer Könige Ungarns zum Schutze der katholiſchen Religion beſtätigte und diejenigen mit den ſtrengſten Strafen bedrohte, welche künftig religiöſe Gegenſtände unter was immer für einem Vorwand in öffentliche Verhandlungen verflechten würden.

Die Antwort darauf war ein allgemeiner Aufſtand in Ungarn, zu deſſen Unterdrückung Rudolf II. weder die nöthige Thatkraft, noch auch die Mittel beſaß. Trotzdem wollte er in ſeiner krankhaften Verblendung von Nachgiebigkeit gegenüber den Aufſtändiſchen nichts hören. Dies nöthigte die Prinzen ſeines Hauſes, ſelbſt die Leitung der Geſchicke in die Hand zu nehmen, indem ſie 1608 einen Vertrag ſchloſſen, in welchem ſie mit Rückſicht auf die Krankheit des Kaiſers und ſeine dadurch hervorgerufene Untauglichkeit zur Regierung den Erzherzog Matthias zum Haupte der Dynaſtie erwählten. Matthias war es denn auch, welcher an Rudolfs Stelle den Frieden mit den aufſtändiſchen Ungarn, dann auch mit den Türken gegen verhältnißmäßig geringe Opfer zuſtande brachte.

Aber nun wollte Rudolf den ohne ihn getroffenen Vereinbarungen nicht zuſtimmen; ein neuer Aufſtand der Ungarn, dem auch der proteſtantiſche Adel der übrigen habsburgiſchen Länder ſich anzuſchließen Miene machte, ſtand in Ausſicht. Da trat Erzherzog Matthias, um zu retten, was ſich noch retten ließ, ſelbſt an die Spitze der Unzufriedenen und begann den Krieg gegen ſeinen unglücklichen, übelberathenen Bruder. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft ſein, da Rudolf, damals kränker als je, faſt gar keine Vorkehrungen getroffen hatte, um dem Angriff zu begegnen. Matthias drang daher, ohne Widerſtand zu finden, mit ſeinem Heere zuerſt in Mähren, dann in Böhmen ein. In Mähren hatten ſich ihm, wie zuvor in Öſterreich und Ungarn, die lutheriſchen Stände einmüthig angeſchloſſen, und Matthias erwartete daher mit gutem Grund das Gleiche von den Utraquiſten in Böhmen. Aber als er in Časlau eintraf, wohin er die böhmiſchen Stände beſchieden hatte, fand er, daß Niemand ſeinem Rufe gefolgt war. Dagegen verſammelten ſich die Stände über Aufforderung Rudolfs, den ſie alſo noch immer als ihren rechtmäßigen Herrn betrachteten, in Prag zum Landtage. Matthias, welcher unterdeſſen über Kolin nach Böhmiſch-Brod und zuletzt bis vor die Thore Prags vorgerückt war, hatte während des Marſches ununterbrochen, aber vergeblich mit ſeinem kaiſerlichen Bruder unterhandelt, um

diesen zur Thronentsagung zu bestimmen. Jedermann erkannte, daß unter solchen Umständen die Haltung des böhmischen Landtages von entscheidender Bedeutung war. Rudolf ließ sich daher durch das Zureden seiner Rathgeber bestimmen, den Landtag in Person zu eröffnen, wodurch freilich nur offenkundig wurde, wie sehr sich in der langen Zurückgezogenheit das Befinden des Kaisers verschlimmert hatte. Bleich, zitternd und die Augen zu Boden geschlagen, ging er hinter dem Schwerte her, das sein Stallmeister Herr von Waldstein ihm vortrug; seine gekrümmte Haltung gab ihm den Anschein, als sei er höckerig, sein Haar war grau geworden und sein ganzes Aussehen war das eines Greises, der dem Tode zuwankte. Viele, die ihn sahen, brachen bei seinem Anblick in Thränen aus.

Das Mitleid, welches durch den Anblick Rudolfs erregt wurde, hinderte nicht, daß auf dem Landtage die heftigsten Beschwerden gegen seine bisherige Regierung erhoben wurden. Anderseits fanden freilich auch die Gesandten des Erzherzogs Matthias, welche gekommen waren, um die Stände von Rudolf abwendig zu machen, doch kein Gehör, und die Folge war, daß im Vertrage zu Lieben Matthias sich mit der Erwerbung der Nebenländer Böhmens begnügen mußte, Böhmen selbst also dem Kaiser blieb.

Aber die Anhänglichkeit der böhmischen Stände an Rudolf, welche sich in diesen Vorgängen kundzugeben schien, war keine unbedingte. Man erklärte sich *für* Rudolf, aber nur unter der Voraussetzung, daß er, bedrängt wie er war, sich nicht weigern werde, von nun an allen Beschwerden der Stände abzuhelfen und ihre Wünsche zu erfüllen.

Die Entscheidung darüber brachte der Landtag des Jahres 1609. Die Stände verlangten auf demselben die neuerliche Bestätigung der böhmischen Confession aus dem Jahre 1575, vor Allem aber, daß das Consistorium und die Universität in ihre Verwaltung übergeben würden. Aber Rudolf gab doch nicht so leicht nach, als die Stände erwartet haben mochten, und der Landtag ging zunächst, ohne etwas erreicht zu haben, wieder auseinander. Vier Wochen darauf versammelten sich jedoch die Stände, dem kaiserlichen Verbote trotzend, von neuem; da ihnen verwehrt wurde, im königlichen Schlosse zu berathen, zogen sie, gefolgt von ihrer zahlreichen und wohlbewaffneten Dienerschaft, zum Neustädter Rathhause, wo sie ihre Verhandlungen fortsetzten. Unter großer Aufregung der Bevölkerung, die jeden Augenblick den Ausbruch des offenen Kampfes zwischen dem Kaiser und den Ständen erwartete, unterhandelten sie von hier mit Rudolf, bis dieser endlich doch wieder gestattete, daß die Stände in das Prager Schloß, den regelmäßigen Versammlungsort des Landtages, zurückkehrten. Noch zögerte der Kaiser einige Zeit, ehe er auch in den übrigen Stücken nachgab; zuletzt blieb ihm aber doch nichts übrig, als das von den utraquistischen Ständen entworfene Privilegium, den später sogenannten „Majestätsbrief", fast ohne alle Änderung zu unterzeichnen (9. Juli 1609). Einige Tage darauf wurde das Document unter maßlosem Jubel der Bevölkerung in das Altstädter Rathhaus gebracht.

Jedermann wollte die koſtbare Urkunde mit eigenen Augen ſehen, die Einen jubelten, die Anderen weinten vor Freude, viele hatten nicht Ruhe, als bis ſie das Kleinod betaſtet oder gar geküßt hatten. Ebenſo wichtig wie der Majeſtätsbrief war übrigens ein gleichzeitig zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen geſchloſſener Vergleich, in welchem namentlich der Bau proteſtantiſcher Kirchen auf den königlichen Gütern geſtattet war.

Peter Vok von Rosenberg.

Die Proteſtanten konnten nun endlich das Conſiſtorium nach ihrem Sinne beſetzen, die Defenſoren, welche ſchon früher beſtanden hatten, wurden von ihnen mit weitgehenden Machtbefugniſſen ausgeſtattet, durch die ihnen ebenfalls überlieferte Univerſität beherrſchten ſie das geſammte proteſtantiſche Schulweſen, kurz, die proteſtantiſchen Stände bildeten von da gleichſam einen Staat im Staate.

Rudolf hatte nicht Unrecht, wenn er mit Unmuth an die Zugeständnisse dachte, welche er hatte machen müssen, und den Wunsch hegte, sie wieder zurücknehmen zu können; nur war er unglücklicher Weise nicht der Mann, welcher imstande gewesen wäre, den Protestanten das ohnehin schwer Errungene wieder zu entreißen. Daß er es doch versuchte, stürzte nur ihn selbst ins Verderben.

Gelegenheit dazu bot ihm ein jüngerer Prinz seines Hauses, der Erzherzog Leopold von der steirischen Linie, damals Bischof von Passau. Derselbe sammelte in Passau ein Söldnerheer, das unter dem Scheine der Meuterei wegen nicht rechtzeitig erfolgter Soldzahlung zuerst in Oberösterreich, dann in Böhmen einbrach und sich unter der Leitung eines gewissen Ramée in rascher Folge der Städte Krumau, Budweis und Tabor bemächtigte. Über Beraun zogen die „Passauer" vor Prag, wo sie die Kleinseite durch einen nächtlichen Überfall in ihre Gewalt brachten. Schon glaubte der Kaiser, der die Passauer zur Niederwerfung der Stände zu benützen gedachte, sein Spiel gewonnen; zum ersten Mal nach langer Zeit sah man ihn damals lachen. Aber der Versuch, sich auch der am rechten Moldau-Ufer gelegenen Stadttheile Prags zu bemächtigen, scheiterte an der Wachsamkeit und dem Widerstande der Bevölkerung und der von den Ständen aufgebotenen Truppen. Ein Häuflein Passauer, welches gleich im ersten Anlauf über die Karlsbrücke in die Altstadt eingedrungen war, wurde von dem Hauptheere abgeschnitten, zersprengt und aufgerieben. Der Pöbel Prags, wüthend über das Geschehene und namentlich aufgereizt durch Gerüchte, daß die katholische Geistlichkeit mit den Passauern im Einverständniß sei, überfiel katholische Kirchen und Klöster, um dort zu morden und zu plündern. Besonders schlimm erging es damals den Mönchen von Maria Schnee in der Neustadt, von denen einige sich auf das Dach geflüchtet hatten, dort aber gleich Vögeln herabgeschossen wurden.

Da die Passauer auch im Laufe der nächsten Zeit nichts ausrichten konnten, während die Stände, welche sich von der ersten Überraschung erholt hatten, immer neue Truppen nach Prag entboten, wurde die Lage des Kaisers und des von ihm herbeigerufenen Kriegsvolkes immer gefahrvoller, zumal als Erzherzog Matthias, durch den Einfall der Passauer in Oberösterreich persönlich gekränkt, sich auch diesmal an die Spitze der Unzufriedenen stellte. Zuletzt blieb den Passauern nichts übrig, als abzuziehen, wenn sie nicht sämmtlich niedergehauen werden wollten. Bei Nacht und heimlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie wieder.

Damit war auch der Verlust der böhmischen Krone für Rudolf II. besiegelt. Nach einigem Zögern verzichtete er zu Gunsten des Erzherzogs Matthias, welcher selbst in Prag eingetroffen war, auf die Regierung des Landes. Bald darauf starb der unglückliche Monarch, welcher in den letzten Tagen seines Lebens ohnehin nur ein Gefangener der Stände gewesen war (1612). Rudolf II. war der letzte habsburgische Herrscher, dessen Leiche in der alten Königsstadt Prag ihre Ruhestätte fand.

Geſchichte Böhmens vom Jahre 1612 bis 1648.

Matthias fiel mit der Regierung Böhmens eine äußerſt ſchwierige Aufgabe zu. Solange die Stände ſeinem Vorgänger nicht den Majeſtätsbrief abgerungen hatten, waren im Lande neben den Katholiken nur die Anhänger des alten Utraquismus berechtigt und dieſe hatten im Jahre 1594 ſich vollſtändig mit der römiſchen Kirche ausgeglichen und waren von ihr unter dem Zugeſtändniß des Kelches als treue Söhne anerkannt worden. Die Majorität der Bevölkerung wollte zwar von dieſer Ausſöhnung nichts wiſſen, weil ſie ſich der römiſchen Kirche entfremdet fühlte, allein vorläufig mußte ſie ſich zufrieden geben. Als nun der Zwiſt im Hauſe Habsburg den Kaiſer Rudolf zur Ertheilung des Majeſtätsbriefes zwang und dadurch die Bekenner der böhmiſchen Confeſſion, unter Beibehaltung des alten (wenn auch nicht paſſenden) Namens der Utraquiſten freie Religionsübung erlangten, trat mit einemmal ein nicht überbrückbarer Zwieſpalt in den kirchlichen Verhältniſſen ein. Die Katholiken und Utraquiſten feindeten ſich offen an und ihre Feindſeligkeit erſtreckte ſich auch auf den König. Die utraquiſtiſchen Stände wollten deshalb auf dem Generallandtage, den der Kaiſer Matthias im Jahre 1615 nach Prag berief, nicht blos ein Bündniß mit den ſämmtlichen übrigen öſterreichiſchen Ländern zum gemeinſamen Schutz der wechſelſeitigen Freiheiten, das eigentlich nur gegen ihren König gerichtet geweſen wäre, ſchließen, ſondern auch das Recht erlangen, aus eigener Machtvollkommenheit Kreistage zur Berathung ihrer Angelegenheiten berufen zu dürfen. Mit dem erſten Punkt drangen

Matthias Heinrich Graf Thurn.

sie nicht durch, weil die anderen Länder aus verschiedenen, meist egoistischen Gründen keine Neigung zu einem Bunde mit Böhmen zeigten, und mit dem zweiten wurden sie sachfällig, weil die Katholiken demselben entgegentraten. Die Utraquisten trugen ihre doppelte Niederlage um so schwerer, als Matthias auch in einer religiösen Streitfrage gegen sie entschied. Nach dem Majestätsbriefe waren nur die drei Stände, nämlich die Herren, Ritter und königlichen Städte, nicht aber auch die utraquistischen Bewohner geistlicher Güter berechtigt, sich auf dem Gebiete ihrer Gutsherren Kirchen zu bauen. Nach dem gleichzeitig zwischen den Katholiken und Utraquisten mit Gutheißung Kaiser Rudolfs abgeschlossenen „Vergleich" besaßen jedoch die Bewohner aller königlichen Güter dieses Recht, und zu denselben wurden verfassungsmäßig auch die Kirchengüter gerechnet. Nun wollte der Erzbischof von Prag nicht gestatten, daß sich die Utraquisten auf seiner Besitzung in Klostergrab eine Kirche bauen, und als sie sein Verbot nicht beachteten, ließ er das mittlerweile entstandene Gebäude niederreißen. Ebensowenig wollte der Abt von Braunau den Bürgern von Braunau die Stadtkirche für den utraquistischen Gottesdienst einräumen und er verlangte die Auslieferung der Schlüssel. Als sich die Utraquisten über diese doppelte Verletzung des Vergleiches bei dem Kaiser beschwerten, wies er sie ab und erklärte, „er wolle auf seinen Gütern nicht weniger Herr sein wie die Edelleute auf den ihrigen". Durften diese ihren Unterthanen den Kirchenbau verbieten, wenn sie anderen Bekenntnisses waren, so wollte er auf seinen Gütern (ob nun den eigenen oder den geistlichen) sich gleicher Rechte erfreuen.

Als Matthias zwei Jahre später den Landtag berief, um, da er keine Kinder hatte und seine Brüder auf die Nachfolge verzichtet hatten, seinen Vetter Ferdinand von Graz nach dem von den Habsburgern in Anspruch genommenen Erbrechte als König von Böhmen „annehmen" (also nicht wählen) zu lassen, suchten die utraquistischen Häupter Graf Matthias Thurn, Graf Andreas Schlick, Wenzel Wilhelm von Ruppa und Colonna von Fels die „Annahme" zu hintertreiben, indem sie das Wahlrecht beanspruchten. Allein der Kanzler Zdeněk von Lobkowitz machte auf die Vorgänge bei der Wahl Ferdinands I. aufmerksam und wies nach, daß auf diesen und seine Erben ausdrücklich die Geltung der goldenen Bulle Kaiser Karls IV., die der regierenden Dynastie Erbrechte im Manns- und Frauenstamme zugestand, ausgedehnt worden sei; dadurch bewirkte er, daß, als die Frage der Annahme oder Wahl im Landtage zur Abstimmung gelangte, nur Thurn und Fels an ihrer Meinung festhielten. Den Sieg über die Opposition wollte nun der Kaiser, wohl auf den Rath seines Principalministers, des Cardinals Klesl, für eine theilweise Gegenreformation ausnützen. Der Majestätsbrief und der Vergleich sollten nicht für ungiltig erklärt, trotzdem aber den königlichen Städten der Genuß der Religionsfreiheit verwehrt werden. Die in den königlichen Städten angestellten Königsrichter sollten untersuchen,

ob alle Stiftungen im Sinne des ursprünglichen Stifters verwaltet würden, und wenn dies nicht der Fall war, dafür Sorge tragen, daß es geschehe. Nun waren fast ausnahmslos die städtischen Kirchen in der vorhussitischen Zeit erbaut und mit Einkünften versehen worden: sollten also die Kirchen im ursprünglichen Sinne verwaltet werden, so mußten sie mit ihren Einkünften den Katholiken zurückgegeben werden. Traten katholische Priester an die Stelle der utraquistischen Geistlichen, so war die Hoffnung nicht unbegründet, daß sie mit der Zeit die Bürger für sich gewinnen würden, und damit wäre in der Gegenreformation ein wichtiger Schritt gethan.

Wilhelm Graf Slavata.

Der utraquistische Adel fühlte, daß die Reihe auch an ihn kommen würde, wenn der Angriff auf die Städte gelänge, und so veranlaßten die Defensoren die Berufung der Glaubensgenossen, wozu sie nach den Gesetzen des Jahres 1609 berechtigt waren. Dieser utraquistische Ständetag trat am 5. März 1618 zusammen und beschloß nicht blos die Abfassung einer Beschwerdeschrift an den Kaiser, sondern ersuchte auch die böhmischen Nebenländer um ihre Vermittlung, damit das Land in seinen Privilegien und Freiheiten nicht weiter verletzt werde. Der nächste Ständetag wurde für den 21. Mai bestimmt, um die etwaigen Antworten entgegenzunehmen. Die Antwort des Kaisers langte schon im Monat März an und enthielt keine Zusagen, sondern nur die Drohung, daß, wenn sich die Versammlung an dem anberaumten Tag wiederholen sollte, die Urheber derselben vor Gericht gezogen werden würden. Trotz dieser Drohung fügten sich die Defensoren nicht und thaten dies auch nicht, als ein zweites, diesmal weit sanfteres Schreiben aus Wien anlangte, welches die Ankunft des Kaisers und die friedliche Begleichung der Differenzen in Aussicht stellte.

So versammelten sich denn am 21. Mai in den Räumen des Prager Universitätsgebäudes, des Carolinums, abermals die utraquistischen Stände. Zwei Beamte der

Statthalterei erschienen mit der Mittheilung, daß der Kaiser ein neuerliches Schreiben nach Prag gerichtet habe, und forderten die Versammelten auf, sich auf dem Schlosse einzufinden und den Inhalt desselben von dem Statthalter zur Kenntniß zu nehmen. Die Stände folgten der Aufforderung und erfuhren, daß Matthias ihre Zusammenkunft abermals verbiete. Während sie am folgenden Tage über die zu ertheilende Antwort beriethen, wollte Graf Thurn, die Seele der ganzen Bewegung, die Gelegenheit zu einem Bruch mit dem regierenden Hause benützen. Er dachte dies am besten dadurch bewirken zu können, wenn er die Versammelten zu einer That bewog, die der Kaiser nicht ungerächt lassen konnte, und welche deshalb die Stände und das übrige Land zu einem Bunde gegen die zu befürchtende Rache einigen mußte. Das Schwert sollte dann entscheiden. Als eine solche herausfordernde und nicht mehr rückgängig zu machende That betrachtete Thurn die Ermordung der in Abwesenheit des Königs die Regierung führenden Statthalter. Wie lang er sich mit diesem Plane getragen haben mag, ist unbekannt, am 22. Mai deutete er ihn einigen Personen zum erstenmal an und berieth über dessen Durchführung am selben Tage mit Albrecht Smiřický, Wenzel Budovec und mehreren anderen Personen. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß man die Statthalter zum Fenster hinauswerfen und so eine in der böhmischen Geschichte wiederholte Bestrafung mißliebiger Würdenträger nachahmen solle. Den nächsten Tag wurden andere angesehene Personen von dem Plane in Kenntniß gesetzt und für die Durchführung desselben gewonnen, und so konnte Thurn sicher sein, daß, wenn er zwischen den Ständen und den Statthaltern in der königlichen Kanzlei einen Streit heraufbeschwor, der von ihm beabsichtigte Mordanschlag ohne ernstlichen Widerspruch vollführt werden würde.

Als sich die Stände am 23. Mai auf das Schloß verfügten, überbrachten sie keine Antwort auf das Schreiben des Kaisers, sondern eine Zuschrift an die Statthalter, welche einen Protest gegen die beabsichtigte Verhinderung ihrer Zusammenkünfte enthielt und die Frage stellte, wer zu dem ersten kaiserlichen Schreiben gerathen habe und ob es vielleicht von den Statthaltern selbst herrühre. Mitglieder der Statthalterei waren die obersten Landesbeamten, von denen jedoch diesmal nur der Oberstburggraf Adam von Sternberg, der Burggraf von Karlstein Martinitz, der Oberstlandrichter Slavata und der Großprior des Malteserordens Děpold von Lobkowitz in der Kanzlei zugegen waren. Die Stände drangen in dieselbe ein und nach Vorlesung des erwähnten und eines anderen Schriftstückes, bei denen es zu heftigen Vorwürfen gegen Slavata und Martinitz kam, die sich stets als entschiedene Gegner jeder nichtkatholischen Richtung geltend gemacht hatten, ereignete sich jene Scene, die eine welthistorische Bedeutung erlangte und von den böhmischen Patrioten später auf das tiefste bedauert wurde: der Fenstersturz. Man schob die Herren von Sternberg und Lobkowitz, gegen die man keinen Groll hegte,

aus dem Gemach hinaus; darauf legten die um den beabsichtigten Mord Wissenden Hand an Slavata und Martinitz, drängten sie zu den Fenstern und warfen sie in den 22 Ellen tiefen Schloßgraben hinab. Der Secretär Fabricius, der in der Ecke des Saales stand und angesichts dieses Vorganges die neben ihm Stehenden vor dem Angriff auf die Statthalter warnte, wurde gleicherweise ergriffen und zum Fenster hinausgeworfen. Es grenzt an ein Wunder, daß keiner der Hinausgeworfenen ernstlich beschädigt wurde, obwohl man ihnen auch noch mehrere Schüsse nachsendete.

Jaroslav Bořita Graf Martinitz.

Thurn hatte richtig gerechnet: durch diese That hatten die Stände ihre Schiffe hinter sich verbrannt und sich mit ihrem Herrscher unversöhnlich entzweit, sie gingen jetzt an die Errichtung einer provisorischen Regierung und warben eine Armee an. Der Krieg, der damit ausbrach, sich über weite Länder ausdehnte und in der Geschichte den Namen des 30jährigen Krieges führt, begann nicht zum Nachtheil der Böhmen, weil sie über große Streitkräfte geboten und dem Kaiser nur die Städte Pilsen und Budweis die schuldige Treue wahrten. Zu Beginn desselben starb Matthias am 20. März 1619. An die Böhmen schlossen sich jetzt Mähren, Schlesien, die Lausitz und Ober- und Niederösterreich an; in Ungarn riß der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, alle Macht an sich und verbündete sich gleichfalls mit den Aufständischen, die außerdem auch von dem Herzog von Savoyen und der deutschen Union unterstützt wurden und im Gefühl ihrer Macht die Absetzung Ferdinands aussprachen und Friedrich von der Pfalz zum König wählten. Die Katholiken rührten sich aber allerorts zur Vertheidigung des ersteren, weil sie nach seinem Vorgehen in Steiermark wußten, daß er in der Bekämpfung der Protestanten vor

keinem Hinderniß zurückschrecken werde. Der Papst, der König von Spanien, die deutsche Liga, der König von Polen, der Großherzog von Toscana leisteten ihm Hilfe, auch der König von Frankreich bot seinen Beistand an, wenn er ihn auch nicht leistete, und selbst der lutherische Kurfürst von Sachsen half dem bedrängten Habsburger, weil er den Sieg des Calvinismus in Böhmen fürchtete. So gestaltete sich die Sachlage für Ferdinand, der am 28. August 1619 auch zum Kaiser gewählt wurde, günstiger als für seine Gegner.

Der Kampf endete in Böhmen am 8. November 1620 durch die Schlacht auf dem Weißen Berge, in welcher die kaiserlichen Truppen unter dem Commando des Grafen Buquoy und die Ligisten unter dem des Grafen Tilly den Sieg über das von dem Fürsten von Anhalt befehligte böhmische Heer und die ungarischen Hilfstruppen erfochten. Der Aufstand war damit zu Ende: Friedrich von der Pfalz, „der Winterkönig", flüchtete sich mit den Häuptern des Aufstandes ins Ausland. Die siegreichen Truppen benützten ihren Sieg, indem sie das Land durch Erhebung von Contributionen und Plünderungen aller Art in der ärgsten Weise bedrückten. An achtundzwanzig Personen wurde die Todesstrafe am 21. Juni 1621 vollzogen, einige wurden mit Gefängniß bestraft oder des Landes verwiesen und über alle so Bestraften, sowie über alle flüchtigen Rebellen die Confiscation ihres ganzen Besitzes ausgesprochen. Unter den letzteren befanden sich Thurn und Ruppa, die durch die Flucht ihr Leben gerettet hatten. Am 3. Februar 1622 verkündete der Kaiser eine Generalamnestie, wonach Niemand mehr wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande das Leben oder die Freiheit verlieren, dagegen Jeder für den verursachten Schaden mit seinem Vermögen büßen sollte. Infolge dessen wurde von dem sogenannten Confiscationsgerichtshof ein Proceß gegen den heimischen Adel und gegen die königlichen Städte begonnen, einige hundert Edelleute zum Verlust ihres ganzen oder eines Theiles ihres Besitzes verurtheilt und nur ein verhältnißmäßig geringer Theil freigesprochen. Den Städten wurde, mit Ausnahme von Budweis und Pilsen, die ihre Treue während des Aufstandes bewiesen hatten, der Gemeindebesitz abgesprochen und nebenbei auch eine große Zahl einzelner Bürger zum Verlust ihres Vermögens verurtheilt. Im Jahre 1628 wurde einzelnen Städten ihr Gemeindebesitz aus Gnade wieder zurückgestellt und dadurch für die Zukunft ihr Gedeihen gefördert, für die Edelleute und Bürger blieb aber verloren, was ihnen genommen war. Selbst für Diejenigen, denen nur ein Theil ihres Besitzes entzogen wurde, gestaltete sich die Lage ebenso schlimm als für die, denen Alles genommen wurde. Keiner blieb nämlich thatsächlich im Besitz eines Theils seines Gutes, sondern der Werth des ihm Belassenen sollte ihm in Geld ersetzt werden. Nun hatte die Regierung, um den riesigen Kriegsauslagen zu genügen, die auch nach der Bewältigung des Aufstandes auf ihr lasteten, zu einer Münzverschlechterung Zuflucht genommen, die infolge betrügerischer

Manipulationen der Münzpächter so arg wurde, daß ein großer Theil des Geldes sechsmal leichter geprägt wurde, als der Nominalwerth andeutete. Wem also zum Beispiel der vierte Theil seines Besitzes belassen wurde, dem wurde thatsächlich nicht der vierte Theil seines Werthes, sondern der vierundzwanzigste, also eine verschwindend kleine Summe bezahlt; ein großer Theil der Berechtigten erhielt aber gar nichts, weil man eben kein Geld zur Verfügung hatte. Der große Grundbesitz im Lande kam jetzt in die Hände der katholischen Anhänger des Kaiserhauses und in die einiger spanischer, italienischer und wallonischer Offiziere, die ihre Solderspärnisse und ihre Kriegsbeute zum Ankauf von Gütern verwendeten.

Der Wechsel im Grundbesitz war nicht die einzige Strafe, die das Land traf: es mußte jetzt auch seine religiöse Überzeugung aufgeben. Es galt damals als unanfechtbare Wahrheit, daß zwei religiöse Parteien nicht friedlich nebeneinander in einem Staatswesen bestehen könnten. Die Utraquisten hatten während des Aufstandes vielfachen Druck gegen die Katholiken geübt, nun wollte man Vergeltung an ihnen üben. Auf Befehl des Kaisers sollten schon im Jahre 1621 alle Geistlichen der böhmischen Confession das Land verlassen, ein Jahr später wurden auch die lutherischen Geistlichen ausgewiesen und darauf die Laien in ihrer Überzeugung bedrückt: zuerst die Bürger in den Städten und die Bauern in den Dörfern, indem sie zum Besuch des katholischen Gottesdienstes gezwungen wurden; dann ging es an den Adel, der mit der Ausweisung bedroht wurde, wenn er sich nicht fügen wollte. Im Jahre 1627 wurde das Bekenntniß der katholischen Religion allein als zulässig erklärt: wer nicht katholisch war, konnte keinen Grundbesitz erwerben, kein Bürgerrecht erlangen und durfte überhaupt im Lande nicht geduldet werden.

Noch eine dritte Strafe traf das Land, unter der diesmal nicht blos die Aufständischen, sondern auch die loyalen Unterthanen litten, nämlich die Abschaffung der alten Verfassung, „der Landesordnung“. Nach derselben erfreuten sich die Stände der größten Freiheiten. Der König konnte kein Gesetz ohne Zustimmung des Landtages geben, er konnte die obersten Beamten nicht selbständig ernennen, sondern war an das Gutachten seiner Beamten und bei einem Thronwechsel an das des Landtages gebunden, er konnte sie auch nicht entlassen oder absetzen, außer im Fall eines Verbrechens; er durfte über die Steuern und über die Wehrkraft des Landes nicht anders als nach dem Willen der Stände verfügen, kurz seine Hände waren noch mehr gebunden als die eines modernen constitutionellen Herrschers. Als Ferdinand aus dem Aufstande siegreich hervorging, befahl er solche Änderungen in der Landesordnung vorzunehmen, durch welche das Erbrecht seines Stammes, seine königliche Macht und Autorität, sowie die katholische Religion gegen alle Angriffe gewahrt blieben. Die mit dieser Aufgabe betrauten Personen kamen dem Befehl nach, indem sie das schon früher geltende Erbrecht der Dynastie klarer und schärfer

bestimmten, dem König allein die gesetzgebende Gewalt zusprachen, der Unabsetzbarkeit der obersten Beamten ein Ende machten und ihre Ernennung allein dem Belieben des Königs anheimstellten, die katholische Religion zur allein berechtigten erklärten und der Geistlichkeit, die bisher auf dem Landtage nicht vertreten war, die Landtagsfähigkeit zuerkannten und sie zum ersten Stande im Lande erklärten. Die Befugnisse der Stände beschränkten sich fortan fast nur auf das Steuerbewilligungsrecht. Die Katholiken trugen schwer die Abschaffung ihrer alten Freiheiten, machten wiederholt dem Kaiser deshalb Vorstellungen, allein sie wurden abgewiesen. Die „Verneuerte Landesordnung", die im Jahre 1627 publicirt wurde, sanctionirte alle diese Neuerungen.

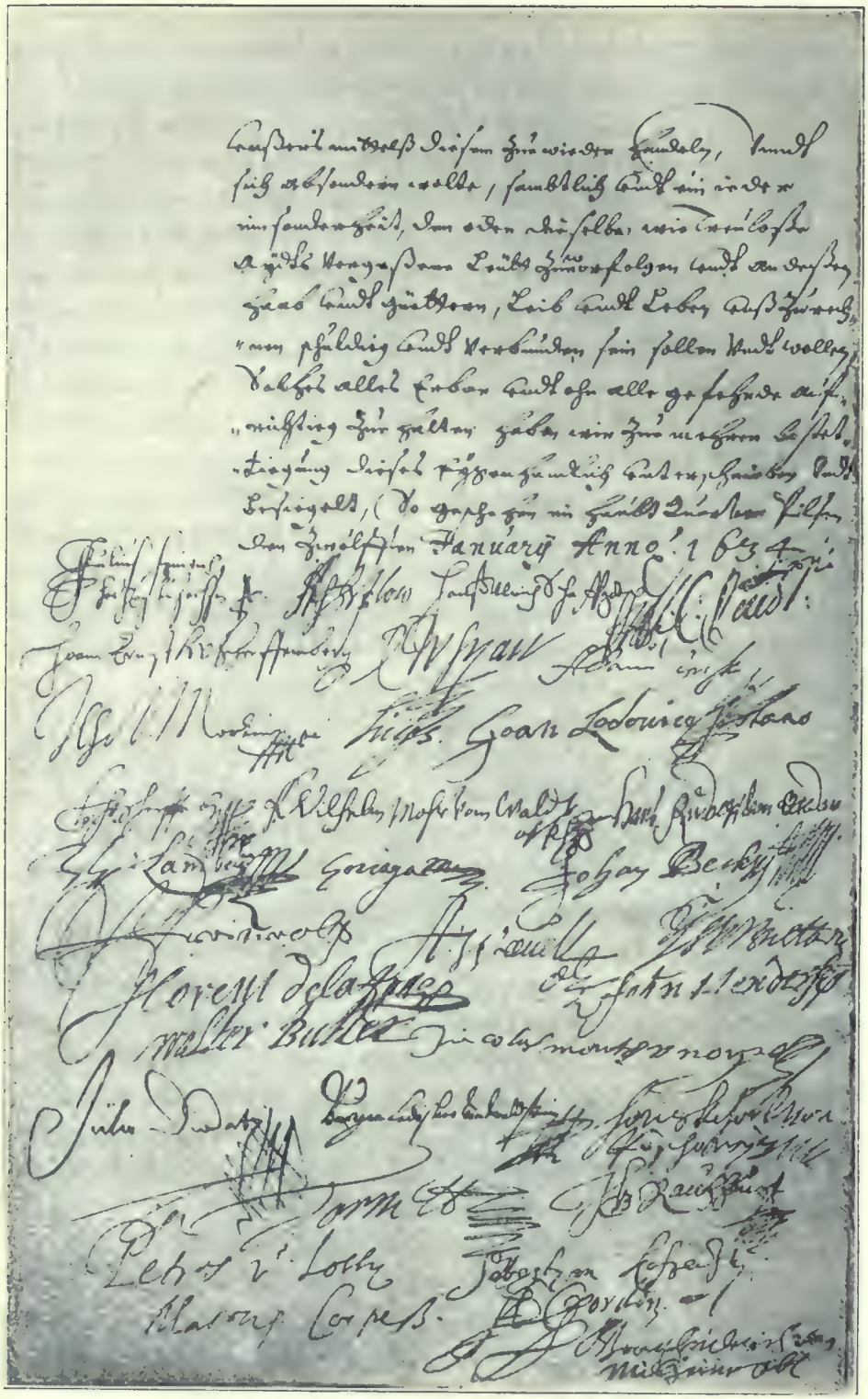
Durch den gewaltigen Wechsel, der in Böhmen infolge der Plünderungen der siegreichen Truppen, der Confiscationsprocesse, der Münzverschlechterung, des Umsturzes der alten Landesordnung und der Verfolgung der Utraquisten und der mit ihnen im Glaubensbekenntniß vereinten böhmischen Bruderunität eintrat, kam das Land zu keiner Ruhe; ununterbrochen wanderten die Einwohner aus, um entweder dem Glaubensdruck zu entgehen oder für ihren Lebensunterhalt anderswo vorzusorgen, da ihnen die Heimat die nöthigen Mittel versagte. Die Verhältnisse verschlechterten sich noch, als der Krieg immer weitere Dimensionen annahm, in Deutschland ebenso wie in Ungarn wüthete und Böhmen ununterbrochen durch Truppenzüge, Werbungen und trotz seiner steigenden Armuth durch erhöhte Steuerleistungen in Anspruch genommen wurde. Dazu gesellte sich im Jahre 1626 ein Bauernaufstand in einigen Kreisen des Landes, so daß die Verwüstung immer ärger wurde.

In einem Theile des Landes, dem nordöstlichen, trat jedoch eine gewisse Erholung ein. Hier hatte der Oberst Albrecht Eusebius von Waldstein (Wallenstein), einem uralten böhmischen Geschlecht angehörig, der während des Aufstandes als treuer und entschlossener Mann auf kaiserlicher Seite eine hervorragende Rolle gespielt hatte, durch Käufe und zum Theil durch Aneignung der großen Smiřický'schen Erbschaft einen riesigen Grundbesitz angehäuft, für welchen ihm der Kaiser den Titel eines Fürsten und später eines Herzogs von Friedland ertheilte. Diesem Besitz suchte Wallenstein durch Heranziehung tüchtiger Gewerbsleute aus den Niederlanden und aus Italien, durch bessere Cultivirung des Bodens, durch Förderung des Bergbaues, kurz durch alle Mittel, welche ihm sein großer Reichthum und seine Einsicht zu Gebote stellten, zu einer höheren Bedeutung zu verhelfen und, da er von seinen Unterthanen auch die Kriegslasten fernzuhalten wußte, so machte sich ein größerer Wohlstand bei ihnen geltend. In Prag selbst ließ er einen Palast aufführen, dessen edle Formen ein bedeutendes Kunstwerk zeigen.

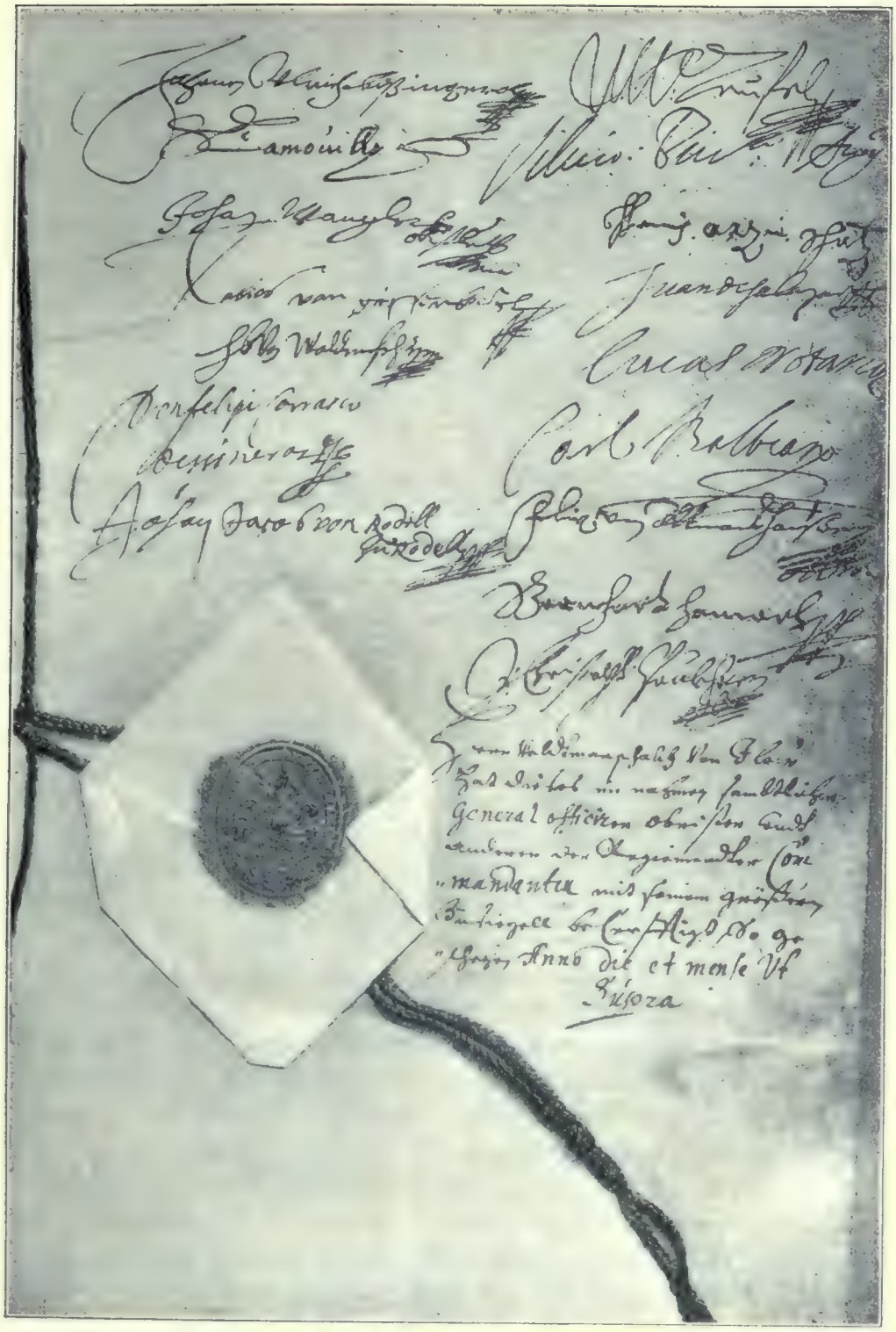
Der Kaiser hatte ihm, als er von dem Dänenkönig mit einem Angriff bedroht wurde, die Anwerbung eines Heeres von 20.000 Mann aufgetragen und ihn mit dem

Commando über dasſelbe betraut. Wie Wallenſtein dieſe Aufgabe löſte, welchen Druck er auf Deutſchland übte, um das Heer, das immer zahlreicher wurde, zu erhalten und ſich ſelbſt zu bereichern, iſt weltbekannt. Bei den geknechteten Proteſtanten und bei den von ihm gleicherweiſe ausgebeuteten Katholiken machte ſich ein Haß gegen ihn geltend, der alles Maß überſtieg. Man beſchuldigte ihn der abenteuerlichſten Pläne, darunter, daß er nach der Herrſchaft über Deutſchland ſtrebe, im Fall der Kaiſer ſterben würde. Kein proteſtantiſcher Fürſt hielt ſich vor ihm ſicher, nachdem ihm Ferdinand als Lohn für die geleiſteten Dienſte und als Zahlung für gemachte Vorſchüſſe das Herzogthum Mecklenburg, deſſen Beſitzer wegen ihrer Verbindung mit dem König von Dänemark ihres Landes verluſtig erklärt wurden, übertragen hatte. Als nun der Kaiſer im Jahre 1630 den Kurfürſtentag nach Regensburg berief und auf demſelben die Wahl ſeines Sohnes zu ſeinem Nachfolger, die Erhaltung ſeines Heeres auf Reichskoſten und eine engere Verbindung mit den Reichsfürſten behufs Bekämpfung von Frankreich, Holland und Schweden durchſetzen wollte, ließen ſich die Kurfürſten, mit Maximilian von Baiern an der Spitze, in keine Verhandlungen über dieſe Punkte ein, ſo lange er nicht Wallenſtein das Commando abgenommen und einem Manne übertragen haben würde, zu dem man Vertrauen haben könnte. Der Kaiſer mußte nachgeben und Wallenſtein in dem Augenblick entlaſſen, als Guſtav Adolf ſeinen Fuß auf deutſchen Boden ſetzte.

An Wallenſteins Stelle übernahm Tilly das Commando, aber obwohl er auch das ligiſtiſche Heer befehligte, erlitt er doch gegen den Schwedenkönig, dem ſich auch eine Anzahl proteſtantiſcher Reichsfürſten, darunter die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg angeſchloſſen hatten, eine entſcheidende Niederlage bei Breitenfeld (am 17. September 1631). Nach der Schlacht bereitete der Kurfürſt von Sachſen einen Einfall in Böhmen vor; ſeine Truppen rückten am 15. November ohne Widerſtand in Prag ein, da ſich die kaiſerliche Beſatzung vor ihrer Ankunft nach Tabor zurückgezogen hatte. Die Gefahr ſtieg derart für den Kaiſer, daß er ſich ſogar in Wien nicht mehr für ſicher hielt, weil auch ein Angriff ſeitens des Fürſten von Siebenbürgen Georg Rákóczy zu befürchten ſtand; in ſeiner Umgebung ſprach man von der Nothwendigkeit einer Flucht nach Italien. Mit den Sachſen kehrten einige Tauſend böhmiſche Emigranten in ihre Heimat zurück und bemächtigten ſich zahlreicher, ihnen früher zugehöriger Güter; mit ihnen kam auch ein Theil der vertriebenen Geiſtlichkeit, ſetzte ſich in der Teynkirche in Prag feſt und richtete hier den Gottesdienſt nach dem Bekenntniß der böhmiſchen Confeſſion ein. Die Zurückgekehrten gaben ſich dem Wahn hin, daß jetzt die Zeit der Wiederabrechnung gekommen und die Herrſchaft des Kaiſers zu Ende ſei. Die Schädel der am 21. Juni 1621 Hingerichteten, die ſeitdem auf dem Altſtädter Brückenthurm aufgeſteckt waren, wurden in feierlicher Weiſe in der Teynkirche beſtattet. Nur das trübte die Freude der Exulanten, daß der Kurfürſt von



Die Unterschriften des ersten Pilsener Schlusses vom 12. Januar 1631.



Die Unterschriften des ersten Pilsener Schlusses vom 12. Januar 1634.

Sachsen bei der Restaurirung der alten Verhältnisse nicht genug Eifer an den Tag legte. Dieser mißtraute dem Ehrgeiz des Schwedenkönigs und wollte sich mit dem Kaiser nicht unheilbar verfeinden, zumal letzterer seine Streitkräfte wieder vermehrte. Thatsächlich mußte sich der Kurfürst bald wieder zurückziehen, worauf neue Confiscationsprocesse in Böhmen eingeleitet wurden, indem nicht blos die Besitzergreifungen der Exulanten rückgängig gemacht, sondern auch denjenigen Einheimischen die Güter weggenommen wurden, die sich in unbedachter Eile den Sachsen angeschlossen hatten.

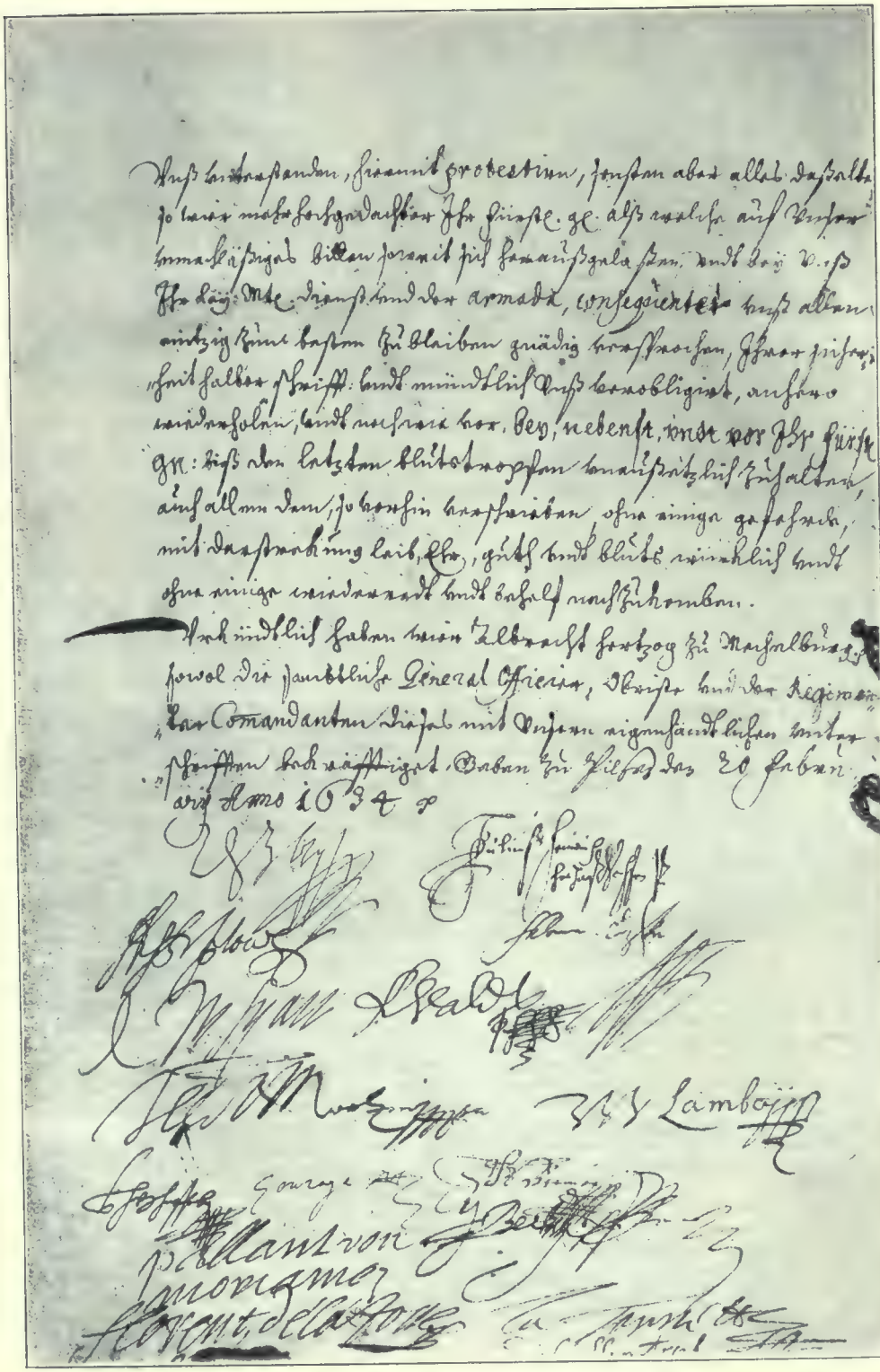
Wallenstein, der dem Kaiser wegen seiner Entlassung nicht wenig grollte, mag bei der Nachricht von dessen Niederlagen nicht geringe Schadenfreude empfunden haben. Nach der Schlacht bei Breitenfeld ließ er sich sogar in Unterhandlungen mit dem Schwedenkönig ein, die nur deßhalb zu keinem Abschluß führten, weil die Anerbietungen des Königs zu gering waren. Nun winkte aber seinem gekränkten Ehrgeiz eine loyale Befriedigung: der Kaiser bot ihm das Obercommando wieder an. Wallenstein lehnte zwar anfangs ab und wollte sich nur zur Anwerbung einer Armee verstehen, durch welche die zersplitterten kaiserlichen Scharen wieder einen festen Halt bekommen sollten. Ferdinand nahm dieses Anerbieten mit Dank an, bestand jedoch auch auf seinem früheren Antrag, denn ohne den ebenso gefürchteten wie hochgeschätzten Feldherrn fehlte dem Heere die Seele. Wallenstein hatte wohl nur deshalb das Obercommando abgelehnt, um dem Kaiser größere Zugeständnisse abzuzwingen, was er schließlich auch erreichte. Infolge von Verhandlungen, die der Fürst von Eggenberg am 13. August 1632 in Göllersdorf mit ihm führte, übernahm er das Obercommando mit außerordentlichen Vollmachten und mit dem Versprechen großer Entlohnungen, darunter die Übertragung einer Kur, deren Besitzer später geächtet werden sollte. Er vertrieb nun die Sachsen aus Böhmen, worauf die erwähnten Confiscationsprocesse eingeleitet wurden, vereinte sich mit Maximilian von Baiern bei Eger und gewann gegen Gustav Adolf die Defensivschlacht bei Nürnberg (am 4. September 1632). Der Schwedenkönig mußte sich zurückziehen, folgte aber dem siegreichen Gegner, als derselbe seine Winterquartiere in Sachsen aufschlagen wollte. Bei Lützen kam es zu einer neuen Schlacht (am 16. November 1632), in der Gustav Adolf fiel, aber seine Truppen das Feld behaupteten. Wallenstein mußte sich nach Böhmen zurückziehen, wo er während des Winters 1632 und 1633 die erlittenen Verluste durch neue Werbungen gutzumachen suchte und von wo er im folgenden Frühjahr nach Schlesien zur Bekämpfung der dort stehenden Sachsen, Brandenburger und Schweden zog.

Es ist bekannt, daß Wallenstein den Kampf daselbst lässig führte, wiederholt mit den Gegnern Waffenstillstand abschloß, dem General Aldringen, der in Süddeutschland zur Unterstützung Maximilians von Baiern weilte, nicht die Erlaubniß gab, demselben zu offensiven Zwecken Beistand zu leisten, daß er ferner den Zug der spanischen Hilfstruppen

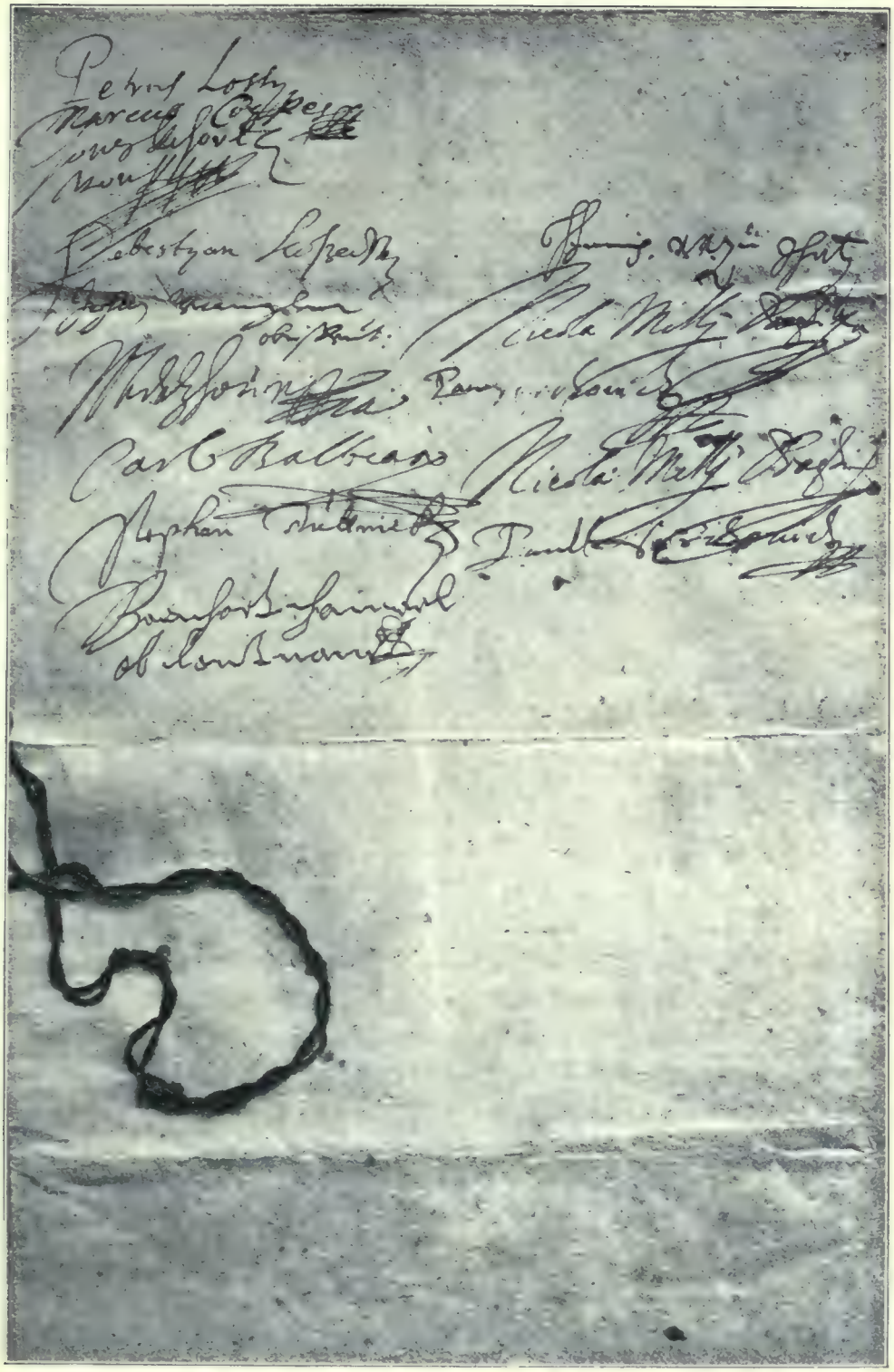
nach dem Elsaß, von wo aus sie die Schweden und Franzosen bekämpfen sollten, auf das heftigste tadelte. Dieses ganze für das kaiserliche Interesse unerklärliche Vorgehen rief gegen ihn den Verdacht hervor, daß er sich mit verrätherischen Plänen trage. Der Verdacht ist durch archivalische Forschungen der neuesten Zeit über allen Zweifel erhoben worden. Auf die Frage, was ihn zur Treulosigkeit gegen den Kaiser veranlassen konnte, nachdem ihm dieser jeden wünschenswerthen Lohn versprochen hatte, ertheilt der in den Jahren 1633 und 1634 in Wien weilende spanische Gesandte Oñate die beste Auskunft. Er bemerkt, Wallensteins Ehrgeiz sei so groß gewesen, daß er nur durch die Erlangung einer unabhängigen Herrschaft (wie sie ein Kurfürstenthum in Aussicht stellte) befriedigt werden konnte. Durch den Kaiser konnte er zu diesem Ziel gelangen, wenn sich der Sieg bleibend an seine Fahnen fesselte. Nachdem sich aber das gesammte protestantische Deutschland mit den Schweden vereint hatte und dieser Verbindung sich auch Frankreich zugesellte, konnte Wallenstein nicht an die Wiedererlangung Mecklenburgs und noch weniger an den Gewinn eines Kurfürstenthums denken, wenn er treu zum Kaiser hielt. Oñate meint deshalb, daß Wallenstein durch die Verbindung mit den Gegnern des Kaisers das zu erreichen hoffte, was er in Verbindung mit ihm nicht mehr erlangen konnte: eine unabhängige Herrschaft. Thatsächlich ließ sich Wallenstein mit Sachsen, Schweden und Frankreich in Unterhandlungen ein, bei denen es unter der Bedingung der Preisgebung des Kaisers auf den Gewinn von Böhmen abgesehen war. Er suchte deßhalb in Pilsen, wo er im Winter 1633 und 1634 das Quartier aufgeschlagen hatte, sein Heer fester an sich zu fesseln[1], aber Ferdinand kam ihm hierin zuvor, indem er die einzelnen Obersten gegen Versprechungen von Geld und Gut für sich gewann. Als Wallenstein offen zu den Schweden übertreten wollte und deshalb nach Eger zog, sah er sich von seiner Armee verlassen. In Eger wurde er mit einigen seiner wichtigsten Anhänger von den Freunden des Kaisers ermordet (Februar 1634). Seine Güter wurden größtentheils unter die kaiserlichen Obersten vertheilt.

---

[1] Dies geschah durch die beiden sogenannten Pilsener Schlüsse, von denen die Unterschriften hier in Facsimile beigegeben sind. Die Unterschriften des ersten Pilsener Schlusses vom 12. Januar 1634 lauten: Julius Heinrich, Herzog zu sachsen — Ch. v. Ilow — Hauß Ulrich Schaffgotsch — O. C. Piccolomini — Joan Ernst H. z. Scherffenberg — E. G. v. Sparr — Adam Trczka — R. Fr. v. Morzin — Suys — Joan Lodouico Fiolano — G. H. v. Scherffenberg — Fr. Wilhelm Mohr vom Waldt, Obr. — Hans Rudolff v. Bredav — W. Lamboy — Gonzaga — Johan Beck — . . v. Wolff — A. Wacuell, Obr. — Jh. v. Wiltberg — Florent de la Fosse — John Henderson — Walter Butler, Col. — Montar v. nonrel — Julio diodati — Buryan Ladislaw von Waldstein — Hans Kharl von Przchowycz — la Tornett — J. G. Rauchhaupt — Petrus v. Losin — Sebestyan Kossczky — Marcus Corpesz — A. Gordon — Georg Friderich von Milheim, Obl. — Johann Ulrich bißinger, O. L. — M. W. v. Teufel — de la mouilly — Siluio Piccolomini — Johan Waugler, Oberstleutn. — J. Heinrich v. u. zu Schütz — Tobias von Gissenborg — Juan de Salazar — Hs. von Waldenfelß — Lukas Notario — Don Felipi Corrasco dessmeros — Carl Balbiano — Johan Jacob von Rodell zu Rodell — Felix von Altmanshaußen — Bernhart Hamerl — J. Christoph Peukher. Die Unterschriften des zweiten Schlusses vom 20. Februar 1634 lauten: A. H. z M. — Julius Heinrich, Herzog zu Sachßen — Ch. v. Ilow — Adam Trczka — E. G. v. Sparr — F. v. Waldt — R. Fr. v. Morzin — W. Lamboy — G. H. v. Scherffenberg — Gonzaga — H. G. Breiner — vallant von Mouriame — J. Beck — Florent de la Fosse — la Tornett — . . . . . go — Wilhellem Trczka — Petrus Losin — Marcus Corpes — Hans Khorl von P. — Sebestian Koszedsky — J. Heinrich v. u. zu Schütz — Johan Wangler, Obristleut. — Nicola Milly Droghi — W. Adelzhoun — Paul Prichowitz — Carl Balbiano — Nikola Milly Droghi — Stephan Puttnick — Paul Prichowitz — Bernhart Hamerl, Ob. Leutnandt.



Die Unterschriften des zweiten Pilsener Schlusses vom 20. Februar 1634.



Die Unterschriften des zweiten Pilsner Schlusses vom 20. Februar 1634.

So fiel ein Mann, der sich nicht nur durch Unerschrockenheit, hohe Begabung und organisatorisches Talent auf dem Gebiete des Heerwesens und der Verwaltung, sondern auch durch feinen Kunstgeschmack und eine mehr als gewöhnliche Bildung auszeichnete. Seine Thaten laden zu einem Vergleich mit dem Cardinal Richelieu ein. Dieser machte seinen Herrn zum wahren Herrscher Frankreichs, indem er die Bedeutung der unbotmäßigen religiösen und politischen Parteien brach. Wallenstein machte dagegen den Kaiser während der Jahre 1627 bis 1630 zum Gebieter von Deutschland und enthob ihn der Sorge für sein Heerwesen. Allein während die Leistungen Richelieus dauernden Bestand hatten und bleibenden Nutzen brachten, schuf der Eigennutz Wallensteins, den er schon in Böhmen in verwerflicher Weise bekundete und dem er in Deutschland vollständig die Zügel schießen ließ, dem Kaiser die grimmigsten Feinde, die seine Macht wieder zu Fall brachten.

Ferdinand suchte nach dem Tode Wallensteins die Zahl seiner Gegner durch ernst gemeinte Friedensanerbietungen zu vermindern und begann deshalb in Leitmeritz Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen. Die Schweden suchten dieselben zu stören, indem sie unter der Führung Banérs in Böhmen einfielen und bis Prag vordrangen, aber auf die Nachricht von der Nördlinger Schlacht zogen sie sich wieder zurück. Der Kaiser setzte mittlerweile die Verhandlungen in Pirna und später in Prag fort, und diese führten im Mai 1635 zum Prager Frieden, worauf fast sämmtliche protestantische Fürsten sich von den Schweden trennten. Trotzdem gelang es der Geschicklichkeit des schwedischen Reichskanzlers Oxenstierna, der Tüchtigkeit der schwedischen Generale, den Intriguen und den reichen Geldmitteln Frankreichs, den Krieg mit Erfolg weiter zu führen, so daß Ferdinand (1637) starb, ohne das Ende desselben erlebt zu haben.

Sein Sohn und Nachfolger auf dem deutschen Throne Ferdinand III. hatte die böhmische Königskrone schon im Jahre 1627 erlangt, schon damals ließ ihn sein Vater krönen, um das unbedingte Erbrecht der Habsburger sicherzustellen. Unter ihm war Böhmen wiederholt der Schauplatz kriegerischer Ereignisse. Im Jahre 1639 drangen die Schweden abermals in das Land ein, rückten längs der Elbe nach Melnik und von da nach Prag, vor welcher Stadt sie am 29. Mai eintrafen. Banér versuchte sich vergeblich in der Belagerung und mußte sich zurückziehen, im Herbst drang er jedoch nochmals bis Prag vor. Wiederum kehrten zahlreiche Exulanten nach Böhmen zurück, allein ihre Hoffnung auf den Sturz der kaiserlichen Herrschaft und die Wiedererlangung ihrer Güter erwies sich auch diesmal als trügerisch. Banér mußte am 29. October vor dem Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, der im Sommer das Commando der kaiserlichen Armee übernommen hatte, den Rückzug antreten. Im folgenden Jahre drängte der Erzherzog Banér aus Böhmen hinaus und so war das Land, das fast während eines ganzen Jahres den Feind beherbergen mußte, wieder frei. Die Niederlage jedoch,

die der Erzherzog bei Breitenfeld im Jahre 1642 (am 2. November) erlitt, steigerte wieder die Gefahren für Böhmen, und wenn die Schweden nicht gleich in dieses Land einbrachen, so waren daran die Angriffe schuld, die sie von den auf ihre Macht eifersüchtigen Dänen erfuhren. Als sich der dänische Krieg glücklich für sie abspielte und auch der Fürst von Siebenbürgen Georg Rákóczy feindlich gegen den Kaiser auftrat, konnte nichts mehr ihren Einmarsch aufhalten. Ihr Anführer Torstenson schlug den kaiserlichen General Götz bei Jankau am 6. März 1645 so vollständig, daß sie jetzt auch Mähren überschwemmten und für kurze Zeit sogar nach Niederösterreich vorrückten. Im Winter von 1645 und 1646 hielt der schwedische General Wrangel Böhmen mit 20.000 Mann besetzt, zog sich aber im Februar 1646 aus dem Lande zurück. Von da an war es bis zum Frühjahr 1648 vom Feinde frei. In demselben rückte der General Königsmark wieder ein, ging auf Prag los und es gelang ihm durch List und Überraschung, am 26. Juli sich des Hradschin zu bemächtigen und bei dieser Gelegenheit den Erzbischof Grafen Harrach, den Oberstburggrafen Martinitz und den Stadtcommandanten Feldmarschall Grafen Colloredo gefangen zu nehmen; in die rechtzeitig alarmirte Alt- und Neustadt vermochten die Schweden jedoch nicht einzudringen. Die Bürger im Verein mit den Studenten, mit mehr als 200 Mönchen und mit der Besatzung, die rasch verstärkt wurde, vertheidigten sich auf das tapferste, und selbst als den Schweden eine Verstärkung von 4.000 Mann unter der Führung des Pfalzgrafen Karl Gustav am 30. October zu Hilfe kam, konnten sie die tapferen Vertheidiger der Alt- und Neustadt nicht bezwingen. Als sie auch ein am 25. October unternommener Sturm nicht zum Ziel brachte, kam bald darauf (am 3. November) die Nachricht von dem Abschluß des westfälischen Friedens in Prag an. Der Krieg, der daselbst mit dem Fenstersturz den Anfang genommen und durch dreißig Jahre Böhmen und zahlreiche andere Länder verwüstet hatte, war zu Ende und die Stadt von der Belagerung befreit.

Während der Friedensverhandlungen, die in den Städten Münster und Osnabrück geführt wurden, bemühten sich die protestantischen Reichsstände, den Exulanten die Rückkehr in ihre Heimat und das freie Bekenntniß ihrer Religion zu erwirken. Die Schweden befürworteten außerdem die Rückerstattung ihrer Güter. Der Kaiser wollte die Rückkehr nur unter der Bedingung gestatten, wenn sie katholisch würden, von einer Rückstellung der Güter wollte er nichts wissen und thatsächlich hätte die Erfüllung dieser Forderung einen ähnlichen Umsturz aller Eigenthumsverhältnisse zuwege gebracht, wie er dem Aufstand vom Jahre 1618 gefolgt war. Die Schweden fühlten sich in ihrer Ehre verpflichtet, für die Rückstellung einzustehen; sie hatten mit der Aussicht auf dieselbe den Eifer der in ihrem Heere kämpfenden Exulanten aufgestachelt und dadurch ihre Reihen

vermehrt; viele Böhmen hatten auch reiche Stellungen erlangt, denn die tüchtigen Kriegskenntniſſe, welche ſich die Exulanten erworben hatten, bewirkten, daß faſt der ſechſte Theil der ſchwediſchen Oberſte der böhmiſchen Nationalität angehörte. Alle Bemühungen der ſchwediſchen Unterhändler fruchteten jedoch nichts, und ſo blieben die Exulanten auch weiter verbannt. Übrigens hätten ſie ſich in der Heimat mit ihren Anſchauungen nicht mehr zurecht gefunden, denn in dem politiſchen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Leben der Einwohner Böhmens war ein vollſtändiger Umſchwung eingetreten. Der Adel, der zumeiſt der Gnade Ferdinands II. ſeine Beſitzungen oder die Vermehrung derſelben dankte, hatte ſich ohne Murren der abſolutiſtiſchen Regierungsweiſe gefügt und ſtand treu zum Kaiſerhauſe, in kirchlicher Beziehung hatte die katholiſche Gegenreformation vollſtändig obgeſiegt. Durch Begründung zahlreicher neuer Klöſter und Kirchen, durch Einführung neuer Orden, durch Vermehrung der Jeſuitencollegien, deren es bis zum Jahre 1618 nur drei gab, am Ende des Krieges aber fünfzehn, und durch vollſtändige Umgeſtaltung des Unterrichtsweſens, das faſt ausſchließlich den Jeſuiten übergeben wurde oder von ihnen abhängig war, deren Einfluß in der Einverleibung der caroliniſchen Univerſität in ihre von Ferdinand I. begründete Akademie gipfelte, hatte die katholiſche Kirche eine vollſtändige Herrſchaft über die Gemüther erlangt. Sie wurde dadurch geſichert, daß von dem alten heimiſchen Adel nur der katholiſche Theil im Lande verblieben, der neue, meiſt aus Italienern, Spaniern und Wallonen beſtehend, ſchon bei der Einwanderung eifrig katholiſch war, die Bauern der katholiſchen Lehre keine tiefe Überzeugung entgegenſetzen konnten, die Städte aber, die jedenfalls den nachhaltigſten und am ſchwerſten zu bewältigenden Widerſtand entgegengeſetzt hätten, durch die Strafproceſſe nach dem Jahre 1620 und durch die Kriegsleiden zugrunde gerichtet und größtentheils entvölkert waren. Nur Prag hatte noch einige Bedeutung, hier hatten aber die Jeſuiten ihre nachdrücklichſte Thätigkeit ausgeübt, ſo daß ſich ihnen die ſtudirende Jugend bei der Vertheidigung der Stadt (1648) enthuſiaſtiſch anſchloß.

Durch die Auswanderung, durch den Umſchwung in den Vermögensverhältniſſen infolge der Confiscationen, durch die ſteten Brandſchatzungen und ſonſtigen Kriegsleiden war die Bevölkerung Böhmens, die im Jahre 1618 etwa dritthalb Millionen zählte, bis zum Jahre 1650 auf ungefähr 700.000 geſunken. Wir ſind darüber durch eine detaillirte Volkszählung, die in den Fünfziger-Jahren des XVII. Jahrhunderts vorgenommen wurde, genau unterrichtet. Aus den Beſchreibungen der einzelnen Städte und Dörfer, ſoweit ſie ſich vollinhaltlich erhalten haben, erfahren wir, daß meiſt ein, zwei bis drei Viertel der ehemaligen Wohnſitze unbeſetzt und dem Verfall preisgegeben waren.

Der dreißigjährige Krieg hat über Böhmen noch größeres Wehe gebracht als die Huſitenkriege.

Geschichte Böhmens von 1648 bis 1848.

Mit der Wiederkehr des Friedens waren in Böhmen die Folgen des langen Krieges noch keineswegs beseitigt: aus tausend Wunden blutend lag das Land geistig und materiell völlig darnieder. Aber der natürliche Reichthum Böhmens kam doch auch zur Geltung. Wald und Wasser verhießen ihre Gaben und der ergiebige Ackerboden und das Innere der Erde harrten nur der fleißigen Hände, um die Mühe reichlich zu lohnen. Lage und Verbindungen des Landes begünstigten wie stets Handwerk und Handelsthätigkeit. Nur mußten die verödeten Städte und Märkte sich erst mit Bevölkerung füllen, mußte man die verbrannten und verlassenen Dörfer wieder bauen und weite, wüste Striche aufs neue besiedeln. Und darauf verwendeten denn auch Kaiser Ferdinand III. und die Grundobrigkeiten, geistlich und weltlich, ihre erste und vorzüglichste Sorgfalt.

Der Kaiser, der wie einzelne Getreue für geleistete Dienste, so besonders auch die Stadt Prag für die heldenmüthige Vertheidigung gegen die Schweden im Jahre 1648 nach Kräften belohnt hatte, bewilligte allen fremden Ansiedlern eine dreijährige Steuerfreiheit. Um eine gerechte Vertheilung der Steuern zu erzielen, ordnete er eine „Beschreibung der steuerfähigen Grundstücke" im Lande an. Strenge Maßregeln gegen das räuberische Gesindel, das der Krieg in großer Zahl hinterlassen hatte, dazu Belohnungen für Inhaftnahme oder Tödtung eines Räubers und später unter Kaiser Leopold das Aushauen der Wälder zu beiden Seiten der Straßen bis auf Pistolenschußweite sollten den ruhigen Erwerb und Besitz und die Sicherheit des Verkehrs wiederbringen.

In der That gelang es zahlreiche fremde Colonisten, namentlich aus dem katholischen Süden Deutschlands, dem Lande zuzuführen. Durch sie wurden die Wüstungen wieder besiedelt und an geeigneten Stellen neue Dörfer gegründet; allmälig besetzten deutsche Bauern weite öde Striche, besonders an der Sprachgrenze im Saazer, Rakonitzer und Leitmeritzer Kreise, dann im Böhmerwalde; deutsche Inseln entstanden wieder im Innern Böhmens und die Sprachgrenze selbst ward vielfach dauernd zu Gunsten der Deutschen verschoben.

Auch waren zum Vortheil des Landes die religiösen Streitigkeiten, seit Jahrhunderten die Quelle steter Unruhen und Übelstände, mit dem völligen Siege der katholischen Kirche endlich beseitigt. Wohl hielten sich noch im Verborgenen etliche Lutheraner, Calviner, böhmische Brüder und Anhänger anderer Secten, ja es entstanden deren im Laufe der Zeit noch neue; aber die katholische Kirche allein war geduldet und ihre Macht umsomehr im Aufsteigen, als die ursprünglich nur äußerlich bekehrte Bevölkerung sich bald ganz und voll dem alten Glauben zuwandte.

Mit Zustimmung des Erzbischofs Ernst Albrecht Grafen Harrach, dessen Gewalt nun im ganzen Lande galt, wurden in Ausführung eines Planes Kaiser Ferdinands II. die

Bisthümer Leitmeritz (1656) und Königgrätz (1664) gegründet, deren Sprengel freilich zunächst nur die gleichnamigen Kreise umfaßte. Der Mangel an Weltgeistlichen, der schon früher den Erzbischof zur Errichtung des Prager Priesterseminariums veranlaßt hatte, blieb aber noch lange bestehen und begünstigte die Ausbreitung der Jesuiten und anderer älterer und neuerer Orden (Theatiner, Trinitarier, Piaristen, Barmherzige Brüder und andere), so daß zuletzt die Jesuiten allein in Prag und auf dem Lande 13 Convente und eine Unzahl kleinerer Sitze besaßen. Von ihnen vor allen wurde durch Missionen und Wallfahrten, von dem Predigt- und Beichtstuhl aus, wie mittelst des Jugendunterrichts die Bevölkerung beeinflußt und geleitet, die sogenannte „St. Wenzelserbschaft" (seit 1671) ausschließlich in diesem Sinne verwendet.

Doch gingen wenigstens hinsichtlich der Prager Universität ihre Wünsche nicht ganz in Erfüllung. Zwar wurden nach langer, schwieriger Verhandlung mit dem päpstlichen Stuhle die seit 1638 wieder getrennten Universitäten mit kaiserlichem Decret vom 17. November 1653 aufs neue vereinigt. Aber Ferdinand III., sonst gewiß kirchlich gesinnt, sah in den Universitäten doch vor Allem staatliche Institute. Er verfügte deshalb, daß den Jesuiten zwar die Besetzung der theologischen und philosophischen Professuren im Wesentlichen überlassen bleibe, behielt sich aber die Anstellung der Lehrer an den beiden anderen Facultäten, sowie die Bestimmungen über die Einrichtung der Universität und die Ertheilung des Unterrichts ausdrücklich vor. Auch so war der Erfolg bescheiden. Denn die Lehrmethode der Jesuiten war mehr als mangelhaft, die Zahl der weltlichen Professoren und ihre Besoldung, daher auch ihr Eifer gering. Und ebenso gering war die Zahl der Männer, die damals in Böhmen Bedeutenderes auf dem Gebiete geistiger Thätigkeit leisteten; kaum Einer hat neben dem Jesuiten Boh. Balbin, dem gelehrten Historiker, über die engeren Grenzen der Heimat hinaus seinen Namen bekannt gemacht.

Auch die materielle Entwicklung Böhmens in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zeigte ihre Licht- und Schattenseiten. Wenngleich seine Söhne in alter Tapferkeit auf den Schlachtfeldern Deutschlands und Ungarns kämpften und bluteten und die Stände Soldaten, Geld und Lebensmittel in immer neuer Opferwilligkeit gewährten, so hat doch jahrzehntelang kein Feind den Boden Böhmens betreten. Nur größere Scharen kaiserlicher Truppen, die Armeen, welche 1672 und 1673 auszogen, um den Übermuth Ludwigs XIV. zu bekämpfen, sah man innerhalb der Landesgrenzen bei Eger versammelt. Dagegen wurde damals Böhmen durch schwere Schicksalsschläge anderer Art, die Pest (1680/81) und zahlreiche verheerende Feuersbrünste (1689), heimgesucht. Anderseits wurden die Kaiserbesuche (Ferdinands III. 1652, um seinen älteren Sohn Ferdinand IV. und seine Gemalin Eleonore, und 1656, um seinen jüngeren Sohn Leopold krönen zu lassen, Leopolds I. 1658 und öfter) zu Friedensfesten, welche die Fürsorge der

Ernst Albrecht Graf Harrach, Cardinal Erzbischof von Prag.

Monarchen für das Land und den Patriotismus der Bevölkerung zu glänzender Geltung brachten und der hauptstädtischen Bürgerschaft auch zu materiellem Vortheil gereichten.

Die Steuern waren damals zwar hoch, aber lange nicht unerschwinglich. Böhmen zahlte seine „Ordinari-Verwilligung", die mit der Mährens und Schlesiens in der Regel etwa soviel betrug, wie jene Ober-, Nieder- und Innerösterreichs zusammen, dazu die, natürlich der Höhe nach sehr wechselnde, „militärische Verwilligung", endlich wie schon früher einen Beitrag zur Erhaltung der ungarischen Grenzfestungen und seit Kaiser Ferdinand III. auch zur Besoldung der in denselben liegenden Besatzungstruppen. Aber die Ungleichheit in der Besteuerung war die alte und auch sonst stellten sich einer gleichmäßigen Steigerung des Wohlstandes aller Bevölkerungsclassen die schwersten Hindernisse entgegen. Dies galt namentlich von den Bauern. Seitdem es eben am Schluß des XV. Jahrhunderts den Großen des Landes gelungen war, aus dem freien Bauer Böhmens einen Hörigen, ja sogar einen Leibeigenen zu machen, war dessen Lage immer trauriger geworden. Nun, nach Ausgang des großen Krieges, lagen die Dinge für ihn möglichst schlimm. Die letzten Reste freier Bewegung waren vernichtet, die Obrigkeit in allen richterlichen und politischen Dingen die einzige Instanz. Der Grundherr hatte das Recht, über Leben und Tod der Unterthanen zu entscheiden und alle Verhältnisse nach eigenem Gutdünken zu regeln, während die Naturalleistungen und die Frohnen (Robot) den Bauernstand materiell auf die tiefste Stufe herunterbrachten. Alle Männer von 18 bis 55 Jahren, alle Weiber von 17 bis 50 Jahren waren in vielen Fällen durch fünf, ja sogar auch durch sechs Tage in der Woche, im Sommer und Winter, robotpflichtig, so daß ihnen nur der Sonntag oder die Nacht zur Bestellung der eigenen Felder und Wirthschaften übrigblieb. Selbst die Kinder mußten sich als Viehhüter oder zu anderen leichteren Arbeiten gebrauchen lassen, während das Zugvieh der Bauern vor Allem zur Bestellung der Arbeit auf den herrschaftlichen Gründen diente. Der Ertrag der auf so kümmerliche Weise bestellten Felder, Wiesen und Gärten wurde zum größten Theil von Zehenten und einer Unzahl anderer Giebigkeiten absorbirt. Während die Herrschaft den Preis bestimmte, um welchen der Bauer sein Vieh und sein Getreide an sie abgeben mußte, wurde ihm das kranke Vieh und schlechte Getreide des Herrenhofes weit über den Werth aufgedrängt. Er durfte nur in der Mühle der Herrschaft mahlen lassen, ohne gegen die Betrügereien der Müller geschützt zu sein. Kein Wunder, daß er und die Seinen beständig am Hungertuch nagten und, da jede Widerspenstigkeit unbarmherzig mit schweren Geldstrafen oder der Peitsche (karabáč) geahndet wurde, alle Klagen aber nur zu härterer Behandlung führten, die Bauern oft Haus und Hof verließen oder Hand an sich selbst legten.

Die ungeheueren Besitzveränderungen während des großen Krieges und auch noch nach demselben brachten einen zahlreichen fremden Adel, wie die Eggenberg, Dietrichstein,

Aldringen, Königsfeld, Hartig, Spork, Fürſtenberg, Oettingen, Pötting, Desfours, Clam, Bredau, Morzin, Mannsfeld, Bouquoy, Gallas, Schaffgotſch, Lützow, Kaiſerſtein, Khuenburg, Fahrensbach, Adlersberg und mit Johann Adolf (geſtorben 1683) die ſo reich begüterten Schwarzenberg und viele andere in das Land, die oft genug der Bevölkerung

Johann Adolf Fürſt zu Schwarzenberg.

ohne Theilnahme gegenüber ſtanden. Häufig lebten ſie gar nicht in Böhmen und überließen die Leitung ihres Beſitzes und die Handhabung ihrer Rechte Beamten, deren Willkür und Eigennutz die elende Lage der Unterthanen nur noch verſchärften.

Trotzdem war es ebenſo ſehr die Folge der wühleriſchen Thätigkeit franzöſiſcher, deutſcher und ungariſcher (tökölianiſcher) Agenten, durch die man in jenen Kriegszeiten die

Widerstandskraft des österreichischen Kaiserstaates lähmen wollte, wohl auch das Product unsäglichen Aberglaubens der Menge und bodenloser Verläumdung gegen den Hof anläßlich der damals in Böhmen herrschenden Pest, wenn 1680 in Böhmen ein weitverzweigter Bauernaufstand losbrach, der unberechenbaren Schaden am Eigenthum mit sich brachte. Die Regierung, übel berathen, dachte anfänglich an Strenge und ließ die Abgesandten der Bauern, welche über die Grafen Gallas und Bredau Klage führen wollten, in Haft nehmen. Als aber dann nicht blos die Bauern in Ostböhmen sich in großer Zahl zusammenscharten, sondern auch im Bunzlauer, Leitmeritzer und Elbogner Kreise eine bedenkliche Bewegung entstand, wurden zwar die Generale Piccolomini und Harant mit Truppenabtheilungen gegen die Aufständischen beordert, aber mehr noch als durch Waffengewalt wurde durch Freilassung der Gefangenen, durch Zusage einer vollkommenen Amnestie und vor Allem durch Erleichterung des Frohndienstes die Empörung beendet. Leider war diese Erleichterung nur gering und auch bald wieder vergessen.

Geschah so für den Bauernstand allzuwenig, so blieben auch Handel und Gewerbe, Bergbau und Industrie, die nach dem großen Kriege völlig darniederlagen, ohne die gewünschte Förderung. Der einst so wichtige Salzhandel ging zurück und der „goldene Steig" verödete, da sich die Regierung entschloß (1692), die Salzeinfuhr aus Baiern nur gegen einen Zoll zu gestatten. Wie sollte aber auch der Kaiser die Mittel zur Förderung von Industrie und Handel aufbringen, wenn nicht blos in der ersten Zeit nach Herstellung des Friedens, sondern noch lange darnach die Geldnoth so groß war, daß selbst die Bezahlung der rückständigen Beamten- und Professorengehalte unmöglich war? Wie sollte er das in den Kriegsjahren Unterlassene nachholen, wenn nach kurzen Jahren des Friedens immer neue Kämpfe mit Türken und Franzosen und Verwicklungen der schwierigsten Art seine Mittel in Anspruch nahmen? Wie anderswo, so entbehrte auch in Böhmen die Staatsgewalt, obgleich mit den weitgehendsten Befugnissen ausgestattet, doch wieder der eigenen Organe, um ihren Willen rasch und sicher zur Geltung zu bringen. Der ständische Regierungsapparat functionirte weiter wie zuvor, aber ohne aus freier Selbstthätigkeit Ersprießliches schaffen zu können. Die autonome Vertretung des Landes, der Landtag, war beinahe ohne jede Bedeutung, auch die Initiative, die Kaiser Ferdinand III. 1640 den Ständen zurückgab, nur von der bescheidensten Art. Wenn sie erst die kaiserliche Proposition an den Landtag nach seinem Willen erledigt, „dann und eher nicht", sagt der Kaiser, „dürften sie sich in geringeren Sachen, die da Unser Person, Hoheit, Autorität und Regalien nicht betreffen, mit einander bereden"; jedoch — „daß ehe und zuvor sie dergleichen Unterredung anfahen, sie solches Uns, da Wir zur Stelle, oder Unsern königlichen Landtagscommissarien vorher vortragen".

Noch in dieser Periode sank auch das Steuerbewilligungsrecht fast zu einer leeren Form herab, ja es wurde den Ständen sogar prinzipiell bestritten. Nachdem nämlich schon

Kaiſer Ferdinand III. die Stände verhalten hatte, über die von ihnen verwalteten Steuergelder genaue Rechnung zu legen, wurden die Steuern unter Kaiſer Leopold I. dem böhmiſchen Landtage wiederholt einfach „mit gedruckten Patenten“ auferlegt und erklärte endlich der Kaiſer gelegentlich (am 26. Februar 1694) unumwunden, daß er als regierender König omni jure berechtigt ſei, „die Collectas in dem Erbkönigreiche Böhmen und Landen im erforderlichen Nothfall zu indiciren“, und nur aus bloßen Gnaden geſchehe es, wenn er „nach Anleitung Unſerer erneuerten Landesordnung“ ſie von den Landtagen begehre; ſein oberherrliches Recht auch „in publicis tributis“ ſei dadurch nicht im geringſten limitirt. Aber wie ſollten auch die damaligen Stände Böhmens für die Rechte des Landes eintreten, da der Clerus der Krone ſo unendlich verpflichtet, die Städte ſeit 1547 ſich in Abhängigkeit befanden und nur der Adel eine freiere Stellung beſaß? Eben dieſer Adel unterlag wie alles dem Zuge der Zeit und der Verhältniſſe; nach ſeiner ganzen Vergangenheit dem Lande, ſeiner Geſchichte und Bevölkerung gleichmäßig fremd, blickte er vor Allem auf die Dynaſtie und den Geſammtſtaat hin, dem zahlreiche ſeiner Mitglieder treffliche Dienſte leiſteten. Es genügt da auf die verdienten Generale Kaplíř (Käppler) von Winterberg, Graf Schlick und Chriſtian von Lobkowitz, auf Staatsmänner und Diplomaten wie Fürſt Wenzel Lobkowitz, die Grafen Ulrich Kinsky, Johann Wratislaw, die Colloredo, Martinitz, Gallas hinzuweiſen.

Der Kampf um das ſpaniſche Erbe nöthigte den Kaiſer, den Erbländern neue Opfer an Gut und Blut zuzumuthen, welche Böhmen gleich den anderen willig trug. Seit 1702 bis 1703 war neben den hochgeſteigerten alten Abgaben auch eine „freiwillige“ Vermögensſteuer anbefohlen, die, in dringender Noth und „ad conservationem universi“ gefordert, mit großer Energie eingetrieben wurde und beſonders das Bürgerthum hart traf. Da der Krieg immer größere Dimenſionen annahm und anderſeits Kaiſer Joſef I., Kaiſer Leopolds Nachfolger, die errungenen großen Erfolge feſtzuhalten entſchloſſen war, ſo konnte von einer Ermäßigung der Abgaben in jenen Jahren keine Rede ſein. Ja die Geldnoth zwang den Kaiſer (1708), der Bevölkerung eine neue Steuer, die ſogenannte Acciſe, das iſt eine Abgabe von Eßwaaren, Getränken und anderen in der Haushaltung nöthigen Dingen, aufzulegen, die ſich zwar innerhalb mäßiger Grenzen bewegte, aber doch ſchwere Klagen hervorrief.

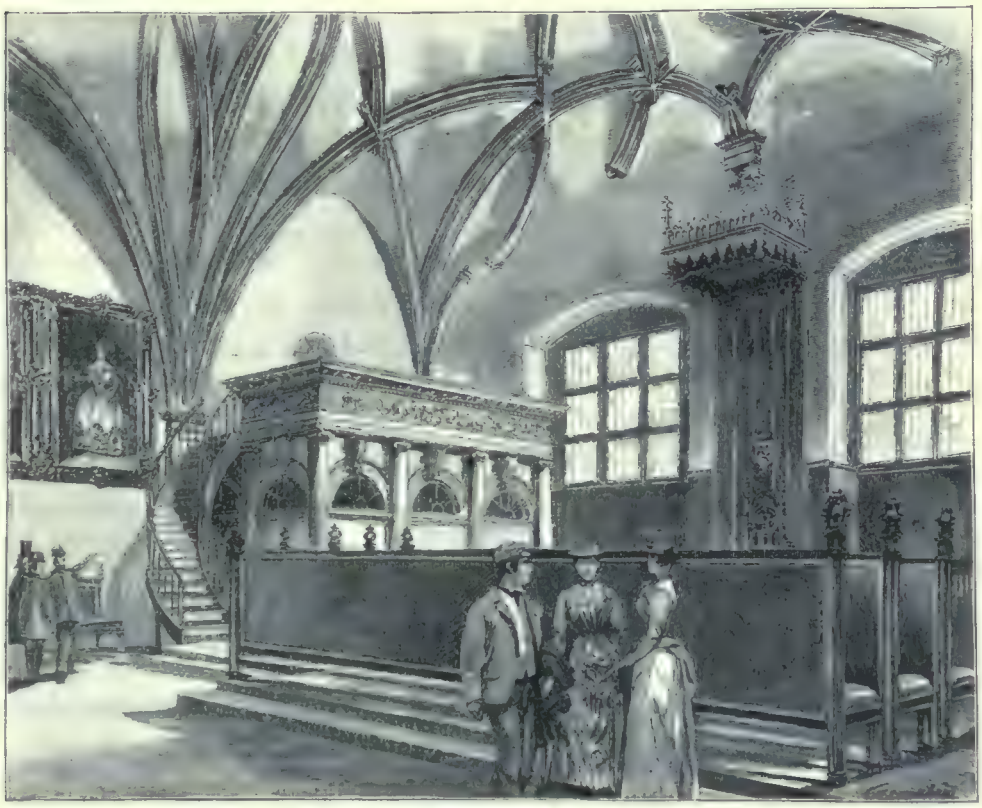
Wenigſtens der Kriegsſchauplatz blieb Böhmen fern. Nur einmal (1706) fürchtete man für deſſen Sicherheit, aber von anderer Seite, als nämlich der ſiegreiche Schwedenkönig Karl XII. hinter ſeinem Gegner Auguſt II. von Sachſen und Polen her bis in die Nähe Böhmens vordrang und auch dem Kaiſer gegenüber eine drohende Haltung annahm. Der König trat als Garant des weſtfäliſchen Friedens und Verbündeter Frankreichs nicht blos für die Proteſtanten Schleſiens und die Zurückziehung der verbündeten

Heere vom französischen Boden ein, sondern wollte auch in den ungarisch-österreichischen Dingen den Schiedsrichter spielen. Böhmen war damals von Truppen ganz entblößt und bis auf die drei Plätze Prag, Glatz und Eger keine Festung auch nur halbwegs widerstandsfähig. Deshalb suchte der Kaiser, sonst sehr empfindlich und zur Wahrung seines guten Rechtes stets entschlossen, den König von Schweden durch gütliche Verhandlung, die Graf Johann Wratislaw führte, zu beschwichtigen, was auch glücklich gelang.

Wurde auch Josef I. durch die großen Welthändel vollauf in Anspruch genommen, so ließ doch der thatkräftige Fürst so manche Spuren seiner auch auf das Wohl seiner Länder gerichteten Fürsorge zurück. Es war des jungen Herrschers fester Entschluß, die in seinen weiten Landen schlummernden reichen Kräfte zu wecken und zu entwickeln und dadurch die Machtstellung Österreichs fester zu begründen. Dabei entging es seinem Scharfblick nicht, daß hierfür ein inniges Vertrauensverhältniß zwischen Regenten und Unterthanen von größter Wichtigkeit sei. Was nun Böhmen betraf, so hatte schon 1648 Ferdinand III. streng verboten, den Pragern ihre Theilnahme an dem Aufstand von 1618 weiter vorzuwerfen. Wie damals Prag, so hatte seitdem das ganze Land unausgesetzt neue Beweise seiner Treue und Opferwilligkeit gegeben. Deshalb verbot Kaiser Joseph am 26. September 1709 „alle Vorrückung jenes längst vergessenen Fehlers"; sowie die akatholische Religion der katholischen, so seien im Lande die rebellischen Personen und Geschlechter anderen gewichen, die mit der Empörung nichts gemein hätten, auch seien ja ganze Communitäten, wie das Prager Domkapitel, die Städte Pilsen, Pilgram, und viele Geschlechter an der Rebellion gar nicht betheiligt gewesen. Da die Erneuerte Landesordnung den Verhältnissen nicht mehr entsprach und unter stetem Hinweis auf die vorausgegangene Erhebung und ihre blutige Niederwerfung erlassen war, so wurde eine Commission zur Ausarbeitung einer neuen Landesverfassung ernannt, welche den zeitgemäßen Ansprüchen des Monarchen und den Wünschen und Gerechtsamen des Landes gleichmäßig Rechnung tragen und, weil unter dem Zuthun beider entstehend, zugleich ein letztes formelles Zeichen der völligen Aussöhnung der Dynastie mit dem einst revoltirenden Theile ihrer böhmischen Unterthanen sein sollte. Die Commission hat jedoch ihre Arbeiten erst lange nach Josefs I. Tode vollendet.

War es auch Josef I. nicht vergönnt, dieses Werk wie manches andere zu Ende gebracht zu sehen, so gelang ihm um so vollständiger die Wiedergeltendmachung der böhmischen Kurrechte, um die sich schon sein Vater bemüht hatte. Mit Recht hielten die österreichischen Herrscher stets daran fest, daß die Kaiserwürde bei ihrem Hause bleibe. Zwar sahen sie sich dadurch immer wieder genöthigt, für die Erhaltung des Reiches mit den eigenen Kräften einzutreten, aber anderseits waren die Vortheile, welche das deutsche Kaiserthum gewährte, ebenfalls sehr bedeutend und fanden die Kaiser in den Bedrängnissen

ihrer Erblande doch auch wieder am Deutſchen Reiche einen Rückhalt. Da die habsburgiſchen Herrſcher, ſeit Ferdinand I. zugleich Könige von Böhmen, ſtets Bewerber um die deutſche Kaiſerwürde geweſen waren, ſo trat, während um die anderen Kurſtimmen geworben wurde, die von ihnen ſelbſt geführte böhmiſche Kur naturgemäß in den Hintergrund. Auch hatte ſchon Kaiſer Ferdinand I. ſich in Böhmen ſo unabhängig als möglich vom Reiche geſtellt, um weitergehende Einmiſchung desſelben in die böhmiſchen Angelegenheiten



Die Landtagsſtube in Prag.

zu verhindern, wobei freilich rechtlich an dem Verband mit dem Reiche nichts geändert wurde. Eben darauf ſtützte ſich Kaiſer Leopold I. und nach ihm Joſeph I., als ſie die vollkommene Gleichſtellung der böhmiſchen Kurſtimme mit den übrigen forderten. Nun wies man zwar von anderer Seite darauf hin, daß die langjährige Übung dem behinderlich ſei und Böhmen nicht die Laſten und Verpflichtungen der übrigen Kurfürſtenthümer trage. Wirklich kam Kaiſer Leopold nicht ans Ziel. Als aber Joſef I. einwilligte, daß Böhmen hinfort alle Reichsabgaben und Kreisumlagen mittrage und jährlich 800 fl. zur Erhaltung des Kammergerichtes beiſteuere, ſah er ſeinem Willen willfahrt und ſeiner Rechtsanſchauung völlig Rechnung getragen.

Die Friedensschlüsse, die den spanischen Erbfolgekrieg beendeten, wurden auch in Böhmen mit Freuden begrüßt und hatten hier (am 23. Juli 1714) die lang ersehnte Abschaffung der Accise zur Folge. Dagegen begann noch im Hochsommer 1714 im Lande die Pest sich zu zeigen, welche trotz aller Mühe, die man sich mit ihrer Bekämpfung gab, bis in den März 1715 dauerte. Noch ehe diese Heimsuchung eintrat, hatte eine verheerende Seuche das Vieh, den Hauptbesitz des Landmanns, befallen und ungeheueren Schaden angerichtet. Deshalb und weil auch jetzt für den bedrängten Bauer und den Gewerbetreibenden trotz des ernstlichen Wohlwollens des Kaisers immer noch zu wenig gesorgt war, vermochte die (blos durch die Kämpfe gegen die Türken und Spanier 1716 bis 1719 unterbrochene) nachfolgende Friedensepoche materiell nur dem höheren Adel Österreichs zu helfen, der wie anderswo so auch in Böhmen in prunkvollen Bauten, weiten Reisen, kostspieliger und üppiger Lebensführung seinen Reichthum bekundete.

Immerhin zeichnen die Regierung Kaiser Karls VI. die ersten Versuche aus, den Außenhandel Österreichs zu organisiren und in colonialen Wettbewerb mit den europäischen Westmächten einzutreten. Die Ausdauer und Vorliebe, mit der der Kaiser sich die Belebung des Verkehrs im Innern und die Schaffung einer Industrie zum Ziele setzte und daran ging, die Lage des Bauernstandes zu bessern (1738), verdienen alles Lob. Schon damals trat die Thatsache hervor, daß Böhmen vor Allem das Land sei für industrielle Thätigkeit. So hatte sich trotz aller Schädigung zur Zeit der Gegenreformation und der Ungunst der nachfolgenden Zeit die Tuchmacherei in Reichenberg doch allmälig wieder gehoben und auch die Geigenmacherei auf dem Erzgebirge erhalten. Der junge Glashandel ging seine glücklichen Wege. Die günstigeren Handelsverhältnisse wurden vor Allem von den Bewohnern des herrlichen Elbegaues benützt, um ihr Getreide und ihre reichen Obsternten mit Gewinn in das Reich zu exportiren. Dieser Verkehr, immer schwunghafter betrieben und für Böhmen eine Quelle steigenden Erwerbs, blieb auch in nationaler Beziehung nicht ohne Folgen: sowie sich vielfach deutsche Kaufleute in den Elbestädten Böhmens niederließen, so gewann überhaupt die deutsche Sprache als natürliche Verkehrssprache mit dem deutschen Norden in Stadt und Land weitere Ausbreitung.

Leider war der Kaiser immer wieder durch politische Fragen von der höchsten Wichtigkeit und in der letzten Zeit seiner Regierung durch unglückliche Kriege gehindert, seine wohlwollenden Absichten weiter zu verfolgen. Die langjährigen schweren Kämpfe um die spanische Monarchie hatten die Ersprießlichkeit der Erlassung einer klaren Erbfolgeordnung aller Welt dargethan. Deßhalb erließ Karl VI. am 19. April 1713 ein Hausgesetz, das wie den männlichen so auch seinen weiblichen Nachkommen die Erbfolge nach der strengen Erstgeburtsfolge in seinem gesammten Besitze zusicherte und dessen unbedingte Gutheißung er vor Allem seitens seiner Unterthanen zu erlangen suchte.

Auch den Ständen des Königreichs Böhmen und des 1322 an Böhmen verpfändeten ehemaligen Reichslandes Eger mit Gebiet wurde das Geſetz vorgelegt. Da in Böhmen bereits das Erbfolgegeſetz Kaiſer Karls IV. vom 7. April 1348 das Nachfolgerecht auch der Frauen feſtſetzte, ein Recht, das ebenſo für das nachfolgende jagelloniſche wie das habsburgiſche Haus ausdrücklich (1510, 1545) in Anſpruch genommen und zugeſtanden war, ſo konnten die Stände am 16. October 1720 mit Recht erklären, das neue Geſetz, „die Pragmatiſche Sanction", ſtehe mit dem alten Fundamentalgeſetze des Königreichs im Einklang und die Eröffnung, welche ſie als Befehl bezeichneten, ſei ihnen vom Kaiſer „aus purem Überfluſſe angeborener Clemenz" zugegangen. Indem ſie ſich und ihre Nachkommen verpflichteten, dieſe Erbordnung in Allem und Jedem auf das ſorgfältigſte zu beobachten, baten ſie nur, der Kaiſer möge auch ſeinerſeits die Stände bei den am 29. Mai 1627 confirmirten Privilegien, Statuten und Gewohnheiten „allermildeſt zu ſchützen geruhen". Dem „Acceſſions- und Submiſſions-Inſtrumente" der böhmiſchen Stände ſchloſſen ſich auch die Egerländer an, aber unter Vorbehalt ihrer Privilegien „und in wie weith es ſich auf den Pfandſchilling Egers appliciren laſſet".

Wirft ſchon die Form des Landtagsſchluſſes vom 16. October 1720 ein Streiflicht auf die Stellung des böhmiſchen Landtages zu jenem unumſchränkten Souveränetätsrechte in geiſtlicher und weltlicher Beziehung, welches die letzten Habsburger nach der Weiſe ihrer Zeit in Anſpruch nahmen, ſo erhalten wir darüber weitgehende Klarheit aus dem Entwurfe der neuen Landesordnung, welche die erwähnte geſetzgebende Commiſſion etwa 1734 vollendete. Darnach beſtand das einzige weſentliche Recht, das den Ständen noch verblieb, darin, daß der Kaiſer verſprach, „in gemeinen und das ganze Land betreffenden Anliegenheiten ſie, Unſere treugehorſambſte Stände, jederzeit zu vernehmen, das Münzweſen, Contributionen und was die Veräußerung der zum Königreich gehörigen Güter anlanget, anders nicht als auf offenem Landtage vorzunehmen". Was das „vernehmen" bedeutete, zeigt die bisher gehandhabte Praxis. Verweigerung hätte, wie die oben erwähnte Erklärung Kaiſer Leopolds vom Jahre 1694 zeigt, als Sedition und Rebellion gegolten.

Übrigens hatten die Stände auf Aufforderung des Kaiſers bereits 1714 eine Deputation nach Wien geſchickt und eine Militärſteuer in der Totalhöhe von zwei Millionen gleich auf zehn Jahre (1. November 1714 bis 1724) zugeſagt, die der Kaiſer nicht zu erhöhen verſprach, neben der aber in den folgenden Jahren höchſt anſehnliche Extraordinarien bewilligt werden mußten. Sie wurden zwar in Friedensjahren vorübergehend herabgemindert, ſind aber nicht wieder verſchwunden. Das Ordinarium von zwei Millionen wurde auch nach 1724 einfach weitergezahlt. Zur Beſorgung der laufenden Geldgeſchäfte der Stände fungirten, nachdem längere Zeit beſondere ſtändiſche Deputirte, die der Landtag alljährlich wählte, deſſen oberſte Schatzbeamte geweſen waren, ſeit 1715

besondere Landesausschüsse (je zwei aus den Prälaten, Herren, Rittern und Bürgern). Auch war Böhmen bereits 1714 im Interesse besserer Verwaltung neu, und zwar in zwölf Kreise, den Königgrätzer, Bunzlauer, Pilsener, Prachiner, Bechiner, Časlauer, Chrudimer, Leitmeritzer, Saazer, Rakonitzer, Berauner und Kaurimer, eingetheilt worden, wobei die Striche von Eger, Falkenau an der Elbe und Elbogen einen Theil des Saazer, der Schlaner District einen Theil des Rakonitzer Kreises bildete und der alte Moldauer und Podbrder Kreis zusammen nun den Namen Berauner Kreis erhielten. Einige Dörfer des Berauner Kreises wurden wegen zu großer Entfernung von der Kreisstadt zu gleicher Zeit dem von Bunzlau zugewiesen.

Nachdem weder Josef I. noch auch bisher Karl VI. zu Königen von Böhmen gekrönt waren, kam dieser mit seiner Gemalin und seinen beiden Töchtern Maria Theresia und Maria Anna im Juni 1723 nach Prag, um sich und seiner Gemalin die Krone des heiligen Wenzel aufsetzen zu lassen, was unter großen Festlichkeiten und der Entfaltung ungeheuren Prunkes sowohl von Seiten des Hofes als auch des aus allen Theilen des Landes erschienenen Adels geschah. Über diesen späten Entschluß des Monarchen haben schon die Zeitgenossen ihre Vermuthungen angestellt. Man wird aber füglich als Hauptgrund den sehnlichen Wunsch Kaiser Karls ansehen dürfen, ja nichts zu unterlassen, was irgendwie geeignet war, die Nachfolge seiner älteren Tochter in den Erblanden noch mehr sicherzustellen.

Es ist bekannt, mit welch schweren Opfern Karl VI. die Anerkennung der Pragmatischen Sanction seitens der europäischen Mächte erkaufte, wie die unglücklichen Kriege wegen der Nachfolge in Polen und gegen die Türken, in die er deswegen gerieth, Österreich finanziell zerrütteten, die Armee, und zwar besonders die tüchtigsten Bestandtheile derselben, die deutsch-slavischen Regimenter, decimirten, ebensosehr Österreichs Ansehen nach außen schädigten, wie im Innern Verzagtheit und Mißmuth hervorriefen. Und eben jetzt schied Kaiser Karl, auch selbst durch die Schicksalsschläge im Innersten gebeugt, unvermuthet rasch nach kurzer Krankheit aus dem Leben, der letzte männliche Sprosse seines glorreichen Hauses (20. October 1740).

Mit ungetheilter Bewunderung hat schon die Mitwelt auf das Wesen und Walten der unvergleichlichen Frau hingesehen, die nun nach des Vaters Tod die österreichische Monarchie zu regieren unternahm. Während standhafte, erfahrene Männer inmitten all des Unheils und der Verwirrung den Muth verloren, obwohl die Fürsten Europa's gegen Wort und Vertrag sich gegen sie erhoben und Alles zu versagen schien, gelang es ihr in der tiefinnersten Überzeugung von ihrem Rechte, die Mittel zu schaffen zu nachdrücklichster Führung des Krieges und in langem Kampfe sich und ihren Nachkommen die väterliche Monarchie zu erhalten, um sodann ihre ebenso maßvolle als klug versöhnende Thätigkeit als Ordnerin und Reformatorin des österreichischen Staatswesens zu entfalten.

Freilich, ehe ihr dies gelang, gingen ſturm- und drangvolle Tage, gingen Jahre der angeſtrengteſten Thätigkeit und Herrſcherſorge an der Monarchin und ihrem geliebten Öſterreich vorüber, und kein geringes Maß von Opfern und Leiden, aber auch von Erhebung und Freude, wurde davon dem Königreiche Böhmen zu Theil. Gleich zu Beginn mehrte eine ſpeciell böhmiſche Angelegenheit, die Frage, wem nun die Führung der böhmiſchen Kurſtimme bei der deutſchen Königswahl zukomme, die vorhandenen Schwierigkeiten. Nicht blos Baiern und Spanien, die ja Maria Thereſia nicht anerkannten, ſondern auch Kurſachſen trat deswegen gegen Öſterreich auf. Der Kurfürſt, zugleich König von Polen, proteſtirte nicht blos gegen die Zuweiſung der böhmiſchen Kur an den Gemal und Mitregenten Maria Thereſia's, ſondern machte auch ihr ſelbſt die Kurſtimme ſtreitig: nach dem Tode Kaiſer Karls als König von Böhmen gebühre die Kur von Böhmen ihm als dem nächſten Agnaten. Unter dieſen Umſtänden ſandte der Kur-Erzkanzler von Mainz einer Gepflogenheit des XV. Jahrhunderts gemäß die Mittheilung von dem Tode des Kaiſers und damit zugleich die Einladung zur Neuwahl nach Prag an die böhmiſchen Stände.

Stefan Rautenſtrauch, Abt von Braunau.

Nur zu bald wurde aber der Besitz des Königreiches selbst für Maria Theresia fraglich. Nachdem der unvermuthete Einmarsch des Preußenkönigs Friedrich II. in Schlesien die erste schwere kriegerische Verwicklung geschaffen und die anderen Gegner Österreichs ermuthigt hatte, traten nach dem Siege des Königs bei Mollwitz (10. April 1741) Baiern, Frankreich und Spanien in ein Verständniß mit Preußen und in den Krieg gegen Österreich ein. Von mehreren Seiten zugleich angegriffen, schien das geschwächte, von einer Frau regierte Reich verloren. Bald schloß sich auch der Kurfürst von Sachsen dem Bund gegen dasselbe an, um als Nachbar seinen Theil bei einer Theilung zu erhalten. Er erhielt Mähren zugesprochen, während Böhmen an Baiern fallen sollte.

Doch blieb das Königreich, das für den Krieg um Schlesien bedeutende Opfer gebracht und dessen Adel auch Einiges zum Schutz der festen Plätze und zur Vermehrung des kaiserlichen Heeres that, zunächst vom Kriege verschont. Die baierisch-französische Invasion traf Oberösterreich, dann Niederösterreich; sie zielte, so schien es, auf das Herz des Reiches, Wien. Französischer Einfluß, wohl auch Eifersucht auf Sachsen, bestimmten aber plötzlich Karl Albert von Baiern, sich gegen Böhmen zu wenden, um dieses Land zu erobern. Zu den von drei Seiten, Niederösterreich, Oberösterreich und der Oberpfalz in das Königreich eindringenden 24.000 Franzosen und 12.000 Baiern, die sich (23. November 1741) vor Prag vereinigten, stießen am selben Tage noch 18.000 Sachsen, welche gleichzeitig vom Norden herankamen. So bedrohte eine weit überlegene feindliche Heeresmacht die Hauptstadt Böhmens, deren weitläufige Werke, seit dem Beginn des Jahrhunderts wie jene der Festung Eger neuerbaut, durch keine nur halbwegs ausreichende Besatzung, auch die bewaffneten Bürger und Studenten miteingerechnet, vertheidigt wurden. Trotzdem hoffte die Monarchin so sicher, daß Prag sich wenigstens eine kurze Zeit halten werde, als sie entschlossen war, die wichtige Stadt mit allen Kräften zu behaupten. Der geheime Waffenstillstand, den Maria Theresia zu Klein-schnellendorf mit dem König von Preußen abgeschlossen hatte, sollte ihr die Möglichkeit geben, ihre Hauptmacht nach Böhmen zu senden. Aber während die Österreicher nach der Einnahme von Neuhaus allzu langsam bis Beneschau vorrückten, fiel die Entscheidung vor Prag so rasch, daß nicht einmal der zur Verstärkung der Besatzung von dem Hauptheere vorausgesandte General Kolowrat rechtzeitig eintraf. Auf Andringen des sächsischen Feldmarschalls Grafen Rutowsky, der erklärte, falls man ihn nicht unterstütze, allein handeln zu wollen, unternahmen die verbündeten Armeen in der Nacht vom 25. auf den 26. November einen Sturmangriff auf Prag, der ihnen die Stadt ohne große Verluste in die Hände lieferte. Die Besatzung wurde kriegsgefangen. Auf die Kunde von dem Geschehenen und wegen der drohenden Haltung Preußens ging die österreichische Armee wieder nach dem Südosten Böhmens zurück.

Schon am Tage nach der Eroberung Prags hielt der Kurfürſt von Baiern ſeinen Einzug in die Stadt; am folgenden Tage ſchlug er in der Reſidenz der böhmiſchen Könige auf dem Hradſchin ſein prunkvolles Hoflager auf. Zum Commandanten der Stadt wurde der Graf von Baiern ernannt. Auch ſonſt ergriff Karl Albert ſofort Maßregeln zur formellen Beſitzergreifung der böhmiſchen Königswürde, erfreut durch die Willfährigkeit des hohen Adels, der ſich raſch in großer Anzahl bei Hofe einfand. Am 7. December wurde der Kurfürſt in den Straßen Prags deutſch und böhmiſch als König ausgerufen und am 19. December empfing er ſeitens einer ſehr zahlreichen und glänzenden Verſammlung von Landſtänden die Huldigung. Wohl war es für viele der Erſchienenen eine Entſchuldigung, daß ihre Güter ſich innerhalb des von den Feinden beſetzten Theiles des Landes befanden und allen die Güterconfiscation angedroht war, die der Huldigung fern bleiben würden. Auch zeigte ſich der Kurfürſt beſonders gegen Geiſtlichkeit und Hochadel außerordentlich huldvoll. Seine und die franzöſiſchen Truppen wahrten die ſtrengſte Mannszucht, ſo daß Handel und Verkehr kaum eine Störung erlitten. Nur Einheimiſche wurden in die neue Landesregierung berufen: Graf Philipp von Kolowrat als Vorſitzender, dann die Grafen Franz von Bouquoy, Rudolf von Chotek, Hermann von Czernin, Johann Chriſtian von Dohalitz und die Ritter Max Bechyně von Lažan und Wenzel Audrcký von Audrč — Graf Johann Wenzel von Kaiſerſtein war böhmiſcher Kanzler am Hoflager des neuen Königs —, keine Änderung der Landesverfaſſung wurde verfügt. Aber wenn man ſieht, wie die Berufenen das Amt willig, ja freudig übernahmen, daß Andere, den erſten Familien des Landes angehörig, ein Clary, Morzin, Wratislaw, Wrtby, Wrſchowetz, Kuenburg, Lützow, Desfours, Lažanský ſich um die Kämmererwürde bewarben und auch ſelbſt der Erzbiſchof von Prag, Moritz Guſtav Graf von Manderſcheid-Blankenheim, in freundlichem Entgegenkommen gegen den fremden Fürſten weit über das Maß des Nothwendigen hinausging, ſo wird man den Patriotismus der Mehrheit des böhmiſchen Adels ſchwerlich hoch ſtellen und erſcheinen Schmerz und Zorn der angeſtammten Herrſcherin darüber vollauf begreiflich. Freilich hielt ſich auch wieder eine Reihe der erſten Geſchlechter des Landes von dem Baier und ſeinem Regiment gänzlich fern und gaben einzelne Adelige Beweiſe ſeltener Treue und Hingebung. Im Bürgerthum der Städte und im Allgemeinen bei der Landbevölkerung fehlte es durchaus an wirklicher Sympathie für die neue Herrſchaft; ſelbſt die ſo überaus lockende Zuſage Karl Alberts, die Leibeigenſchaft aufheben zu wollen, vermochte da keine Änderung hervorzurufen. An einzelnen Elenden, die willig dem Feinde dienten, fehlte es natürlich auch damals nicht.

Für Maria Thereſia gehörten alle dieſe Ereigniſſe in Böhmen zu den bitterſten Heimſuchungen ihres Lebens. Sie war entſchloſſen, „alles auf's Spiel zu ſetzen, um ſich Böhmen zu retten“. Aber ſo raſch ging das nicht. Wieder ſtellte ſich der Mann in den

Weg, der vom Anfang an ihr gefährlichſter Widerſacher geweſen war, Friedrich II. von Preußen. Er hatte, zu Folge der vertragsmäßigen Übergabe der Feſtung Neiße Herr von ganz Schleſien, ſchon Ende October einzelne Truppenabtheilungen in Oſtböhmen einrücken laſſen, ſich am 4. November mit dem Kurfürſten von Baiern aufs neue verbündet und gegen Garantie ſeiner Eroberungen zugeſagt, ihm zur Kaiſerwürde und zum Beſitze Böhmens, Ober- und Niederöſterreichs, dann Tirols zu verhelfen. Als der Kurfürſt ſich Prags bemächtigte, rückte der König, um ſeinerſeits von der Sachlage weiter zu profitiren und ohne ſich mehr um ſeinen Vertrag mit Öſterreich zu bekümmern, in Mähren ein und beſetzte faſt das ganze Land, während ſich ſeine Truppen in Oſt- und Nordböhmen ausbreiteten. Aber damit und mit der Kaiſerwahl Karl Alberts von Baiern (24. Jänner 1742), wobei der Geſandte Öſterreichs, der zur Führung der böhmiſchen Kurſtimme abgeſchickt war, wirklich von der Antheilnahme ausgeſchloſſen wurde, war zunächſt das Maß des Unglücks für Öſterreich voll. Während die öſterreichiſche Hauptarmee die Preußen beobachtete und Südböhmen feſthielt, drang FM. Ludwig Andreas Graf Khevenhüller nach Oberöſterreich vor und eroberte es, dann gewann er, unterſtützt von aus Italien herbeigerufenen Regimentern, faſt ganz Baiern. Schon war Öſterreich in der Offenſive; ſie theilte ſich endlich auch der Hauptarmee in Böhmen mit, welche Khevenhüller hatte verſtärken müſſen. Nun räumten die Preußen und Sachſen Mähren. Und wenn auch der geniale Führer jener noch einmal bei Chotuſitz (17. Mai 1742), aber mit größerem eigenen Verluſte als dem der Öſterreicher ſiegte, ſo erkannte ſein Scharfblick doch, daß ſich die Wagſchale zu Gunſten Öſterreichs neige und darum brachte er durch einen raſchen Friedensſchluß (11. Juni 1742) den Haupttheil ſeiner Eroberungen, Niederſchleſien, Glatz, das nun aus der engeren Verbindung mit Böhmen gelöſt wurde, und den größten Theil Oberſchleſiens in Sicherheit. Seine Verbündeten überließ er ihrem Schickſal. Zwei Wochen nach dem Breslauer Frieden räumten auch die Sachſen den böhmiſchen Boden, da ihr Kriegsherr dem Abkommen ohne Gewinn beitrat. Die an Preußen geſchehenen Gebietsabtretungen wurden hinterher von den Ständen Böhmens beſtätigt und der Verzicht auf alle Rechte ausgeſprochen, welche die Krone Böhmens an ſie haben könne.

Schon zur Zeit des ſächſiſchen Abkommens waren die Franzoſen und Baiern von den Öſterreichern unter ſchweren Verluſten aus allen ihren Stellungen verdrängt und nach Prag geworfen worden, wo ſie nun, von jeder Verbindung abgeſchnitten, ſeit Ende Juni belagert wurden. Hart bedroht ebenſoſehr von 70.000 Gegnern draußen, wie in der Stadt, inmitten einer feindlichen Bevölkerung, die man freilich entwaffnet hatte, von Hunger hielten die Franzoſen gleichwohl mit bewunderungswürdigem Muthe aus. Aber der Entſatzverſuch eines franzöſiſchen Heeres unter Maillebois, dem Marſchall Broglie von Prag aus die Hand reichen wollte, mißlang. Doch zogen Maillebois und Broglie,

die sich nach Baiern wandten, auch die Hauptmacht der Österreicher dorthin. Dies und der Umstand, daß FM. Lobkowitz, der mit 20.000 Mann vor Prag geblieben war, wegen völliger Verheerung der Umgebung Prags seine Truppen zumeist in weiterer Entfernung östlich von der Stadt aufgestellt hatte, ermuthigte die eingeschlossenen Franzosen in der Nacht vom 16. auf den 17. December von Prag gegen Westen auszubrechen, was unter großen Verlusten gelang. Freilich wurde auch Eger, wohin sich die Franzosen geworfen, alsbald vom General Festetics belagert, während Prag sich bereits am 26. December ergeben hatte.

Ferdinand Kindermann Ritter von Schulstein, Bischof von Leitmeritz.

Unter großem Jubel der Bürgerschaft hielten die Österreicher ihren Einzug in die hartgeprüfte Stadt. Bald fiel auch Eger. Nun stand kein Feind mehr auf böhmischem Boden. Aber abgesehen von den sechs Millionen Gulden, die Karl Albert gleich nach der Huldigung gefordert, hatte die französisch-böhmische Occupation dem Lande und namentlich der Hauptstadt Prag ganz gewaltige Kosten verursacht. Beinahe ebenso groß waren die Summen, auf welche die aus dem Aufenthalt und dem Durchzug der preußischen und der sächsischen Truppen, ja auch der österreichischen Heere erwachsenen Kosten und Schäden geschätzt wurden. Und noch eine leidige Folge der Rückeroberung Böhmens durch die Österreicher trat ein: wie schon früher in Oberösterreich, so wurde auch in Böhmen eine Untersuchungscommission eingesetzt gegen jene, die sich in der Zeit der Heimsuchung feige und unpatriotisch oder gar verrätherisch gezeigt hatten. Doch ließ die Monarchin die weitestgehende Milde walten: nur eine Person wurde zum Tode verurtheilt und auch diese im letzten Moment begnadigt. Im Mai 1743 kam Maria Theresia selbst

nach Böhmen und ließ sich am 12. Mai 1743 in Prag die Krone aufsetzen, die dann nach Wien abgeführt wurde.

Wohl war Böhmen so zur alten Verbindung mit der österreichischen Monarchie zurückgekehrt, aber noch waren auch für das Königreich die Heimsuchungen des Erbfolgekrieges nicht zu Ende. Da die Österreicher 1743 Baiern eroberten und in Italien siegreich gegen die Spanier, in Deutschland gegen die Franzosen kämpften, griff der König von Preußen neuerdings zu den Waffen, nicht eigenen Vortheils wegen, sondern um, wie er in einem Manifest erklärte, „dem deutschen Reiche die Freiheit, dem Kaiser seine Würde, Europa seine Ruhe wieder zu geben". Thatsächlich war die Besorgniß, ein allzu sehr erstarkendes Österreich werde ihm Schlesien wieder entreißen, maßgebend, sowie denn der König nicht vergaß, sich von dem Kaiser (Karl VII.) in einem geheimen Vertrag den Rest Schlesiens und den Königgrätzer, Bunzlauer und Leitmeritzer Kreis in Böhmen zusichern zu lassen.

Im August brach der König mit 80.000 Mann durch Sachsen und von Glatz her in Böhmen ein und schon am 30. stand er vor Prag. Die Stadt war diesmal wohl weit besser, mit 20.000 Mann besetzt, aber es waren zum größtentheil ungeübte Truppen und der Commandant, General Harsch, verlor den Kopf. Als der König der Stadt mit seinem schweren Belagerungsgeschütz, das er auf der Elbe und Moldau hatte herbeiführen lassen, hart zusetzte, ergab sie sich und König Friedrich dehnte nun seine Stellungen weit nach dem Südosten Böhmens aus. Aber die rasch herbeieilende österreichische Armee warf sich, verstärkt durch sächsische Truppen, mitten in die Stellungen der Preußen hinein und brachte ihnen schwere Verluste bei, ohne dem König die Gelegenheit zu einer glücklichen Schlacht zu bieten. Die Bevölkerung zeigte sich von Anfang an trotz der freundlichen Versicherungen des Königs, denen freilich die Thaten nicht entsprachen, durchaus feindselig. So blieb ihm bald nichts übrig, als Prag (21. November) und ganz Böhmen zu räumen. Freilich gingen im nächsten Jahre auch die Hoffnungen Maria Theresia's auf Wiedereroberung Schlesiens zu Folge der unglücklichen Schlacht bei Hohenfriedberg nicht in Erfüllung. Ja der König drang wieder in Ostböhmen ein und behauptete sich auch in dem Treffen bei Soor siegreich. Der Friede zu Dresden stellte dann den Besitzstand vor dem Kriege wieder her. Doch anerkannte König Friedrich den Großherzog Franz Stefan, der inzwischen zum deutschen Kaiser gewählt worden war, in dieser Würde.

Böhmen, das in diesen Jahren neuerdings schwer gelitten hatte — das Stift Braunau berechnete z. B. allein seinen Schaden von 1740, besonders 1744, bis 1746 auf 662.947 fl., — blieb während der weiteren Dauer des Erbfolgekrieges von feindlicher Invasion frei. Die Militärlasten wurden freilich auch für Böhmen je länger um so unerträglicher. Dafür gereichte die nachfolgende reformatorische Thätigkeit der Monarchin dem

Lande zur beſonderen Wohlfahrt, wobei freilich die Rückſicht auf die alten überlebten Verfaſſungs- und Verwaltungsformen vor den unausweichlichen Forderungen des Geſammtvaterlandes und der vorwärtsdrängenden Gegenwart in den Hintergrund traten. So wurde im Sinne einer einheitlichen Geſtaltung des Reiches unter gleichzeitiger Trennung der Juſtiz, für welche die oberſte Juſtizſtelle zu Wien ins Leben trat, von der Verwaltung letztere dem an die Stelle der böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei tretenden ſogenannten Directorium in politicis et cameralibus übertragen. Wenn auch nicht principiell und mit Schroffheit, ſo doch nach Maßgabe der klar erkannten Nützlichkeit oder gar Nothwendigkeit wurde nun auch in Böhmen die Verwaltung neu geſtaltet. Die ehemalige Statthalterei wurde getheilt. Nur die oberſte Rechtspflege blieb den Ständen (Landrecht), die politiſchen und finanziellen Obliegenheiten beſorgte aber eine kaiſerliche Behörde, die ſogenannte Repräſentation und Kammer. An deren Spitze ſtand zwar noch der Oberſtburggraf, aber die übrigen Mitglieder und Beamten wurden von der Monarchin ernannt. Im Jahre 1762 wurde die „Repräſentation“ in zwei Provinzial-Behörden getheilt, das „Landescameralamt“, das der oberſten Hofkammer in Wien unterſtand, für die Finanzſachen und das „Landesgubernium“ für die politiſche Verwaltung unter der „vereinigten böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei“ (heute etwa Miniſterium des Innern). Die damals beim Gubernium neu errichtete Schulcommiſſion wurde der ebenfalls neu errichteten oberſten Studienhofcommiſſion in Wien untergeordnet. Wie anderswo unterſtanden den Landesſtellen als Unterbehörden die Kreisämter unter den jetzt von der Regierung beſtellten, mit ſorgſamer Inſtruction ausgeſtatteten Kreishauptleuten, während ſich der Verwaltungsapparat der Stände um ſo leichter bei Seite ſchieben ließ, als die Monarchin den Ständen die mit der Ergänzung, Ausrüſtung und Verpflegung der Truppen verbundene Mühewaltung aus der Hand genommen hatte, wofür das Land ſich zu einer erhöhten Militärſteuer auf zehn Jahre (1748) verpflichtete. Zugleich mit der Errichtung der Kreisämter wurde die Eintheilung des Landes inſofern geändert, als nun der Bydſchower, Klattauer, Elbogner und an Stelle des Bechyner ein Taborer und Budweiſer Kreis errichtet wurden, ſo daß ſich die Zahl der Kreiſe auf ſechzehn erhöhte.

Sowie das „Univerſal-Commerzcollegium“, an ſeiner Spitze ein böhmiſcher Edelmann, der hochbegabte überaus thätige Graf Rudolf Chotek, vom Anfang an ſeine beſondere Aufmerkſamkeit Böhmen zuwandte, ſo wurde deſſen entſtehende Induſtrie durch den böhmiſch-mähriſchen Zolltarif 1753 gegen die preußiſch ſchleſiſche Concurrenz geſchützt. Wie alle wahrhaft großen Regenten erkannte aber die Monarchin als das wichtigſte Mittel zur Steigerung auch des materiellen Wohlſtandes die Hebung der Volksbildung. Darum war ſchon im letzten Jahre des Erbfolgekrieges (October 1747) eine neue Studienordnung für die Prager wie auch für die Wiener Univerſität verfügt worden, in der mit

Recht die Pflege der bisher arg vernachläſſigten Naturwiſſenſchaften betont wurde. Da auch ſie mangelhaft erſchien und die Jeſuiten ſich wenig darum kümmerten, griff die Monarchin energiſcher ein. In neuen Statuten (1752, 1754) verfügte ſie die Errichtung von Studiendirectoraten für die philoſophiſche, juridiſche und theologiſche Facultät der Univerſität — betreffs der mediciniſchen geſchah dies erſt ſpäter, — dann für die Gymnaſien Böhmens. Bei der Reform der Prager theologiſchen Facultät hörte die Monarchin auf den Rath des Braunauer Abtes Rautenſtrauch. Die Directoren erhielten eine weitgehende discretionäre Gewalt, namentlich das unbedingte Aufſichtsrecht über alle Lehrperſonen, die Jeſuiten nicht ausgenommen. Ebenſo wurde das Carolinum neu gebaut, die Univerſitätsbibliothek (aus der Wiener Hofbibliothek) vermehrt, die Zahl der Profeſſuren erhöht, das Einkommen geregelt. Zur Errichtung der Wiener-Neuſtädter Militärakademie, einer Reichsanſtalt, trugen die böhmiſchen Stände jährlich 18.000 fl. bei, wofür ihnen die Verleihung von 32 Zöglingsplätzen zuſtand. Das 1754 zu Prag für adelige Fräulein errichtete Damenſtift war mehr Verſorgungs- als Unterrichtsinſtitut.

Die ſtille, aber allſeitige Reformarbeit in Öſterreich wurde nach acht Friedensjahren durch den Ausbruch eines neuen ſchweren Krieges mit Preußen unterbrochen, der namentlich in den erſten Jahren hart auf Böhmen laſtete. Hier verſammelte die Monarchin zu Beginn des Krieges ihre Armeen (bei Budin unter Feldmarſchall Browne und bei Königgrätz unter General Piccolomini) und hier kam es (am 1. October 1756 bei Lowoſitz) zum erſten größeren Kampf. Anfangs Mai 1757 drangen über das Erzgebirge auf Kaaden und Komotau zu, dann durch die Päſſe von Kulm-Peterswalde, von der Oberlauſitz gegen Reichenberg, aus dem Glatziſchen über Trautenau und Nachod vier preußiſche Corps in Böhmen ein. Nur zwei von dieſen Abtheilungen fanden Widerſtand, während die öſterreichiſche Hauptmacht ohne Kampf gegen Prag zurückwich. Hier kam es am 6. Mai zur Entſcheidungsſchlacht, in welcher die circa 75.000 Öſterreicher ſchließlich den vereinigten (circa 90.000) Preußen weichen mußten. Die erſten Führer auf beiden Seiten, Feldmarſchall Schwerin und Feldmarſchall Browne, waren gefallen (letzterer, tödtlich verwundet, ſtarb am 26. Juni). Alsbald begannen die Preußen die Belagerung Prags, wohin ſich der größte Theil der Öſterreicher (51.000 Mann) geworfen hatte. Der glänzende Sieg, den Feldmarſchall Graf Daun am 18. Juni bei Kolin erfocht, zwang aber König Friedrich, nicht blos die Belagerung Prags aufzuheben, ſondern Böhmen gänzlich zu räumen. Doch wurde das Land noch im November 1757 durch preußiſche Streifſcharen, die bis in die Nähe von Prag vordrangen, hart geſchädigt. Im nachfolgenden Jahre zog das preußiſche Heer, das Mähren beſetzt hatte, aber auch wieder räumen mußte, abermals durch Böhmen nach Schleſien und ebenſo ſah man 1759 (April) und im Sommer 1762 feindliche Abtheilungen im Lande.

Dadurch und in Folge der sehr großen Leistungen für die eigenen Truppen, die hier auch regelmäßig (1761 und 1762 allein ausgenommen) ihre Winterlager hatten, litt Böhmen ungeheuer. Trotzdem und obwohl die Lage der Landbevölkerung ohne gründliche Abhilfe sich schwer bessern ließ, erholte sich das Land nach dem Frieden (1763) rasch wieder. Bei der Volkszählung 1770 zählte man 244 Städte, 307 Marktflecken, 11.284 Dörfer, 389.135 Wohnhäuser, die männliche Bevölkerung betrug 1,194.999 Köpfe, darunter 218.277 zum Kriegsdienst taugliche, die Zahl aller Einwohner etwa 2,400.000, im Jahre 1780 2,563.527.

Auch der siebenjährige Krieg hatte die Reformthätigkeit der Monarchin nicht gänzlich zum Stillstand gebracht; nach Herstellung des Friedens wurde sie mit doppelter Energie aufgenommen. Aber gerade in dem, was das dringendste war, der Besserung der Lage der Bauernschaft, kam man bei der Meinungsverschiedenheit über Mittel und Wege allzulang nicht vorwärts. Die Mißernten der Jahre 1770 und 1771, die darauf folgende große Noth, bei welcher schließlich die Regierung mit den Vorräthen der Militärmagazine und durch Vorschüsse nachhalf und der Erbprinz Josef, seit des Vaters Tode 1765 bereits Deutscher Kaiser, sich persönlich in Böhmen als Wohlthäter der Armen zeigte, dann die harte Behandlung der Bauern bei der Rekrutirung — Böhmen war 1766 in 14 Werbebezirke eingetheilt worden — erzeugten unter ihnen eine bedenkliche Gährung, welche durch eine Ermäßigung der Grundsteuer und der Leistungen an die Gutsherrschaften, sowie durch Abstellung von Mißbräuchen bei der Jagd nicht beschwichtigt werden konnte. Schließlich verdichtete sich die Thatsache, daß die Stände den Absichten der Monarchin hartnäckigen Widerstand leisteten, bei den Bauern zu der weitverbreiteten Meinung, die Regierung habe zwar ein für sie weit günstigeres Patent erlassen, es sei aber von den Ständen zurückgehalten worden. Und seit Beginn 1775 trat in mehreren Gegenden, im Braunauschen, in den oberen Elbe- und Isergegenden, dann um Leitmeritz, Saaz, Falkenau an der Eger, auf der Herrschaft Konopischt u. s. w. bei den Bauern der Entschluß hervor, sich das echte Patent und überhaupt Erlösung aus der grausamen Noth mit Gewalt zu verschaffen. Das schlug natürlich zu ihrem Nachtheil aus. Die Ruhe kehrte aber erst wieder zurück, als ein neues Robotpatent (vom 4. September 1775) feierlich bekannt gemacht wurde, das abermals einige Erleichterungen bot. Auf den landesherrlichen Kammergütern wurden damals die Frohnen gegen einen Grundzins abgeschafft, die Hoffnung aber, daß dies Beispiel Nachahmung finden werde, erfüllte sich nicht.

Rascher und gründlicher wurden die Reformen auf anderen Gebieten — stets für die deutsch-österreichischen Länder, dann für Böhmen, Mähren und Schlesien gleichmäßig — durchgeführt. Bisher gab es in Böhmen 378 städtische und grundherrliche Gerichte, die auch die Kriminaljustiz übten. Nun wurde der großen Mehrheit derselben die Strafgewalt

in Kriminalsachen entzogen und diese 24 Kriminalgerichten zugewiesen, für deren Besetzung mit rechtskundigen Richtern die Regierung Sorge trug (22. Juli 1765). Sie urtheilten seit 1768 nach dem neu angelegten Kriminalgesetzbuche. Für die Interessen der Landescultur und des Handels Böhmens sorgte die Monarchin weiter durch die Errichtung eines Commerzconsesses in Prag, unter welchem Commerzcommissäre in den einzelnen Kreisen standen, durch Herstellung von gleichen Maßen und Gewichten, Ausbesserung der Straßen und directe Unterstützung einzelner Industriezweige, zum Beispiel der Spitzenklöppelei im Erzgebirge. Besondere Aufmerksamkeit widmete man dem Bergbau, sowie denn in Prag bereits 1762 und 1763 eine Bergakademie errichtet wurde, welche aber die Monarchin 1772 nach Schemnitz in Ungarn verlegte.

Mit den deutsch-österreichischen Landschaften gemeinsam gewann Böhmen auch bald seine staatliche Volksschule, nachdem bereits vordem tüchtige Männer auf dem Gebiete des niederen Unterrichts thätig gewesen waren (Kindermann). Die Schulen Böhmens gliederten sich in Normal-, Haupt- und Trivialschulen, in denen mit Ausnahme der letzteren nur in deutscher Sprache unterrichtet wurde. Bezüglich der Gymnasien war ein gleiches bereits 1752 verfügt worden. An die Prager Hochschule aber wurde zuerst 1763 der Schlesier Karl Th. Seibt zum außerordentlichen Professor der sogenannten schönen Wissenschaften mit der Weisung berufen, in deutscher Sprache vorzutragen, sowie denn die Pflege der deutschen Literatur an der Hochschule und in Böhmen überhaupt immer mehr Aufnahme fand. Von höchster Bedeutung für das wissenschaftliche Leben an der Universität wie für das gesammte Schulwesen Böhmens ward dann die Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Ihr Vermögen, in Böhmen auf acht Millionen geschätzt, bildete den Grundstock des böhmischen Studienfonds für Zwecke der Kirche und des mittleren und höheren Unterrichts. Ihre Stellen an der Universität wurden geistlichen oder weltlichen Professoren zu Theil. An den Gymnasien waren die Piaristen ihre Nachfolger, denen die oberste Schulcommission in Wien zugleich eine neue Unterrichtsverfassung an die Hand gab (1774).

Gegen das Ende ihrer Regierung sah sich die große Kaiserin nochmals in einen Krieg mit dem alten Gegner Friedrich II. von Preußen verwickelt, als dieser ihren Ansprüchen auf Theile von Baiern entgegentrat. Wieder mußte man schon zufolge der geographischen Lage Böhmens besorgen, daß die Schrecken des Krieges dieses Land treffen würden, und hier war es auch, wo sich die Heere Österreichs, die Hauptarmee unter Kaiser Josef bei Königgrätz, eine zweite unter General Laudon in Nordböhmen, versammelten. Aber es kam zu keinem großen Kampfe, und schon am 13. Mai 1779 machte der Friede von Teschen, in welchem Österreich das Innviertel von Baiern gewann, der Verwicklung ein Ende. Böhmen hatte für das Jahr 1778 10.000, für das Jahr 1779 20.000 Rekruten und sehr

große Geldbeiträge und Naturallieferungen auf sich genommen. Die Erhaltung des großen kaiserlichen Heeres, die Einbrüche der Feinde hatten schwere Lasten und Schäden verursacht: um so freudiger begrüßte man überall den Frieden. Das Königreich gegen den gefährlichen Nachbar zu schützen, begann Kaiser Joseph den Bau zweier neuen Festungen, an der oberen Elbe gegen Glatz und Schlesien (Josefstadt) und am Zusammenfluß der Eger mit der Elbe bei Leitmeritz (Theresienstadt).

Noch vor deren Vollendung starb Maria Theresia und Kaiser Josef II. übernahm nun auch die Regierung der österreichischen Erblande, um mit dem ganzen Feuereifer seiner thatendurstigen Seele, mit der Hingebung und Opferwilligkeit, welche der innersten Überzeugung entstammte, mit der ganzen Glut seiner Liebe zum Vaterlande, als dessen ersten Diener er sich ansah, sein Österreich nach außen groß, im Innern glücklich zu machen. Man weiß, welche Förderung, welche Hemmnisse Josef II. in seinem Streben fand, wie sein größter Irrthum ihn auch wieder am höchsten ehrt: seine eigene Einsicht von dem Rechten, seine persönliche Unterordnung unter die Interessen des Staates auch jedem seiner Unterthanen zugemuthet zu haben. Man kennt auch das wichtigste Mittel zur Erreichung seines Zwecks: Reichsrecht vor Landrecht zu setzen, die Völker Österreichs zu einer festen Einheit zusammenfassen, so daß dasselbe Recht und dieselbe Pflicht, daß Eine Sprache und Ein Vaterland allen dessen Bürgern gemeinsam sein sollten.

Gelasius Dobner.

Böhmen, dessen Bevölkerung ihren alten hervorragenden Rang unter jenen der übrigen Theile der Monarchie auch jetzt nicht verleugnete, gehörte zu den Ländern des Kaisers, die sich für seine Absichten und Bestrebungen noch leidlich empfänglich zeigten,

wogegen es freilich auch seine Fürsorge im reichsten Maße genoß. In Böhmen hatte die zeitgenössische Literatur der Aufklärung, hatte die Thätigkeit der seit Jahrzehnten heimischen Freimaurerei und doch auch wohl der Einfluß wissenschaftlicher Erkenntniß, den die Universität verbreitete, den Neuerungen Josefs II. auf religiösem Gebiete einen breiteren Untergrund geschaffen als anderswo. Der Adel des Landes, nun naturalisirt, zeigte sich wenigstens zum Theil den Ideen, welchen der Kaiser huldigte, zugethan und leistete nach wie vor dem Gesammtstaate seine Dienste; trat er zuletzt zu Josef II. in Opposition, so waren es weniger Verfassungsfragen als materielle und gesellschaftliche Interessen, vor Allem auch das Beispiel von anderswoher, das dazu Anlaß gab und ermuthigte. Von einer čechisch-nationalen Bewegung aber gegen die Josefinischen Einrichtungen kann vollends nicht gesprochen werden. Obwohl sich einzelne Stimmen zu Gunsten des slavischen Idioms des Landes wie früher so jetzt vernehmen ließen, so fehlte es damals in Böhmen den Čechen wie den Deutschen an jedem ausgesprochenen nationalen Bewußtsein, und was noch davon vorhanden war, war nicht deutsch und nicht čechisch, sondern böhmisch und österreichisch. Josef Dobrovský, der bedeutendste Gelehrte Böhmens in jenen Tagen, ein ausgezeichneter Forscher namentlich auf dem Gebiete der slavischen Sprachen, stand denn auch noch den späteren Bemühungen um die Pflege des Čechischen in Böhmen kalt und fremd gegenüber und der Historiker J. M. Pelzel sagte 1791 den baldigen Untergang der čechischen Sprache voraus. Wie er, so ist die gleichzeitige Geschichtschreibung Böhmens erfüllt vom Lobe der humanitären und auch der politischen Bestrebungen des Kaisers, ja selbst seiner Bemühungen um die deutsche Staatssprache. Gelang dem Kaiser, urtheilt Pelzel, die Erreichung seiner Ziele, so „würde aus dieser (politischen und sprachlichen) Einheit aller österreichischen Erbvölker eine Macht und Stärke geflossen sein, die sie abgesondert nie erreichen werden".

Nur insoweit, als des Kaisers das Gesammtgebiet des Staates in allen seinen wichtigeren Lebensfunctionen umfassende Thätigkeit in Böhmen auf besondere Verhältnisse traf und andere Folgen als in den übrigen Provinzen hervorrief, nur auf das, was Josef für Böhmen allein that, bleibt hier Rücksicht zu nehmen.

In den Tagen Josefs II. sind bis auf wenige Formen die Reste der alten Autonomie, Verfassung und Verwaltung Böhmens beseitigt worden und wurde die völlige Gleichstellung des Königreiches mit den deutsch-österreichischen Erblanden thatsächlich durchgeführt. Im Mai 1781 hatte der Kaiser noch die Stände berufen und ihnen den Gesetzentwurf, betreffend die Aufhebung der persönlichen Unterthänigkeit (Leibeigenschaft), vorgelegt. Daß die Stände sich beeiferten, dem Gesetz ihre Zustimmung zu geben, so daß es bereits am 1. November 1781 publizirt werden konnte, vermochte sie nicht vor einschneidenden Maßregeln des Kaisers gegen die Stände selbst zu schützen, da er in ihnen

als Gesammtheit nach seiner Auffassung staatsbürgerlicher Gleichberechtigung weder eine angemessene Vertretung der Bevölkerung des Landes noch ersprießliche Theilnehmer an der Durchführung seines Werkes erblicken konnte. Schon 1782 wurden sie angewiesen, von nun an bei allen Auslagen aus dem ständischen Vermögen, dem sogenannten Domesticalfonde, vorerst die Einwilligung der Wiener Hofkammer einzuholen. Im nächsten Jahre (1783) erfolgte die Aufhebung des ständischen Landesausschusses, dessen Verrichtungen an das Landesgubernium übertragen wurden. Zu gleicher Zeit wurde das ständische Landrecht (Gericht in Sachen der landtäflichen Güter und ihrer Besitzer) in ein kaiserliches Gericht umgewandelt, das natürlich mit geprüften Richtern besetzt war. Es wurde (wie bisher die städtischen Gerichte) dem Appellationsgericht in Prag untergeordnet, während dieses seine Competenz über die mährischen Gerichte verlor. Endlich ging es an die Beseitigung des ohnehin bereits so sehr beschränkten und in Frage gestellten Steuerbewilligungsrechtes und der regelmäßigen Ständeversammlung (des Landtages) selbst. Jenes Recht entfiel von selbst, sobald auf Grund der neuen Vermessung des ganzen Landes und der Neutaxirung des bebauten Grundes und Bodens ein- für allemal gesetzlich normirt war, daß von nun an jährlich $12^1/_2$ Procent des Erträgnisses an den Staat und $17^1/_2$ Procent (genau 12·14 und 17·86 Procent) an die Herrschaft zu entrichten seien. Dies wurde mit Patent vom 10. Februar 1789 für Böhmen vorgeschrieben. Schon zuvor hatte aber auch der Kaiser den Ständen eröffnet (1788), regelmäßige Sitzungen seien nun nicht weiter nothwendig und er werde sie hinfort nur nach Bedürfniß berufen und ihnen jedesmal vorlegen lassen, worüber sie zu verhandeln hätten.

Dem Geist dieser Änderungen entsprechend erfolgte auch die Neuordnung der Details der Verwaltung und Rechtspflege. Die Gewalt auf den Gutsherrschaften durfte nunmehr nur noch von geprüften Beamten ausgeübt werden, die richterliche durch den Justiziär, die politische durch den Amtmann oder den Verwalter auf Grund eines Zeugnisses des Kreisamtes. Ebenso traten in den unterthänigen Städten den gewählten Bürgermeistern und Schöffen geprüfte Räthe mit weitgehender Gewalt an die Seite. Dagegen verloren die königlichen Städte ihre Autonomie völlig, indem die Magistrate mit geprüften Beamten besetzt wurden, denen nicht blos alle politische Gewalt, sondern auch die Verwaltung des städtischen Vermögens (seit 1784) zustand. Solches geschah sogar in Prag, wo nun überdies Altstadt, Kleinseite, Neustadt und Hradschin Einem Magistrate unterstellt wurden. Die Beaufsichtigung aller dieser Behörden und die Durchführung der Gesetze wurde den Kreishauptleuten eingeschärft, deren Geschäfte dadurch freilich so sehr anwuchsen, daß ihre Anzahl vermehrt werden mußte.

Mit der neuerlassenen Gerichtsordnung in Civilsachen (1781), welcher 1782 eine solche in Strafsachen folgte, der zeitgemäßen Taxordnung vom 1. November 1781,

dem Strafgesetzbuche über Verbrechen 1787 und der verbesserten Strafproceßordnung 1788, endlich dem ersten Theile des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches (1786) wurden auch in Böhmen die bisherige Gerichtsordnung und die alten Stadtrechte formell beseitigt und materiell in den wichtigsten Punkten ergänzt oder abgeändert. Für Sachen des Bergbaues waren am 10. Juli 1783 in Böhmen drei besondere Berggerichte, in Přibram, Joachimsthal und Kuttenberg, eingesetzt worden.

Von ganz besonderer Bedeutung wurden auch für Böhmen Josefs Reformen auf kirchlichem Gebiete. Mit der Erlassung des Toleranzpatentes gewannen nicht nur die Juden, die namentlich in Prag seit Jahrhunderten einen durch Betriebsamkeit, Bildungseifer und Besitz hervorragenden Theil der Bevölkerung bildeten, sondern auch die Reste der Protestanten, die sich trotz aller Verfolgung im Lande erhalten hatten, die Möglichkeit, sich öffentlich zu bethätigen. Die Juden, so lange Zeit geknechtet und noch vor kurzem mit der Ausweisung aus dem Lande bedroht (1744), erfreuten sich auch sonst, namentlich auf dem Gebiete des Schulwesens, vielfach der edelsinnigen Fürsorge des Kaisers, die auf den fruchtbarsten Boden fiel. Sie erlangten 1781 das Recht, sich den höheren Studien zu widmen, 1790 die Zulassung zu den akademischen Graden. Für die Protestanten Augsburger und helvetischen Bekenntnisses, deren Zahl sich durch Zuwanderung aus dem Reiche und die Einverleibung des Ascher Gebietes (1770 und 1771) rasch mehrte, wurden zwei Superintendenturen in Böhmen geschaffen. Dagegen versagte der Kaiser den Anhängern anderer Bekenntnisse consequent die Duldung. Als sich solche in den Kreisen Ostböhmens vorfanden, ja neue Secten hervortraten („Israeliten", „Abrahamiten", sonst „Deisten" genannt), wurde nach vergeblichen Versuchen, sie zum Anschluß an benachbarte evangelische Gemeinden zu bringen, ihre Abführung nach Siebenbürgen und die Anwendung strenger Strafen verfügt.

Die wichtigsten Änderungen betrafen aber auch in Böhmen die katholische Kirche selbst. Seit 1777 hatte der Erzbischof von Prag seine Metropolitangewalt über das Bisthum Olmütz eingebüßt, aber darnach einen neuen Suffragan in Böhmen, den Bischof von Budweis erhalten. Im Jahre 1784 wurde dessen Diöcese im heutigen Umfang eingerichtet und wurden zugleich jene der Bischöfe von Leitmeritz und Königgrätz so vergrößert, daß das Prager Bisthum nur noch im Westen bis an die Landesgrenze reichte, wo es 1787 wieder einen Zuwachs in dem damals vom Regensburger Sprengel abgetrennten Egerlande erhielt. Auch die Kirchenfürsten Böhmens, unter denen sich Johann Leopold von Hay, Bischof von Königgrätz, als eifriger Freund der neuen Einrichtungen bewährte, während der Böhme Freiherr von Kressel, Präsident der neu errichteten geistlichen Hofcommission in Kirchensachen, geradezu des Kaisers rechte Hand war, sahen ihre Gewalt beschränkt durch das neue Ehegesetz (16. Januar 1783), dann durch die Verfügungen Josefs

bezüglich der Heranbildung der Geiſtlichkeit u. ſ. w., ſie gewannen aber an Unabhängigkeit vom römiſchen Stuhle durch Erweiterung ihrer Jurisdiction auch über den Regularclerus und durch ihre neue Miſſion im Dienſte des Unterrichts und der Humanität nach Maßgabe der ſtaatlichen Zwecke, die Kaiſer Joſef auch hier unbedingt feſthielt. Wie anderswo war ſchon 1782 in Böhmen mit der Aufhebung aller jener Mönchs- und Nonnenklöſter begonnen worden, die ſich nicht der Krankenpflege oder dem Jugendunterricht widmeten. Außer den zwölf gleich zu Beginn (1781) aufgehobenen Klöſtern wurde bis 1788 die Auflaſſung weiterer ſechsundvierzig verfügt und aus ihrem Vermögen der ſogenannte Religionsfond gebildet (ſchon 1782), deſſen Einkünfte, abgeſehen von den genau normirten Zahlungen an die letzten Bewohner der ehemaligen Convente, zu kirchlichen Zwecken, vor Allem zur Neuerrichtung und beſſern Dotirung von Pfarreien auf dem Lande verwendet wurden. Daß die mit der Veräußerung des eingezogenen geiſtlichen Gutes betrauten Perſonen öfters nicht mit der nöthigen Schonung und Kenntniß verfuhren und mehrfach Bauten von architektoniſchem Werthe und Gegenſtände des Kunſthandwerkes verdorben und verſchleudert wurden, iſt nicht zu leugnen, war aber zum Theil in den Verhältniſſen und in der ganzen Art und Weiſe, wie jene Zeit über ſolche Dinge dachte, begründet.

Soldat der Legion des Erzherzogs Karl von 1800.

Ebenſo ſicher hatte Joſef II. bei ſeiner Fürſorge für die Prager Univerſität entſchieden weſentlich praktiſche Zwecke im Auge. Es war ein völlig neuer Geiſt, der mit der Studienordnung von 1784 in die alte Pflegeſtätte des Wiſſens ſeinen Einzug hielt, der ſich ſchon äußerlich in dem Geſchäftsgange ausſprach. Nun wurden in allen Facultäten neue Profeſſuren errichtet, für alle, außer der Paſtoraltheologie, die in lateiniſcher, und der

Geburtshilfe, die auch in čechiſcher Sprache zu lehren war, das Deutſche als Unterrichtsſprache vorgeſchrieben, die Verwaltung des Univerſitätsvermögens von der Staatsgüter-Adminiſtration beſorgt, während der Staat die Gehalte der Profeſſoren zahlte, die Gerichtsbarkeit der Univerſität an den Prager Magiſtrat gewieſen wurde u. ſ. w. Zu gleicher Zeit wurde der (ſeit 1769 bis 1770 beſtehenden) Privatgeſellſchaft für wiſſenſchaftliche Zwecke die Anerkennung des Kaiſers ausgeſprochen und ihr ein Saal in der Univerſität zur Verfügung geſtellt (1784). Die Folgen blieben nicht aus. In jenen Tagen konnte das Vaterland mit Stolz auf eine Reihe Gelehrter innerhalb und außerhalb der Univerſität hinweiſen, wie auf Joſef Dobrovský, Gelaſius Dobner, A. Voigt, F. M. Pelzel, Ignaz Cornova, Franz Pubitſchka, J. Schaller, St. Wydra, K. Royko, Ignaz Butſchek u. a.

Praktiſchen Zwecken diente es, wenn der Kaiſer den Privatverein zur Verbreitung landwirthſchaftlicher Kenntniſſe zu einer öffentlich anerkannten Geſellſchaft („die patriotiſch-ökonomiſche Geſellſchaft") erhob, der die Prüfung angehender Landwirthe zuſtand, und wenn er die Errichtung von Induſtrieſchulen in Böhmen anordnete — bis 1787 gab es deren bereits etwa 232 —, ſo wie denn Joſef II. Induſtrie und Handel Böhmens ganz direct und aufs ausgiebigſte unterſtützte. Auf ſein energiſches Eingreifen iſt in erſter Reihe die hohe Blüte der Leinwandinduſtrie im oberen Elbegebiete (Trautenau, Hohenelbe, Braunau), die gewaltige Entwicklung der Induſtrie des deutſchen Nordens Böhmens, beſonders Reichenbergs, zurückzuführen. Ebenſo verdankt Böhmen die wichtigſten humanitären Anſtalten der allumfaſſenden Regentenſorge Joſefs II., ſo das Waiſenhaus in Prag (errichtet 1783), das allgemeine Armeninſtitut (1784), die Taubſtummenanſtalt für Böhmen (1786), das allgemeine Gebärhaus in Prag (1789), die Irrenanſtalt und das allgemeine Krankenhaus (1790).

Die größten Thaten Joſefs II. bleiben aber das Unterthanspatent und die Aufhebung der Leibeigenſchaft (15. Januar 1782). Sie endlich löſten die Feſſeln, welche die Landbevölkerung drückten, und jetzt erſt vermochte der Reichthum des Landes und der Fleiß und die Betriebſamkeit ſeiner Bewohner zur vollen Geltung zu gelangen. Es iſt darum nur volle Wahrheit, wenn ein ruhig beobachtender Zeitgenoſſe ſagt: „Es bleibt des Guten und Nützlichen, was dieſer unvergeßliche Monarch in Böhmen ſowie in allen ſeinen Erbländern leiſtete, ſo viel übrig, daß kein Böhme anders als mit Thränen der Dankbarkeit ſein Andenken feiern kann."

Und noch mehr! So gewiß es iſt, daß aus der Durchführung des Joſefiniſchen Staatsideales für die Sprachen der kleineren Stämme Öſterreichs ſchwere Gefahren erwuchſen, ſo ſicher waren Maria Thereſia und Joſef II. weit davon entfernt, ſie kurzweg hintanzuſetzen, wo ſie praktiſch von Nutzen werden konnten. Die Sorge für den Unterricht in der böhmiſchen Sprache an der Wiener Univerſität, am Thereſianum, an der Militärakademie

Grundsteinlegung und Einweihung des Monuments der Schlacht bei Kulm (29. September 1835).

in Wiener-Neuſtadt iſt dafür bezeichnend. Anderſeits kamen die Maßnahmen des Kaiſers zur Förderung des geiſtigen Lebens in Böhmen und zur Hebung der materiellen Cultur des Landes beiden das Königreich bewohnenden Völkern zugute. Auch für das čechiſche Volk ruhen die Keime zu ſeiner Wiedererhebung im XIX. Jahrhundert in den Beſtrebungen und Ideen der thereſianiſchen und joſefiniſchen Epoche, und Zahl und Ausbreitung im Lande betreffend hat damals das ſlaviſche Element nur im Norden verloren, dagegen neben der fortſchreitenden Čechiſirung deutſcher Sprachinſeln an der Sprachgrenze im Nordoſten, im Süden und im Weſten gewonnen. Hier wurden in eben dem Maße, als der Verkehr mit dem deutſchen Ausland zurückging, die Beziehungen zu dem ſlaviſchen Innern des Landes zahlreicher. Für das deutſche Volk in Böhmen ſind die erhebendſten Empfindungen für des Vaterlandes Größe und Ruhm mit dem Namen Joſef II. verbunden. Joſefs Bild ziert in tauſend Formen die Hütte und den Palaſt und ungezählte Denkmäler aus Erz und Stein bekunden die kindliche Verehrung, den unauslöſchlichen Dank, den die deutſche Bevölkerung für ihn, den „Einzigen“, im Herzen trägt.

Auch in Böhmen wirkte die raſche Aufeinanderfolge und das Kleinliche mancher Reformen verwirrend, zeigte ſich die Bevölkerung unreif, Adel und Clerus vielfach nicht opferwillig genug, das Beamtenthum oft widerwillig oder unfähig. Das böſe Beiſpiel Anderer, Mißerfolge und Verlegenheiten des Kaiſers ermunterten auch hier zur Oppoſition. Zur Zeit, als Joſef, der gegen das mit ihm in Deutſchland und Mitteleuropa rivaliſirende Preußen den engen Anſchluß an Frankreich und Rußland feſthielt, eben des letzteren wegen mit der Pforte in Krieg und mit Preußen in Spannung gerathen war und in Böhmen die Aufſtellung eines Heeres gegen Preußen erfolgte, richtete eine Anzahl böhmiſcher Stände eine Petition nach Wien an den Kaiſer um die Herſtellung der alten Verfaſſung. Sie traf Joſef II. nicht mehr am Leben.

Dafür ſuchte ſein Bruder und Nachfolger Kaiſer Leopold II. wie überall ſo auch in Böhmen mit Mäßigung und Feſtigkeit die Aufregung zu beſchwichtigen und die wankende Ordnung wiederherzuſtellen. Obwohl der Kaiſer den Landtag ſofort berufen hatte, war er doch weit entfernt, in vollem Umfange die Wünſche der Herren zu erfüllen, die nicht blos die Beſeitigung der joſefiniſchen und thereſianiſchen Einrichtungen, ſondern weſentlich auch der Verneuerten Landesordnung forderten. Schon gerieth die Landbevölkerung in Beſorgniß, der kaum errungenen Rechte und Erleichterungen wieder verluſtig zu werden. Aber der Kaiſer war entſchloſſen, das Weſentliche und als vortheilhaft Erprobte zu erhalten, jedoch in Fragen von mehr formeller Bedeutung nach Möglichkeit den geäußerten Wünſchen des Landes und dem Herkommen zu genügen. Neuerungen von immer noch fraglichem Nutzen wurden aufgegeben. So erfolgten noch während der Berathungen des Landtages die Aufhebung des Steuerpatents Joſefs II. und die Wiedereinführung der Robot

(10. Mai 1790), ebenſo unter Beſeitigung des Generalſeminariums in Prag die Herſtellung des Rechtes der Biſchöfe zur Errichtung von Diöceſananſtalten und weitere Zugeſtändniſſe an den Clerus. Aber wenn der Kaiſer mit dem Patente vom 28. Juni 1791 nicht blos für Böhmen, ſondern für alle Erblande (Ungarn, das die avitiſche Verfaſſung völlig zurückerhielt, und die Niederlande ausgenommen) die Wiederherſtellung der alten Verfaſſungen verfügte, doch ſo, daß alle vor 1765 getroffenen ſtaatlich-politiſchen Einrichtungen gleichmäßig aufrecht erhalten wurden, ſo blieb Öſterreich thatſächlich nicht blos

Karl Graf Chotek.

in militäriſcher, finanzieller und adminiſtrativer, ſondern auch in judizieller, mercantiler und cultureller Hinſicht weſentlich ein Einheitsſtaat mit der Tendenz, dies in ſtets höherem Grade zu werden. An der Forderung der deutſchen Staatsſprache wurde unbedingt feſtgehalten und betont, daß eben dadurch die Verbindung des Königreiches mit den deutſchen Erbprovinzen am lebendigſten zum Ausdruck komme. Und was die wiederhergeſtellten ſtändiſchen Gerechtſame betrifft, das Recht Steuern zu bewilligen und einzuheben, an der Vorberathung der Geſetze theilzunehmen, ſeine Geſchäfte durch einen ſtändigen Ausſchuß zu führen u. ſ. w., ſo war das allein Weſentliche daran von geringer Bedeutung,

da die Hauptsteuer des Landes, die Militärcontribution, vor 1765 dauernd geordnet war. Schon war ja auch die Zeit darnach, die alten Stände als Kasten, nicht als Volksvertretung erscheinen zu lassen, denen die nachhaltige Kraft zur Erhaltung, geschweige denn zur Mehrung ihrer Rechte abging. Sie zeitgemäß zu regeneriren, was unzweifelhaft Kaiser Leopolds Absicht war, blieb ihm leider die Muße nicht beschieden. Mit der Krönung des Kaisers zum König von Böhmen (6. September 1791) war für ihn hier die Reihe der Zugeständnisse abgeschlossen; auf ihr Petitum vom Februar 1790 erhielten die Stände keine Antwort.

Aber nicht blos durch verfassungsrechtliche Acte, sondern auch sonst ist Leopolds II. kurze Regierung für Böhmen bedeutsam geworden. Die Hochschule und das ganze Studienwesen des Landes erhielten eine freiere Organisation. An seine Spitze trat der Studienconseß, gebildet von je einem Vertreter der vier Facultäten, der Gymnasien und der Hauptschulen Böhmens unter dem Vorsitz des Universitätsrectors. Sein Wirkungskreis einer-, sein Verhältniß zu dem Gubernium und der Studienhofcommission anderseits wurde genau bestimmt, in einzelnen Fällen behielt sich der Kaiser selbst die Entscheidung vor. Die verheißene Professur für böhmisches Staatsrecht und jene für böhmische Sprache und Literatur wurden freilich erst (im Jahre 1792 resp. 1793) nach Leopolds Tode eröffnet.

Inmitten der gewaltigen Stürme, welche die Revolution in Frankreich entfesselt hatte und nun in das übrige Europa zu tragen drohte, starb Kaiser Leopold II. (1. März 1792) und folgte ihm sein ältester Sohn Kaiser Franz II. (I.), der, seit 20. April mit Frankreich im Kriege, sich bereits am 8. August 1792 in Prag krönen ließ. Nun hatte wohl der zur Zeit des Ablebens Kaiser Leopolds versammelte Landtag Böhmens beschlossen, die Wiedererlangung seiner einstigen Rechte aufs neue zu versuchen. Aber sowie die Regierung schon deshalb, weil der schwere Krieg alle ihre Sorge in Anspruch nahm, diesem Beginnen abhold war, so mußten mit ihr auch die Stände selbst besorgen, durch Erörterungen über Verfassungsfragen und staatsbürgerliche Rechte etwa gar ähnlich wie in Frankreich den Anstoß zu gefährlichen Bestrebungen der unteren Bevölkerungsclassen zu geben. Daher wurde die Bitte der Universität um eine Vertretung im Landtage, sowie diejenige der Prager Städte um eine Vermehrung der Zahl ihrer Landtagsverordneten, endlich auch eine Verfügung zu Gunsten der böhmischen Sprache vom Landtag abgelehnt. Anderseits erfolgte die Verschärfung der Censur, eine Reihe polizeilicher Maßregeln und schließlich seitens des Kaisers (aus Belgien von der Armee, 1794) die directe Weisung an die Stände, sich während des andauernden Krieges der Besprechung von Verfassungsfragen überhaupt zu enthalten.

Hierzu ergab sich auch keine Gelegenheit in der kurzen Spanne Zeit zwischen dem Frieden von Campo Formio und dem Kriege der zweiten Coalition gegen Frankreich; dann aber nahm der mit ungeheurer Anstrengung geführte Kampf alle öffentliche Thätigkeit

Krönung Ferdinands I. in Prag.

in Österreich in Anspruch. Der Feind näherte sich schließlich im Norden und Süden der Alpen den östlichen Erblanden. Deshalb faßte Erzherzog Karl, seit 1798 Gouverneur von Böhmen, den Plan, durch die Bildung von (20) Freiwilligen-Bataillonen der Armee eine erwünschte Verstärkung zuzuführen. In der That traten auf den Ruf des Erzherzogs in Böhmen und Mähren gegen 25.000 Mann unter die Waffen, darunter 638 Prager Akademiker, die zu einer Studentenlegion vereinigt von dem Erzherzog besonders ausgezeichnet wurden („Leibbataillon"). Doch machte der rasch nachfolgende Friede (zu Luneville, 9. Februar 1801) „die mit so viel patriotischer Hast, Geldaufopferung und Kraftanwendung" aufgestellte Legion entbehrlich, ehe sie vor den Feind gekommen war.

Auch nach dem Frieden konnte die erste Sorge des Kaisers nur darauf gerichtet sein, Österreichs gefährdete Machtstellung zu sichern und den neuen Kampf gegen das übermächtige Frankreich vorzubereiten. Auch jetzt war also für Verhandlungen mit dem böhmischen Landtage der Zeitpunkt nicht geeignet. Als die Stände sich beschwerten, daß eine allgemeine außerordentliche Kriegssteuer und eine sogenannte Classensteuer ohne jede Mitwirkung ihrerseits erhoben wurde, erklärte die Regierung kurzweg, es sei dazu keine Zeit gewesen.

Nach der Erhebung Napoleon Bonaparte's zum erblichen Kaiser der Franzosen und weil die Auflösung des Deutschen Reiches rasch voranschritt, erklärte Kaiser Franz durch Pragmaticalverordnung vom 1. August 1804 seinen gesammten Länderbesitz als erbliches Kaiserthum Österreich, wobei er allen seinen Erblanden ihre bisherigen Benennungen und Zustände garantirte. Zwei Jahre darauf legte der Kaiser von Österreich die Würde eines Deutschen Kaisers nieder (6. August 1806) und erklärte seine bisher zum Reiche gehörigen Gebiete, darunter auch Böhmen, als von Deutschland geschieden. Bereits zufolge des Preßburger Friedens (26. December 1805) hatte Österreich auf die einst böhmischen Lehen in der Oberpfalz und in Franken zu Gunsten Baierns verzichtet. Neue schwere Kämpfe mit Frankreich 1809 und 1813 folgten nach, ungeheure Opfer wurden für die eigene und die Freiheit Europa's von Österreich gebracht. Aber wenn auch die Söhne Böhmens nirgends auf den Schlachtfeldern fehlten, wenn auch 1809 die österreichische Hauptarmee nach den Gefechten bei Abensberg und Eckmühl nach Böhmen zurückwich und von hier aus (1813, August) Schwarzenberg den Hauptangriff auf Napoleon unternahm: der Feind blieb während aller dieser Stürme dem böhmischen Boden fern und der Einbruch Vandamme's (29. bis 30. August 1813) endete rasch mit seiner völligen Niederlage bei Kulm durch Colloredo, Kleist und Ostermann. Die Wiedereinsetzung Österreichs in seine frühere Machtstellung geschah durch den Wiener Congreß (1815). Sie hatte insofern für Böhmen auch noch besondere Bedeutung, als es am 8. Juni gleich allen anderen vordem zum Deutschen Reiche gehörigen Gebieten Österreichs deutsches Bundesland wurde und der Kaiser am 9. Juni sich betreffs der nun von Sachsen an

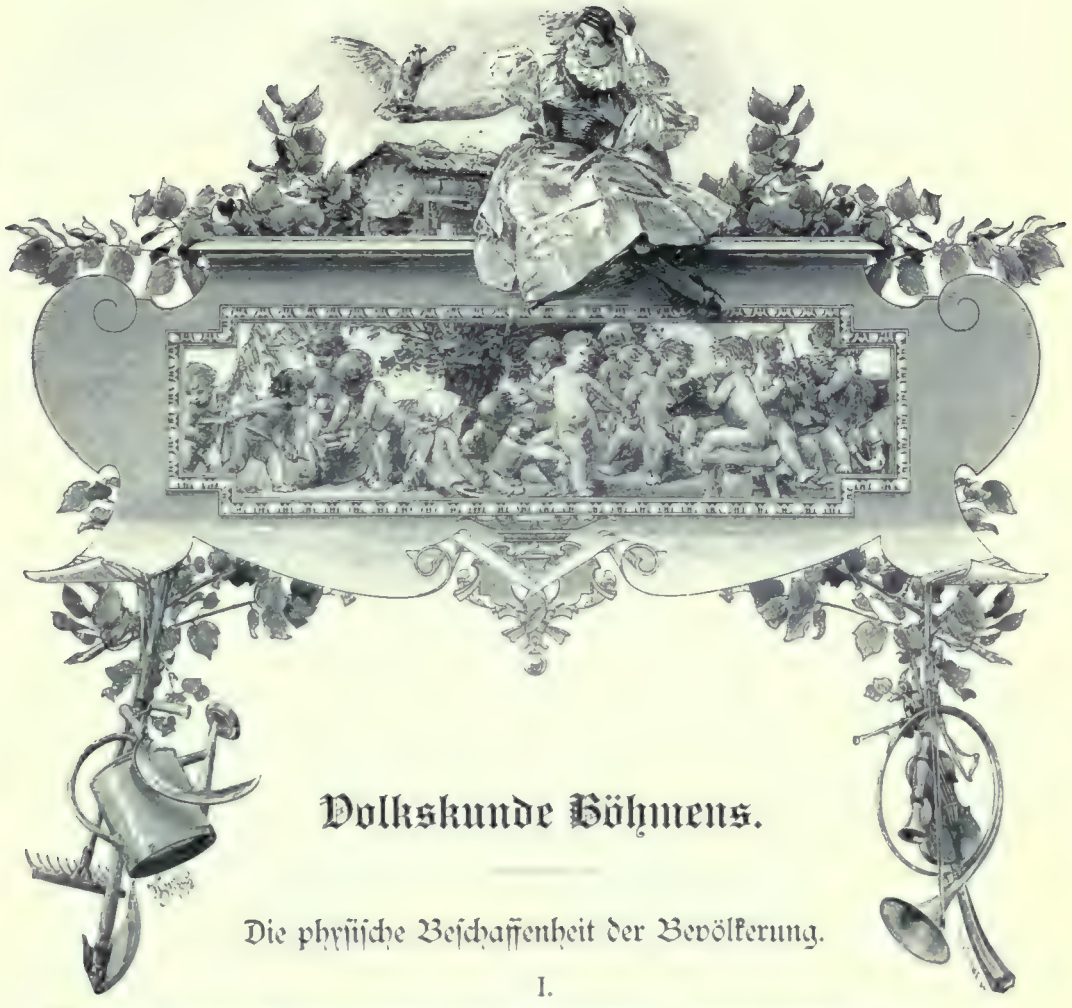
Preußen übergehenden Theile der Lausitz unter Verzichtleistung auf seine Lehenshoheit blos das Heimfallsrecht nach dem Aussterben des preußischen Königshauses vorbehielt. Lange Friedensjahre schlossen sich dann nach dem Sturz Napoleons der Kampfesepoche an.

Am 9. September 1805 hatte der Oberstburggraf Graf Wallis den Ständen Böhmens erklärt: ihre einzige und höchste Aufgabe bestehe darin, auch den leisesten Wünschen des Landesherrn zuvorzukommen. Darin ist ihr damaliges Ansehen und ihre Bedeutung aufs grellste illustrirt. Daß es auch in der langen Friedensepoche nicht anders wurde und der ständische Ausschuß geradezu zu einer Regierungsbehörde sich umgestaltete, ist nach dem, was wir von der Einsicht, der Gesinnung und den Wünschen der Stände aus den nachfolgenden Vierziger-Jahren (1842 bis 1847) wissen, kaum sehr zu bedauern. Aber auch die Regierung unterließ es, trotz der Gunst der Umstände, den Kaiserstaat im Innern zu regeneriren, wobei freilich erst die Mitwirkung einer der Zeit entsprechenden Volksvertretung dem Werke Kraft, Sicherheit und Dauer zu geben vermocht hätte. Sie war ebenso ermüdet und erschlafft wie die Beherrschten. Dennoch kann man auch in dieser Friedenszeit nicht von einem völligen Stillstande in geistiger Beziehung sprechen. Wohl wurden 1802 an den Facultäten und Gymnasien die Directorate wieder eingeführt und der Studienconseß aufgehoben, während die Volksschule unter die Aufsicht der Geistlichkeit kam. Aber der Ungunst der Verhältnisse zum Trotz rang sich die Prager Universität und namentlich die medizinische Facultät zu steigender Bedeutung empor. Auch die anderen wissenschaftlichen Institute des Landes erhielten sich, ja sie schritten voran und noch neue entstanden dazu, so der „Verein patriotischer Kunstfreunde“ (1796), welchem Prag die Gründung seiner Kunstschule verdankt, der Conservatoriumsverein (1810), der Verein zur Förderung der Gewerbe (1833) und namentlich auf Betreiben der Grafen Franz und Kaspar Sternberg die Gesellschaft des böhmischen Museums (1818). Den Intentionen des Kaisers hinsichtlich der Errichtung einer technischen Anstalt wurden die Stände Böhmens früher als die anderen Provinzen gerecht mit der Gründung des Prager Polytechnicums aus Landesmitteln (1802); 1833 folgte in Böhmen die Einrichtung der ersten Realschule (in Prag). Damals ward Böhmen mit dem weiten Netze seiner „Kaiserstraßen“ geziert, um deren Ausbau sich Oberstburggraf Karl Graf Chotek ein besonderes Verdienst erwarb. Aber durch dies Alles fand sich die begabte, strebsame, durch die josefinische Epoche und was man sich von geistigen Erzeugnissen der Zeit heimlich aus der Fremde zu verschaffen wußte, angeregte Bevölkerung Böhmens nicht befriedigt. Aber auf sich hingewiesen, gingen Deutsche und Čechen dabei sehr verschiedene Bahnen. Die seit den Tagen Josefs II. andauernden Bestrebungen, die böhmische Sprache wieder zu erwecken, indem man ihren Wortschatz sammelte, ihre Regeln feststellte, ihre literarischen Erzeugnisse sichtete und vermehrte und vor Allem die Liebe zur Volkssprache bei den Stammesgenossen zu

verbreiten ſuchte, fanden trotz äußerer Hemmniſſe einen breiten Untergrund und eine ſtets wachſende Zahl von Anhängern. Philologen und Dichter, Prieſter und Journaliſten ſtanden bei der Arbeit. Die „Matice česká“, 1831 beim böhmiſchen Muſeum für wiſſenſchaftliche Pflege der Sprache, die Nepomuceniſche Heredität 1833 für mehr populäre und erbauliche Literatur gegründet, förderten den Aufſchwung der böhmiſchen Sprache, für deren Einführung man in Schrift und Geſellſchaft, in Schule, Kirche und Amt thätig war. Dagegen führten die Deutſchböhmen, in ihrer Mutterſprache begünſtigt, ſonſt aber von dem geiſtigen Leben ihrer Stammesgenoſſen „im Reiche“ wenig berührt, ein literariſches Stillleben, das des nationalen Sinnes völlig entbehrte. Ja fern von jedem Wetteifer oder gar Neid, erfreuten auch ſie ſich an den Fortſchritten ihrer Landesbrüder und förderten ſie in literariſchen Erzeugniſſen.

Die Regierung Kaiſer Ferdinands I. hat für Böhmen eine Fortſetzung des Friedens und manches Gedeihen, aber doch keine Änderung in dem bisherigen Syſtem gebracht. Erſt mit dem Sturmjahr 1848 und mit der Thronbeſteigung unſeres allverehrten, jetzt regierenden Kaiſers Franz Joſeph I. kam eine neue Zeit wie für Geſammt-Öſterreich ſo auch für Böhmen.

Das Landeswappen.



Volkskunde Böhmens.

Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

I.

Von der physischen Beschaffenheit eines Volkes handelt die Anthropologie. Dieser kommt es in Böhmen zu, ein Bild des jetzigen Zustandes des böhmischen Volkes zu geben, wie auch seinen Ursprung und seine Entwickelung in physischer Hinsicht zu erörtern. Sie soll ferner zeigen, wie sich die Bevölkerung Böhmens in dieser Hinsicht zu anderen Völkern und Stämmen verhält, die mit ihr entweder geographisch zusammenhängen oder mit ihr stammverwandt sind. Ihre interessanteste Aufgabe besteht dann darin, das Verhältniß zu finden, in welchem beide Nationalitäten, die čechoslavische und die deutsche, in diesem Kronlande zu einander stehen; sie soll ermitteln, ob die Verschiedenheit beider Stämme blos durch sociale und sprachliche Verhältnisse bedingt ist oder ob sie auch hinsichtlich der körperlichen Eigenschaften von einander abweichen.

Es ist wahrscheinlich, daß zu Beginn des Mittelalters Böhmen in seiner Gesammtheit von slavischen Stämmen bewohnt war. Doch begann schon frühzeitig die Einwanderung der Deutschen nach Böhmen. Bereits die ersten böhmischen Fürsten liebten es, Deutsche auf wichtige Posten zu berufen, bis schließlich Přemysl Ottokar II. die erste größere Colonisation durch Deutsche, hauptsächlich in den nördlichen Gegenden veranlaßte. Die Deutschen, die hier Städte begründeten, erlangten besondere Privilegien, die Colonisation nahm zusehends größere Dimensionen an. Die Hussitenkriege verdrängten zwar für einige Zeit die Deutschen aus Böhmen, nichtsdestoweniger rückten die deutschen Niederlassungen von Norden und zugleich auch von der baierischen und österreichischen Grenze unablässig vor, so daß jetzt die Deutschen beinahe schon zwei Fünftel der Gesammtbevölkerung ausmachen. Nach der letzten Zählung im Jahre 1890 leben in Böhmen 3,644.188 Čechen und 2,159.011 Deutsche.

Die deutsche Bevölkerung breitet sich fast ununterbrochen an der ganzen nordöstlichen, nordwestlichen, südwestlichen und südlichen Grenze des Landes aus, namentlich am Fuße des Erzgebirges. Blos an zwei Stellen ist dieser Gürtel durch Ausläufer der čechischen Bevölkerung durchbrochen, und zwar bei Taus, wo die Čechen die Grenzen erreichen, und an der entgegengesetzten Seite bei Nachod, wo sie sogar die Grenze überschreiten. Derartig ist das Bild der gegenwärtigen Vertheilung beider Völkerschaften im Königreiche Böhmen, der čechischen und der deutschen. Es ist daher natürlich, daß auch das Studium der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung immer von diesem nationalen Dualismus ausgehen und zu ihm stets zurückkehren wird. Auch im anthropologischen Sinne macht sich das Streben kund, die Deutschen von den Čechen zu trennen, beide Völkerschaften werden für sich studirt und verglichen, um constatiren zu können, ob es auch physische Verschiedenheiten zwischen beiden gibt und ob überhaupt dann weiter ein anthropologischer Unterschied besteht zwischen den beiden großen Nationen Europa's: den Slaven, von denen ein Glied die Čechen bilden, und den Deutschen, zu denen man zwar vom nationalen, weniger aber, wie sich zeigen wird, vom anthropologischen Standpunkte die Deutschen Böhmens rechnen kann.

Der Anthropolog sollte die ganze Physis eines Volkes, seine ganze Biologie studiren und dem Leser vorführen. Sowie die Anatomie und Physiologie den Körper und das Leben eines Individuums in allen seinen Einzelnheiten erforscht, so sollte auch der Anthropolog hier ein vollständiges Detailbild aller anatomischen und physiologischen Verhältnisse zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen Böhmens vorführen und erörtern, namentlich zwischen dem čechischen und deutschen Volke. Das kann jedoch bis jetzt nur eines der Endziele der Anthropologie sein.

Diese Wissenschaft ist gegenwärtig so jung, hat bis jetzt so wenig Material — welches wiederum selbst nur theilweise bearbeitet ist — und hat so wenig genaue statistische Daten,

daß ſie ein ähnliches vollſtändiges Bild jetzt nicht vorführen kann und auch noch lange nicht wird vorführen können. Die anthropologiſche Forſchung iſt überhaupt erſt in ihren Anfängen, nur gewiſſe körperliche Eigenſchaften werden eifriger erforſcht und unterſucht. Bei uns nun in Böhmen hat man in dieſer Hinſicht noch weniger Unterſuchungen angeſtellt als in anderen Ländern. Deutſchland, Frankreich und andere Länder haben wenigſtens

Typen aus dem Egerland.

für gewiſſe Details große ſtatiſtiſche Werke und können auf ihrer Grundlage zu feſten und wiſſenſchaftlichen Reſultaten gelangen. Bei uns iſt dies nicht der Fall und ſo wird die Skizze, die wir geben, nur die hauptſächlichſten markanten Züge bieten. Daß aber ſchon dieſes Wenige viel Intereſſantes enthält, daß die Erforſchung dieſer Punkte die verſchiedenen Seiten und Momente der Entwicklung der Menſchenracen in Böhmen beleuchten konnte und eine ganze Reihe von Problemen hervorrief, das wird die folgende

Schilderung beweisen. Schon in anatomischer Hinsicht haben sich einzelne charakteristische Züge der Bevölkerung Böhmens, wenn auch nicht in der Gegenwart, so doch in der Vergangenheit vorgefunden; schon die Schädelbildung, die Farbe der Augen, der Haare und der Haut haben uns so manches Interessante geliefert, und es ist kein Zweifel, daß auch eine Statistik ihrer Lebenskraft, ihrer Sterblichkeit, der Geburtsverhältnisse und Krankheiten, die als specielle Aufgabe der Demographie zugewiesen werden, welche Wissenschaft mit der Anthropologie innigst zusammenhängt, das anthropologische Bild, das wir geben werden, zu ergänzen und zu beleben vermag.

Das Bild der jetzigen physischen Beschaffenheit der Bevölkerung Böhmens, so weit es uns die Anthropologie bietet, könnten wir nicht gut verstehen und auch nicht entsprechend würdigen, ohne jene Entwickelung, ohne jenen Zustand derselben zu kennen, der sich aus Überbleibseln, die sich uns aus verschiedenen vergangenen historischen und prähistorischen Zeiten erhalten haben, ergibt. Namentlich die prähistorische Zeit liefert sehr interessante Daten. Ihr Studium in cultureller, also rein archäologischer Hinsicht bildet den Gegenstand eines anderen Artikels in unserem Werke. Doch für jene Perioden hat auch der Anthropolog, der mit dem Prähistoriker Hand in Hand geht, ein Interesse. Viel hat sich freilich nicht aus jenen Perioden erhalten: es sind dies nur Skelette, aber diese Überbleibsel reichen oft hin, um aus ihrer Vergleichung mit dem Skelet des jetzigen Bewohners von Böhmen zur Erkenntniß zu kommen, daß die Bevölkerung auch in physischer Hinsicht im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Veränderungen, deren Ursprung und Grund wir auseinandersetzen wollen, erfahren hat.

Es sind eigentlich nur Schädel, die bis jetzt am meisten erforscht wurden. Von den übrigen Theilen des Skelettes sind meist nur die langen Knochen und die Beckenknochen mehr oder weniger gut erhalten. Doch diese wurden bei uns bis jetzt fast gar nicht untersucht, obgleich dies nicht ohne gewisses Interesse und Bedeutung wäre. Daß man unter den erhaltenen Skeletresten in erster Reihe immer den Schädel berücksichtigte, ist begreiflich. Die Forscher erblickten im lebenden Kopfe den wichtigsten Theil des menschlichen Körpers; in seiner Höhlung befand sich das Gehirn, welches stets als das Hauptorgan angesehen wird, und es sind auch die Gesichtszüge, nach denen am besten die verschiedenen Völkerschaften, die verschiedenen Racen und Individuen unterschieden wurden. Es ist also ganz natürlich, daß man zum Schlusse kam, wie die Racenverschiedenheiten sich beim lebenden Menschen am meisten am Kopfe äußern, so könnte man auch in der festen Structur des Kopfes — am Schädel — den Abdruck jener Verschiedenheiten finden. Daher wurde von der Anthropologie vor Allem der Schädel berücksichtigt und bis jetzt in seinen Dimensionen und in seiner Modellirung am meisten studirt.

Was die Bildung und Gestalt des Schädels bei der in Böhmen angesiedelten Bevölkerung anbelangt, so wissen wir aus einigen erst vorbereitenden Arbeiten beiläufig

Slavische Trachten: Weibliche Tracht aus der Blata-Gegend und männliche Tracht aus der Gegend von Taus Domažlic .

Folgendes: die jetzige Bevölkerung Böhmens (Čechen und Deutſche) erſcheint in dieſer Hinſicht ganz oder doch im hohen Grade ähnlich. Dr. Weißbach hat ſchon vor Jahren einige böhmiſche Schädel gemeſſen und die Schädeltypen verſchiedener öſterreichiſcher Nationalitäten verglichen. Nach ihm und nach anderen neueren Unterſuchungen erſcheint der Typus eines böhmiſchen Schädels folgendermaßen: der Kopf iſt groß, ebenſo auch die Gehirnhöhle. Nach einer anderen Arbeit desſelben Autors haben die Böhmen unter allen öſterreichiſchen Völkern das größte und ſchwerſte Gehirn. Der Hintertheil des Schädels, wo die Pfeil- und Lambdanaht zuſammenkommen, weiſt bei den böhmiſchen Schädeln manchmal eine bedeutende Depreſſion auf. Das Hinterhauptbein iſt flach und ſenkrecht, hinter dem Gehörgange verhältnißmäßig kurz. Das Geſicht wurde früher als nicht ſonderlich hoch geſchildert, was auch eine verhältnißmäßig geringe Höhe der Kieferknochen, der Naſen- und Augenhöhlen zur Folge haben ſollte. Man hielt noch vor kurzem ſchmale Augenhöhlen und eine breite Naſenapertur für ein Charakteriſtikon des böhmiſchen Schädels. Aber unſere neueren Unterſuchungen an einer Reihe der oſtböhmiſchen Schädel von Senſtenberg haben das Gegentheil gezeigt, beſonders bei den Weibern. Die Augenhöhlen ſind ziemlich hoch, die Naſenapertur mittelbreit, das Obergeſicht ſchmal, ſo daß wir wenigſtens für einige Gegenden einen vom oben geſchilderten abweichenden Typus zugeſtehen müſſen. Der Gehirnſchädel iſt ziemlich hoch und zeichnet ſich weiter durch eine ſtarke Schläfenbreite, die ſich beim Anblick von vorne als ein ſtarkes Hervortreten der Contour äußert, aus. Beim Anblick von oben erſcheint der Schädel im Verhältniß zur Breite kurz, ſo daß er manchmal beinahe rund genannt werden kann.

Die Anthropologie drückt ähnliche Verhältniſſe bei der Schädelbildung durch Zahlen — ſogenannte Indices — aus, in dieſem Falle durch den Längenbreitenindex, den wir hier des Verſtändniſſes halber erklären wollen. Dieſer Index iſt eine Zahl, die die relative Breite des Schädels ausdrückt. Seine Zahl erhalten wir, wenn wir die Länge des Schädels (das iſt die Länge von der ſogenannten Glabelle zwiſchen den Supraorbitalbogen bis zum hinterſten Punkte in der Medianlinie) gleich 100 ſetzen und die entſprechende Breite ausſuchen. Wenn zum Beiſpiel die Länge des Schädels 180 Millimeter und die Breite 150 Millimeter beträgt, ſo wird die relative Breite, wenn wir 180 auf 100 reduciren, 83·33 betragen. Dieſe Zahl iſt der Längenbreitenindex, aus welchem man beim erſten Blick erſieht, ob der Schädel lang oder kurz ſei. Dadurch, daß wir alle gemeſſenen Schädel, die ſonſt verſchiedene Längen und Breiten hätten, auf eine gemeinſame Dimenſion, nämlich die Länge 100, zurückführen, können wir ſie auch untereinander vergleichen. Und da hat man gefunden, daß die Schädel in dieſer Beziehung häufig bedeutend von einander abweichen: daß es gewiſſe Völker gibt und früher gab, bei denen der Schädel im Verhältniß zu jenem anderer Völker breiter oder ſchmäler iſt, und daß dieſe Geſtalt bei der

Vererbung sich constant bleibt und daher ein ausgezeichnetes anthropologisches Merkmal abgibt, um die verschiedenen Menschenracen und Typen von einander zu scheiden. Man pflegt jene Schädel lang (Dolichokephali) zu nennen, deren Index nicht über 75 geht, jene dagegen kurz (Brachykephali), deren Index größer ist als 80; die mit einem Index zwischen 75 und 80 heißen Mesokephali. Daher sind die Dolichokephali desto stärker, je kleiner der Index ist, die Brachykephali desto größer, je höher er ist, je mehr sich die Breite des Schädels seiner Länge nähert. Ja man hat schon Schädel gefunden (die allerdings künstlich deformirt waren), bei denen die Breite die Länge übertraf, bei denen also der Index mehr als 100 betrug. Man kann bis jetzt schließen, daß Schädel, die unbedingt brachykephal genannt werden müssen, einer von den Dolichokephali besonderen, dem Ursprung nach verschiedenen Typus bilden, obgleich die Frage noch nicht beseitigt ist, ob nicht auf die Brachykephalie des Schädels, die mit einem flachen Hinterhauptbein verbunden ist, die künstliche Deformation dadurch einen Einfluß ausübt, daß die Mütter ihren Kindern eigene Hauben gaben oder daß sie sie oft auf dem Rücken liegen ließen. Was die Mesokephalen betrifft, so hielten sie die Einen für einen eigenen Typus, die Anderen für ein Kreuzungsproduct, noch andere für Varietäten sowohl der Dolichokephalen als auch der Brachykephalen. Alles ist hier möglich, aber nichts sichergestellt. Uns interessirt hier diese complicirte Frage nicht und so wollen wir sie auch bei Seite lassen.

Nach dieser Erklärung wird man begreifen, was es bedeutet, wenn wir die modernen Schädel der Bevölkerung Böhmens (und zwar der čechischen wie auch der deutschen) ausschließlich zu den Brachykephalen rechnen. Dr. Weißbach constatirte bei einer Serie von 40 Schädeln einen Durchschnittsindex von 83·1. Die größte Anzahl fiel auf den Index 84, dann 83. Voriges Jahr hatte Dr. Niederle in Senftenberg 60 Schädel der dortigen Bevölkerung gemessen. Sie zeigen einen durchschnittlichen Längenindex von 84·59, jedoch bei Männern 84·23, bei Weibern 85·18. Es scheint also auch in Böhmen der weibliche Schädel kürzer zu sein als der des Mannes. Im anthropologischen Cabinet des Prof. J. Ranke in München werden 86 moderne böhmische Schädel aufbewahrt, welche Dr. Obolenski gemessen hat. Sie sind zwar aus Mähren (aus Dörfern der Podhoraken und Hanaken), doch ist die Bevölkerung dort dieselbe wie in Böhmen und wir können sie auch hier anführen, da nur wenige bedeutendere Daten aus Böhmen vorliegen. Hier überrascht uns eine bedeutende Brachykephalie. Zumeist sind es Schädel mit einem Index von 80 bis 86, zu den Mesokephalen (Index 76 bis 79) gehören nur 8, und davon stehen 5 an der Grenze der Brachykephalie. Einen Dolichokephalen gibt es in dieser Serie, ebenso auch in jener des Dr. Weißbach nicht; freilich zeigt ein bedeutender Procentsatz der Schädel Bildungen, die sonst die Dolichokephalen charakterisiren. Diese Forschungen bezüglich der Schädel bestätigten in zum Theile noch nicht veröffentlichten Arbeiten Dr. J. Matiegka und Dr. Niederle

Weiblicher Typus aus dem Egerland.

durch Meſſungen an lebenden Kindern. Dr. J. Matiegka nahm an 395 Schulkindern zu Lowoſitz Meſſungen vor; die größte Anzahl davon hatte den Index 86, der Durchſchnittsindex betrug ſogar 87·15. Doctor Niederle that es bei den Schulkindern aus der Stadt Neu-Paka bei Jičin — 126 an Zahl — und bei 65 Schulkindern aus dem Dorfe Pouchov bei Königgrätz im öſtlichen Böhmen. Auch hier betrug der Durchſchnittsindex 87, bei Mädchen ſogar 88.

Freilich muß man beim Vergleich dieſer Zahlen mit den früheren zweierlei berückſichtigen: erſtens, daß die Kinder überhaupt mehr der Brachykephalie zuneigen, weil bei ihnen die naſofrontalen Höhlungen nicht ſo entwickelt ſind, indem die Stirn flach und ſenkrecht iſt, und zweitens, daß wir bei Meſſungen an Lebenden zugleich auch die Haut-, Fett- und Muskelſchichten, die unter der Haut ſich befinden und an den Kopfſeiten (wo die Breite gemeſſen wird) gewöhnlich ſtärker als an der Stirn und am Hinterhaupt ſind, meſſen. Daher hat die Erfahrung gelehrt, daß man von der Breite und daher auch von der Inderzahl am Kopfe eines lebenden Menſchen etwas abziehen muß, nach Weißbach zwei Einheiten (obzwar Andere wiederum auch anderer Meinung ſind). Wenn wir von dem Inder bei Kindern 2 abziehen, ſo wird er um etwas kleiner, bleibt aber immer noch verhältnißmäßig höher als der Durchſchnittsinder eines erwachſenen Menſchen.

Aus den angeführten Zahlen erſieht man, daß die čechiſche und deutſche Bevölkerung Böhmens brachykephal, und zwar conſtant brachykephal iſt; meſokephale Köpfe ſind ſelten, ein wirklicher Dolichokephale iſt ſicherlich eine große Ausnahme. Es ſcheint daher, daß es jetzt in dieſer Hinſicht keinen Unterſchied am Schädel zwiſchen den Čechen und Deutſchen in Böhmen gibt, ebenſowenig wie auch zwiſchen ihnen und den Deutſchen in Öſterreich und in den Alpengegenden nach den ausgezeichneten Forſchungen Zuckerkandls, Holls und Anderer, und wie auch zwiſchen ihnen und den Deutſchen in Baiern nach den claſſiſchen Arbeiten des Profeſſors Ranke. Es iſt jedoch möglich, daß ſich bei Forſchungen in größeren Dimenſionen, namentlich in deutſchen Gegenden, doch ein immerhin merklicher Unterſchied zwiſchen dem Durchſchnitts-Längenindex an čechiſchen und deutſchen Schädeln herausſtellen wird. Warum dies möglich iſt, wird aus dem Folgenden einleuchten.

Die geographiſche Vertheilung des Längenindex in Böhmen iſt uns freilich bis jetzt unbekannt. Je weiter wir aber in der Vergangenheit zurückgehen, deſto häufiger tritt unter den Schädeln der böhmiſchen Bevölkerung eine ganz andere Form auf, ein viel längerer Schädeltypus als der der jetzigen Schädel. Für Schädel aus den vergangenen Jahrhunderten haben wir allerdings wenige Belege. In Böhmen exiſtirt wohl noch eine ganze Reihe von Beinhäuſern aus dem vorigen, aus dem XVII. Jahrhundert, ja vielleicht aus noch älterer Zeit, aber von ihnen wurde bis jetzt ſehr wenig wiſſenſchaftlich verwerthet. Nur bezüglich des berühmten Beinhauſes zu Sedlez bei Kuttenberg hat der Veteran der mähriſchen Anthropologie Dr. Heinrich Wankel die Bemerkung gemacht, daß ihm die dortigen Schädel brachykephal und meſokephal und dabei noch ſehr niedrig ſchienen. Aus dem XVI. Jahrhundert ſind 20 Schädel aus einer Gruft bei der Prager Teinkirche von Dr. Matiegka unterſucht und beſchrieben worden, von denen 5 dolichokephal, 25 Procent meſokephal ſind. Erſt aus dem I. bis II. Jahrhundert des zweiten Jahrtauſends n. Chr. und vom Ende des vergangenen Jahrtauſends haben wir eine Reihe

von Schädeln, die ordentlich erforscht und gemessen wurden. Und hier merkt man schon großen Unterschied: eine ganz andere Form tritt in einer nicht unbedeutenden Anzahl von böhmischen Schädeln auf.

Diese böhmischen Schädel rühren aus den Gräbern her, die, so weit eine Datirung möglich war, dem VIII. bis XII. Jahrhundert nach Chr. angehören. Es sind dies Schädel

Typen aus der Gegend von Neuhaus.

aus Gräbern mit Skeletten, die in Reihen neben einander auf den Rücken gelegt sind und bei deren Köpfen sich häufig die bekannten, von Müller, Virchow und schon in den Sechziger-Jahren von Wocel für slavisch erklärten Schläfenringe mit einem S-förmigen Ende befinden. Diese Gräber werden allgemein und richtig für *slavische* Gräber gehalten, da wir aus verschiedenen zuverlässigen Nachrichten schließen können, daß in der erwähnten Zeit Böhmen sicherlich nur von Bewohnern slavischer Abstammung bewohnt war.

Ein bedeutender Procentsatz von Schädeln weicht jedoch, wie wir schon erwähnten, vom jetzigen böhmischen Schädel nicht nur durch seine relative Länge und Breite, sondern

auch durch seine Gesammtform ab. Der Schädel ist nicht nur länger, so daß der reine Typus augenscheinlich schon dolichokephal war, mit einem Index unter 75, sondern mit dieser Dolichokephalie verbinden sich neue Merkmale ebenso, wie sich auch mit der Brachykephalie bestimmte Merkmale verbunden vorfinden.

Am meisten ist hier die etwas fliehende Stirn bezeichnend und dann der kugelige Hintertheil des Schädels, das sogenannte Occiput, der jetzt dagegen typisch flach ist. Auch das Gesicht zeigt bei ausgeprägten, durch Kreuzung nicht alterirten Schädeln sehr bezeichnende Formen. Das Gesicht selbst ist lang (Dolichoprosopie), was auch relativ hohe Orbitaleingänge, eine schmale oder halbschmale Nasenhöhle (Leptorhinie oder Mesorhinie) mit sich bringt; die Jochbogen sind flach und liegen an, die alveolaren Partien des Ober- und Unterkiefers und die Zähne stehen steil, aber auch ziemlich häufig ein wenig hervorragend, das Kinn ist stark, aber beim Anblick von vorn hoch und spitzig.

Dr. Matiegka hat in seinen „Crania bohemica" die Resultate der Messungen von 110 Schädeln aus den Gräbern dieser slavischen Periode in Böhmen publicirt. Das Verhältniß der Dolichokephalie und Brachykephalie war: 20·9 Procent zu 40·9 Procent. Wenn wir aber dazu die später gefundenen Schädel aus den Grabstätten bei Zbuzany, Levý Hradec, Leitmeritz, Repov, Libitz, Želenitz u. A. berücksichtigen, ergeben sich 29 Procent Dolichokephale zu 30 Procent Brachykephalen, also fast gleiche Zahlen.

Je weiter wir in der Vergangenheit zurückgehen, desto größer wird der Procentsatz der dolichokephalen Schädel: so in der sogenannten La-Tène-Zeit, in der Hallstattzeit. In der Steinzeit Böhmens ist ein kurzer Schädel eine große Seltenheit, gerade so wie heutzutage ein langer, und immer wird nicht sicher, ob er nur eine individuelle Variation des Typus vorstellt oder der Zeuge einer neuen Race ist, die damals in Europa auftauchte. Die dolichokephalen Schädel dieser Zeit unterscheiden sich freilich durch ihren Typus ziemlich bestimmt von den langen Schädeln aus den Zeiten nach Chr. Sie sind oft über die Maßen lang mit einem Index unter 70, das Gesicht und die Orbitaleingänge sind oft niedrig, die Nase ist tief unter der Stirn eingedrückt, die durch starke Supraorbitalbogen charakterisirt ist; die Nasenapertur und der Unterkiefer sind niedriger und breiter.

Wir sehen demnach in der Schädelbildung der Bevölkerung Böhmens einen vollständigen Umschwung. Aus der dolichokephalen Bevölkerung ist eine ausschließlich brachykephale geworden, bei der die längere Form nurmehr eine Ausnahme bildet. Professor Zuckerkandl legte auf dem Congreß in Wien 1889 folgende Übersichtstabelle der böhmischen Schädel vor:

	Dolichokephali	Mesokephali	Brachykephali
moderne . .	—	17·5 Procent	82·5 Procent
prähistorische	57·1 Procent	19·1 „	23·8 „

Dieſelbe Erſcheinung wie in Böhmen beobachten wir übrigens beinahe in ganz Europa. Die Entwickelung der böhmiſchen Typen iſt demnach keine vereinzelt daſtehende Erſcheinung, ſondern nur ein Theil der Wandlung der europäiſchen Bevölkerung in phyſiſcher Hinſicht. Überall bemerkt man, daß der Schädel bedeutend kürzer wird. Wie ſoll man dieſe Erſcheinung erklären? Die Einen verſuchten es, ſie durch die Cultur, den Wohlſtand, namentlich aber durch das Wachſen der Intelligenz, die eine Verbreiterung der lateralen Partien des Gehirnes verurſacht und dadurch auch die Gehirnkapſel ſelbſt mehr in die Breite zieht, zu erklären (Durand, Schaaffhauſen, Matiegka), die Anderen durch Einwirkung der Millieus, in denen verſchiedene brachykephale Stämme lange Zeit hindurch lebten (J. Ranke, Schaaffhauſen), Andere aus rein phyſiologiſchen Gründen (durch die Wirkung der Muskeln), Andere wiederum aus pathologiſchen (durch ein vorzeitiges Zuſammenwachſen einiger Nähte) u. ſ. w. Zum Theil wird gewiß dieſe Erſcheinung auch durch Kreuzung des dolichokephalen Typus mit einem neuen kurzköpfigen erklärt. Dieſer iſt höchſt wahrſcheinlich im Laufe der Steinzeit nach Europa gekommen und kreuzte ſich nicht nur mit der dolichokephalen Bevölkerung, die früher hier anſäſſig war, ſondern auch mit der ſpäter hierher gekommenen und vielleicht mit der erſten verwandten, wobei der lange Typus von dem kurzen langſam, aber allgemein abſorbirt wurde. Für das erſte Product der Kreuzung hält man oft die meſokephalen Bildungen, die immer kürzer und kürzer werden. Man muß aber zugeben, daß, was die Meſokephali anlangt, nicht gerade die Kreuzungstheorie, ſondern die Theorie der allmäligen Entwicklung infolge einer uns bis jetzt ſichergeſtellten Urſache auch ſehr viel für ſich hat.

Wie es ſich in Böhmen verhalten hat, wer jene urſprüngliche Bevölkerung der Steinzeit war, wer jene ſpäteren Dolichokephali, welche auf einmal um Chriſti Geburt hier zahlreicher aufzutreten ſcheinen und mit der Einwanderung des neuen Stammes augenſcheinlich in Verbindung ſtehen, wer jene Brachykephali waren, die ſchon in jener Zeit hier auftauchen und jetzt durch die ganze čechiſche und deutſche Bevölkerung repräſentirt werden, darüber iſt viel geſchrieben und wiſſenſchaftlich und unwiſſenſchaftlich viel diſputirt worden. Schließlich hat folgende Erklärung, die ſchon auf den erſten Blick — das kann man nicht beſtreiten — ſehr natürlich erſcheint, die Oberhand gewonnen. Man hat nämlich, hauptſächlich in Süddeutſchland durch die Forſchungen Lindenſchmits und Eckers conſtatirt, daß der urſprüngliche germaniſche Typus, der Typus jener Alamannen und Franken, welche zur Zeit der Völkerwanderung in Deutſchland erſchienen und welchen Lindenſchmit die ſüddeutſchen Gräber mit der ſogenannten Merovinger-Cultur richtig zugeſprochen hat, dolichokephal war, lichtes Haar, blaue Augen hatte und überhaupt zur lichten Complexion gehörte. Da nun die Slaven in ganz Europa als ein ſtark brachykephaler Typus erſcheinen, und da es hiſtoriſch bewieſen oder wenigſtens höchſt wahrſcheinlich iſt,

daß in Böhmen vor der Beſiedlung des ganzen Landes durch ausſchließlich ſlaviſche Stämme auch fremde, nicht ſlaviſche Stämme, unter dieſen die germaniſchen Markomannen anſäſſig waren, ſo lag es nahe zu erklären, daß abgeſehen von der älteſten Bevölkerung (deren Nationalität nicht beſtimmt werden kann, da ein feſter Anhaltspunkt fehlt), jene im Anfang der chriſtlichen Aera und im erſten Jahrtauſend auftauchenden Dolichokephalen eben die germaniſchen, bei uns angeſiedelten Völker und ihre Nachkommen waren, welche jedoch in der Folge theils auswanderten, theils in der brachykephalen ſlaviſchen Bevölkerung, die bald das ganze Land überſchwemmte, vollſtändig aufgingen. Dasſelbe wiederholte ſich bei den ſpäteren deutſchen Coloniſten. Alle haben, da ſie numeriſch verhältnißmäßig ſchwächer als die Slaven waren, ihren urſprünglichen Typus eingebüßt, ſo daß gegenwärtig der čechiſche und deutſche Schädeltypus beinahe keinen Unterſchied aufweiſt.

Zu einem ähnlichen Reſultate ſcheint auch die zweite äußere Eigenthümlichkeit der böhmiſchen Bevölkerung, nämlich die Farbe des Haares, der Augen und der Haut zu führen. Es iſt uns aus dem Alterthum bekannt, daß die damaligen Germanen, die unabläſſig mit den Römern Krieg führten, von hoher Geſtalt waren, daß ſie lichtes, und zwar blondes oder röthliches Haar, eine lichte oder röthliche Geſichtsfarbe und blaue Augen hatten. Und in der That, man findet bis jetzt im nördlichen Europa, wo ſich der Kern der Germanen verhältnißmäßig am reinſten vor Miſchungen erhalten hat, ſo in Norddeutſchland, hauptſächlich aber in Skandinavien den größten Procentſatz blonder Leute. Die Slaven dagegen zeigen uns einen durchſchnittlich dunklen Typus, und zwar iſt er deſto dunkler, je weiter wir gegen Weſten und Süden gehen. Während bei den Großruſſen und Polen der Procentſatz der Blonden größer iſt als der der Brünetten, zeigen die Bewohner der Ukrajine und der Gebirgsgegenden Galiziens ſchon ein umgekehrtes Verhältniß. Bei den Südſlaven, den Serbo-Kroaten und Bosniern haben Dr. Weißbach und Major Himmel ſogar über 90 Procent Brünette gefunden. In den böhmiſchen Ländern halten beide Typen einander im großen Ganzen das Gleichgewicht. In Schleſien fand man bei Schulkindern 22·7 Procent rein blonde gegen 18·4 Procent rein brünette, in Mähren war dies Verhältniß 19·5 Procent zu 22·4 Procent und in Böhmen 21·3 Procent zu 22·2 Procent. Die übrigen Procente entfallen überall auf gemiſchte Typen. Wir ſehen demnach in Böhmen wie in Mähren einen etwas höheren Procentſatz der dunklen Typen. Daß die dunkle Complexion den Slaven eigenthümlich iſt, dafür ſcheint auch zu ſprechen, daß ſich nach den intereſſanten Reſultaten dieſer Statiſtik der Schulkinder, welche auf Grundlage von amtlich geſammelten Daten im Jahre 1884 Dr. G. A. Schimmer ausgearbeitet hat, auch die Sprachgrenze im nördlichen Böhmen ziemlich übereinſtimmend mit der anthropologiſchen deckt.

Die deutſchen Gegenden erſcheinen im Gegenſatz zu den čechiſchen auf der Karte lichter, indem ſie einen größeren Procentſatz von Blonden aufweiſen. Zweifelsohne hat dieſer größere Procentſatz ſeinen Grund in dem Deutſchthum der Bevölkerung, und zwar nicht in jenem Theile derſelben, welcher urſprünglich čechiſch war und im Laufe von Jahrhunderten germaniſirt wurde, ſondern vielmehr in den deutſchen Coloniſten, die aus Sachſen, Brandenburg u. ſ. w. nach Böhmen kamen.

Alter Mann aus der Gegend von Turnau.

Der größte Procentſatz von Blonden in Böhmen und überhaupt in Cisleithanien findet ſich im deutſchen Bezirke Gabel (34 Procent) vor. Unter den čechiſchen Bezirken gibt es überhaupt nur einige wenige, die eine Zahl von über 20 Procent aufweiſen, unter den deutſchen dafür umgekehrt nur einige mit einer Zahl unter 20 Procent und mehrere mit einer Zahl über 30 Procent. Dieſe intereſſanten Reſultate Schimmers haben freilich nur einen relativen, keinen abſoluten Werth. Es iſt ja bekannt, daß häufig ein blondes Kind mit der Zeit zu einem echten brünetten heranwächſt. Aber die Verhältnißzahl der blonden Kinder im gleichen Alter in verſchiedenen Bezirken bleibt aufrecht, wenn auch die abſolute Zahl dadurch, daß ein beträchtlicher Theil blonder Kinder ſpäter eine dunkle Complexion bekommt, ſich ändert. Aus dieſen Gründen habe ich, wenn die Theorie von der urſprünglichen Dolichokephalie der Germanen richtig iſt, auch oben die Meinung ausgeſprochen, daß man vielleicht nach einer ausgedehnteren und eifrigeren Forſchung auch im

Längenindex auf eine ähnliche Spur, auf eine gewisse durchschnittliche Abnahme der Brachykephalie in deutschen Gegenden kommen wird.

Auf Grund der Erforschung dieser beiden Eigenschaften im Typus der Bevölkerung Böhmens mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand, auf alte, historische Nachrichten und Funde in böhmischen und deutschen Ländern scheint also der Schluß der böhmischen Anthropologie berechtigt zu sein, daß sich jetzt beide im Lande wohnende Völkerschaften anthropologisch fast gar nicht oder nur im geringen Grade unterscheiden (wie es bis jetzt eigentlich nur in der Complexion bewiesen wurde), daß jedoch in der Vergangenheit dieser Unterschied bedeutend war, daß, während die Čechen als ein slavischer Stamm zum brachykephalen Typus und dunkler Complexion gehörten, die Germanen dagegen Dolichokephali waren und auch blond und blauäugig, und daß die germanischen Colonisten, die sich in Böhmen ansiedelten, in anthropologischer Hinsicht allmälig aufgingen in der ursprünglichen slavischen Bevölkerung; in nationaler Hinsicht haben sie jedoch einen beträchtlichen Theil der ursprünglichen slavischen Bevölkerung germanisirt.

Diese auf den ersten Blick so natürliche und verlockende Erklärung hat nichts destoweniger mehrere schwache Seiten, und es widerspricht ihr auch eine ganze Reihe positiver Daten. Es kam schon Professor J. Kollmann in Basel und nach ihm eine ganze Reihe anderer Anthropologen und Archäologen ersten Grades, unter den Deutschen hauptsächlich R. Virchow, unter den Russen P. A. Bogdanov zu ganz anderen Resultaten, und sie sprechen den ehemaligen Slaven statt der ursprünglichen slavischen Brachykephalie und dunklen Complexion mehr oder weniger bestimmt einen, dem ursprünglichen deutschen ähnlichen Typus zu.

Zu dieser Anschauung brachten sie eine ganze Reihe von Belegen, die wir hier freilich ausführlich nicht aufzählen können. Nur kurz wollen wir sie berühren. Vor Allem sind nicht alle Slaven gleich brachykephal. Schon im Jahre 1861 hat Dr. Weißbach richtig constatirt, daß die nördlichen Slaven einen verhältnißmäßig engeren und zugleich auch niedrigeren Schädel als die Südslaven haben, wobei die Čechen und Slovaken mehr brachykephal als die Polen und Ruthenen sind, kurz daß die Brachykephalie bei den Slaven gegen Westen und Süden, also etwa in der Richtung gegen das Centrum von Europa, gegen die Alpen, zunimmt.

Ferner gehört in den alten polnischen und russischen Grabstätten, namentlich in den Gegenden am Ober- und Mittellaufe des Dnjepr, also theilweise im heutigen Polen und in den russischen Gouvernements von Kiew, Poltava, Černigov, Mogilev, Smolensk u. s. w., die von altersher die Heimat der Slaven waren, bei weitem die Mehrzahl der Schädel zu den ausgesprochenen Dolichokephalen. Die russischen Archäologen ersetzen daher die Benennung des dolichokephalen Typus mit der Bezeichnung „Kurgan-Typus".

Und auch bei uns in Böhmen dürfen wir nicht vergeſſen, daß in den ſlaviſchen Gräbern aus der Zeit, als es in Böhmen überhaupt noch keine Deutſchen gab, der Procentſatz der dolichokephalen Schädel, wie wir oben gezeigt haben, ein ziemlich bedeutender iſt. Und wenn wir die geographiſche Vertheilung der Abſtufungsgrade der Brachykephalie in

Mädchen aus der Gegend von Turnau.

Europa berückſichtigen, ſo finden wir, daß ſich die kurzköpfigen Menſchen nicht etwa blos in den von Slaven bewohnten Ländern vorfinden, daß ſie ſich nicht auf die jetzigen und vergangenen Sprachgrenzen, auf kein national einheitliches Gebiet beſchränken, ſondern ſich überhaupt in Mitteleuropa concentriren, namentlich gegen die Alpen zu. Wir ſehen, daß auch die Süddeutſchen, Baiern und andere eine ebenſo ſtarke Brachykephalie

aufweiſen wie die Čechen, und daß die Schädel der Bewohner von Savoyen und der Auvergne in Frankreich durch ihre Form ganz analog ſind den deutſchen aus Tirol oder den ſlaviſchen aus Kroatien.

Dasſelbe zeigen uns auch die Karten, die die Vertheilung der Farbe der Haut, der Haare und der Augen darſtellen. Auch hier ſehen wir die Concentration der dunklen Complexion auf denſelben Stellen, auf denen ſich auch die Brachykephalie concentrirt. Wir können daher richtig ſchließen, daß dieſe beiden anthropologiſchen Eigenthümlichkeiten, die Brachykephalie und die dunkle Complexion, miteinander eng verbunden ſind, daß ſie das Merkmal eines urſprünglichen Typus ſind. Damit iſt freilich nicht geſagt, daß die Brachykephalie immer mit der brünetten, die Dolichokephalie mit der blonden Farbe verbunden wäre und daß die Deutſchen und Slaven zu Anfang der Geſchichte noch zu einem ſo reinen Typus gehört hätten. Der dunkle Typus, der jetzt bei den Süddeutſchen vorherrſcht, nimmt ſtark ab, wenn wir gegen Norden gehen, und dasſelbe ſehen wir bei den Slaven, wenn wir vom Süden und Weſten (von den Čechen) gegen Oſten und Norden gehen. Die Slaven, die im Gebiete ihrer eben erwähnten engeren Heimat anſäſſig ſind, ſind ſchon viel mehr und viel häufiger licht als die Slaven in Böhmen. Nach Profeſſor E. Zuckerkandl ſind die Kinder ſowohl bei den Süddeutſchen als bei den Slaven mehr blond als die Erwachſenen, was nach ihm auch ataviſtiſch anzeigt, daß bei beiden einſt die Blonden ſtärker vertreten waren.

Ja wir haben eine ganze Reihe directer Nachrichten etwa aus dem Ende des erſten Jahrtauſends n. Chr., die uns ganz deutlich beweiſen, daß die öſtlichen Slaven damals ausſchließlich blondes oder röthliches Haar hatten und blauäugig waren. Dasſelbe, was wir ſchon in der Nachricht Herodots von den Budinen im jetzigen Rußland und in der ganz beſtimmten Nachricht des Prokopius von den Slaven überhaupt finden — dieſer ſpricht vom zahlreichen ſlaviſchen Volke von ſtarkem, ſchlankem Körperbau, mit röthlichem Haar und blauen Augen — dasſelbe wiederholt ganz beſtimmt noch eine Reihe arabiſcher und jüdiſcher Kaufleute und Reiſender, welche gegen das Ende des erſten Jahrtauſends n. Chr. die ſlaviſchen Länder beſuchten und durchwanderten. Alle legen den Slaven das conſtante Epitheton „röthlich, blond, blauäugig“ bei, ſo zum Beiſpiel Mas'ûdî, Qazvînî, Jâqût nach Abû Mansûr, der Dichter Al Akhtâl und Andere. Nur Ibrâhîm Ben Jakûb hebt in ſeiner Reiſebeſchreibung, aus welcher uns Al Bekrî einen Auszug erhalten hat, mit Verwunderung hervor, daß in Böhmen im X. Jahrhundert der dunkle Typus ſchon ein bedeutendes Übergewicht hatte, in einer Zeit, als die öſtlichen Slaven noch einen lichten Typus aufwieſen. Und daß auch ſpäter der dunkle Typus der Čechen Staunen erregte und Veranlaſſung zu verſchiedenen Erklärungen ihres Urſprungs gab, das bezeugen uns z. B. die Worte Redels in der Schrift „Das ſehenswürdige Prag“ (1710)

VIII. Buch, 5. Kapitel. Er ſagt hier: „Die Geſtalt der Einwohner in Prag, und gantz Böhmen, ſowohl Gräfl. Adelichen als Burger-Standes, iſt mehr ſchwartz als weisz, die Weißen haben meiſtens ſchwartze Augen und Haare, welches inſonderheit bey dem Frauen-Zimmer eine angenehme Geſtalt verurſachet, und ein Zeichen ihrer Ankunft aus Dalmatien und Croatien, und von denen Mittägigen und Venetianiſchen Gräntzen iſt, denn ſie, was die Schwärtze anlanget, denen Italiänern näher her, als denen Teutſchen ſind.... Was das Frauen-Zimmer anlanget, ſind viele derſelben gar ſchön, inſonderheit

Chode aus Taus.

diejenigen welche weiß von Haut, und ſchwartze Augen und Haare haben, welches an anderen Orten rar, in Böhmen aber öfters angetroffen wird.“

Die Čechen, die unter den nördlichen Slaven als der am meiſten gegen Weſten vorgeſchobene Stamm erſcheinen und dem Centrum der Brachykephalie am nächſten ſind, repräſentiren nun alſo augenſcheinlich hier im XVIII. wie ſchon im X. Jahrhundert einen mehr gemiſchten Typus, der ebenſo ſtark im Gegenſatz zu den anderen Slaven gemiſcht war, wie etwa in jener Zeit die Baiern im Gegenſatz zu den Norddeutſchen. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß das Centrum Europa's, hauptſächlich die Alpengegenden, einmal ein bedeutendes Quantum einer älteren brachykephalen Bevölkerung mit dunkler Complexion

aufwies, welche vielleicht vor dem Andrang einer neuen ariſchen Race dahin zurückwich; die Bevölkerung aller Länder, die ſich an dieſes Centrum anſchloſſen, ſcheint ſich viel mehr mit dieſer vermiſcht zu haben als die entfernterer Länder.

Einer ähnlichen Anſicht iſt auch Profeſſor Zuckerkandl, der annimmt, daß neben der Brachykephalie, welche in den Typus der Deutſchen Öſterreichs die ſchon mit fremden Elementen vermiſchten Slaven brachten, direct auch auf ſie der dunkle, ſtark brachykephale nichtſlaviſche Stamm in den Alpen wirkte. Den Einfluß eines fremden, nicht ariſchen Schlages ſieht er am ſlaviſchen, namentlich čechiſchen und ſlovakiſchen Schädel in den häufig engen Orbitaleingängen und in der breiten Naſenapertur, der ſogenannten Platyrhinie.

Dadurch ließe ſich ſo Manches erklären, was mit Hilfe der erſten Theorie nicht erklärt werden konnte. Dieſe zweite Theorie iſt ſo wie die erſte nicht bewieſen, hat auch ihre ſchwachen Seiten, namentlich vermiſſen wir bis jetzt zahlreichere directe Beweiſe von der Exiſtenz dieſes angenommenen kurzköpfigen Schlages, und daher drängt ſich der Gedanke auf, daß wir es hier vielleicht nicht ſo ſehr mit der Kreuzung zu thun haben als vielmehr nur mit der Entwickelung auf Grundlage von Einflüſſen eines beſtimmten Millieus, beſtimmter Lebensbedingungen, — aber im Ganzen erſcheint uns bis jetzt dieſe zweite Theorie beſſer begründet zu ſein und am beſten den Funden und der Erfahrung zu entſprechen.

Darnach waren die Deutſchen und Slaven, ſo wie ſie linguiſtiſch verwandt ſind, anfangs auch phyſiſch eines und desſelben Typus oder wenigſtens doch eines ähnlichen, der vielleicht, wie mehrere Forſcher dafürhalten, der ganzen ſogenannten indoeuropäiſchen Race überhaupt gemeinſchaftlich war, in verſchiedenen Gegenden jedoch und in verſchiedenen Zeiten einerſeits durch die Einflüſſe eines Millieus, hauptſächlich aber durch Kreuzung mit anderen Typen ſich veränderte. Daher konnte es geſchehen, daß die Čechen ſchon nach Bojohämum nicht als ein anthropologiſch reiner Stamm, ſondern als ein gemiſchter kamen und in Böhmen dann abermals einer neuen Kreuzung unterlagen. Obgleich es daher vielleicht urſprünglich keinen Unterſchied gab zwiſchen den Deutſchen und Slaven, ſo war dennoch ſchon im X. Jahrhundert ein augenſcheinlicher Unterſchied zwiſchen den blonden Sachſen und anderen Coloniſten einer- und der Mehrzahl der dunklen Čechen anderſeits wahrnehmbar. Allmälig ſchwand dieſer Unterſchied und die Deutſchen Böhmens haben mit der Zeit ihren Typus jener Form accommodirt, welche, möge ſie welchen Urſprungs immer ſein, im Allgemeinen die Bevölkerung von Centraleuropa charakteriſirt.

Abgeſehen von dieſen beiden körperlichen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung Böhmens, nämlich der Schädelbildung und der Complexion, iſt ſonſt beinahe nichts erforſcht in anthropologiſcher Hinſicht, ja es iſt nicht einmal das Material geſammelt. Von den anderen Körperpartien hat einmal der unermüdliche Dr. Weißbach einige

böhmiſche Becken erforſcht und ſie mit jenen anderer öſterreichiſcher Völker verglichen. Aber das Material war ſo unbedeutend, daß man ſich auf die Reſultate gar nicht verlaſſen kann, und ſo übergehen wir ſie hier.

Die langen Knochen aus den prähiſtoriſchen Gräbern, nach welchen wir ziemlich richtig die Taille der älteren Bevölkerung berechnen könnten, wurden bei uns bis jetzt nicht gemeſſen. Intereſſant iſt, daß wie auch ſonſt in Europa die Tibia in Böhmen eine von der normalen einigermaßen abweichende Form zeigt, indem ſie mehr flach, ja manchmal ſogar ſäbelartig iſt (ſogenannte Platyknemie). Dieſe Erſcheinung iſt jedoch kein ethniſches

Chodin aus Taus.

Merkmal, ſondern nur ein phyſiologiſches, indem ſie, wie Prof. Manouvrier nachgewieſen hat, durch einen intenſiveren Gebrauch der hinteren Wadenmuskeln entſteht.

Auch die Körperhöhe überhaupt und die ſonſtigen Dimenſionen des Körpers ſind in Böhmen bis jetzt nicht genau unterſucht, obzwar ein reiches Material in den Rekrutirungsliſten vorliegt. Profeſſor Göhlert hat im Jahre 1876 das Durchſchnittsmaß böhmiſcher Rekruten, alſo einer Gruppe von Leuten im Alter, in dem ſie noch nicht das Maximum ihres Wuchſes erreichten, mit 1640 Millimeter angegeben. Jetzt ſoll es etwas mehr betragen. In Prag iſt die gewöhnliche Höhe der Rekruten 1630 bis 1650 Millimeter.

Je weniger bis jetzt in der Anthropologie Böhmens gearbeitet wurde, deſto mehr zeigt ſich die Nothwendigkeit derſelben, ſobald wir tiefer in die Geſchichte des Landes

eindringen. Dem Prähiſtoriker könnte eine ordentliche Durchforſchung der Bevölkerung in den einzelnen Gegenden viel erzählen. Es möchte ſich hier dann nicht blos um phyſiſche Unterſchiede zwiſchen der čechiſchen und deutſchen Bevölkerung handeln, ſondern auch um die Conſtatirung der Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Gegenden mit urſprünglicher čechiſcher Bevölkerung. Es ſteht wenigſtens feſt, daß ein erfahrener Mann, der das čechiſche Volk gut kennt, ſehr gut einen Unterſchied macht oder ſich deſſen wenigſtens bewußt iſt, daß ganz anders ein Bauer aus der Umgebung des Georgsberges, ganz anders der Gebirgsbewohner im Rieſengebirge, anders die Bevölkerung im Böhmerwalde ausſieht, daß der Typus von Tabor ſich von jenem von Strakonitz unterſcheidet u. ſ. w. Für den Anthropologen entſteht hier das Problem, ob dieſe Unterſchiede ſich erſt entwickelten, als das einheitliche čechiſche Volk das ganze Land beſetzte, durch den Einfluß verſchiedener Millieus, in denen in verſchiedenen Gegenden das Volk lebte, oder ob dieſelben auch ohne dieſen ſecundären Einfluß ſchon früher begründet waren. Es iſt durch neuere geſchichtliche Forſchungen feſtgeſtellt, daß die ſlaviſche Bevölkerung Böhmens urſprünglich nicht einen einzigen Stamm bildete, ſondern aus mehreren Stämmen beſtand, unter denen der Stamm der Čechen im Laufe der Zeit die Herrſchaft über die andern erlangte, ſie zu einem Staate vereinigte und allen ſeinen Namen gab. Weiter iſt es wahrſcheinlich, daß nicht alle dieſe Stämme auf einmal hierher kamen, ſondern daß ſchon früher ein Theil derſelben das Land beſetzte, daß alſo manche Stämme hier längere Zeit hindurch in einem anderen Millieu lebten als die anderen ſlaviſchen Stämme, daß ſie ſich mit anderen Völkern berührten und vermiſchten, und daß alſo die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen iſt, daß ſich in jener Zeit, in welcher das ganze Land von Slaven bezogen wurde, die verſchiedenen ſlaviſchen Stämme bereits auch phyſiſch von einander unterſchieden. Verſchiedene, bis jetzt freilich von Laien angeſtellte Beobachtungen ſprechen wenigſtens dafür, daß Spuren jener urſprünglichen Verſchiedenheit der čechiſchen Stämme in der böhmiſchen Bevölkerung ſich heute noch erhalten haben. Wenn es wahr iſt, was z. B. Dr. J. Píč erzählt, daß ſich die Bevölkerung in der Gebirgsgegend am nördlichen Laufe der Iſer und Cidlina bedeutend von dem Volke im Südweſten unterſcheidet, und zwar nicht blos durch die körperliche Erſcheinung, ſondern auch durch ſeine Bräuche, ſeine Tracht, Bauart, ja ſogar auch dialectiſch, dann iſt die Anſicht ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe zwei verſchiedenen Gruppen der Bevölkerung uns vielleicht zwei verſchiedene urſprüngliche ſlaviſche Stämme repräſentiren: die Chorvaten am Fuße des Rieſengebirges und die an der mittleren böhmiſchen Elbe wohnenden Pšovanen, welche nach den Nachrichten des Annaliſten Cosmas in dieſen Gegenden anſäſſig waren. Im Norden herrſcht angeblich ein hoher, ſchlanker männlicher Schlag mit langem Geſicht vor, die Weiber dagegen zeigen einen kleinen Wuchs. Bei beiden ſind blaue Augen und lichtes oder

kaſtanienbraunes Haar vorherrſchend. In der Gegend der Pšovanen ſind die Leute mittelgroß, aber ſtattlicher und mit volleren Formen. Dunkle Augen und Haare machen hier ſchon einen bedeutenden Procentſatz aus.

Manche Gegenden in Böhmen ſind bekannt durch ihre ausgeprägten eigenthümlichen Typen, ſo zum Beiſpiel die Gegend um den St. Georgsberg im nördlichen Böhmen mit ihrem Bauerntypus mit reichem Vollbart, die Gegenden am Rieſengebirge, bei Pilſen und theilweiſe auch der Böhmerwald. Hier ſind es namentlich die Choden, die theils čechiſch, theils ſchon deutſch ſprechen (letztere namentlich im Bezirk Pfrauenberg) und eine ſo beſondere, eigenthümliche Gruppe bilden, daß ſie ſchon mehrmals die Aufmerkſamkeit der Forſcher auf ſich gelenkt haben. Sie leben im Bezirke Taus, Pfrauenberg und Tachau und hatten zur Zeit der Herzoge und Könige von Böhmen die Aufgabe, die Landesgrenze gegen die Feinde vom Weſten zu behüten, weßhalb ihre Gemeinden ſich großer Privilegien erfreuten. In phyſiſcher Hinſicht ſind ſie bis jetzt nicht erforſcht, aber ſchon aus den Bildern und Photographien kann man ihren eigenen Typus erſehen, der namentlich bei den Weibern durch ein längliches Geſicht und durch eine ſchmale gerade Naſe charakteriſirt iſt. Urſprünglich waren die Choden Čechen: aus der Zeit Johanns von Luxenburg haben wir jedoch ſchon die erſten Nachrichten über Deutſche, die unter ihnen angeſiedelt waren, und die Germaniſation griff ſo raſch um ſich, da jetzt ſchon die Hälfte des Chodengebietes von deutſch redenden Choden bewohnt iſt; doch haben dieſe ihren Typus und gewiß auch ihre alten urſprünglichen čechiſchen Bräuche bewahrt. Ihr Dialect und dann ihr eigenthümlicher Typus überhaupt haben ſogar einzelne Forſcher

Mädchen aus Poſſigkau bei Taus.

veranlaßt, sie für einen besonderen fremden, zwar slavischen, aber nicht čechischen Stamm zu erklären. So hat sie schon Paul Stránský im Jahre 1634 für einen großpolnischen Stamm erklärt, und ihm folgten Wenzig, Erben, Gabriel, Rüffer.

Soviel können wir bis jetzt von den äußeren und inneren körperlichen Eigenschaften der Bevölkerung Böhmens im Allgemeinen und von den einzelnen Völkerschaften und Stämmen im Besonderen sagen. Es ist zwar verhältnißmäßig wenig, aber schon dieses Wenige veranlaßte das Auftauchen sehr interessanter Probleme und gestattet verschiedene Fragen in der Geschichte der Bevölkerung Böhmens mit Erfolg zu lösen.

Zum Schlusse noch einige Worte über das fremde, zerstreut in Böhmen wohnende Element, nämlich die Juden. Die Juden nehmen in Böhmen unabläßig zu. Nach Göhlert zählte man hier im Jahre 1754 29.094 Juden, im Jahre 1796 47.234, im Jahre 1846 schon 86.340 und im Jahre 1880 94.429, sie machen demnach 1·7 Procent der Gesammtbevölkerung aus. Craniologisch sind sie nicht erforscht, sie scheinen aber nach einigen Messungen einem ähnlichen Typus anzugehören wie die übrige Bevölkerung. In Schimmers Statistik über die Farbe der Augen, der Haut und der Haare wurden die jüdischen Kinder mit Recht abgesondert behandelt und sie bieten daher das erste halbwegs größere Material. Bei den jüdischen Kindern war in ganz Österreich die dunkle Complexion mehr vorherrschend als die lichte im Verhältniß zu den christlichen Kindern; so auch in Böhmen. Außerdem sind hier wie anderwärts rothe Haare bei ihnen verhältnißmäßig häufig. Sonst können wir vorderhand nichts weiter vom anthropologischen Standpunkt über die Juden in Böhmen sagen.

II.

Nach der Zählung vom 31. December 1890 war die Hauptsumme der anwesenden (einheimischen und fremden) Bevölkerung von Böhmen: 5,843.094. Im Jahre 1870 betrug die Einwohnerzahl 5,106.069; 1880: 5,529.122. Der Zuwachs im letzten Decennium ist daher etwas niedriger als jener im vorletzten. Wie Rezek aus den Steuerrollen des Jahres 1654 schätzt, mochte die Zahl der damaligen Bewohner Böhmens etwas über 800.000 betragen haben. Hundert Jahre später, im Jahre 1754, wurde die erste genauere Volkszählung vorgenommen; sie ergab eine Bewohnerzahl von 2,038.613. Rund hundert Jahre später, im Jahre 1857, ergab die Zählung 4,705.525 Bewohner. Die Ziffern aus den Jahren 1654, 1754, 1857 verhalten sich also nahezu wie 8:20:47.

Von den 5,843.094 Bewohnern aus der letzten Zählung sind 2,821.989 männlichen und 3,021.105 weiblichen Geschlechts. Auf 1000 Männer entfallen daher 1071 Weiber. Das Sexualprocent ist also: 107·1. Im Jahre 1881 betrug es 106·4.

Mann aus der Gegend von Pilsen.

Faßt man die früheren Verhältnisse ins Auge, so zeigt eine von Göhlert entworfene Tabelle Folgendes:

Auf 1000 Bewohner kamen:		männliche	weibliche
im Jahre	1775	485	515
„	1785	480	520
„	1816	451	549
„	1830	470	530
„	1846	471	529
„	1857	475	525
„	1870	477	523

Greift man hier die höchste Ziffer der männlichen und die niederste der weiblichen Individuen heraus, so ergibt sich ein Verhältniß von 106·1. Das gegenwärtige Verhältniß ist also dem in der Vergangenheit günstigsten nahestehend. Greift man die niedrigste Ziffer

der männlichen und die höchste der weiblichen Individuen heraus, so ergibt sich das Verhältniß von 121·7 und dieses fällt auf das Jahr 1816, auf die Zeit nach den Napoleonischen Kriegen. Es kann daher ermessen werden, wie hoch hinauf das Verhältniß wieder aufschnellen könnte, wenn große kriegerische Ereignisse eintreten sollten.

Was das Alter der Bewohner Böhmens betrifft, so entfallen nach der Zählung von 1890 von einer Million Personen auf die Altersclassen: 0 bis 15 Jahre: 350.789; 15 bis 60 Jahre: 565.259; über 60 aber 83.952.

Den Stand betreffend, ergab die letzte Zählung Folgendes: von 1000 anwesenden Personen waren:

	ledig	verheiratet	verwitwet	gerichtlich geschieden oder getrennt
männlich	592·81	374·27	32·36	0·56
weiblich	556·98	350·51	91·86	0·65

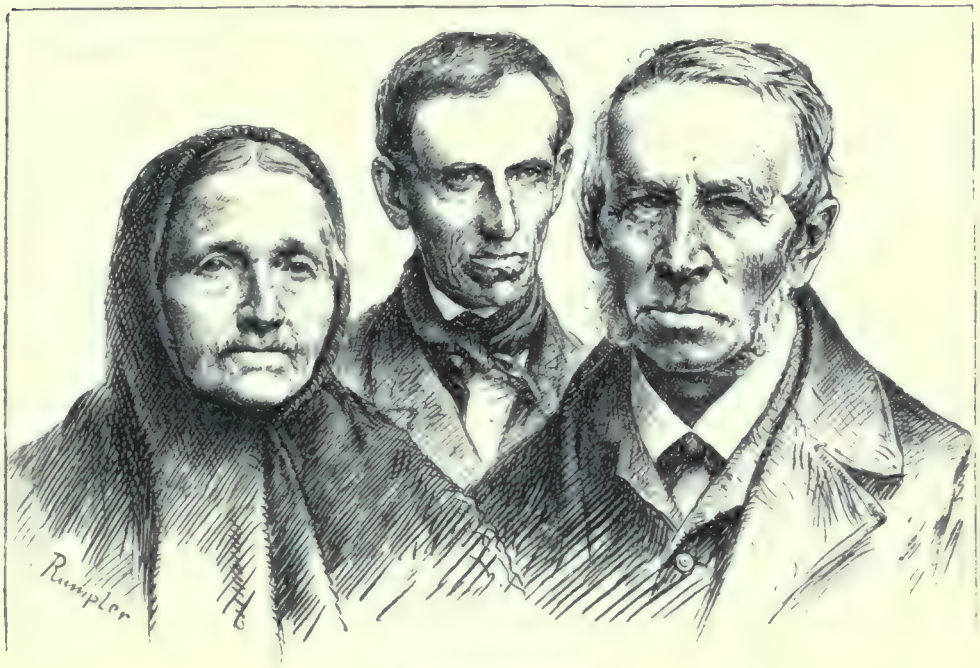
Als Beispiele des gegenwärtigen Verhaltens in den Ständen heben wir aus der letzten Volkszählung zwei deutsche und zwei slavische Bezirke Böhmens hervor: von der Summe der ortsanwesenden Bevölkerung waren:

im Bezirk:	ledig	verheiratet	verwitwet	gerichtlich geschieden oder getrennt:
Asch	20.053	12.165	2009	37
Plan	20.550	12.933	2213	1
Blatno	28.357	18.615	3112	7
Chotěboř	26.321	16.714	2859	4

Die Religionsbekenntnisse gestalten sich in der folgenden Weise:

Religion		absolute Ziffer	pro Mille
römisch-katholisch		5,612.297	960·49
griechisch-	unirt	325	0·06
armenisch-	unirt	11	0·00
alt-katholisch		6.544	1·12
griechisch-	nichtunirt	159	0·03
armenisch-	nichtunirt	76	0·01
evangelisch A. C.		60.737	10·39
„ H. C.		66.499	11·38
Herrenhuter		340	0·06
Anglikaner		127	0·02
Mennoniten		7	0·00
Unitarier		14	0·00
Lipovaner		—	—
Israeliten		94.479	16·19
Muhamedaner		6	0·00
Andere Confessionen		293	0·05
Confessionslose		1.180	0·20

Was nun Sprache und Schrift anbelangt, so ergab die letzte Zählung folgende Zusammenstellung: von je 1000 anwesenden einheimischen Personen bedienten sich der deutschen Umgangssprache 371·90, der böhmisch-mährisch-slovakischen 627·90, der polnischen 0·1, der ruthenischen 0·03, der slovenischen 0·01, der serbo-kroatischen 0·00, der italienisch-ladinischen 0·02. Rumänisch und magyarisch kam nicht vor. Von je 100 über sechs Jahre alten Personen können 93·96 männliche, 89·52 weibliche lesen und schreiben; 1·44 männliche, 3·58 weibliche nur lesen; 4·60 männliche, 6·90 weibliche weder lesen noch schreiben.



Gesichtstypen aus Grulich.

Die Berufsarten betreffend, hat die Volkzählung vom 31. December 1880 ergeben: den Berufsarten mit höherer Schulbildung gehören 3·10 Procent der Bevölkerung an, 45·25 Procent der Land- und Forstwirthschaft, 39·65 Procent dem Berg- und Hüttenwesen, der Industrie und den Gewerben, 5·96 Procent dem Handel, den Creditinstituten und dem Transportwesen; 3·36 Procent waren Haus- und Rentenbesitzer, Pensionisten; 0·52 Procent Insassen von Anstalten für Erziehung, Wohlthätigkeit ꝛc.; 1·85 Procent Aufsichts- und Wachorgane, Diener und 0·31 Procent Personen unbekannten Gewerbes.

Über die physische Tauglichkeit der Bewohner Böhmens geben die Erhebungen der Assentirungs-Commissionen Aufschluß. Nach dem militär-statistischen Jahrbuch war in den Jahren 1886, 1887, 1888 die Zahl der Tauglichen größer, als für den Durchschnitt der Monarchie berechnet wird, in folgenden Territorialbezirken: Wien, Graz, Innsbruck, Zara,

Prag, Josefstadt, Brünn, Budapest. Was die Körperlänge insbesondere betrifft (das Minimalmaß = 1·554 Meter), so beträgt sie durchschnittlich 1·652 Meter, ist am größten im Ergänzungsbezirk Eger, am geringsten im Ergänzungsbezirk Jungbunzlau. Im Vergleich zu anderen Territorien der Monarchie finden wir, daß die Verhältnißzahl der über das Minimalmaß Hinausragenden am größten ist in Zara (972 pro Mille), dann in Graz (952 pro Mille), Innsbruck (949 pro Mille), Prag (946 pro Mille), Josefstadt (945 pro Mille) u. s. w. In Böhmen schwankte es in drei Beobachtungsjahren, wie folgt:

Durchschnitt für die Monarchie	1888: 898 pro Mille	1887: 897 pro Mille	1886: 892 pro Mille
Territorialbezirk Prag	946	944	941
„ Josefstadt	945	945	924

so daß die Untermäßigen mit den nachfolgenden Ziffern repräsentirt sind: Prag 54 pro Mille, 56 pro Mille, 59 pro Mille; Josefstadt 55 pro Mille, 55 pro Mille, 60 pro Mille. Ein auffallendes Schwanken zeigen die Ziffern der Untermäßigen in den Ergänzungsbezirken Prag: Pilsen 30, Beraun 31, Pisek 87; Josefstadt: Jungbunzlau 38, Časlau 69.

In Bezug auf gewisse Formen der Untauglichkeit zeigt sich, daß bei der Untauglichkeit wegen Krampfadern Prag, wegen schlechtem Gebiß Josefstadt die sämmtlichen übrigen Territorialbezirke übertreffen, also Maxima aufweisen. Minima repräsentiren hingegen die Territorialbezirke: Josefstadt in Bezug auf Cretinismus; Josefstadt, Prag, Wien, Graz, Zara in Bezug auf Kahlköpfigkeit; Josefstadt und Brünn in Bezug auf Kopfgrind.

Ganz merkwürdig ist die Vertheilung gewisser typischer Deformitäten des Skelettes, die zum Theile auf Erkrankungen des Knochensystems (Rhachitis), zum Theile auf Überlastung der Knochen (Berufserkrankungen) basiren.

	Pisek	Prag	Pilsen	Eger	Neuhaus	Beraun	Budweis	Beneschau
Genu valgum (Säbelbein)	29	12	20	26	24	24	23	12
Genu varum (X-Bein)	2	2	1	0·5	2	3	2	3
Pes valgus (Plattfuß)	1	6	14	12	3	7	8	4
Mißbildungen am Stamme	17	41	6	22	50	7	51	37
	49	61	41	60	79	41	84	56

	Königgrätz	Časlau	Jungbunzlau	Theresienstadt	Jičin	Kommotau	Turnau	Hohenmauth
Genu valgum (Säbelbein)	12	25	48	16	24	15	6	7
Genu varum (X-Bein)	6	5	5	6	14	3	2	1
Pes valgus (Plattfuß)	3	3	14	6	3	10	7	3
Mißbildungen am Stamme	17	71	133	28	37	75	12	24
	38	104	200	56	78	93	27	35

Typus aus dem slavischen Nordostböhmen.

Ein Blick auf diese Tabelle läßt sofort vermuthen, daß in den Ergänzungsbezirken Jungbunzlau, Časlau, Kommotau, Budweis die Rhachitis ausgebreitet sein müsse, da hier die großen Ziffern der Deformitäten vor allen durch die hohe Zahl der Verbildungen des Stammes bedingt ist.

Was die Gebrechen höherer Bedeutung (schwere Sinnes- und Geistesfehler) betrifft, so ergab die letzte Zählung folgende Resultate: auf je 10.000 ortsanwesende

Personen entfallen: Blinde 7·9, Taubstumme 10·1, Irrsinnige und Blödsinnige ohne Cretins 17·7, Cretins 4·5. — Als Beispiele greifen wir zwei rein slavische und zwei rein deutsche Bezirke heraus.

	Summe der Bevölkerung	Blind	Taubstumm	Irr- oder Blödsinnig	Cretins
Blatna	50.091	42	55	66	17
Chotěboř	45.898	38	83	70	22
Asch	34.264	24	20	33	5
Plan	35.697	28	33	42	22

Wie die hier angedeuteten Verhältnisse zur Wirklichkeit werden, darüber werden künftige Nachforschungen Licht verbreiten. Einstweilen sind wir auf das angewiesen, was die Erhebungen über die Volksbewegung zu Tage fördern. Hier kommen vor Allem die Eheschließungen in Betracht. Im Decennium von 1881 bis 1890 wurden in Böhmen 443.349 Ehen geschlossen. Die entsprechende Umrechnung zeigt, daß hierbei auf 1000 Bewohner jährlich 7·9 Eheschließungen entfallen. Diese Verhältnißzahl stand unter der für ganz Österreich giltigen von 8 Procent. In demselben Decennium wurden in Böhmen 2,180.663 lebende Kinder geboren. Mit anderen Worten kamen auf 1000 Bewohner 37·9 lebend geborene. Die Ziffer stand unter dem für ganz Österreich giltigen Mittel von 39·2. Dem Zuwachs muß der Abgang gegenübergestellt werden. Es ergab sich, daß während des bezeichneten Decenniums auf 1000 Bewohner 29·3 Todesfälle kamen; diese Zahl steht unter dem für Österreich damals berechneten Mittel von 30·4. Nun ist bekanntlich die Sterblichkeit der Kinder unter fünf Jahren sehr bedeutend. Sie betrug 49 Procent; es stirbt also von den Neugeborenen während der ersten Lebensjahre die Hälfte weg; die Ziffer stand etwas über dem für Österreich giltigen Mittel von 48·2.

Die Mortalitätsziffer ist in einem auch culturell so vielfach gegliederten Lande, wie es Böhmen ist, selbstverständlich größeren localen Schwankungen unterworfen. Mehr als 28 Todesfälle auf tausend Einwohner kamen nach der Statistik von 1889 hauptsächlich in Nordböhmen vor. Auf der Karte von Wahl ist die Zone der größeren Mortalität durch einen breiten Streifen im Erzgebirge, im Isergebirge und Riesengebirge veranschaulicht. Ebenfalls über dem Durchschnitt ist die Mortalität im Centrum von Böhmen, in der Gegend von Jungbunzlau, in der Gegend von Pilsen und Mies und in der Nähe der böhmisch-mährischen Höhen. Die höchste Sterblichkeit (über 38:1000) weisen folgende Bezirke auf: Graßlitz, Falkenau, Brüx, Friedland, Reichenberg, Prag; die geringste: Kralowitz, Časlau, Starkenbach, Mühlhausen, Moldauthein, Krumau.

Die gewaltsame Todesart nimmt in Böhmen an Häufigkeit zu; die Unglücksfälle mehren sich mit Zunahme der durch die culturellen Schöpfungen gegebenen Gelegenheitsursachen (Maschinen, Bauten); der Selbstmord nimmt wie fast allenthalben aus gleichen

Ursachen zu. Im Jahre 1787 bis 1789 waren 42 Selbstmorde verzeichnet; im Jahre 1875 bis 1877 war die Ziffer auf 912 gestiegen; im Jahre 1879 auf 1105, im Jahre 1888 sogar auf 1267.

Für Verstorbene verzeichnet die Statistik im Jahre 1888 bei einer Einwohnerzahl von 5,529.122 folgende Ursachen und Ziffern:

Todesursachen	Zahl der Verstorbenen: männlich	weiblich	Summe	von je 100.000 starben	im Durchschnitt für Österreich
Todtgeboren	3.946	3.034	6.980	126	122
Angeborene Lebensschwäche . (Kinder unter einem Jahr)	9.710	7.724	17.430	315	413
Blattern	2.133	2.211	4.344	79	64
Masern	2.205	2.180	4.385	79	57
Scharlach	1.696	1.682	3.378	61	66
Typhus	850	852	1.702	31	64
Ruhr	79	97	176	3	47
Cholera	17	11	28	1	1
Keuchhusten	1.771	1.830	3.601	65	94
Croup und Diphtherie . . .	4.528	4.101	8.629	156	148
Entzündungen der Athmungs- organe	7.126	6.717	13.843	251	322
Lungenschwindsucht	11.742	11.884	23.626	427	408
Darmkatarrh	5.456	4.554	10.010	181	147
Apoplexie	2.407	2.062	4.469	81	75
Krebsige Entartungen . . .	1.359	1.786	3.145	57	53
Wuthkrankheit	10	11	21	0	0
Altersschwäche	9.383	11.701	21.084	381	314
Sonstige Krankheiten . . .	24.262	23.701	47.963	868	789
Gewaltsame Todesart . . .	2.264	731	2.995	54	50
Summe . . .	90.944	86.869	177.813	3.216	3.234

Von größter Wichtigkeit sind die Beobachtungen über die Wanderbewegung in ganz Böhmen. Sie beträgt im Zeitraume von 1880 bis 1890 = —3·85 Procent. Einen Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung ergaben: Prag, Reichenberg, Aussig, Brüx, Falkenau, Gablonz, Joachimsthal, Karlsbad, Kommotau, Königliche Weinberge, Rumburg, Schluckenau, Schüttenhofen, Smichov, Teplitz, Tetschen, Trautenau. Als Beispiele greifen wir vier slavische und drei deutsche Bezirke heraus:

Blatna	—15·24 Procent	Asch	— 3·62 Procent
Chotěboř	—12·35 „	Aussig	+15·92 „
Ledeč	—10·65 „	Plan	—11·70 „
Beneschau	— 9·72 „		

Charakter, Sagen, Trachten, Ortsanlagen und Wohnungen der Slaven.

Volkscharakter. Die ſlaviſchen Stämme, welche Böhmen in Beſitz genommen, wie die Charvaten, Lučaner, Dúdleber und andere, aus denen das böhmiſche Volk hervorging, unterſchieden ſich durch Dialecte und gewiß auch durch ihren Charakter. Dies kann man auf Grund der Nachricht des Kosmas, der den Stamm der Lučanen ſtolz und protzig nennt, annehmen. Die ſprachlichen Verſchiedenheiten kann man noch heute hier und da in dialectiſchen Überreſten, namentlich im Nordoſten und Weſten beobachten, die Charakterunterſchiede jedoch treten nicht mehr ſo ſcharf hervor, wie dies etwa noch bei den heutigen Čechen in Mähren der Fall iſt; nur daß die Bewohner im Süden Böhmens im Ganzen ernſter ſind als die lebhaften Bewohner des Nordens und Oſtens. Dabei muß man allerdings auch die verſchiedenen Boden- und Erwerbsverhältniſſe in den erwähnten Gegenden berückſichtigen.

Als ein Aſt des großen ſlaviſchen Stammes hat das böhmiſche Volk gewiſſe Grundzüge des ſlaviſchen Charakters, dabei aber doch noch beſondere Züge. Die Lage des Landes, die Nachbarſchaft, beſonders aber große hiſtoriſche Begebenheiten, jähe Kataſtrophen von weittragenden Folgen konnten unmöglich ohne Einfluß auf den moraliſchen Charakter der Slaven Böhmens bleiben. Man muß hier namentlich jenen ungeheuren Umſturz hervorheben, der nach der Schlacht am Weißen Berge im religiöſen, politiſchen und ſocialen Leben vor ſich ging. Damals mußte der nationale Adel zum großen Theil ſammt der ſonſtigen Intelligenz in die Verbannung gehen, das Volk, durch langwierige Kriege verarmt, verfiel immer mehr und mehr in drückende Unterthänigkeit.

Es iſt begreiflich, daß das böhmiſche Volk, das ſich einſt für große Ideen erwärmte und für ſie auch mit großer Begeiſterung kämpfte, unter ſolchen Verhältniſſen, zumal für ſeine Bildung nur wenig geſorgt wurde, während dieſer Zeit ſein einſtiges Selbſtbewußtſein verlor und daß in ihm auch Mißtrauen gegen Fremde und die Herren und auch jene bäuerliche Pfiffigkeit, die „vor den Herren klagt und hinter dem Thore lacht“ (před pány stýská si, za vraty výská si) aufkeimte. Doch gerade das zeugt von dem geſunden Kern, von der unverwüſtlichen Lebenskraft und auch von der großen moraliſchen Stärke, die dem böhmiſchen Volke innewohnt, daß es unter ſchweren Verhältniſſen, während ſeine Sprache von Schulen und Ämtern ausgeſchloſſen war, ſich frühzeitig aufraffte und Alles in Angriff nahm, was ſeine Sprache und Nation verherrlichen ſollte, ſo daß es nach hundertjähriger Arbeit heute in der Cultur anderen, auch vorgeſchrittenen Nachbarn durchaus nicht nachſteht. Das Alles iſt mit großen Opfern und mit jener Begeiſterung, von der das böhmiſche Volk, wenn es ſich um nationale Aufgaben handelt, ſtets erfaßt wird, geſchehen. Denn es iſt ſeinem Weſen nach von choleriſchem Temperament: leicht wird es

warm und flammt auf, namentlich wenn es ſich um ſeine nationale Ehre handelt. Ein ſprechender Beweis dafür iſt die Thatſache, daß es dreißig Jahre hindurch beharrlich ſammelte, bis es ſein prächtiges Nationaltheater aufbaute, und daß es, nachdem jenes kaum aufgebaut, ein Raub der Flammen geworden war, durch neue Sammlungen, die in kurzer Zeit über eine Million Gulden ergaben, in zwei Jahren ein neues Theater aufführte.

Sein Vaterland liebt der Böhme innig. Ein beinahe krankhaftes Heimweh erfaßt ihn, wenn er außerhalb der Heimat weilt; vom Volke wird es „domáci nemoc“ (heimiſche Krankheit) genannt. Wohl zieht er, wenn er daheim keinen Unterhalt findet, in die Fremde; doch auch dort hört er nicht auf, ſich nach ſeinem Vaterlande zu ſehnen und nach ſeinen Kräften ihm zu nützen, namentlich durch Sammlungen zum Zweck verſchiedener Nationalunternehmungen, wie es die Böhmen in Amerika beweiſen, die maſſenhaft Böhmen und beſonders Prag beſuchen, um wiederum ihre alte Heimat zu ſehen und ſie auch den Kindern zu zeigen.

Das böhmiſche Volk hat einen religiöſen, aber grübelnden Sinn und iſt zäh in ſeinen religiöſen Überzeugungen. Aus dieſer religiöſen Grübelei, die manchmal ſogar in Schwärmerei überging, gingen in früheren Jahrhunderten, zur Zeit der Huſitenkriege und nach denſelben, ja noch im achtzehnten Jahrhundert, als trotz aller Verbote und Verfolgungen viele ſich im Geheimen zur evangeliſchen, meiſt helvetiſchen Lehre und zu jener der böhmiſchen Brüder bekannten und für ſie, häufig einfache Bauern, ihr Gut und Alles verließen und in die Verbannung gingen, die vielen religiöſen Parteien und Secten hervor, ſo daß in dieſer Beziehung nicht leicht ein anderes Land, England und Schottland ausgenommen, eine ſo mannigfache und intereſſante Geſchichte hat. Doch ſelbſt heutzutage noch grübelt das böhmiſche Volk gern über ernſte religiöſe Fragen oder philoſophirt über die Predigt des Geiſtlichen (pan pater oder velebníček) und über die Lectüre und Auslegungen in der Poſtille. Typiſch ſind die Bibelfreunde (bibláři oder písmáci) und Bücherfreunde (čtenáři), die freilich mit der zunehmenden Schulbildung allmälig verſchwinden. Früher hatte faſt jedes Dorf ſeinen urwüchſigen Philoſophen, der ſich eifrig mit der Bibel (písmák) oder überhaupt mit Büchern (čtenář) beſchäftigte und das Geleſene auszulegen ſuchte. Das böhmiſche Volk lieſt überhaupt gern, beſonders im Winter. Da leſen entweder Einzelne für ſich oder es leſen Vorleſer, gewöhnlich ein gewandter Schüler oder eine Schülerin, am Abend der ganzen Familie und dem Geſinde vor. In neuerer Zeit haben auch Zeitungen in breitere Schichten Eingang gefunden, weil das Volk zum großen Theil ſich lebhaft mit politiſchen Fragen abgibt.

Als Landmann iſt der Böhme emſig und erfinderiſch. Seiner Geräthſchaften zum Ackern, ſeiner Pflüge der verſchiedenſten Art (Hackenpflüge, Räderpflüge u. a.,

am meiſten aber ſeines Sturzpfluges, der ein Werk zweier Dorfbewohner, der Gebrüder Veverka, iſt, kann er ſich mit Recht überall rühmen. Geiſtig iſt das böhmiſche Volk ſehr begabt. Davon zeugt die ſtattliche Reihe von Gelehrten, die, oft aus dem Bauernſtande oder aus einer kleinen Stadt hervorgehend, entweder zu Hauſe oder in der Fremde die Wiſſenſchaft bereicherten und zur Entfaltung der europäiſchen Cultur weſentlich und oft entſcheidend beitrugen. Nicht weniger bedeutend iſt die künſtleriſche Begabung, namentlich für Muſik, wie ſich dies im Volksliede und überhaupt in allen Producten der Volksmuſe durch zahlreiche poetiſche Autodidacte und durch eine bedeutende Reihe aus dem Volke hervorgehender Künſtler zeigt. Davon umfaßt die größte Legion Tonkünſtler, Componiſten und Muſiker, die in der Fremde und zu Hauſe wirkten oder jetzt noch wirken, abgeſehen freilich von jenen zahlreichen Truppen wandernder „böhmiſcher Muſikanten“ (šumaři), denen wir ſelbſt weit in der Fremde begegnen, in Rußland, Rumänien, in Egypten, in Aſien.

Für die Bildung überhaupt, wie für jeden Fortſchritt zeigt der Böhme lebhaften Sinn. Dafür zeugt das Streben ſelbſt armer Eltern, ihre Kinder in irgend etwas unterrichten zu laſſen, ſie in die Schulen zu geben, um ihnen durch beſſere Bildung eine beſſere Stellung zu ſichern. In die Hunderttauſende gehen die Summen, welche böhmiſche Gemeinden auf Mittelſchulen verwenden, die ſie auf eigene Koſten errichten, ein ſprechender Beweis ihres regen Sinnes für Bildung und Fortſchritt. Die Ausdauer und Findigkeit, die der Böhme bei der Arbeit bewährt, wobei er in ſeinen Bedürfniſſen beſcheiden iſt, ſind allgemein anerkannt. Auch erfinderiſch iſt er, aber wenig unternehmend. Daher erklärt es ſich, daß die böhmiſch-ſlaviſche Großinduſtrie, obgleich ſie in letzter Zeit ſich bedeutend gehoben hat, doch nicht auf jener Stufe ſteht, auf der ſie bei der Begabung des böhmiſchen Volkes und ſelbſt auch bei dem Vorhandenſein nöthiger Mittel ſtehen könnte.

Der Böhme kann ſparen, aber er zeigt ſich auch aufgeräumt und luſtig. Er ſingt und tanzt gern. Sein Volkslied, innig gefühlt, zwar oft elegiſch, nie aber beſonders düſter, vielmehr oft launig, oft ironiſch mit ſatiriſchen Seitenhieben, und ſeine Vorliebe für helle Farben, namentlich bei der weiblichen Tracht, verrathen dieſen fröhlichen Charakter. Wie im Liede, ſo äußern ſich Witz und Humor auch in Sprichwörtern und Redensarten, in zahlreichen örtlichen Schimpfwörtern und in Erzählungen.

Der böhmiſche Bauer verkehrt mit dem Chalupner oder Häusler wie ein Magnat. Bei den Tanzunterhaltungen („muzika“, jetzt werden aber auch ſchon Bälle „bály“ gegeben) kommt am eheſten der „Furiant“, der im böhmiſchen Dorfbewohner, beſonders im Bauer ſteckt, zum Vorſchein. Dieſer zeigt ſich dann am meiſten in ſtolzem Eigenſinn; er verurſacht oft auch lange und koſtſpielige Proceſſe, manchmal um einer unbedeutenden Sache willen, obgleich man wiederum auch dem Böhmen nachſagt, daß er ihm zugefügtes

Unrecht bald vergißt. Seit jeher haben die Böhmen an ſich ſelbſt bemerkt, daß ſie den Landsmann nicht ſo ſehr ſchätzen wie den Fremden und daß ſie namentlich in der Tracht und ſonſt auch in mancher oft unſchönen Gewohnheit dem Fremden folgen.

Im Allgemeinen bildet Gutherzigkeit den Grundzug des böhmiſchen Charakters, daneben große Vertrauensſeligkeit auch dem Feinde gegenüber. Wird der Böhme aber beleidigt oder hintergangen, ſo iſt er zum Widerſtand entſchloſſen und unnachgiebig, ſo daß der „böhmiſche harte Schädel“ ſprichwörtlich geworden iſt. Aus der Gutherzigkeit entſpringt auch die Gaſtfreundſchaft und ein inniges Familienleben. Gaſtfreundlich war der Böhme immer. Einſt war der Fremde auf dem Gute noch willkommener als heutzutage, mochte es nun ein Drahtbinder ſein, der nach dem Nachtmahl den Kindern Märchen erzählte, oder ein anderer Wanderer, der Neuigkeiten aus der Fremde brachte und von ſeinen eigenen oder von fremden Abenteuern oder auch launige Geſchichtchen erzählte. Bis zur Meiſterſchaft brachten es hierin die wandernden Mühlburſchen (krajánkové), die durch ihre Poſſen bekannte typiſche Figuren geworden ſind.

Das Volkslied gibt die in der Familie herrſchende Liebe wieder, wie auch jene zärtlichen Ausdrücke, mit denen die Mutter ihr Kind an der Wiege und im Geſpräch anredet und die man häufig in eine fremde Sprache nicht überſetzen kann, ohne daß ſie viel von ihrer Zärtlichkeit verlieren. Sie ſind durchaus nicht blos ein gekünſtelter Reflex des herzlichen böhmiſchen Familienlebens. Aber in den Dörfern werfen häufig die unerfreulichen Verhältniſſe zwiſchen dem Wirth und dem Ausgedinger ihren Schatten auf das letztere. Auch die Nachbarſchaftsverhältniſſe ſind gewöhnlich in einem böhmiſchen Dorfe herzlich und aufrichtig, ſo daß man hier, wie in einer einzigen Verwandtſchaft, nur die Anſprachen „kmotře“ (Gevatter), „kmotřičku“ (deminutiv), „kmotřičko“ (Gevatterin), „strejčku“ (Vetter), „tetičko“ (Tante) hört, obgleich heute auch hierin ſo manche Veränderung vor ſich geht. Das Duzen zwiſchen den Älteren und Jüngeren und unter Altersgenoſſen iſt nicht mehr ſo allgemein wie früher, und neben dem treuherzigen „kmotře“, „strejčku“, hört man ſchon, namentlich in reicheren Gegenden, das ſtädtiſche „pane“ (Herr).

Im Kampfe iſt der Böhme tapfer. Seine Geſchichte iſt eine Kette von Kämpfen, ſeine Tapferkeit hat er nicht blos in früheren Zeiten in Kämpfen mit oft ſtärkeren Feinden, ſondern auch in neuerer Zeit auf ſo manchem Schlachtfelde bewährt, und er kann auf Heerführer weiſen, die in der Kriegsgeſchichte den beſten Ehrenplatz einnehmen. Der böhmiſche Soldat iſt ausdauernd, kühn und muthig und bewährt ſich namentlich dort, wo eine größere Intelligenz erforderlich iſt, zum Beiſpiel beim Genieweſen und bei der Artillerie.

Mythen, Märchen und Sagen. Das böhmiſche Volk beſitzt einen großen Schatz von Märchen, Mythen und Sagen. Manche ſind ein Erbſtück aus uralten Zeiten,

das aus der slavischen Urheimat mitgebracht wurde, manche sind erst in der neuen Heimat entstanden oder sie kamen von anderwärts auf jenen wunderbaren und räthselhaften Wegen, auf denen sich Mythe und Märchen überhaupt von einem Volke zum anderen verbreiten, oder sie faßten Wurzel beim Volke in einer mehr bestimmbaren Zeit, aus zum großen Theile bekannten Quellen herrührend, wie zum Beispiel die Sage von der Melusine, vom Bruncwik (Brunclik) und seinem Zauberschwerte, das jetzt in der Prager steinernen Brücke eingemauert ist und einst zur Zeit der größten Gefahr bei der Vernichtung der Feinde des böhmischen Königreiches mithelfen wird.

In den böhmischen Mythen und Sagen spiegelt sich, wie in jenen der anderen Völker, eine kindliche, phantasie- und poesiereiche Auffassung der Natur, in ihnen bergen sich die Erinnerungen an die heidnische Zeit, an den Cultus der alten Götter, oder es wird darin das Andenken an historische Personen und denkwürdige Orte bewahrt. Auch dem Christenthum entsprangen zahlreiche Sagen, die mit reizender Naivetät, ja oft mit Humor von Christus und seinem Begleiter Petrus erzählen.

Die böhmischen Volksmythen erklären den Ursprung verschiedener Geschöpfe und Erscheinungen. Sie erzählen von dem Ursprung des Pferdes, der Bienen, wie der Donner und Anderes entstanden, und berühren namentlich häufig das Pflanzenreich, zu dem wie überhaupt zu der ganzen Natur das empfängliche Gemüth des slavischen Volkes eine große Neigung zeigt. So erfahren wir aus den Volksmythen, warum das Korn roth aufgeht, welchen Ursprungs die Schwämme sind oder das Stiefmütterchen und die wilde Nelke (Dianthus Carthusianorum), die aus den Blutthränen der Mutter Gottes roth aufgeblüht sei, als sie deren Sohn auf Golgatha begleitete.

Vom Feldthymian heißt es, daß sich in ihm die Seele der verstorbenen Mutter niederließ, als sie sich ihrer unglücklichen Kinder, die jeden Morgen zu ihrem Grabe kamen und wehklagten, erbarmte; sobald sich das Grab mit diesen duftenden Blümchen bedeckte, erkannten die Kinder die Mutter nach ihrem Hauche und daher nennen sie es: „matěři douška“ (Mutterseele). Und in Lilie und Rosmarin, die auf dem Grabe einer keuschen Jungfrau blühen, wohnt eben die Seele dieser Jungfrau; nachts wandelt sie traurig im Garten herum, bis sie ein königlicher Prinz sieht und mit ihr eine (unglückliche) Ehe eingeht. Von der Zitterpappel erzählt das Volk, sie sei dazu verflucht, daß ihr Laub ewig zittere, weil sich an ihr Judas erhängte. Aus der Zaunrübe (Bryonia dioica), die des Glückes wegen beim Hause gepflanzt wird, entsteht mit der Zeit der Hausgeist (hospodářiček), der dem Hause Geld und Glück bringt.

Häufig ist das menschliche Leben mit jenem der Bäume verknüpft. Die Seele eines verheirateten Weibes ging bei Nacht immer in eine Weide, und als der Mann auf den Rath einer alten Wahrsagerin die Weide fällte, da starb sogleich auch das Weib.

In einen Baum (Ahorn) hat auch eine Mutter ihre Tochter verwünſcht. Bevor der Holzhauer den Baum fällt, bittet er ihn häufig um Verzeihung, weil ſich im Baume eine Seele birgt, und dieſe müßte ſich lange im Baumſtock quälen, wenn er ſie nicht durch dieſe Bitte um Verzeihung befreite.

In Hainen und Felſenhöhlen wohnen wilde Menſchen (divi lidé), Waldjungfern (lesni panny) und wilde Weiber (divoženky), die hier und da ſchöne Jungfrauen, dann wieder häßliche Weiber mit großen Köpfen und großen, mit der Ferſe nach vorn gerichteten Füßen darſtellen ſollen. Sie treiben ſich gern bei Wäldern auf Wieſen ſelbſt untertags herum. Den Leuten können ſie nützen, aber auch ſchaden, beſonders den Müttern nach ihrer Niederkunft, indem ſie ihnen, falls ſie einſchlummern, die Neugeborenen ſtehlen und dafür ihre eigenen häßlichen Kinder (divous) unterſchieben. Manchmal kommen ſie, namentlich

Zur Libuša-Sage; nach dem Wandgemälde im „Heidentempel" bei Znaim.

zur Erntezeit, ungeſehen bis zu den Wohngebäuden und eſſen Alles auf, was für die Arbeiter auf dem Feld beſtimmt war. Sie haben auch Männer, aber dieſe ſind nicht ſo mächtig, jedoch ebenſo häßlich wie ihre Weiber. In den Grotten wohnen die „jezinky" (Grottenweiber, böſe Weiber), welche die Leute einſchläfern und ihnen die Augen ausſtechen. Gerade um die Mittagszeit gehen die „poludnice" (polednice) aus, die einen Jeden, der ſich vor ihnen nicht verbeugt, über die Füße ſchlagen und ungehorſame Kinder erwürgen. Ihnen ähnlich ſind die „kosířky". Sie treiben ſich auf den Feldern herum und jagen die Kinder, die Erbſenfelder aufſuchen und die Hülſen pflücken. Das böhmiſche Volk in den am Rieſengebirge liegenden Gegenden kennt auch den Krakonoš oder Rübezahl, der während eines Sturmes auf den Katharinenbergen (Kačenčiny Hory = Hohe Menſe) ſeine Katharina aufſucht.

Mehr als der helle Tag hat die dunkle und helle Nacht ihre geheimnißvollen Weſen. Aus den Wäſſern locken mit ihrem Geſang die Sirenen (ochechule), halb Jungfrau,

halb Fisch; zur Nachtzeit kommt auch der Wassermann aus den Wässern, ein näselndes Männlein ohne Daumen an der linken Hand, im grünen Rock, aus dessen linkem Schößel das Wasser heruntertröpfelt; er birgt in Töpfen die Seelen der Ertrunkenen. Indem er am Ufer oder auf einer Weide sitzt, kämmt er sich das lange röthliche (auch grüne) Haar oder näht an seinen Stiefeln. Es gibt eine ganze Reihe von Sagen von diesem verderblichen Wasserwesen, das sich in mannigfache Gestalten verwandeln kann, bald in einen Krebs, bald in eine auf dem Wasser schwimmende Laterne, in einen Rappen ohne Unterlippe, den man nur mit einem Baststrick, sonst aber gar nicht fesseln kann.

Zur Nachtzeit treiben sich auch im Walde geheimnißvolle kleine Hunde (vyžlata) herum, und wehe dem, der es wagen würde, auf sie zu schießen. Wer im Walde übernachten muß, kann sich nur dadurch gegen sie schützen, daß er drei Kreuze auf dem Baumstock macht, bei dem er sich lagert. Und draußen auf den Feldern, über Moräſten, schweben die Irrlichter (světýlka, bludičky), das sind die Seelen umgetaufter Kinder, und locken die Verirrten in Sümpfe, oder es leuchtet im Dunkel der Feuermann (ohnivý muž), oder fliegt in der Höhe als eine Feuerkugel mit einem Feuerschweif (světlonoš). Dieser läßt sich auf den Rauchfängen nieder, läßt hier Schätze hinunterfallen, dem plivnik oder zmok (Drache) ähnlich, der auch in der Nacht Alles in Fülle bringt: Getreide wie Geld, aber schließlich die Seele Desjenigen verlangt, dem er so gewogen war.

Ein bleibender Gast, ein Hausgott ist der šotek (skřítek, diblík, hospodářiček. Hausgeist). Sein Cultus hat sich aus der Verehrung verstorbener Familienmitglieder, deren Seelen beim Hausherde verbleiben und die Geschicke der Familie theilen, entwickelt. Das Christenthum hat zwar diese Anschauungen verändert, aber nicht ausgemerzt. Aus guten Hausgöttern sind neckische Wesen höllischer Abkunft, die jedoch im Allgemeinen gut und hilfreich sind, geworden. Dieser Hausgeist entsteht aus dem Ei einer schwarzen Henne, das jedoch kleiner sein muß als ein Taubenei. Wenn Jemand dieses Ei neun Tage und Nächte unter der linken Achsel trägt, ohne sich zu kämmen und zu waschen und ohne zu beten, so geht ihm daraus ein Hausgeist, der ihm dann dient, den er aber nie loswerden kann, hervor. Manchmal verwandelt sich der Hausgeist in einen grauen oder schwarzen Kater, und wer ihn hat, der kann dann Schätze suchen, Diebe im Spiegel zeigen und Geister beschwören. Manchmal birgt er sich als Schlange unter der Hausschwelle und heißt dann hospodář (der Wirth).

Die geschilderten Wesen und auch andere erscheinen am meisten und haben auch die größte Macht in der Nacht vor dem heiligen Johannes dem Täufer. Wenn auf den Bergen die Johannisfeuer aufleuchten, aus deren Funken die Johanniskäfer entstehen, da zeigen sich bläuliche Flammen an Stellen, wo vergrabene Schätze liegen; in dieser Nacht blüht das Farrnkraut mit goldener Blüte und verschiedene Geister und Hexen treiben sich herum.

Auf einem Feuerbrand, einer Feuerkrücke, Flachsbreche oder auf einem Beſen fliegen Hexen herum, gegen deren Zaubereien ein Kranz aus dem mächtigen Beifußkraute ſchützt.

Nur bei der Geburt eines Menſchen, aber ungeſehen, erſcheinen die sudice (Schickſalsgöttinnen), drei weiße Jungfrauen mit Stöcken und Kerzen, um dem Neugeborenen ſeine Lebensaufgabe zu beſtimmen. Sehen kann ſie nur, wer einen Kienſpan aus Fichtenholz unter einer Weide am Bach auf ſieben Tage vergräbt und einen daraus gehauenen Knorren im Johannisfeuer verbrennt. Wenn er dann durch das nach dem Knorren verbliebene Loch ſchaut, ſo ſieht er bei der Geburt irgend eines Kindes die drei Jungfrauen.

Die menſchliche Seele verläßt manchmal noch zu Lebenszeiten durch den Mund den Körper und fährt dann bei Nacht oder untertags als Windhoſe oder als Wirbelwind (větřice) nach einem Baume des Weges einher. Wer einen ſolchen Wirbel erblickt, ſoll dreimal ausſpucken, damit er ihn nicht anblaſe, dagegen kein offenes Meſſer in den Wirbel hineinwerfen, ſonſt möchte er ſchwer den ſchlafenden Körper jener im Wirbel befindlichen Seele verwunden. Häufiger jedoch ſchleicht ſich eine Seele, die den Körper eines Lebenden (oder auch Todten) verlaſſen hat, in verſchiedenen Geſtalten in das Haus, legt ſich den Schlafenden auf die Bruſt, würgt, plagt oder ſaugt ſie aus, ſo daß ſie beinahe erſticken. Die ſo herumgehende Seele iſt die Trud (mura, morous) und der von ihr Geplagte kann ſich nur dadurch befreien, daß er ihr etwas verſpricht, wenn auch nur eine Kleinigkeit. Dadurch überzeugt er ſich auch, wer ihn würgte, denn derjenige, deſſen Seele in der Nacht als Trud herumgeht, kommt ſelbſt und holt ſich am Morgen die verſprochene Sache ab. Viele Sagen ſind auch von anderen Seelen, welche Schätze bewachen oder ruhelos in der Nacht herumirren und warten, bis ſie Jemand befreit, im Volke verbreitet oder von Todten, wie zum Beiſpiel vom todten Bräutigam, der in der Nacht ſeine lebende Geliebte abholt, oder von Todten auf dem Friedhofe, die einmal im Jahre in der Kirche zuſammenkommen, und zwar vor der Frühmette, welche ein verſtorbener Geiſtlicher hält. Und es iſt nicht rathſam, daß ſich ein Lebender in dieſem Augenblick ihnen beigeſelle, wie die Sage von dem Mädchen erzählt, das ſeltſamer Weiſe in die Mette der Todten kam und dem Verderben nur durch die Liebe ihrer verſtorbenen Großmutter entging, die ihr rechtzeitig ein Zeichen gab, ſie möchte fliehen. Verbreitet iſt auch die Sage von dem Dudelſackpfeifer Švanda, der den böſen Geiſtern zu ihrem wilden Reigen ſpielte, bis er dann auf einem Galgen aufwachte.

Überaus zahlreich treten auch Geiſter und Teufel, Hexen, Zauberer, Drachen und Lindwürmer, Rieſen und Zwerge in den Volksmärchen neben Königen, Prinzen, Prinzeſſinnen und anderen auf, und zwar in verzauberten Schlöſſern, auf einem Glasberge, jenſeits des Meeres oder auf Zauberinſeln und in Zaubergärten, in Grotten und wüſten Wäldern.

Nicht ſelten helfen dem Menſchen gegen dieſe übernatürlichen Weſen die Thiere, deren Sprache man durch ein Zaubermittel verſtehen kann. Die mythologiſche Bedeutung dieſer Volksmärchen, inſofern ſie noch darin zu finden iſt, können wir hier freilich nicht erörtern. Ihre Anzahl iſt ſehr groß, wie davon die von ihrem vortrefflichen Erzähler K. J. Erben herausgegebenen Sammlungen zeugen; andere rühren von B. Němcová, J. Malý, Košin von Radoſtov und Anderen her.

Ihrem Inhalt nach ſind die böhmiſchen Märchen und Sagen vorwiegend ernſt, aber es kommen darin auch Stellen vor, ja es gibt auch ganze Märchen, die durch ihren Volkshumor ausgezeichnet ſind: ſo die charakteriſtiſchen Märchen vom dummen Hans, dem Ofenhocker, der bis zu ſeinem zehnten Jahre geſäugt wurde, vom ungeheuren Kraftmenſchen und großen Eſſer, der gutmüthig, aber im Allgemeinen nicht ſo dumm, als ſich ſeiner körperlichen und ſeeliſchen Stärke unbewußt iſt und daher häufig Anderen dient.

Hiſtoriſche Sagen und Weisſagungen, die das Königreich Böhmen betreffen, liebt das böhmiſche Volk beſonders, ebenſo wie es auch böhmiſche Chroniken fleißig lieſt. In der Volkstradition hat ſich zumeiſt die Erinnerung an die älteſten, mythiſchen Zeiten erhalten, doch hat auch die Volksſage ſo manche, wirkliche Begebenheit der ſpäteren Zeiten nach Märchenart ausgeſchmückt. Dieſe Sagen ſind in allen böhmiſchen Gegenden bekannt und daneben hat jede Gegend ihre eigenen Sagen von alten Burgen, Kirchen, Klöſtern und Schätzen. Den Mittelpunkt aller Sagen bildet das königliche Prag, „matička Praha“ (Mütterchen Prag), wie es das Volk nennt, um der ſchmachtenden Liebe, die es zu dieſer Stadt hinzieht, Ausdruck zu geben. Von der großen Zahl der Sagen können wir hier ſelbſtverſtändlich nur die bekannteſten berühren; ſo die Sage von der Ankunft des Stammvaters Čech, der mit ſeinen Scharen auf dem Georgsberge (Říp) Halt machte, von dem erſten Fürſten Krok, beſonders aber von ſeinen drei Töchtern Kazi, Teta und Libuša. Unter dieſen iſt Libuša, eine weiſe Fürſtin und Seherin, der Mittelpunkt eines ganzen Sagencyklus. Das Volk erzählt ſich, wie ſie die Stadt Prag gegründet und ihren Ruhm prophezeit hat, von ihren Zaubergärten um den Vyšehrad herum, von ihrem Bade unter dem Vyšehrader Felſen, von der Waſſerquelle Jezerka in der Nähe von Vyšehrad, wo Přemyſl und dann ſeine Nachfolger zu Fürſten proclamirt und von hier unter feierlichem Geleite auf den Vyšehrad geführt wurden, auch davon, wie Libuša den Streit zweier Brüder ſchlichtete, wie ſie den Vladyken Přemyſl von Stadic vom Pfluge auf den Fürſtenthron berief, von dem ſtarken Helden Bivoj, ihrem Schwager, vom Mädchenkriege, der nach dem Tode der Libuša unter der Anführung der tapferen Vlaſta ausgebrochen war, von der verführeriſchen Šárka und von Ctirad, vom Falle der Mädchenburg Děvín. Doch nicht blos Vyšehrad, ſondern auch die Burg Libitz in der Nähe von Poděbrad, wo der heilige Adalbert geboren ward, war nach der Sage ihr Sitz.

Die St. Wenzelsritter im Berge Blanik.

Von der Libitzer Burg aus ließ ſie eine hölzerne Schanze auf den nahen Berg Oskobrh, von dem ſo manche Ortsſage zu erzählen weiß, aufführen. In der Sage lebt auch der Edelmann Horymir, der unter dem heidniſchen Fürſten Kreſomyſl, nachdem er die Bergwerke zerſtört hatte, durch den fabelhaften Sprung ſeines Pferdes Šemík vom Vyšehrader Felſen dem ſicheren Tod entging. Heutzutage zeigt man noch in Neumětel die Stelle, wo der treue Šemík begraben wurde.

Aus der erſten Zeit des Chriſtenthums rühren ſo manche legendäre Sagen von der heiligen Ludmila, von ihrer Schnur und Gegnerin, der Fürſtin Drahomira, der Mutter des heiligen Wenzel, welche nach der Sage, die ihr gewiß Unrecht thut, noch zu Lebzeiten am Pohořelec vor der Prager Burg in den Boden verſank. Vom heiligen Wenzel „dem Beſchützer und Patron des Böhmerlandes“ gibt es einen ganzen Sagencyklus, von ſeinem Leben, von den Stätten ſeiner Wirkſamkeit in Prag, von ſeiner Ermordung und von den Wundern, die darnach geſchahen, davon, wie vielmal er das böhmiſche Heer beſchützt und ihm zum Siege verholfen hat, wie die Böhmen immer geſiegt haben, wenn ſie unter ſeinem Banner fochten. Der heilige Wenzel läßt es, wie man in einem viele Jahrhunderte alten Liede betet, nicht zu, daß das böhmiſche Volk untergehe. Darum glaubt das böhmiſche Volk an ihn und ſeine Hilfe, wie es die Sagen von den Rittern im Blanikberge beſtätigen.

In der Nähe der Stadt Blašim erhebt ſich beim Städtchen Louňovitz ein waldiger über 600 Meter hoher Berg — Blanik —, auf deſſen Gipfel man uralte Befeſtigungsmauern ſieht. Von der Burgveſte ſieht man heutzutage keine Spur mehr. Und in dieſem Berge Blanik ſchlummern die Wenzelsritter, ſie ſchlummern und warten, bis ſie in den Kampf gerufen werden. Die Sage erzählt in den mannigfachſten Variationen, wie Leute unter die Blanikritter gerathen ſind, der Hirt, das Mädchen, der Schmied, der die Ritterpferde beſchlagen mußte und wie er dafür belohnt wurde. Und alle, die in den Berg hineinkamen, verweilten dort über ein Jahr, obgleich ſie glaubten, ſie wären dort nur eine Weile geweſen. Unter dem Gipfel des Blanik iſt ein Felſen, der die Geſtalt eines gebrochenen Bogens hat. Dort iſt der Eingang in den Berg. Dort entſpringt auch eine Quelle, wo die Blanikritter ihre Pferde tränken, wenn ſie nach langer Zeit wieder einmal in einer hellen Mondnacht auf die Wieſe zwiſchen den Wäldern am Fuße des Berges reiten, um ſich dort Ritterſpielen hinzugeben. Während einer ſolchen Nacht ertönt in der Umgebung ein dumpfes Getöſe, gedämpfter Trommelſchlag und Trompetenſchall. Des Morgens ſieht man dann auf der Wieſe unzählig viele Spuren von Pferdehufen. Aber in den wirklichen und ſchwerſten Kampf werden die Blanikritter erſt ziehen, bis es in Böhmen am ärgſten iſt, bis es hier ſo viele Feinde gibt, daß ſie das ganze Königreich an den Hufen ihrer Pferde verſchleppen könnten. Dann werden die Baumwipfel im Blaniker Walde dürr, auf dem Gipfel des Berges wird eine alte dürre

Eiche ergrünen und die Quelle beim Felſen wird ſo waſſerreich, daß ſie als Gießbach hinunterſtrömt. Dann wird ſich der Blanik aufthun und die Ritter, geführt vom heiligen Wenzel, werden in den Kampf ziehen. Und es wird ein ſo wüthender Kampf entbrennen, daß das Blut wie ein Strom von Strahov bis zur ſteinernen Karlsbrücke fließt, und in dieſem Kampfe wird der heilige Wenzel alle Feinde vernichten. Nach einer Variante wird dieſer ſchreckliche Kampf auf dem Berge Svidník in der Umgebung von Pilgram ausgekämpft werden. Ähnliche Sagen wie vom Blanik werden auch von dem erwähnten Berge Oskobrh, von dem waldreichen Berge Turov in der Umgebung von Nachod erzählt.

Aus der ſpäteren Zeit des Chriſtenthums kennt die böhmiſche Sage den heiligen Wolfgang, den heiligen Adalbert, den Abt des ſlaviſchen Kloſters zu Sazava, Prokop, der Teufel bändigte und vor den Pflug ſpannte und den deutſchen Mönchen nach ſeinem Tode als Geiſt erſchien.

Von dem ruhmreichſten böhmiſchen König, Karl IV., erzählt ſich das Volk, wie mit Karl die Wiege wuchs, bis ſie zu einem Bett wurde (dieſes befand ſich auf ſeiner berühmten Burg Karlſtein) und wie dieſes nach ſeinem Tode Niemanden auf ſich ruhen ließ und Alle herabwarf. Auch die Sage von dem fabelhaften Schatze des Opatovitzer Kloſters berührt hauptſächlich Karl IV.

Aus den gewaltigen huſitiſchen Kämpfen hat die böhmiſche Volkstradition am lebhafteſten das Andenken an den gewaltigſten der Kämpfer — Johann Žižka von Trocnov — bewahrt. Von dem blinden Helden circuliren im Volke verſchiedene Sagen, wie er unter einer Eiche geboren wurde, wie er erblindete, wie er als Blinder den ſtärkeren Feind mit Gewalt und Kriegsliſt überwältigte, wie er die Burgen ſeiner Feinde niederriß und ſchließlich wiederum unter einer Eiche ſtarb. Seine Kriegsthaten haben ſich tief in das Gedächtniß des Volkes eingeprägt. Noch heute zeigt das Volk die Stätten, nicht blos wo Žižka geboren wurde und ſtarb, ſondern auch wo er einmal Halt machte, ſein Lager aufſchlug, unter einem Baume ausruhte oder wo er ſein Mahl einnahm. Daher finden wir in verſchiedenen Gegenden bald einen Žižkafelſen, bald einen Žižkatiſch und eine Žižkalinde. Der Glaube an ſeine Stärke ſtreifte ſchon an den Aberglauben, wie man daraus erſehen kann, daß zu der Eiche, wo er geboren ward, die Leute aus der Ferne pilgerten, um ſich einen Aſt oder ein Scheit aus ihrem Stamme zu einem Beil- oder Hammerſtiel zu holen, weil man allgemein glaubte, daß Werkzeuge mit ſolchen Stielen beſonders wirkſame und mächtige Schläge ertheilen würden. Die Sage von der mit Žižkas Haut überzogenen Trommel, bei deren bloßem Schall ſchon die Kreuzfahrer und andere gegen die Böhmen ausgerüſteten Feinde davonflohen, iſt dem böhmiſchen Volke wohlbekannt, aber wahrſcheinlich iſt nicht das Volk ſelbſt ihr Urheber, ſondern ſie gelangte zu ihm aus der Chronik des Aeneas Silvius und durch Hájek.

An die Zeit der religiösen Wirren nach der Schlacht am Weißen Berge erinnert die aus dem östlichen Böhmen stammende Sage von der Rosenwiese. Unweit von Leitomischl, das einst die bedeutendste Stadt der böhmischen Brüder war, hinter dem Dorfe Morašitz ist zwischen Feldern beim Walde ein kleiner Anger, auf dem niedrige Sträucher mit eigenthümlichen Rosen, die gewöhnlich im Juni blühen, wachsen; in Blumentöpfen am Fenster gedeihen diese Rosen nicht. An dieser Stelle, erzählt die Sage, kamen die böhmischen Brüder aus der weiten Umgebung zusammen, bevor sie ins Exil gingen. Hier beteten sie zum letzten Mal gemeinsam, verrichteten ihre Andacht, und nachdem sie dann ihren goldenen Kelch vergraben hatten, nahmen sie Abschied von ihrer Heimat. Und auf diesem Anger, der auch bei den späteren Generationen eine gewisse heilige Scheu erweckte, wuchsen die erwähnten dunkelrothen Rosen hervor, und Niemand wagte es, so leicht die denkwürdige Stätte zu berühren. Und wer es that, der hat es bitter gebüßt, wie der Bauer, dem, als er den Anger umzuackern begann, die Pferde lahm wurden. Einem anderen, der dennoch ein Stück davon umgeackert und Lein darauf gesäet hatte, verbrannte die Tochter beim Dörren dieses Leines. Dieser Rosenanger war nur in der Umgebung bekannt, aber Staunen erregte es, als einige russische Officiere, die im Jahre 1813 mit ihren Truppen gegen Napoleon zogen und in die Gegend kamen, nach dem Rosenanger frugen. Und als sie hinzukamen, da knieten sie nieder, rutschten auf den Knieen heran und beteten inbrünstig. Auf diesem Rosenanger werden einst auch drei Potentaten zusammenkommen, und dann erst wird der wahrhafte Friede herrschen und jeder Krieg wird aufhören. So erzählt die Sage, in diesem Falle sozusagen ein Wiederhall der Ideen der böhmischen Brüder.

Die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges konnten freilich nicht aus dem Gedächtniß des Volkes entschwinden. Aber die Erinnerungen daran haben sich zumeist in verschiedenen örtlichen Sagen erhalten. Im westlichen Böhmen, besonders in der Umgebung von Taus, wird viel von Johann Sladký, genannt Kozina, erzählt, wie er die alten Privilegien der Choden gegen Wolf Lamminger von Albenreut vertheidigte und wie er, ungerecht zum Tode verurtheilt, den genannten Edelmann vor das Gericht Gottes forderte und wie Herr Lamminger noch vor Schluß desselben Jahres auf seinem Sitze Chodenschlooß bei Taus, vom Geiste Kozina's gerufen, eines plötzlichen Todes starb.

Zu den historischen Sagen gesellen sich noch verschiedene Weissagungen, die beim böhmischen Volke seit jeher beliebt waren. Die ältesten und auf heimischem Boden entstandenen sind jene, die von der Fürstin Libuša herrühren und welche später Křivojen Budek niedergeschrieben haben soll. Die angeblichen Weissagungen der Libuša betreffen die Schicksale Böhmens, den Reichthum dieses Landes in den künftigen Bergwerken, wie in Eule, Přibram, Kuttenberg und sonst auch. Neben diesen kamen auch

etwa im XV. Jahrhundert die Weissagungen der Sibylle auf, die jedenfalls auf lateinischen Aufzeichnungen beruhen; letztere wurden wieder nach einem griechischen Original, das aus dem I. bis IV. Jahrhundert n. Chr. herrührte, niedergeschrieben. Nicht weniger populär wurden die Weissagungen des blinden Jünglings (slepý mládenec), in denen auch die Blanikſage enthalten ist. Der blinde Jüngling verkündete Karl dem IV. die Geschicke seiner Nachfolger und die Geschicke des böhmischen Königreiches. Derselbe Jüngling soll auch, obzwar er blind war, die ganze wunderbare Ausstattung aus menschlichen Knochen und Schädeln in der Kapelle zu Sedlec bei Kuttenberg zusammengestellt haben, oder nach einer Variante verfertigte er die berühmte Uhr auf dem Prager Rathhause in der Altstadt, hat sie aber auch dann durch einen einzigen Griff, als man ihm die Autorschaft abstritt, verdorben. Aus einer etwas späteren Zeit, etwa aus dem XVI. Jahrhundert, rühren die Weissagungen des Havlata Pavlata, eines einfachen Bauers und Gebirgsbewohners aus Bysoké.

Alle diese Weissagungen, die die Geschicke des Königreiches Böhmen betreffen, wurden allerdings den Zeitverhältnissen angepaßt. Es wird in ihnen von Greueln und Schreckniſſen erzählt, von unerhörten Robotarbeiten, davon, daß die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten die böhmische Sprache hassen werden, von schrecklichen Kriegen, ja sogar vom Fall der Stadt Prag, aber in allen ist schließlich die trostvolle Prophezeihung enthalten, daß alle die Leiden aufhören werden, daß der heilige Wenzel zu Pferde mit dem Schwerte und der heilige Prokop mit dem Krummstabe die Feinde besiegen und aus dem Lande vertreiben werde.

Neben diesen allgemein bekannten Weissagungen gibt es auch viele örtliche, so zum Beispiel in der Umgebung von Nachod, das zur Zeit der schlesischen Kriege im vorigen Jahrhundert hart mitgenommen wurde. Dort zeigt man noch heutzutage eine alte Föhre hart an der Grenze und erzählt, dort werde der preußische König auf der Flucht aus Böhmen ausruhen, nachdem er aufs Haupt geschlagen sein wird, und es werden ihm von seiner Armada nur so viele Soldaten übrig bleiben, als um eine Trommel herumsitzen können.

Die erwähnten Weissagungen, in denen das böhmische Volk in Zeiten der Noth Trost fand, wurden unter dem Volke vom XVI. Jahrhundert an durch zahlreiche Nachdrucke verbreitet und trugen bis zu einem gewissen Grade in schweren Zeiten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit dazu bei, das nationale Bewußtsein und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu erhalten.

Volkstrachten. Die ursprüngliche böhmische Tracht war jener der anderen slavischen Völker, namentlich der der Polen ähnlich. Das beweisen nicht blos die gemeinsamen Benennungen der einzelnen Bestandtheile, die die Tracht bilden, sondern auch directe Nachrichten, wie die des Adam von Bremen und Helmold. Leinwand, Tuch, Leder und

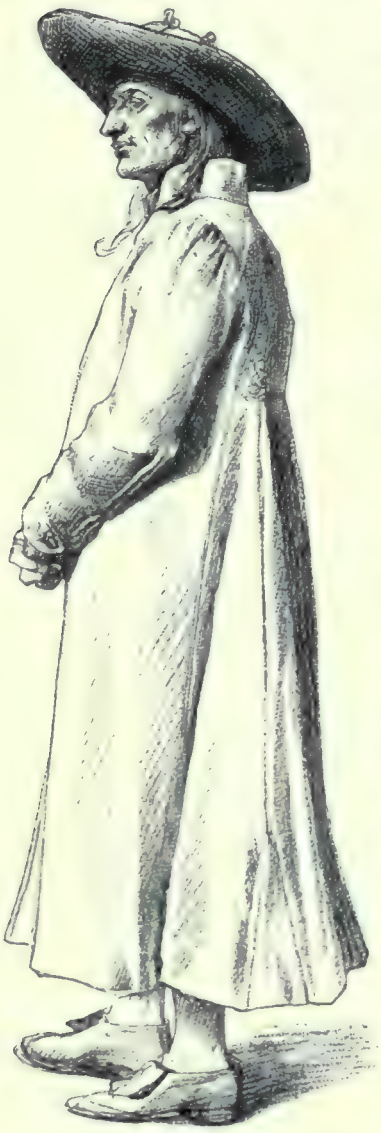
Pelzwerk, das war der Stoff, aus dem das Kleid verfertigt wurde, und zwar: Leinkittel, Hemden, Kopftücher und Ärmel, Röcke, Mäntel, Mützen, Beinkleider, Beschuhung und Pelze.

Bei den Böhmen äußerte sich jedoch früher als bei den anderen slavischen Völkern der fremde Einfluß auf die heimische Tracht, wenn auch nicht gleich in allen Schichten und auch nicht in allen vom böhmischen Volke bewohnten Ländern, so daß zum Beispiel die Böhmen Mährens, besonders die Slovaken, ihre heimische Tracht am längsten und besten erhalten haben. Daß in Böhmen so frühzeitig fremde Trachten Eingang fanden, das verschuldete gewiß hauptsächlich die Lage des Landes, das sich gegen europäische Moden nicht abschließen konnte, und der lebhafte Charakter des Volkes selbst. Der Westen traf hier mit dem Osten zusammen; der Westen wirkte jedoch mächtiger, freilich zuerst in den wohlhabendsten Schichten, namentlich beim Adel, und zwar am mächtigsten im XIV. Jahrhundert während der Herrschaft der Luxemburger, wo die französische Tracht am Hofe und bei dem höheren Adel Eingang fand. Aber noch um diese Zeit (im Jahre 1318) spricht das Privilegium der Prager Schneider von der böhmischen Tracht. Dann wirkten auch andere Einflüsse, wie der deutsche, wenn auch nicht dermaßen, wie man es wegen der nahen Nachbarschaft und der zahlreichen politischen und geschäftlichen Berührungen der Böhmen mit den Deutschen voraussetzen könnte.

Der strenge Geist des Hussitismus, der jeden Luxus als sündhafte Eitelkeit verdammte, machte der Pracht und Üppigkeit in den Trachten, wie sie in Böhmen namentlich das XIV. Jahrhundert eingeführt hatte, ein Ende, und es ist interessant, wie man aus Vermächtnissen und Inventarien jener Zeit ersehen kann, daß damals dunkle und graue Farben die Oberhand erlangten gegenüber den früher so beliebten lebhaften und hellen. Aber schon gegen das Ende des XV. Jahrhunderts macht sich eine Reaction bemerkbar. Prächtige Trachten kamen wieder auf und herrschten namentlich im XVI. Jahrhundert, so daß die Landtage nicht selten strenge Verbote dagegen erließen.

Zu jener Zeit herrschte in Böhmen wie im übrigen westlichen Europa hauptsächlich die italienische und spanische Tracht vor; darnach kam die französische auf, namentlich beim Adel und der Bürgerschaft, während das Volk sich mehr conservativ verhielt. Die die Mode betreffenden Veränderungen gingen in früheren Zeiten überhaupt nicht so rasch vor sich, namentlich nicht im Volke. Doch auch der böhmische Landmann konnte sich nicht ganz fremden Einflüssen verschließen. Er richtete sich hauptsächlich nach seiner Herrschaft und nach den Städten, indem er von ihrer Mode, wenn auch verspätet, so Manches annahm. Bemerkenswerth ist es, daß man am Fuße des Riesengebirges, bei Vysoké noch in jüngster Zeit (und vielleicht noch jetzt) den Hut auch „pirit“ nannte, und das dortige „facalik“, das auch sonst in Böhmen vorkommt, ist ein Überbleibsel aus dem

XVI. Jahrhundert, aus dem italieniſchen „fazzoletto“. In böhmiſchen Gegenden am Fuße des Rieſengebirges hat ſich auch noch die „kukla“ erhalten, wenn auch nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt, indem ſie nunmehr ein großes Tuch bedeutet, in das jetzt wie einſt in die Kapuze der Kopf eingehüllt wird. Im öſtlichen Böhmen tragen noch heutzutage die Bauernweiber große gefaltete Kragen an den Hemden, die an die Halskrauſe (okruži) längſt vergangener Jahrhunderte erinnern, und noch heutzutage kommt hier und da der alterthümliche Namen „ožidli“, der aus den Aufzeichnungen des XV. Jahrhunderts bekannt iſt, vor. Kränze aus Metallblech, die einſt adelige und reiche bürgerliche Damen trugen, waren noch bis in die jüngſte Zeit bei den bäuerlichen Bräuten beliebt, und mit Puder, eigentlich mit Mehl, beſtreuten die Mädchen im nordöſtlichen Böhmen den friſirten Kopf, wenn ſie Kranzeljungfern waren, noch in den Dreißiger-Jahren dieſes Jahrhunderts.



Ein alter Chode.

Der wirthſchaftliche Fortſchritt, dann der Umſtand, daß man Stoffe und Kleid zu Hauſe zu erzeugen aufhörte, beſonders aber eine vervollkommte Communication, durch welche einſt abgeſchiedene Gegenden mit anderen in freie Berührung kamen, nicht weniger der Aufſchwung der Induſtrie, beſonders aber das Fabriksweſen und der Handel, hatten zur Folge, daß das böhmiſche Volk auffallend ſchnell ſeine eigenthümlichen Trachten, die es namentlich aus dem vorigen Jahrhundert gerettet hatte, abzulegen begann. In manchen Gegenden ging dieſer Wechſel in den Fünfziger-Jahren vor ſich, in anderen, namentlich im Gebirge, etwas ſpäter. Vor dieſer Zeit hatten alle böhmiſchen Gegenden ihre Tracht, wie man aus den bäuerlichen Hochzeiten, die in Volkstrachten bei der Krönung Ferdinands V. zum König im Jahre 1836 abgehalten wurden, erſehen konnte.

Heutzutage geht der Landmann meiſt nur mehr ſtädtiſch gekleidet einher, freilich nach dem Schnitt ſeines Dorfſchneiders, obgleich es auch Dörfer in reichen Gegenden gibt,

wo man den in einer Kutsche fahrenden Bauer nur schwer von einem nach der Mode gekleideten Städter unterscheiden kann. Aber es gibt auch noch jetzt Gegenden, wo die einheimische Tracht nicht etwas schon Alterthümliches ist und nicht blos ein Kleid, das nur bei Nationalfesten getragen wird. Am besten behauptet sich die alte Tracht im Westen, namentlich in den Dörfern der einstigen böhmischen Grenzbewohner — der Choden — in der Umgebung der Stadt Taus, dann in der Umgebung von Pilsen, im Süden in der Umgebung von Veseli („na blatech"), bei Tabor, Neuhaus und bei Teindles (Daudleby). Im östlichen Böhmen haben noch die Weiber, wenn auch nicht mehr vollkommen die alte Tracht erhalten.

Die Bestandtheile der ursprünglich slavischen Tracht blieben zwar beim Volke im großen Ganzen, änderten sich aber doch im Verlaufe der Zeit. Manches verschwand, Anderes wieder, wie das Mieder bei den Frauen und die Weste oder „bruclek" bei den Männern, wurde von anderwärts hinzugenommen. Der Kittel (Obergewand, sukně), den ursprünglich Männer wie Weiber trugen und der auch in der Fremde, wie in Frankreich, Eingang fand, hörte vom XVII. Jahrhundert an auf, ein männliches Kleidungsstück zu sein. An seine Stelle trat der Rock, dann auch das Kamisol, die Jacke. Die altslavischen „hace" (serbisch, slovakisch gatě) wurden schon im XIII. Jahrundert „nohavice" (Beinkleid, Pantalon) genannt. Neben dieser Benennung kam im Anfang des XVI. Jahrhunderts noch das fremde Wort „galioty", „kalhoty" auf. Neben der ursprünglichen „škorně" und „střevice" verbreitete sich das Wort bota (Stiefel = la botte), ja verdrängte sogar das erstere und statt des ursprünglichen „čechel" kam frühzeitig „košile" (Hemd aus dem lateinischen casula) auf.

Die Trachten in den oben erwähnten Gegenden sind verschieden und doch, was die Bestandtheile anlangt, im Wesentlichen gleich. Auch darin sind sie einander ähnlich, daß sie alle mit vielen und reichen Stickereien geziert sind. In eigenartigen Stickereien bewährte das Volk seine künstlerische Begabung. Diese Nationalstickerei konnte sich, da sie weniger als jede andere Arbeit der Hausindustrie an die dem Handwerk eigene Fertigkeit gebunden war, ganz frei entwickeln. In den Stickereien des böhmischen Volkes sieht man eine große Ähnlichkeit mit jenen der beiden anderen Zweige des čechoslavischen Stammes: der Mährer nämlich und der Slovaken, und zwar um so mehr, je mehr wir uns der mährischen Grenze nähern. Diese Stickerei hat sich auf einer einheimischen alten Grundlage entwickelt und gerade jene Stickereien, die aus dem echten Volksgefühl hervorgegangen sind, haben unzweifelhaft künstlerischen Werth. Doch auch fremde Einflüsse, besonders aus der Kirche, aus der Stadt und aus dem herrschaftlichen Schlosse drangen in die Bauerngüter und Hütten, und es war besonders der Barockstil, dessen Einwirkungen die ursprüngliche Volksornamentik nicht entging. Doch der slavische Geist war in der Cultur der bäuerlichen

Tracht aus der Gegend bei Taus Domažlitz.

Bevölkerung Böhmens immer so mächtig, daß er sich durch keinen fremden Einfluß völlig verdrängen ließ. Dieser fremde Einfluß verschmolz nicht selten mit den ursprünglichen Elementen zu einem neuen, abermals eigenartigen Ganzen. Am schönsten sind die Stickereien der „plena“ (ein großes Kopftuch) und der Haube (holubinka). Doch auch auf den Schürzen, Leibchen, auf dem weiblichen und männlichen Hemde, wie auch auf den Westen, den männlichen Jacken und weiblichen Röcken finden wir kunstvoll verfertigte Stickereien, die in Farbe und Zeichnung ebenso wirkungsvoll sind wie die aus rothem

Garn verfertigten Stickereien der Plachen, mit denen das Bett der Wöchnerin verhängt wird. Neben gefärbtem Garn verwendet man bei den Stickereien bunte Seide, goldene Fäden, glänzende farbige Perlchen (hůstky, Schmelz) und Flimmergold. Die technische Ausführung verräth große Fertigkeit. Bezeichnend sind concentrische Zergliederungen einzelner Motive und ein großer Farbenreichthum, der noch gesteigert wird durch goldschimmernde kleine Metallschuppen und durch farbigen Schmelz. Unter den Farben dominiren Gelb und Roth, obzwar auch schwarze Stickereien schon im XVI. Jahrhundert, wie durch alte Aufzeichnungen bestätigt wird, verbreitet waren. Doch auch die Weißstickereien weisen Stücke von wunderbarer Arbeit auf und können sich als Specialitäten geradezu rühmen (wie zum Beispiel die Knotenstickereien der Hauben). Die Ornamentalmotive stammen, abgesehen von den geometrischen, zumeist aus dem Pflanzenreiche; von den Thieren erscheint am häufigsten ein stilisirter Vogel, namentlich der Hahn.

Vor der Beschreibung der einzelnen Trachten sei hier noch der Pflege des männlichen Kopfes erwähnt. Die alterthümliche Sitte, Kinn und Wange zu rasiren, herrscht noch heutzutage, obgleich man auch schon, namentlich auf dem Lande, bei den jüngeren Leuten Vollbärte oder Schnurbärte oder wenigstens Backenbärte sehen kann, diese namentlich in der Umgebung von Soběslau und Veselí. Langes Haar, rund zugeschnitten hinter die Ohren und manchmal auch in die Stirn nach alter Mode gekämmt, wird nur mehr selten getragen, am ehesten noch von alten Leuten in abgelegenen Gebirgsdörfern. Die Jüngeren lassen sich das Haar zuschneiden, kämmen es mannigfach und theilen es zumeist so, daß der Scheitelstreif über dem linken Ohr sich befindet.

Die Männer im Chodengebiete in der Umgebung von Taus tragen gelbe lederne Hosen, die an den Knien Riemchen („ještěrky“, Eidechsen) haben, weiße oder blaue Strümpfe und über sie Röhrenstiefel, obzwar jetzt die langen Stoffhosen (Pantalon) überwiegen. Die blaue Tuchweste oder „lajb“ pflegt auf dem Kragen und über den Taschen mit bunter Seide schön gestickt zu sein. In der Regel wird sie nicht ganz zugeknöpft, damit man das Futter aus rothem Tuch sehen kann. Das Sonntagshemd aus feiner Leinwand ist ebenfalls mit weißen Stickereien geziert, und zwar am Kragen, an den Ärmeln und unteren Ärmelbesätzen. Der Kragen wird über dem Halstuch, das gewöhnlich von Seide und zu einer Masche gebunden ist, umgelegt. Über der Weste tragen die Jungen („chlapci“) eine dunkelblaue Tuchjacke, die ebenfalls am stehenden Kragen, an den Klappen (Lidern) und Ärmeln mit reichen Stickereien aus bunter Seide geschmückt ist. Diese Jacke hat zwei Reihen glänzender Knöpfe, wird aber in der Regel offen getragen. Aus der einen der beiden Taschen guckt das Tuch, das zumeist roth ist, heraus, aus der anderen ein gezierter Tabaksbeutel. Früher trug man auch Gürtel, die ebenfalls gestickt oder mit Silber beschlagen waren.

Den Kopf bedeckt man mit einem weichen ſchwarzen Hute oder mit einer Mütze, deren Verbrämung aus Otterfell und deren Obertheil (Kopf) rund, roth oder grün iſt (vydrovka). Früher trugen die Jungen breitkrempige ſchwere Hüte mit bunten Schnüren oder auch mit Glaszierath („zdrcky“) und ſeitwärts auch mit einem Sträußchen geſchmückt. Der verheiratete Mann kleidet ſich ähnlich, nur daß er ſtatt der Jacke zur Trauung zum erſten Mal einen langen Tuchrock von dunkelblauer Farbe mit rothen Paſſepoils nimmt. Das iſt des Mannes „ženicí župan“ (Heiratsrock) und ihn trägt er ſein Leben lang in die Kirche und zu allen Feſten, wie zum Beiſpiel zur Taufe. Zum Zuknöpfen hat dieſer Rock nur ein Loch unter dem Halſe und in dieſes ſteckt der Bräutigam bei der Hochzeit ein von der Braut ihm geſchenktes Band und trägt es, ſo lange überhaupt vom Rock noch ein Stück bleibt — bis zu ſeinem Tode.

Tracht aus der Gegend von Taus Domažlitz.

Älter als der Heiratsrock iſt ſeinem Urſprung nach der einſt im Chodengebiete allgemein verbreitete und für dasſelbe charakteriſtiſche, jetzt aber immerhin ſchon ſehr ſeltene „župánek“, ein weißer Scherkenrock oder vielmehr eine Halena ohne Schößel aus einem halbwollenen Garnſtoff ohne Kragen und Knöpfe, ohne alle Stickerei, nur an den Nähten mit ſchwarzen Schnüren geſchmückt. Einſt, als die Choden noch Freiheit und Privilegien ungehindert genoſſen, waren, wie man behauptet, dieſe Schnüre golden; als ſie aber dann nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge zu Robotarbeiten verkauft wurden, und als der angeſehenſte Vertheidiger ihrer Rechte Johann Sladký, genannt Kozina, in Pilſen im Jahre 1695 gehängt wurde, da fingen ſie an zum Zeichen der Trauer ſchwarze Schnüre an ihrem weißen Scherkenrock zu tragen. Zum Scherkenrock

trug man Kniehoſen aus Weißleder, wollene Strümpfe und Schuhe „mit Ohren“, auf dem Kopfe einen ſchweren breitkrempigen Hut mit ſchwarzen Bändern, zur Zeit der Trauer mit einem weißen Band. Wenn der Chode auswärts oder zu einem Feſte ging, ſo hatte er in der Hand die „čekana“, einen Stock und eine Waffe zugleich, mit einem ſcharfen Dorn am unteren Ende, am oberen mit einer kleinen Hacke und Keule. Der Stock ſelbſt war oben mit Blech beſchlagen und mit Nägeln verziert. Im Winter hüllen ſich die Choden in Mäntel mit Kragen ein, die entweder ſchwarz oder blau, oder in Pelze, die häufig mit geſtickten Blumen bedeckt ſind.

Die weibliche Tracht in der Umgebung von Taus hat einen gewiſſen Zug von Nobleſſe. Die Mädchen tragen rothe wollene Strümpfe, Schuhe (früher trugen ſie Pantoffeln, und zwar ſelbſt in der Kirche), die über dem Abſatz geſtickt und vorn wieder mit Stickereien oder Meſſingringen geſchmückt ſind, wie auch mit einer Maſche aus ſchwarzen Bändern. Das Sonntagshemd hat kurze, breite und bauſchige Ärmel („rukávce“), die über dem Arm weiß geſtickt ſind; der Kragen iſt am Rande ſchwarz geſtickt (ebenfalls, wie man ſagt, zum Zeichen der Trauer nach Kozina). Das Leibchen iſt in der Regel nicht geſtickt. Der rothe Stoff, aus dem es verfertigt wird, iſt mit ſchmalen Borden bedeckt, zwiſchen denen zahlreiche Perlchen und Metallſchuppen erglänzen. Von zwei linnenen ausgeſtopften Wülſten am Leibchen werden die Röcke getragen.

Der Rock der Mädchen und Weiber bei den Choden iſt eng, faltig und einfarbig, von der Auferſtehung bis zum Advent roth (hell oder grell). Um dieſe Zeit kann er auch grün ſein. Einen blauen Trauerrock nimmt man zur Advent- oder Faſtenzeit, auch bei Begräbniſſen, und dann weiſt auch die Schürze eine Trauerfarbe auf, ſie iſt nämlich — weiß. Jeder Rock iſt unten mit einer reichen und lebhaften Blumenbordüre verſehen („pantl“ genannt). Sonſt wird über dem Rock eine Schürze (zástěra, fěrtoch) von verſchiedenen Farben, auf der Bruſt ein Seidentuch kreuzweiſe getragen; die Zipfel dieſes Tuches werden unter das Schürzenband gebracht.

Die zu einem Zopf geflochtenen Haare werden zu einer „čampule“ (Schopf, Knoten) zuſammengedreht und dann bei den Reicheren mit einem großen Kamm durchſtochen, der Kopf wird hierauf mit einem mit Blumen geſchmückten Tuch bedeckt, das eigens gebunden wird (na babku). Gehen die Mädchen in die Kirche oder auswärts, ſo wird über dieſes Tuch noch ein zweites größeres, linnenes und weißes („plena“) mit geſtickten Blumen im Zipfel und mit Spitzen gebunden. Das Binden des Tuches iſt nicht leicht, es geſchieht vor einem Spiegel und dauert geraume Zeit. Zur Zeit der Schwüle wird es aufgebunden und gelockert. Nimmt das Mädchen dieſes Tuch, ſo zieht es auch eine Jacke aus blauem, ſchwarzem oder weißem Tuch an, die vorn ſo ſtark ausgeſchnitten iſt, daß man das Seidentuch ſehen kann. An der Bruſt zeigt ſich unter den Häkeln der Jacke eine große

rothe Maſche, die Ärmeln erweitern ſich von der Hand zur Achſel und ſind mit Seidenſtickereien geſchmückt, die man auch am Bruſttheil der Jacke ſehen kann. Die verheirateten Weiber kleiden ſich ähnlich, nur daß ſie auf die Bruſt unter das Seidentuch ein Polſterchen, deſſen Federn hinauf zum Kinn geſchüttelt werden, legen. Die Verheirateten tragen auch, jetzt freilich ſchon ſelten, eine eigenthümliche Haube („koláč“) mit ſchwarzen Stickereien. Wenn ſie in die Kirche oder auswärts gehen, ſo halten ſie in der Hand eine Baſttaſche (Baſtmoſche) mit farbigen Einlagen und Bändern geſchmückt, während das unverheiratete Mädchen in der Hand ein Tuch, und zwar entweder ein weißes geſticktes oder ein farbiges hat. Die langen weiblichen Pelze früherer Zeit ſind heute verſchwunden.

Mädchen aus Skornan bei Pilſen (alte Tracht).

In der Umgebung von Pilſen finden wir eine ähnliche männliche Tracht wie in der Tauſer Gegend, wenn ſie auch im Allgemeinen einfacher und nüchterner iſt.

Auch in der Pilſener Gegend trägt man gelbe lederne Hoſen, hohe bis zu den Knien reichende Stiefel oder nach alter Sitte Strümpfe und Schuhe; über dem Hemde, deſſen Kragen über das ſeidene Halstuch, das bei Männern ſchwarz iſt, umgelegt wird, eine Weſte aus dunkelblauem ins Violette ſpielenden Tuch mit einer dichten Reihe von gelben Knöpfen und mit roth ausgenähten Knopflöchern. Über die Weſte ohne Stickereien nehmen die Burſchen eine aus demſelben Tuch verfertigte Jacke, die dieſelbe Farbe und auch keine Stickerei hat, die Männer einen langen aus Tuch verfertigten Rock von dunkelblauer Farbe ohne Stickereien. Im Winter haben ſie einen Mantel mit einem Kragen oder einen mit

Tuch übernähten Pelz, der mit einem Lammfell verbrämt und mit Schnüren verſehen iſt. Die Mütze pflegt rund zu ſein, ohne Schirm, der Obertheil (Kopf) iſt roth und endet in eine goldene oder ſeidene Quaſte; ſie iſt mit Otterfell, das hinten breiter wird, eingefaßt. Außerdem werden auch Mützen mit Schirmen und runde Hüte, namentlich in neuerer Zeit getragen, indem die eben geſchilderte Tracht augenſcheinlich der allgemeinen Mode unterliegt, die über die einheimiſche weibliche Tracht, welcher rauſchende Pracht und poſſirliche Unförmlichkeit eigen iſt, ſchon den Sieg davongetragen hat. Dieſe einheimiſche weibliche Tracht, die namentlich durch die à jour-Stickereien der großen Kopftücher, der Schürzen und Hauben auffiel, hat ſich bei der jungen Generation total verändert.

Die Verheirateten und Ledigen kämmen ſich das Haar glatt hinter das Ohr und die zu einem Zopf geflochtenen Haare drehen ſie über dem Nacken zuſammen und binden ſie in einem Knoten feſt. Über der Stirn tragen ſie ein ſchwarzes Sammtband (sametka), das unter dem Zopf befeſtigt wird. Den ſo friſirten Kopf bedeckte einſt eine Haube („holubinka“), jetzt vertritt dieſe zum großen Theil ein Seidentuch, das unter dem Kinn gebunden wird. Die Haube, die weiß, rund und ſteif iſt, einſt faſt über ganz Böhmen auf dem Lande verbreitet war und namentlich in der Umgebung von Prag ſich durch ihre à jour-Stickereien hervorthat, welche von Kennern ſehr geſchätzt werden, hat, was die Art der Arbeit und Zeichnungen anlangt, viele Variationen. Die Pilſener Haube, die einſt von Taus bis Rokycan verbreitet war, unterſcheidet ſich vor allen namentlich durch ihre von hinten aufragende ungeheuere Maſche, die man „křidla“ (Flügel) nennt. Dieſe Flügel, manchmal beinahe meterweit in die Breite geſpannt, waren unten geſtickt. Auf ihnen, wie auch auf den Zipfeln der Kopftücher und auf den Schürzen aus der Umgebung von Pilſen hat die Nadel der Dorfſtickerin wahrhafte Wunder der freien Kunſtarbeit hervorgezaubert. Über die Haube trugen die Weiber ein weißes, rein geſtärktes, in drei Zipfel gefaltetes großes Kopftuch, und zwar ſo, daß der mittlere Zipfel, der reich geſtickt war, ausgebreitet hinten vom Kopf zwiſchen den Flügeln hing; die vorderen zwei Zipfel wurden unter dem Kinn einfach in einen Knoten gebunden.

Das weibliche Sonntagshemd hat ähnliche bauſchige Ärmel wie in der Umgebung von Taus. Und wie dort ſo ſind auch in der Umgebung von Pilſen rothe wollene Strümpfe, geſtickte Schuhe aus ſchwarzem Leder oder Schnürſchuhe, die heutzutage vorwiegen, beliebt. Die alten Weiber gingen im Pilſener Gebiete, wie auch anderwärts, in Pantoffeln mit Abſätzen. Das Mieder pflegt roth zu ſein und iſt aus einem mit Blumen ſchön gezierten Stoffe verfertigt; es wird vorn von einem ſeidenen Tuch, das auch Blumen aufweiſt und kreuzweis auf der Bruſt gebunden iſt, verdeckt. Was bei der weiblichen Tracht in der Pilſener Umgebung beſonders auffallend iſt, das iſt die große Anzahl von Röcken. Je reicher das Mädchen oder Weib, deſto mehr Röcke hat es, zwölf bis fünfzehn,

ja ſogar zwanzig. Alle ſind kurz bis an die Knie, die längſten reichen bis zur halben Wade; die unteren ſind einfacher, die oberen dann aus ſchönem bläulichweißen Stoff. Dieſen mit einem Band („pantl“) geſchmückten Rock nennt man „herbinka“. Der Umfang der Röcke ſoll ſo weit oder womöglich noch weiter reichen als die Flügel der Haube gehen. Über den Röcken trägt man vorn eine rothe gelbgeſtreifte Schürze; wenn die Frauen auswärts oder in die Kirche gehen, ſo hüllen ſie ſich in eine weiße Jacke, die mit einem Brabanter Kaninchenfell eingefaßt iſt.

Bauer aus der Gegend von Pilſen (jetzige Tracht).

Auch der böhmiſche Süden, der am meiſten unter allen böhmiſchen Gegenden abſeits von dem Weltverkehr liegt, iſt einer entſchiedenen Veränderung in der Tracht ſeines Volkes unterlegen. Heutzutage hat ſich beinahe die geſammte junge Generation dem Einfluß der jetzigen ſtädtiſchen Tracht unterworfen. Bei älteren Männern finden wir noch gelbe lederne Hoſen mit Riemchen („ſtouhy“) an den Knien, gewöhnlich blaue Strümpfe, Schuhe, eine Weſte oder „lajbik“, in der Veſelí-Gegend („na blatech“) iſt ſie roth, am Hals ein Tuch mit umgelegtem Hemdkragen, Hemdärmeln am Oberarm und Ärmelbeſatz mit Stickereien geſchmückt, einen weichen Hut, eine Mütze mit einem Lammfell eingefaßt. Früher pflegten die Männer, namentlich in der Veſelí-Gegend „na blatech“ Mützen aus Otterfell, die an der Seite mit farbigen Bändern geziert waren, zu tragen. Im Winter trug man im ſüdlichen Böhmen Mäntel mit Kragen oder einen kurzen braunen Pelz, ſtatt deſſen bei der Jugend jetzt der Winterrock Eingang gefunden hat. Außer den Stiefeln und Schuhen nimmt man überall im Süden bei Jung und Alt, namentlich wenn man in

die Arbeit geht, Holzschuhe, unter denen namentlich die für Kinder bestimmten mit verschiedenen (eingebrannten) Zeichnungen geziert und am Obertheil mit einem Fellstück versehen sind, damit sie mit ihrer starken Kante den Fuß nicht wund drücken können.

Bei den Frauen sind Schuhe (auch Schnürschuhe) beliebt (früher trug man, auch wenn man auswärts oder in die Kirche ging, Pantoffeln), im Sommer weiße, im Winter rothe Strümpfe wie in der Umgebung von Sobĕslau; in anderen Gegenden wie in der „na blatech“ genannten sind sie stets roth, wogegen nur die Braut in die Kirche in weißen Strümpfen geht. Das Sonntagshemd („tenčice“) hat am Hals einen breiten Umschlag („výkladek“), einen gefalteten Kragen, breite, bauschige am Oberarm wie auch am Saum, der über dem Elbogen mit Spitzen eingefaßt ist, gestickte Ärmel. Hier und da, wie in der Umgebung von Sobĕslau pflegt man jetzt nur kurze, enge, weißgestickte Ärmel zu tragen.

Der Weiberrock pflegt aus Tuchstoff zu sein, in der Regel ist er grün mit einem Band herum, doch nicht ganz unten am Rand, sondern etwas höher. Die Schürze ist mit Blumen oder weiß mit Spitzen und mit farbiger Seide reich gestickt. Das mit Blumen geschmückte Mieder bedeckt vorn ein seidenes Tuch, das kreuzweis liegt, wie im östlichen Böhmen. In die Kirche und auch auswärts nehmen Ledige und auch Verheiratete eine dunkelblaue, vorn ausgeschnittene Jacke (špensr), deren Ärmel am Oberarm breit und am Handgelenk eng sind. In einer solchen Jacke geht auch die Braut zum Altar. Manchmal trägt man im Winter statt der Jacke kurze Pelze aus blauem Tuch mit Lammfell.

Als Kopfbedeckung ist für den böhmischen Süden die Haube „holubinka“, besonders aber das große Kopftuch „plena“ charakteristisch; vor 30 Jahren noch allgemein im Gebrauche, ist die Haube heute nur mehr bei alten Weibern beliebt. Das weißschimmernde südböhmische Kopftuch mit reich gesticktem Saum und Zipfeln übertrifft die anderen durch seine ganz eigenartige decorative Ornamentik, die, was die Harmonie der bunten Farben anlangt, den orientalischen Stickereien oft gar nicht nachsteht. Die Kopftücher sind mit Spitzen aus Weißgarn oder wie in der Gegend „na blatech“ mit einem breiten Spitzensaum, auf dem sich schön ausgeführte Stickereien mit unterlegtem Tüll befinden, eingefaßt. In dieses Kopftuch hüllten Ledige wie Verheiratete ihre Köpfe. Die Kranzeljungfern trugen jedoch bei Festen eine Binde („vinek“), die auch sonst in Böhmen, wie in der Umgebung von Turnau beliebt war; diese Binde ist eine Abart des schwarzen Bandes (bei Turnau war es auch roth) mit gestickten Enden, das an der Stirn anliegt und hinten, unter den Haaren so gebunden, daß die gestickten Enden hinten frei herabhängen. Die Braut hat auf dem Kopfe einen Kranz mit rothen, am Rücken herabwallenden Bändern, auf dem Scheitel eine zierliche Krone mit einer Rosmarine und mit Perlchen, ein Schmuck, den man ihr abnimmt, wenn man sie „verhüllt“ („zavijeji“, „čepí“) das heißt, wenn man sie nach dem Hochzeitsmahl unter die Weiber aufnimmt. Sie erhält nun entweder eine

weiße oder dunklere taubenfarbige Haube, über dieſe eine Hülle („rouška“), einen Streifen, der mit Spiegelchen, Perlchen und Rauſchgold reich geſchmückt iſt und hinten unter den Haaren gebunden wird. Den auf dieſe Art ausgeſtatteten Kopf verhüllt man dann auf eine eigenthümliche Art mit einem länglichen Tuche „roucha“ genannt, das

Bauerin aus der Umgegend von Pilſen alte Tracht.

gleichfalls geſtickt iſt. Haube, Binde und Tuch machen das „zaviti“ (Verhüllung) aus, welches die Verheiratete immer trägt, indem ſie noch dazu das große Kopftuch (plena) nimmt, ſo daß die Ausſtattung des Kopfes eines Weibes aus dem ſüdlichen Böhmen folgende Beſtandtheile aufweiſt: erſtens die Haube, zweitens die Binde (rouška),

drittens das längliche Tuch (roucha), viertens das große Kopftuch (plena). So war es hauptsächlich in der Gegend „na blatech“. Anderwärts tragen die älteren Weiber nur ein farbiges Tuch, das auf eine eigene Art in Zipfel („na kačenku“ oder „zaklesnutý“) gebunden wird, und darüber das große oben beschriebene Kopftuch. Zu diesem Zweck legen sie selbes diagonalartig in Hälften zusammen, der große, reich gestickte Zipfel wallt am Rücken herab, die zwei anderen Zipfel werden in einem Knoten über dem Scheitel gebunden und ihre Enden hängen an beiden Seiten des Kopfes herab.

Weder das nördliche noch das mittlere Böhmen hat seine ursprüngliche Tracht bewahrt; ebenso wurde sie auch im Nordosten beinahe total verändert. Ihre Bestandtheile waren dieselben wie bei den anderen beschriebenen Trachten. Die Männer in diesen Gegenden wie auch im östlichen Böhmen tragen jetzt einen fast schon städtischen Anzug, namentlich diejenigen, die in der Nähe der Städte wohnen. Gegen das Gebirge zu richtet sich der Anzug weniger nach der Mode. Wir finden da kurze Röcke mit breiten oder unverhältnißmäßig engen Kragen, mit langen Ärmeln, kurze, bis zum Hals zugeknöpfte Westen; die Hosen (Pantalons) kommen manchmal in die Stiefel, manchmal sind sie städtisch und dann entweder unverhältnißmäßig lang, so daß man sie auch bei schönem Wetter hinauf stülpt, oder wiederum so kurz, daß man die Falten der Stiefelröhren sehen kann. Der Stoff dieser Anzüge ist gewöhnlich das Product billiger Fabriksarbeit und kann sich an Dauerhaftigkeit mit dem Tuche der älteren Trachten gar nicht messen. Auch zeigt er nicht feststehende Farben, wie dies bei der älteren Tracht der Fall war. Um den Hals tragen jetzt ältere Männer Tücher, junge häufig modische Kravatten von meist recht bunten, ja schreienden Farben. Auf den Köpfen sieht man weiche Hüte, doch auch steife höhere nach städtischer Art, im Winter Mützen, die mit einem Lammfell eingefaßt sind. Häufig erscheint in diesen Gegenden und auch sonst in Böhmen eine Kappe nach Militär- oder Beamtenart, welche nicht blos von Dorfmusikanten getragen wird, sondern auch ab und zu von Burschen und Knaben. Die blumigen Pelze und Mäntel der alten Tracht sind verschwunden. Im Allgemeinen macht man keinen großen Unterschied in den Stoffen. Ein Winterrock würde manchmal auch für den Juli ganz gut geeignet sein und mancher Sommerrock würde auch im Winter angehen. Unter demselben trägt man den „podvlekáč“, eine Jacke aus billigerem Stoff, zum Beispiel Barchent, besonders an Werktagen zur Arbeit. Auch bei den ärmeren Frauen pflegt die Auswahl des Stoffes rücksichtlich der Jahreszeit nicht strenge zu sein. Ein gebügelter Kattunrock, in der Regel von heller Farbe und buntem Muster, wird auch im Winter, freilich dann mit mehreren Unterröcken getragen. In diesem Falle vervollständigt den Anzug die Juppe (jupka oder kacabajka), ein einfaches Röckchen und ein großes über den Kopf geworfenes Tuch. In den nordöstlichen Gebirgsgegenden und auch im Osten werden

an Werktagen häufig blau gefärbte Leinwand- oder Kattunröcke mit weißem gedrucktem Muſter, ſogenannte „modračky“, getragen.

Tracht aus dem ſüdlichen Böhmen.

Im Gebirge bei Nachod und weiter am Fuße des Rieſengebirges trugen früher, wie auch jetzt noch, die Frauen, wenn ſie in die Arbeit gingen, den ſogenannten „kanduš“, einen Rock mit einem Leibchen ohne Ärmel, blos mit Achſelbändern. In dieſen Gegenden, wie auch im Oſten an der mähriſchen Grenze binden ſich die älteren Weiber die Tücher über dem Nacken in Zipfel („na placku“, „na pokos“). Sonſt tragen verheiratete Weiber in die Kirche und auswärts große geſtreifte Tücher oder Angoratücher mit S-Ornamenten, die über den Kopf geworfen und auf der Bruſt gekreuzt werden. Statt der maleriſchen Jacken gibt es nun Juppen, häufig aus Sammt, im Winter bei Reicheren ſogar ſchon Paletots. Die Jugend zeigt das Streben, ſich möglichſt der ſtädtiſchen Tracht zu nähern. Daher finden wir auch Handſchuhe, goldene Broſchen, Taſchenuhren bei den Reicheren, ab und zu auch einen Sonnenſchirm. Nur der ſtädtiſche Hut hat ſich noch nicht den Weg gebahnt; ſtatt desſelben tragen die Ledigen Tücher, häufig von Seide in hellen Farben und unter dem Kinn gebunden. So iſt es im Nordoſten und Oſten und im großen Ganzen auch in anderen Gegenden. Dieſe Tracht hat durchaus nicht jenes maleriſche Ausſehen, das der alten im öſtlichen Böhmen, namentlich in der Umgebung von Leitomiſchl und Hohenmauth eigen war.

Die Männer trugen Stiefeln, gelbe lederne Hoſen, ein am Kragen und am Ärmelende geſticktes Hemd, eine Weſte („bruclek“), eine Jacke oder einen Rock, einen mit Pfauenkielen geſtickten Gürtel, auf dem Kopfe eine runde ſchwarze mit Lammfell eingefaßte Mütze („pangrotka“) oder eine koſtſpieligere Otterfell- oder Sammtmütze, deren Obertheil aus grünem Tuch oder Sammt beſtand, mit einem Otterfellſaum, der hinten höher, verſehen, oder einen breitkrempigen Hut, im Winter Mäntel und Pelze.

Besonders schön waren die Westen, die dunkelgrün und mit lichtgrüner oder orangegelber Seide gestickt waren; auch bläulich-weiße, mit blauen Seidenstickereien waren nicht selten. Diese Stickereien zierten nicht blos den Vordertheil der Weste, sondern auch die Taschenlatzen und den kleinen Rockschößel hinten. Dunkelgrüne Tuchjacken hatten ähnliche, wenn auch einfachere Stickereien.

Noch heutzutage kann man in der Umgebung von Hohenmauth und Leitomischl ältere Weiber mit gefaltetem von Spitzen eingefaßten Hemdkragen, mit bauschigen, nicht ganz an den Elbogen reichenden Ärmeln sehen. Der Kragen „vejložek", hier und da auch „ožidli" genannt, hatte früher größere Dimensionen als jetzt. Das mannigfach gefärbte Miederleibchen (životek, šněrovačka), das vorn ein Brustlatz ergänzte, wurde mit einem Damastbande geschnürt. Das aus schwarzem Tuch verfertigte Leibchen war mit grüner Seide oder wenn es aus schwarzem Sammt war, mit Gold- oder Silberfäden gestickt. Anders gefärbte Leibchen wurden auch mit anders gefärbter Seide oder Silberfäden gestickt. Es wurden auch nicht gestickte Leibchen, dann aus Damast verfertigt getragen.

Die Röcke, eingefaßt mit einem seidenen mit Blumen geschmückten Bande, waren zumeist aus halbwollenem Stoff, am häufigsten grün, oder aus „cajk" (Zeug), sogenannte cajčky. Reiche Bäuerinnen und Müllerinnen hatten Röcke aus schillernder Seide. Kostbare Schürzen wurden gestickt und sonst auch aus einem bunten Tuch- oder Seidenstoff verfertigt. An das Leibchen schmiegte sich gewöhnlich eine Jacke von weißer Farbe, hinten mit reichen Falten („varhánky"), vorn ausgeschnitten mit anliegendem, hinten in eine Spitze auslaufendem Kragen. Auch die Strümpfe, jetzt weiß oder bunt, waren in älterer Zeit gewöhnlich gestickt und die niedrigen Schuhe wurden vorn mit einer Masche geschmückt. Jetzt trägt man meist Stiefeln. Die Kranzeljungfern flochten ein Damastband in die complicirt um den Kopf geflochtenen Zöpfe, durch die sie eine Haarnadel aus versilbertem Gelbblech steckten, die am breiten schaufelförmigen Ende mit unechten Steinen geschmückt war. Braut und Kranzeljungfern trugen auch den „pentlik", eine kleine Walze aus Pappe, welche die zu einem Schopf gedrehten Zöpfe bedeckte. Sie war mit Seidenstoff überzogen, der Boden mit einem kleinen Spiegel versehen, und Goldfäden, kleine Schuppenmünzen, Korallen und Bänder hingen daran als Zierath herab. Nach der Trauung und nach dem Hochzeitsmahl, wenn das „čepeni" an die Reihe kam, wurde diese Frisur der Braut mit einer Haube aus feinem Battist, die mit weißer Seide gestickt war, vertauscht und über die Haube um das Haupt die „šata", die dem nordböhmischen „vinek" oder der südböhmischen „rouška" ähnlich war, gebunden; ihre Enden waren reich gestickt und mit schönen Spitzen, dem Product einheimischer Arbeit, besetzt. Als verheiratete Frau trug sie ein kleineres und ein größeres Tuch, welches letztere — die plena — hier nicht so beliebt und nicht so ausgestattet und verbreitet war wie im Süden; noch weniger war dies der Fall im

Tracht aus dem östlichen Böhmen (Leitomischl).

nordöstlichen Böhmen. Früher nahm man in die Kirche — was auch jetzt noch von alten Weibern geschieht — eine gefaltete „plachetka“ oder „loktuška“ (Plache, Laken), in welche man gewöhnlich das Gebetbuch hüllte, letzteres in schwarzes Leder oder — besonders im Süden und Westen des Landes — in gelbe Blechdeckel gebunden, die mit getriebenen Ornamenten, manchmal auch mit unechten Edelsteinen geziert waren.

Dorfanlagen. Je nach dem Ort, wo sie entstanden, sind die böhmischen Dörfer auch verschiedenen Ursprungs. Die ältesten erscheinen im Innern des Landes, in fruchtbaren Gegenden, die den Ackerbau begünstigten und daher auch zuerst bevölkert wurden. Es waren dies ursprünglich Familiendörfer, die nach altem slavischen Herkommen immer nur von einer Familie (rod) bewohnt waren. Die Ansiedlung hatte als solche keinen eigenen Namen, sie trug den Namen der darin angesiedelten Familie (so z. B. die Ratibořici, Radonici). Die patronymische Endung —ci ging im Laufe des XIII. Jahrhunderts, nachdem die alte Stammeinrichtung aufgehört hatte, in das jetzige —ce über (Ratibořice, Radonice). Von solchen Namen muß man aber andere mit derselben Endung unterscheiden, die abgeleitet wurden von der Bodenbeschaffenheit, von der Aufgabe der Ansiedlung oder von dem Begründer selbst (z. B. Vrbice von vrba die Weide, Strážnice von stráž die Wache, Bernartice von Bernart). Im Laufe der

Zeit haben ſich jedoch die Familien ſo vermehrt, daß neue Anſiedlungen begründet werden mußten. Dieſe erhielten dann neue Namen, die zumeiſt den Charakter der Ortsanlage oder die Sitten der Bevölkerung bezeichneten: Vysočané Hügelbewohner, Lešané Waldbewohner; nicht ſelten waren es Spitznamen, wie Přepychy von přepych der Übermuth, Stýskaly Raunzer, Drbohlavy Kratzköpfe, oder ſie bezogen ſich auf die Beſchäftigung oder das Handwerk, das von der Bevölkerung eines Dorfes ausgeübt wurde, z. B. Kobylniky Pferdezüchter, Štitary Schildmacher, Koloděje Wagner, Mydlovary Seifenſieder.

Die patriarchaliſche altſlaviſche Lebensart erlitt ſchon im X. Jahrhundert n. Chr. in Böhmen ſo manche Veränderungen. Die Prager Fürſten verbreiteten und befeſtigten ihre Herrſchaft über alle ſlaviſchen Stämme in Böhmen und brachten auch ſehr viel von Grund und Boden an ſich. Damit lohnten ſie auch zum großen Theile den Adel für geleiſtete Dienſte. Die Fürſten und Herren bevölkerten ihre Beſitzungen, die oft nur Waldeinöden waren, mit Coloniſten, die aus den Familiendörfern kamen und Begründer neuer Dörfer wurden. Dieſe hatten keine Stammeinrichtung und demzufolge auch keine patronymiſchen Namen, ſondern wurden nur nach der örtlichen Lage (topiſche Namen) oder nach dem Begründer benannt. Große Veränderungen gingen im Verlaufe des XIII. Jahrhunderts vor ſich, als ſich in Städten und am Grenzwalde deutſche Coloniſten niederließen. Neben den deutſchen Dörfern wurden in jener Zeit und auch ſpäter böhmiſche begründet; die neuen Dörfer baſirten auf emphyteutiſchem Rechte und hatten eine ähnliche Einrichtung, Bodenvertheilung und ähnliche Begünſtigungen wie die Colonien mit deutſcher Bevölkerung. Ein ſolches Dorf mit böhmiſcher Bevölkerung wurde auf eine beſtimmte Zeit „lhota“ (Freiung) genannt, während welcher es von Abgaben oder Zinſen befreit war, begründet und oft einfach nur „Lhota“ genannt. Solche Dörfer gibt es noch heutzutage in Böhmen über 300.

Einheimiſche Wirren, namentlich die huſitiſchen Kriege haben ſo manches Dorf zerſtört. Da in Folge dieſer langwierigen Kriege die böhmiſche Bevölkerung bedeutend abgenommen hatte, ſo blieben jene Einöden lange Zeit hindurch brach, bis ſie ſpäter, manche erſt im XVI. Jahrhundert, erneuert wurden; die Grundſtücke eingegangener Anſiedlungen wurden vermeſſen und von der Herrſchaft an neue Coloniſten verkauft. Außerdem wurden im XVI. Jahrhundert ganz neue Dörfer angelegt, wenn auch nicht ſo zahlreich wie im XIII. Jahrhundert, und zwar dort, wo früher andere Dörfer eingegangen waren, oder in einer Gegend, die noch mit Wald bedeckt war. Nach dem ruhigen XVI. Jahrhundert kam die Schreckenszeit des XVII. Jahrhunderts. Während des dreißigjährigen Krieges verſchwanden in Böhmen zahlloſe Dörfer ganz von der Oberfläche und nur wenige wurden ſpäter erneuert.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts entstanden nach dem System des Hofrathes F. A. Raab auf allen Cameral-, Fonds- und Stadtherrschaften viele neue Dörfer in Böhmen (das System der sogenannten Raabisation). Die Grundstücke der herrschaftlichen Höfe wurden unter kleine Leute, einheimische und herbeigerufene Deutsche vertheilt, diese bauten sich ihre Häuser darauf und so entstanden neue Dörfer, welche neue, nicht selten deutsche Namen mitten auf böhmischem Gebiete erhielten. Die neuen Ansiedler hießen Familianten und ihren Unterthansverpflichtungen kamen sie nicht in natura, sondern durch Geldzahlungen nach. Ihre Dörfer unterschieden sich weder durch ihre Ausbreitung noch durch den Bau der einzelnen Häuser von den älteren.

In neuester Zeit gab der Aufschwung der Industrie, namentlich in Gebirgsgegenden, Veranlassung zur Anlegung neuer Colonien. Um die Glashütten und Fabriken entstanden und entstehen jetzt noch Dörfchen und Dörfer, die allerdings ein schon mehr modernes Gepräge haben; sie weisen Gassen auf oder sind zerstreut, je nachdem es die Bedürfnisse des Etablissements oder die Terrainverhältnisse erheischen.

Freundlich ist der Anblick eines böhmischen Dorfes mitten in den sorgfältig bebauten Feldern, die hier wie ein buntes Schachbret mannigfach getheilt sind, dort wiederum in langen Streifen bei den einzelnen Gebäuden zusammenlaufen. Zwischen diesen Streifen, häufig auch ihnen entlang, ziehen sich Feldwege, nicht selten im Schatten von Baumalleen — meist sind es Zwetschkenbäume — und führen zu den Gärten hinter dem Wirthschaftsgebäude, die voll von Obstbäumen sind. Zwischen diesen Bäumen ist das Dorf wie versteckt. Graue Schindel- oder Strohdächer der hölzernen Gebäude und ihre entweder gar nicht oder nur weiß gestrichenen Giebel ragen da neben den mit Schiefer oder Ziegeln bedeckten Dächern neuerer Gebäude hervor. Diese erheben sich oft wie ein herrschaftlicher Hof aus der Masse der Obstbäume und werden nur von uralten Linden oder mächtigen Ahornen und Eschen überragt.

Nur die Kirche mit ihrem Thurm, dessen Dach häufig die Form einer Zwiebel zeigt, erhebt sich noch höher als sie; sie steht entweder mitten im Dorfe oder auf einer Anhöhe über demselben, das Pfarrhaus und das moderne geräumige Schulhaus zur Seite. Hier und da sieht man auf einer solchen Anhöhe die Ruinen einer alten Burg oder ein Schlößchen, das aus einer alten Veste, dem Sitze der altböhmischen Vladyken, entstanden ist und bei ihm oder häufig auch nur allein einen solid gebauten und geräumigen herrschaftlichen Hof, zu dem wie zu dem Schlosse eine Lindenallee oder hohe Pyramidenpappeln, die man schon aus der Ferne sieht, den Weg markiren. Auf den Feldern oder am Wege, der in das Dorf führt, oder am Scheidewege sieht man häufig ein steinernes oder roth angestrichenes hölzernes Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten aus Blech, steinerne Marter-säulen mit einem Bilde in der Nische, Heiligenstatuen oder ein neueres Kreuz aus Gußeisen

auf einem ſteinernen Poſtament, in welches man einen Vers aus der heiligen Schrift und den Namen des Gründers in Goldbuchſtaben eingegraben hat. Vor dem Dorfe ſelbſt pflegt ein ſolches heiliges Zeichen oder eine gemauerte einfache Kapelle mit nur einer Niſche und mit einer häufig hinter einem Gitter befindlichen Statuette zu ſtehen; mit Kalk einfach geſtrichen, erglänzt ſie in ihrer weißen Farbe unter der breitkronigen Linde weit in die Gegend hinein, in ihr friſches Grün, wenn das ganze Dorf in ein Blütenmeer getaucht iſt, oder ſie prangt über den Feldſtreifen mit reifendem Getreide in der klaren Luft eines ſchwülen Sommertages.

Die urſprüngliche Form des böhmiſchen Dorfes war rund oder oval; ſchon durch dieſe Geſtalt, die der Familieneinrichtung entſprach, ward ſie zum Symbol und Ausdruck der Familieneinheit. Derartige Dörfer ſind noch jetzt, wenn ſie auch durch ſpätere Zubauten Vieles eingebüßt haben, in großer Zahl vorhanden, beſonders in den zuerſt bevölkerten Gegenden. Um einen freien, in der Regel ziemlich geräumigen Platz reihen ſich die Gebäude, indem ſie ihre Front und ihren Giebel dieſem Platze zukehren. Das urſprüngliche Dorf bildete alſo ein rundes Ganzes, das nach außen hin durch Planken, durch gezimmerte Einfaſſungszäune oder durch Mauern, welche die hinter jedem Gebäude befindlichen Gärten und daher auch dieſes ſelbſt ſchützten, gedeckt war. Manchmal bot auch ein Bach oder ein Fluß mit ſeinem Ufer, hinter dem die urſprüngliche Anſiedlung begründet wurde, zur Zeit der Gefahr Schutz. In ein ſolches rundes Dorf führte und führt oft auch noch heutzutage nur ein Zugang, dem gegenüber am anderen Ende es nur einen Ausgang gibt, abgeſehen vom Wege, auf dem das Vieh auf die Weide getrieben wird (prúhon). Der Platz ſelbſt iſt rund, manchmal nicht regelmäßig, indem er in manchen Dörfern ſogar die Geſtalt eines Rechtecks annimmt, obgleich es hier und da Dörfer mit kreisrunden Plätzen gibt (Bysičky, Vápensko bei Poděbrad, Svrabov bei Schwarzkoſtelec); heutzutage hat übrigens die Mehrzahl der runden Dörfer mehrere Aus- und Eingänge. In Pfarrdörfern ſteht die Kirche auf dem Platze, manchmal in der Mitte, manchmal in ihrer Nähe. Hat das Dorf keine Kirche, ſo hat es doch eine Kapelle, zumeiſt ebenfalls in der Mitte des Platzes, wo auch ein, manchmal ſogar zwei kleine Teiche prangen. Dort erglüht auch die Eſſe der Dorfſchmiede, dort pflegt auch das Hirtenhaus, in welchem der Gemeindehirt logirt, zu ſtehen, jetzt aber häufig auch — ein Armenhaus.

Nachdem die altſlaviſche Stammeinrichtung eingegangen war, hörte man wohl auch auf, runde Dörfer zu bauen. Die neuen Dörfer wurden, da ſie nicht Angehörige eines Stammes anlegten, in Form einer Gaſſe gebaut, ſo wie es auch häufig die Localverhältniſſe erheiſchten, denn die neuen Anſiedler drangen von der Ebene weiter gegen das Gebirge, ja bis in dieſes vor, wo es dann in den Thälern, an einem Bach oder Fluß am zweckmäßigſten war, derartig zu bauen. Hier ſind die Gebäude mit ihrer Front gegen den Weg gerichtet,

wohin auch die Fenſter, bis auf einzelne Ausnahmen, wie wir weiter ſchildern werden, blicken. Selten ſind Dörfer, die nur aus einer einzigen Reihe von Häuſern beſtehen. Von ſolchen Ortſchaften ſagen die Leute ſcherzhaft, man backe dort das Brot nur einſeitig. Gaſſendörfer ſind in allen von Čechen bewohnten Gegenden zerſtreut. In Gebirgsgegenden, wie zum Beiſpiel in der Jičiner, Nachoder Gegend, büßen ſie freilich ab und zu dieſe Regelmäßigkeit ein, indem ſie, wie es eben das Terrain bedingt, auf Anhöhen und Abhängen zerſtreut ſind.

Inneres eines Chodenhofes bei Taus.

Berückſichtigt muß auch die Lage der Chodendörfer bei Taus werden, deren Bewohner, die Choden (pejorativ auch buláci, weil ſie bul ſtatt byl [erat] ſagen, oder Hundsköpfe genannt), mit verſchiedenen Vorrechten ausgeſtattet, die Grenzen zu bewachen hatten. Ihre Dörfer, die einſt am Rande der Grenzwaldungen ſelbſt lagen, breiten ſich in der Niederung wie auf Anhöhen aus, jedoch immer ſo, daß ſie vor ſich gegen die baieriſche Grenze Hügel oder Berge haben, hinter welchen ſie, wie von einem natürlichen Bollwerk, gedeckt ſind.

In den böhmiſchen Dörfern wohnen Grundeigenthümer nebſt Leuten ohne Grund und Boden. Das größte Grundmaß „lán“ (die Hufe) iſt nicht überall gleich (von 40 bis weit über 100 Strich). Der Eigenthümer einer ganzen Hufe heißt Ganzlähner.

Durch Wirthschaftstheilungen entstanden Halblähner, Drittlähner und Viertelbauern. Gewöhnlich zerfallen die Eigenthümer des Dorfgrundes in Groß-, Mittelbauern und Chalupner. Der Chalupner hat gewöhnlich höchstens 20 Strich. Mehr als ein Chalupner, aber weniger als ein Ganzlähner hat ein Mittelbauer (in manchen Gegenden zahradnik genannt). Der Eigenthümer eines Dorfhäuschens ohne Grund und Boden heißt ein Häusler (domkář). Derjenige, der weder Grundbesitz noch Häuschen hat und gewöhnlich beim Bauer wohnt, dem er namentlich bei der Feldarbeit aushilft, heißt podruh (Hausmann). Die Bauern, Chalupner und Häusler haben jetzt ihre Häuser gemischt nebeneinander. Doch gab es bis in die jüngste Zeit Dörfer, besonders auf den Torfgründen bei Veselí, in denen die Bauernhäuser für sich („im Dorfe"), wie auch die Chalupen („in den Chalupen") gesondert waren.

Die Felder der böhmischen Dörfer pflegen auf zweifache Art getheilt zu sein. Entweder ziehen sich die Feldstreifen als ein einheitliches Ganzes gleich hinter dem Wirthschaftsgebäude hin, und das ist am häufigsten der Fall, oder es ist der zu einem Dorfe gehörige Grund in kleinere Stücke, die mannigfach liegen, getheilt. Die Stücke und Stückchen sind durch Theilungen des ursprünglichen Stammeigenthums entstanden, und gerade diese Zersplitterung wie auch die runde Form des Dorfes zeugen von dem uralten Ursprung eines solchen Familiendorfes. Dagegen sind Dörfer, deren Grund in zusammenhängende, regelmäßige Streifen, die sich gleich hinter dem Gehöfte bis an die Peripherie des Dorfgebietes erstrecken, getheilt ist, meist jüngeren Ursprungs. Doch selbst auch darunter gibt es viele uralte Familiendörfer; sie haben nur durch das Emphyteutisiren ihre Gestalt verändert, oder auch dadurch, daß der Gesammtgrund, nachdem die Zersplitterung durch fortwährende Theilungen den höchsten Grad erreicht hatte und man zu den einzelnen Stücken nur sehr schwer gelangen konnte, in solche Feldstreifen getheilt wurde.

Neben dem einzelnen Eigenthümern gehörigen Grund gibt es auch bei den böhmischen Dörfern Gemeindeland (občina, obec), welches das ursprüngliche slavische Familiendorf nicht hatte. Einen Theil dieses Gemeindelandes, welches seit dem vorigen Jahrhundert immer mehr und mehr zusammenschrumpft, indem es die Nachbarn untereinander vertheilen oder Theile davon verkauft werden, bilden der Gemeinde-Anger (draha) und Hutweiden.

Die böhmischen Dörfer wurden einst durchwegs aus Holz gebaut, wie denn überhaupt damals auch so manche Burg und Kirche aus demselben Material war. Heutzutage sind freilich die aus Holz gebauten Kirchen eine Seltenheit, wie zum Beispiel jene in Kočí bei Chrudim, in Rehberg bei Reichenau, in Slavoňov bei Neustadt an der Mettau und in Rousínov bei Rakonitz. Zahlreicher sind in den Dörfern hölzerne Glockenthürme, die zumeist nur bescheidene Dimensionen haben, aber in ihrer Art charakteristisch sind,

oder halbgemauerte Glockenthürme mit einem großen gezimmerten Bretteraufbau, der ein hohes und spitziges Schindeldach trägt, wie man sie noch bei Nachod, Neustadt und Leitomischl findet. Hölzerne Dorfgebäude finden wir jedoch überall in großer Anzahl, zumeist freilich in mehr gebirgigen Gegenden, namentlich in der Umgebung von Jung-Bunzlau, Turnau, Jičín, im Königgrätzer Kreis an der Grenze und im böhmisch-mährischen Hügellande. Doch selbst in der Ebene von Poděbrad sind sie nicht selten, wie auch im Süden und Westen von Böhmen, obgleich sie hier im raschen Abnehmen begriffen sind. Dafür weisen die Gegenden von Königgrätz, Raudnitz und Kolin zumeist Dörfer mit gemauerten Gebäuden auf, die mit nicht unbedeutendem Aufwand aufgeführt wurden und in der Stube moderne Einrichtung, auf dem Hofe moderne wirthschaftliche Geräthe zeigen, so daß sie nicht blos Wohlhabenheit, sondern auch einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der Ökonomie aufweisen. Daß sie sich jedoch mit den einheimischen hölzernen Gebäuden, was Originalität anlangt, nicht messen können, ist selbstverständlich.

Der Stil der böhmischen hölzernen Häuser ist das Resultat einer langen Entwicklung und gewiß älter als die jetzigen Gebäude selbst, die aus einem Material aufgeführt werden, das kein hohes Alter erreicht. Die hölzernen böhmischen Gebäude sind alle gezimmert. In älteren Zeiten baute man nicht selten gleich vom Grunde aus mit Holz. Gewöhnlich wird jedoch eine nicht hohe Untermauer aufgeführt und darauf ein Zimmerwerk aus zumeist behauenen Balken gesetzt. Die Lücken (lišty) zwischen den Balken werden mit einem hölzernen Einschlag (zarážka), der mit in Lehm getauchten Strohzöpfen umwickelt ist, gefüllt und dann mit Lehm verschmiert, oder sie werden auch mit Moos verstopft (omší se) und mit Lehm, der mit Spreu oder Häckerling gemischt ist, verschmiert. Wird der hölzerne Bau hinfällig, fängt das Gebälk an, auseinander zu treten, so wird es mit der Zwinge oder eisernen Schließe zusammengezogen (daji se do klešti). Wenn das Zimmerwerk irgendwo zu faulen anfängt, so wird eine Operation vorgenommen. Das modernde oder wurmstichige Stück wird herausgeschnitten und durch frische Balken ersetzt; man sagt dann, das Haus wird unterzogen (podvlíká se). Manchmal werden die Wände, und zwar alte und neue mit einem „Pelz" versehen (dávají se „do kožichu"). Es werden nämlich in das gesammte Zimmerwerk trockene Buchenpflöcke hineingetrieben, dazwischen wird Mörtel angeworfen, dieser geglättet, übertüncht und das Gebäude „im Pelz" sieht wie ein schön gemauertes aus. Auf das Zimmerwerk wird die Dachung gelegt, und zwar entweder ohne Hängebalken („na oslu"), was die einfachste Art ist, oder „auf einen Stuhl" mit Hängebalken. Die Balken, auf denen die Latten und überhaupt das Gedeck ruht, heißen bei Klattau und Taus nach altem Herkommen „lemězy". Das Dach wird im Dorfe mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Im mittleren oder südlichen Böhmen geht das Stroh in der Regel von der obersten Reihe („šár" genannt) bis zum Rande

des Dachs, wodurch das Dach kein schönes Aussehen bekommt. Im Taborer Kreise in der Umgebung von Bechyň, bei Veselí („na blatech“) und bei Teindles (Doudleby) wird das Stroh von zwei Brettern am Rande beim Giebel des Wohnhauses festgehalten. Diese Bretter sind an ihrem Ende über dem Giebel eigens zugehauen (bei Teindles zur Gestalt eines Pferdekopfes) und durchschneiden einander über dem Gipfelpunkt des Giebels, so daß sie hier eine Art von Flügeln bilden, und in der That heißen sie auch Flügel („perutě“) oder in anderen Gegenden Gabel (rohatina).

In den nordöstlichen und östlichen Gegenden findet man diese Flügel nicht, dafür reicht hier nicht das Stroh bis zu den Rändern des Daches; der untere wie auch der Seitenrand ist hier mit Schindeln gedeckt und heißt dann „operek“ oder „okolek“, das stufenartig an den Seitenrändern lagernde Stroh wird „záklasníky“ genannt. Auf dem obersten Theil des Daches wird längs der ersten Reihe zu beiden Seiten des Dachkammes Rasen gelegt, namentlich im mittleren, westlichen und südlichen Böhmen; in diesem Rasen findet in der Regel die Hauswurz ihren Grund, gedeiht und blüht hier, indem sie auf diese Art ein natürliches Beet auf dem obersten Rande des Daches, das selbst oft schon mit grünem, dichten Moos bedeckt ist, bildet.

Der Raum, den ein böhmisches Bauerngut (statek, živnost) einnimmt, hat in der Regel die Gestalt eines Rechtecks, dessen kürzere Seite gegen den Platz oder gegen die Dorfgasse gerichtet ist. Das Gut besteht aus drei Gebäuden: aus dem Wohngebäude, vor dessen Frontfenstern sich ein Blumengärtchen ausbreitet; mit dem Wohngebäude unter einem Dach sind auch die Häckselkammer und die Stallungen verbunden; zweitens aus dem Schüttkasten (srub, sýpka), der über dem Hofe parallel zum Wohnhaus steht und mit ihm durch ein Thor verbunden ist, und drittens aus der Scheune, die rückwärts am Ende des Hofes querüber steht. Neben diesen Gebäuden sieht man noch, je nach der Größe des Gutes, Zubauten und andere Anhängsel, wie zum Beispiel den Schuppen, Schaf- und Schweinställe, weiter einen Hühnerstall, der entsprechend den Raumverhältnissen errichtet ist, und häufig auch eine Trockenkammer hinter dem Gebäude im Garten. Auf dem Hofe wird der Dünger abgelagert, der aus den Stallungen kommt, und zwar vor ihrer Thür an der Terrasse. Ein Brunnen, hier und da mit dem Wassereimer oder mit einem Wagebalken, kommt auch auf dem Hofe vor oder bei dem Garten vor dem Gebäude, manchmal im Garten selbst. Der Raum im Winkel hinter dem Wohngebäude und der Scheune heißt in der Gegend von Pisek und Netolitz „zahata“, und es werden dort verschiedene wirthschaftliche Geräthschaften aufbewahrt. Hinter dem Gute breitet sich der Garten aus, in welchem Obstbäume gepflegt werden und der von einer Mauer oder von einem hölzernen Zaun eingeschlossen ist. Der Platz hinter der Scheune heißt „za humny“ oder „zahumenec“. Die Zäune werden aus durchflochtenen jungen Waldbäumchen gemacht oder aus ihren

Wipfeln (plot „ostávkový“); ein ſolcher Zaun ſchließt in der Regel das Gärtchen vor den Fenſtern ein, in welchem neben dem gewöhnlichen Grünzeug die Hausfrau oder die Tochter auch noch Roſen, Nelken, Salbei, Lavendel, Minze, Reſeda und dergleichen pflegt. Hier ſtehen auch die Bienenſtöcke alten oder neueren (Dzierzon'ſchen) Syſtems und manchmal rankt ſich zwiſchen den Fenſtern die Rebe empor, indem ſie nicht ſelten die Front verdeckt und bis zum Giebel emporreicht. Oft ſieht man einen Lattenzaun mit Steinpflöcken oder einen Schwarten- oder Balkenzaun aus nicht ſtarken zubehauenen Balken, die wagrecht gelegt werden (plot podlahový); dann die „plaňka“, einen Plankenzaun, der dem

Torgebäude im ſüdlichen Böhmen (Zaluži).

Balkenzaun ähnlich und mit einem zweiſeitigen Schindeldach bedeckt iſt. Seine rohgezimmerten wagrechten Balken enden in kurzen rohen Balken, die querüberliegen. Die Querbalken, die die Pflöcke der anderen Zäune vertreten, heißen in der Umgebung von Veſelí „slověnce“ und der ganze Zaun „slověncový“.

Von dieſer Eintheilung des Wirthſchaftsraumes weichen einigermaßen die älteren und daher in überwiegender Zahl hölzernen Wirthſchaftsgebäude im öſtlichen Böhmen und im Hochland an der mähriſchen Grenze ab. Dieſe Bauernhöfe ſind mehr geſchloſſen, weil die einzelnen Gebäude in der Regel eng miteinander verbunden ſind. Dadurch entſteht auch ein viel kleinerer Hof als ſonſt, häufig in Form eines Quadrats. Auch bei dieſen

Wirthschaften verbindet ein in der Regel hölzernes Thor vorn das Wohngebäude, dessen Fenster manchmal nicht auf den Platz oder die Gasse gehen, sondern in den engen Hofraum, mit dem Schüttkasten oder mit der Ausgedinger-Chalupe, an die sich die Stallungen, wie auch ein besonderer kleinerer Stall für das ärarische Pferd anschließen. Wenn das Gebäude eine solche Chalupe hat, so steht der Schüttkasten hinter dem Thore quer gegenüber, steht dieser jedoch parallel mit dem Wohngebäude, so ist der Hof mit dem Schuppen („podstáji"), der sein Thor gerade dem Hausthor gegenüber hat und aufs Feld hinausführt, abgeschlossen. Auf dem Schuppen wird unter dem Dach gewöhnlich das Heu aufbewahrt (Heuboden, senik). Hinter dem so eng abgeschlossenen Gute steht in einiger Entfernung die Scheune im Schatten eines oder zweier hoher Bäume, einer Linde oder Esche, deren breite Kronen ihr im Fall einer Feuersgefahr zum Schutze dienen sollen. Die Einfahrt (das Thor), vor der nicht selten ein breitkroniger Baum, am häufigsten eine Linde prangt, ist bei älteren Bauernhöfen immer hölzern mit einem Schindeldach und hat zwei Eingänge: einen größeren (das eigentliche Thor, vrata) für die Wagen und einen kleineren (das Thürl, dvirce, dvířka) für Fußgänger. Bei gemauerten Einfahrten, die ebenso getheilt sind, sieht man über dem Thore auf beiden Seiten Nischen mit Statuetten des heiligen Florian, der Mutter Gottes oder der Patrone des Gründers der Wirthschaft.

Der srub (das Blockhaus, Schüttkasten) ist seinem Ursprung nach sehr alt. Er wurde bei den alten Slaven zu Kriegszeiten auch als Schutzbau verwendet. Auch bei den böhmischen Wirthschaften hatte er einen ähnlichen Zweck. In den Kammern des Schüttkastens, der keine Fenster, sondern nur kleine Lücken hat, die bei den Choden den Schießscharten ähnlich sind, bewahrt der Wirthschaftsbesitzer sein Getreide, Mehl, Rauchfleisch, trockenes Obst und in Truhen und Kasten sein bestes Kleid, wie auch unter dem Schüttkasten im Keller („loch") die Kartoffeln. In der Isergegend sieht man Schüttkasten, die auf Steinsäulen ruhen, so daß unter einem solchen Schüttkasten sich das Federvieh herumtreibt und die Schweine hier lagern. Bei den Choden hatte man in älterer Zeit häufig den Schüttkasten mit dem Wohngebäude verbunden, und zwar so, daß er in der Front des Hauses stand, vor der Wohnstube, deren Fenster freilich dann nicht auf den Platz blickten. Zum Schüttkasten führt gewöhnlich von außen, vom Hofe aus, eine hölzerne Stiege, und zwar zu einem eigenen Gang mit Säulchen eigener Art (im östlichen Böhmen „besidka"); von diesem gelangt man in die Kammern (gewöhnlich gibt es zwei), auf deren Thüren gedruckte Gebete um den Segen Gottes aufgeklebt werden. Damit der Schüttkasten gegen das Feuer mehr geschützt sei, wird er hier und da mit Lehm überstrichen und heißt daher auch lepenec. Die hölzernen Schüttkasten schwinden jetzt immer mehr und mit ihnen auch der Namen („srub"). Statt derselben werden jetzt gemauerte Getreidekammern oder Speicher gebaut („sejpka", „sklep", auch „špejchar").

Die hölzerne Scheune bei einer böhmischen Wirthschaft pflegt ein hohes Thor zu haben, das über die niedrigen gezimmerten Wände emporragt und dadurch einen eigenen Durchbruch des hohen Daches hervorruft. Der Grundriß hat die Gestalt eines Rechtecks, dessen engere Wände im östlichen Böhmen und auch im Norden in der Umgebung von Starkenbach rund sind, manchmal auch dreiseitig, so daß der Grundriß die Gestalt eines Achtecks hat. In seinen langen Seitenwänden sind die Thore einander gegenüber angebracht. Das eine führt in den Hof, das andere direct aufs Feld hinaus. Gewöhnlich gibt es nur eine Tenne (humno, mlat), selten zwei; links und rechts von der Tenne gibt

Holzgebäude bei Turnau.

es Barne („párna", „párnik", „přístodůlka"), die durch eine niedrige gezimmerte Wand („zátěň", „oploteň") getrennt sind. Über der Tenne und den Barnen schwebt die Bühne, wo man, wie in die Barne, das Getreide, Heu und Stroh unterbringt. Diese Eintheilung wird im großen Ganzen auch bei neueren gemauerten Scheunen beibehalten.

Zum Schluß wollen wir noch bei dem Wohngebäude, und zwar vor Allem bei dem hölzernen ein wenig verweilen. Gewöhnlich pflegt es ebenerdig zu sein, im Norden jedoch ist es ziemlich häufig mit einem Stockwerk versehen, gewöhnlich gar nicht oder nur weiß gestrichen, ab und zu, im böhmischen Jeschkengebiete oder bei Turnau, auch mit einer dauerhaften Farbe getüncht. Die längere Seite entlang gegen den Hof zieht sich eine

gemauerte niedrige mit platten Steinen bedeckte Terraſſe hin (zásep, násep, záhrobek, zábřeží, záprseň, zástěnek), die zur Hausthür und zu den Stallungen führt. Dieſe Terraſſe iſt manchmal in ihrem vorderen Theile von der Hausthür bis zur Front mit einer niedrigen Bretterwand verſehen, die ſozuſagen einen ebenerdigen Söller (pavlač) bildet. Über der Terraſſe erhebt ſich oft ein Söller mit einem manchmal ſehr zierlichen Kranzboden und mit Säulchen, die nicht blos von der Fertigkeit, ſondern auch vom Geſchmack des Dorfzimmermanns zeugen. Dieſer hat manchmal zwiſchen den Capitälchen (Köpfen) der Säulchen ſogar auch halbkreisförmige Bogen, allerdings auch aus Holz, nachgeahmt. Der Söller, ein für das böhmiſche Gebäude charakteriſtiſcher Theil, erſcheint nicht blos über der Terraſſe, ſondern je nach Zweckmäßigkeit auch ſonſt am Gebäude oder an ſeinem Zubau („výstupek“), der ſich auf das Dach ſtützt und auf mächtigen Säulen ruht, oder auch am Schüttboden.

Ein nicht minder charakteriſtiſcher Theil des böhmiſchen hölzernen Wohngebäudes iſt ſein Giebel „štit“ (Schild), „bedro“ (im Taborer Kreis), „peření“ (im weſtlichen Böhmen), zumeiſt jedoch „lomenice“ genannt, und zwar deßhalb, weil er durch mehrere hölzerne Querleiſten in mehrere Felder oder Flächen wie gebrochen erſcheint. Am Giebel haben vorzugsweiſe die Zimmerleute ihre Kunſtfertigkeit und ihren Geſchmack bewährt. Die am reichſten gezierten Giebel finden wir bei alten Gebäuden. Querleiſten, dann ſenkrechte oder ſtrahlenförmige Lücken, die ſymmetriſch in dieſen Feldern angebracht ſind und durch Bogen oder durch einfache Capitälchen wie Säulchen verbunden ſind, oder gezähnte Lücken, die aus der Fläche hervortreten, „krajky“ (Spitzen) genannt, geben dem Giebel ein maleriſches Ausſehen. Dazu tragen auch im oberen Theile des Giebels in die Bretter hineingeſchnittene Bilder, hier eines Herzens, dort eines Sternes, nicht ſelten auch eines Kelches oder auch von Vögeln bei.

Der Giebel wird, wie das ganze Gebäude, entweder gar nicht getüncht oder, falls dieſes weiß geſtrichen iſt, iſt es auch bei jenem der Fall. Dann werden in manchen Gegenden die Lücken ſchwarz angeſtrichen, wie auch die Fenſterrahmen mit einer lichtblauen Farbe. Die Fenſterladen ſind entweder einfach oder mit gemalten Blumen geſchmückt. Über den Gipfel des Giebels ragt aus dem Dachkamm ein kleines, gewöhnlich rundes Schindelvordach, „kabřinec“, „kukla“, „kabelka“ genannt hervor. Auf dem Vordach erhebt ſich ein hölzerner Aufſatz „makovice“ (Mohnkopf), der da und dort die Geſtalt eines Kelches hat, oder die Wetterfahne „vrzátko“.

Am unteren Theile des Vordachs gegen das Innere zu befindet ſich ein Bret („záklopa“, die Klappe), eine Art Denktafel. Darauf leſen wir irgend einen frommen Spruch, darauf iſt auch angegeben, von wem und wann das Haus gebaut wurde. Solche mit Aufſchriften verſehene und mit gemalten Ornamenten und Blumen gezierte

Vordächer finden wir am Hauptgebäude, oft auch am Schüttkaſten, nie jedoch an der Scheune, die gewöhnlich ganz einfache Giebel, ohne Ornamente, hat. Man ſieht jedoch auch Wohngebäude, namentlich neuere, beſonders im mittleren Böhmen, ohne Vordächer.

Unter dem Vordach hängen im Herbſt die Dorfleute am Giebel Vogelbeeren heraus, damit ſie der Froſt mürbe mache. Im Taborer Kreiſe, in der Umgebung von Bechyň und auch in den benachbarten Gegenden hängt man am Bartholomäustag Kränze aus Vogelbeeren auf, die man am nächſten Bartholomäustag durch friſche erſetzt, zum Andenken an den Heiligen, von dem die Legende erzählt, daß er, nachdem man ihn

Bauernſtube im nordöſtlichen Böhmen.

geſchunden hatte, verſchwunden ſei und daß, als man den Befehl gab, dort, wo er ſich befände, einen rothen Kranz herauszuhängen, die Kränze an den Giebeln aller Häuſer roth geworden ſeien. Das Streben des böhmiſchen Bauers, einen möglichſt gezierten Giebel (Schild) an ſeinem Gebäude zu haben, zeigt ſich auch bei neueren Steinbauten. Auch da pflegen die Giebel mannigfach geſchmückt zu ſein, und es iſt intereſſant, daß man ab und zu, zum Beiſpiel in der Gegend bei Veſelí („na blatech“), die Motive von dem Giebel, ſo weit es geht, auch auf das gemauerte Schild überträgt.

Kränze mit Bändern auf zur Hälfte hervorragenden Säulen, die manchmal einen ganz eigenthümlichen Stil repräſentiren, Kreuze, Herzen, Kleeblätter und ein Hahn, alles aus aufgetragenem Mörtel entweder weiß angeſtrichen oder bunt und lebhaft gefärbt,

bilden die Verzierungen des Schildes auf dem Wohngebäude und auch auf dem Schüttkasten, dem ehemaligen Schutzgebäude (srub), das sich von dem Hauptgebäude durch seine schlanke Form unterscheidet, indem es in der Front schmäler und zumeist auch höher ist. Ein Vordach pflegt bei den gemauerten Gebäuden nicht vorhanden zu sein und statt der Klappe oder statt des Denkbrettes pflegt man direct im Schilde eine Steinplatte mit eingegrabener und vergoldeter Inschrift, die uns verkündet, welche Eheleute und wann sie den Bauernhof gebaut haben, anzubringen.

Und nun treten wir über die Terrasse (Gräthe) in das Haus. Die Vorhausthür ist entweder ein Ganzes oder besteht aus zwei freien Theilen, von denen die untere „branka" (das Gitter) auch untertags mit einem Haken oder einer Schlinge geschlossen ist, damit das Federvieh vom Hofe aus nicht in das Vorhaus gelangen kann. An der Vorhausschwelle hat man hier und da kleine Hufeisen angenagelt, um die Schwelle gegen Hexen und Truden zu schützen oder auch „damit nicht aus dem Hause das Glück entweiche".

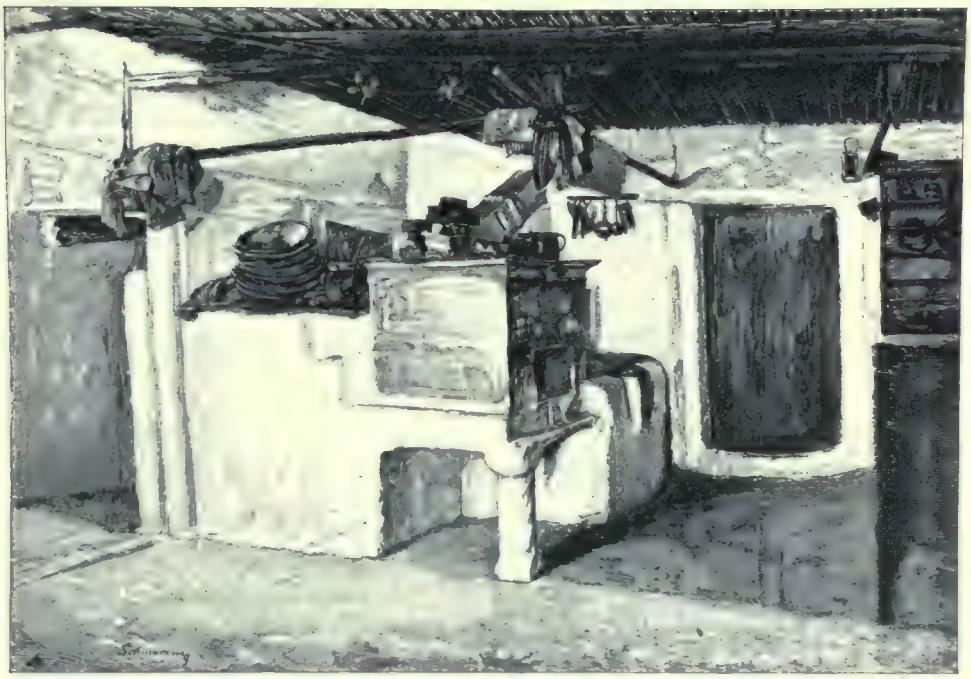
Aus dem Vorhause (siň, dům bei Taus) führt eine hölzerne Stiege auf den Boden (půda, ponebí, hůra), wo Dreschflegel, Sicheln, Spinnräder (diese hinter dem Rauchfang) aufbewahrt und auch Heu und Stroh untergebracht werden. Über dem Boden pflegt noch eine Scheidewand zu sein, wie in der Scheune (hambalka), welche, wenn der Boden gut gedeckt ist, auch als Schüttboden dient und „podlážka" genannt wird. In alten Gebäuden pflegt man auf dem Boden ein Versteck zu haben, wie es noch zur Zeit der preußischen Kriege im vorigen Jahrhundert nothwendig war. Zwei oder drei Walzen, die man heben kann, verdecken seine Öffnung.

Aus dem Vorhause kommt man in die Küche der Vorhausthür gegenüber. In der Küche, die ursprünglich „schwarz" war, ist die Öffnung des Backofens; hier hat man auch daneben im Ofen geheizt, in seiner Feuerstätte prsk oder nistěj genannt, hier ist auch gerade unter dem Rauchfang der alterthümliche Herd oder die neuere Platte (Sparherd) zum Kochen im Sommer. Hier und da hat man sich diese schwarze Küche wohnlicher wie ein Stübchen ausgestattet, und diese heißt dann wälsche Küche (šperovaná, vlaská kuchyně). Im Vorhause ist auch die Klappenthür, welche den Eingang zum Keller deckt („loch" oder „jáma"). In manchen Gegenden, wie bei Taus, befindet sich diese Thür und dieser Eingang in der Kammer.

Aus dem Vorhause kommen wir durch eine Thür, die dem in das Vorhaus Eintretenden zur Rechten sich befindet und auf welcher die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige uns entgegen schimmern, in die Stube (světnice, sednice, seknice, sence). In hölzernen Gebäuden sind entweder ihre Wände weiß gestrichen oder nur die Zwischenräume zwischen den Balken, welche man ab und zu, wie zum Beispiel bei Jičin auch

mit Firniß anſtreicht. Die Decke iſt gewöhnlich nicht hoch, aus runden oder behauenen Balken („půvalkový“, „povalový strop“) und wird manchmal mit Blut angeſtrichen, manchmal wird ſie, nachdem ſie mit Kienſpänen geſchwärzt iſt, abgerieben, ſo daß ſie ſchön glänzt. Über die ganze Decke zieht ſich häufig von der Thür bis zu den Fenſtern ein großer Balken, hinter dem kleinere Werkzeuge, Meißel, Ahlen, das Raſirmeſſer oder auch die paar Bücher der Hausbibliothek aufbewahrt werden.

Bei der Thür hängt der Sprengkeſſel mit dem Roſenkranz, dem Eintretenden zur Linken war in der Mauer ein Feuerherd, der ſich noch jetzt im ſüdlichen und weſtlichen



Inneres einer böhmiſchen Chalupa.

Böhmen vorfindet. Auf ihm wurde im Winter mit Kienſpänen („kocoury“, „louče“) das Zimmer beleuchtet. In anderen Gegenden, wie im Süden, Weſten und im Norden an der Iſer brannte auf einem hängenden Herdchen das Licht; es war dies ein niedriger Korb aus Eiſenplatten, der in der Mitte der Zimmerdecke hing. Der Rauch aus den brennenden Kienſpänen entwich durch eine in der Decke angebrachte Öffnung und verlor ſich auf dem Boden oder wurde durch einen hölzernen Rauchfang fortgeleitet. Die Kohlen fielen dann hinunter auf eine Schüſſel oder in ein mit Waſſer gefülltes Schaff, das unter dem Herde auf dem Boden lag. Jetzt freilich nimmt der Zimmer- mit dem Backofen den ganzen Raum links von der Thür ein. Über dem Kachelofen mit dem Keſſel und mit einem Bänkchen

hängen von der Decke Stangen zum Trocknen der Wäsche und Kleider. Eine eigene Stange wird für den Soldaten reservirt. Rechts von der Thür steht gewöhnlich ein Schrein (police, suden) mit dem Geschirr. An der Mauer hängt der Schüsselschrank mit bemalten Tellern, Gläsern und Krügen; darunter an besonderer Stelle jenes Gefäß, in welchem man der Wöchnerin die Henne mit Nudeln bringt. In der Ecke rechts steht der Tisch, früher gewöhnlich aus hartem Holz, mit gekreuzten Füßen und einem Fußbrett, über ihm schwebt von der Decke herab ein Täubchen aus einer Eierschale und gefärbtem Papier. Hinter dem Tisch erblickt man hier und da einen dreiseitigen Schrein, der in die Ecke eingelassen ist (koutnice) und in welchem der Besitzer seine Schriften aufbewahrt. An diesem Haupttisch pflegt er am heiligen Abend mit dem Gesinde Platz zu nehmen und mit ihm das Mahl einzunehmen, wenn er auch sonst an einem anderen Tisch speist.

Über dem Tisch an der Mauer in der Ecke und auch sonst gibt es gewöhnlich viele Bilder, und zwar entweder neuere Lithographien oder ältere, auf Glas roh gemalte der heiligen Dreieinigkeit, des heiligen Wenzel und andere. Hinter die Bilder steckt das Volk Osterkätzchen und unter den Bildern an der Wand oder in den Fenstern, die gewöhnlich mit Rosmarin, Meerzwiebel oder Basilienkraut und Monatsrosen geziert sind, hängt es am Frohnleichnamsfest geweihte Kränze auf, damit sie das Haus vor dem Blitz — „dem Boten des Herrn" — beschützen mögen. Hinter dem Tisch in der Ecke und die Wand entlang stehen Bänke mit Lehnen, außerdem einige Stühle mit manchmal sehr kunstvoll geschnitzten Lehnen. Von der übrigen Einrichtung sind noch die Betten hervorzuheben, die oft mit einem Himmel, das heißt mit einem Bretterdach auf Säulchen versehen waren und den Wöchnerinnen mit gestickten Plachen oder Leintüchern (prostěradla) verdeckt wurden, weiter die Schränke und Truhen, die jedoch häufig in den Haus- und Speicherkammern untergebracht werden.

Diese ganze Einrichtung, besonders aber die Truhen, Schreine, Betten, die Wiege, wie auch der Schüsselschrank und Fensterladen, hier und da auch die Stühle sind mit zahlreichen Malereien geziert. Die Dorfschreiner haben hierin eine nicht geringe Fertigkeit erlangt und bewähren oft einen guten Geschmack und Sinn für Farbenblumen, besonders Tulpen und Rosen, in Vasen und ohne dieselben, Blumenkränze, Obst, Vögel und verschiedene Ornamente, die entweder naiv-original sind oder an den Zopf- und Barockstil erinnern. Nicht selten ist auch die Jahreszahl hineingemalt und da und dort, namentlich auf kostspieligeren Schreinen zwischen Blumenbeeten das Bild einer Heiligen, besonders der Jungfrau Maria oder der heiligen Anna. Ältere bemalte Möbelstücke, hier und da auch Truhen mit zwar einfachen aber doch kunstvollen Intarsien findet man noch heutzutage in Dörfern namentlich im nördlichen und östlichen Böhmen, wo sie

auch durch Reichhaltigkeit der Malerei die gemalten Möbel aus dem südlichen Böhmen übertreffen.

Neben der Stube pflegt ein Stübchen (světnička, sednička, přístěnek, výstupek), manchmal auch Kammer (komora) genannt, zu sein, ohne Ofen und häufig auch ohne gedielten Fußboden. In diesem Stübchen befinden sich die Betten, Truhen, und es wird hier auch das kleinere Geschirr aufbewahrt. Auf der anderen Seite der Stube gegenüber ist in der Regel die Kammer — manchmal auch zwei — gewöhnlich ohne Fenster, die zu ähnlichen Zwecken wie das erwähnte Stübchen verwendet wird. Zuweilen dient sie mehr als Speisekammer oder als Aufbewahrungsort, hier und da macht man aus ihr ein schönes, reines Stübchen (Jičiner Kreis). Im östlichen Böhmen pflegt sie ausgemauert zu sein und heißt „kamenice"; hier bewahrt die Wirthin hauptsächlich die Milch. Im Westen heißt sie „sklep", obgleich sie nicht gewölbt ist, sondern nur eine starke eichene Decke hat, die manchmal mit Lehm gründlich belegt ist, um dem Feuer mehr Widerstand zu leisten. Aus ihr kommt man in die Häckselkammer und aus dieser in die Stallungen; zuerst kommt der Pferdestall, dann der Rinderstall und hinter diesem manchmal noch der Schafstall.

Eine ähnliche Eintheilung finden wir auch in den neueren gemauerten Gebäuden. Ihre Stuben, die häufig gemalt anzutreffen, sind freilich bequemer, aber wir vermissen darin so manches, was uns durch seine Art in der Stube des älteren Bauernhofes fesselte. An diesen neueren Wirthschaften kann man sehen, welchen Fortschritt der böhmische Landmann in jüngster Zeit gemacht hat. Alles ist mehr modern, auf dem Hofe gibt es neue und zahlreiche Maschinen, bequemere Wirthschaftsgebäude. In manchen Gegenden, in der Umgebung von Königgrätz, Kolin, Raudnitz finden wir Bauernhäuser, die mit ihrer Einrichtung so manches städtische Hauswesen übertreffen. Neben moderner Einrichtung sind auf einem größeren Gute das Clavier, gute Stiche an den Wänden, freilich auch Farbendrucke von zweifelhaftem Werth und eine ansehnliche Bibliothek von ökonomischen, politischen und Unterhaltungsschriften keine allzu große Seltenheit.

Das Leben auf einem böhmischen Bauerngute hat einen familiären Charakter. Das Gesinde nennt den Bauer „hospodář", die Bäuerin „hospodyně", doch häufig auch so wie seinen Vater und Mutter „pantáta", „panimáma". Der alte Ausgedinger lebt entweder mit der Familie des jungen Wirthes in demselben oder in einem eigenen Gebäude, das „chaloupka", „výměnek" genannt wird. Es kommt auch vor, daß die Brüder und Schwestern des Wirthes, indem sie auf dem Gute intabulirte Antheile haben, mit seiner Familie wohnen, so lange sie nicht anders versorgt sind, und dann erinnert eine solche, oft ziemlich zahlreiche Familie gewissermaßen an die alte Familie der ursprünglichen böhmischen Einrichtung.

Feste und Bräuche der Slaven.

Die Feste und Bräuche der Slaven in Böhmen haben sich trotz des nivellirenden Einflusses der Civilisation bis auf den heutigen Tag namentlich unter der Landbevölkerung ziemlich rein erhalten und manches Eigenthümliche und Urwüchsige bewahrt, wodurch sie sich von den Sitten und Bräuchen anderer Völker unterscheiden und die Aufmerksamkeit des Folkloristen auf sich lenken. Zwar weichen dieselben vor dem Pfeifen der Locomotive und dem Lärm der Fabriksmaschinen, namentlich aber unter dem Einfluß der modernen Schule und in Folge polizeilicher Verbote in die entlegensten Winkel immer mehr zurück und sind bereits, besonders im Flachland, großentheils geschwunden, aber noch immer begeht der Landmann allenthalben das Erntefest und die Weihnachtsfeier in althergebrachter Weise, noch immer werden die Johannisfeuer angezündet und die Maibäume aufgestellt, überall finden noch die volksthümlichen Ostergebräuche mit Schmackostern statt und die Kirchweih bildet auf dem Lande den Glanzpunkt des Jahres. Auch die Hochzeiten haben ihre ursprüngliche Frische und Mannigfaltigkeit bewahrt.

Nicht minder leben die alten mythologischen und abergläubischen Vorstellungen noch heute im Volke: noch immer glaubt der Bauer an die Feld- und Waldgeister (an die polednice = Mittagsfrau, an den lesní muž = Waldmann und die lesní panna = Waldnymphe, an die lesní oder divé ženy = Wald- oder wilde Weiber), an den Wassermann (vodník, vulgo hastrman), an die Hauskobolde (skřítek, hospodářiček), an die Schicksalsfrauen (sudičky) und an die Drude (můra); noch immer fürchtet er sich vor dem Behexen und Beschreien (učarování a uřknuti) und wendet dagegen verschiedene Mittel an. In Krankheitsfällen sucht er Hilfe bei alten Frauen, welche die Krankheit durch Zauberformeln und Zaubermittel verscheuchen (zařikají a zažehnávají).

Um dem uns bemessenen Raume Rechnung zu tragen, werden wir bestrebt sein, die Feste und Bräuche des čechischen Volkes mit Hintansetzung des minder Wichtigen in möglichster Kürze zu schildern und dieselben nach den Kalendertagen ordnen, indem sich auf diese Art für ihre Einreihung eine natürliche Grundlage bietet.

Jahresfeste und Bräuche. — Neujahrstag (nový rok, 1. Januar) ist der Tag der Gratulationen und Neujahrsbescheerungen. Dieser Tag ist für das ganze Jahr von Vorbedeutung, denn was man am Neujahrstag thut, wird man das ganze Jahr hindurch thun: wer an diesem Tage gesund ist und Geld hat, der wird das ganze Jahr gesund sein und Geld haben u. s. f.

Am Vorabend des heiligen Dreikönigtages gießen die Mädchen geschmolzenes Blei oder Wachs ins Wasser und suchen aus den so geformten Figuren ihre Zukunft zu errathen. Auch werden kleine Wachskerzen in leere Nußschalen gestellt, angezündet und

in einer Schüſſel aufs Waſſer gelaſſen; weſſen Kerzchen zuerſt ausliſcht, der wird zuerſt ſterben.

Am heiligen Dreikönigtag (sv. Tři králů, 6. Januar) gehen die drei Könige, das ſind drei Knaben (einer von ihnen geſchwärzt als Mohr) in weißem, mit einem farbigen Bande umgürtetem Hemde, mit einer Krone aus Goldpapier auf dem Kopfe und einem

Das Todaustragen und das Einbringen des Sommers (hto).

Scepter in der Hand, von Haus zu Haus, beräuchern die Wohnungen mit Weihrauch, beſprengen ſie mit Weihwaſſer und ſchreiben mit geweihter Kreide auf die Zimmer- und Stallthüren die Buchſtaben K. M. B. (Kaspar, Melichar, Balthasar), wobei ſie ſingen: My tři králové my jdeme k vám, štěsti, zdraví vinšujem vám u. ſ. w. (Wir drei Könige kommen zu euch, Glück und Geſundheit wünſchen wir euch.)

Das an dieſem Tage geweihte Waſſer iſt heilkräftig. Wer ſich an dieſem Tage im Flußwaſſer badet, der bleibt das ganze Jahr geſund.

Zu Lichtmeß (hromnice, 2. Februar) werden Kerzen, ſogenannte Donnerkerzen (hromničky) geweiht, welche man während des Gewitters und am Sterbebett anzündet, einestheils um den Wetterſchaden abzuwenden, anderntheils um dem Sterbenden das Sterben zu erleichtern. — Zu Lichtmeß iſt die Hälfte des Winters vorüber, der Tag iſt bereits um eine Stunde länger geworden (na hromnice dne o hodinu vice) und die Lerche muß ſich an dieſem Tage hören laſſen, ſelbſt wenn ſie erfrieren ſollte (skřivan musí na hromnice vrznout, i kdyby měl zmrznout).

Am Tag der heiligen Dorothea (6. Februar) geht die Dorotka mit einer goldenen Papierkrone auf dem Haupte und mit ihr der Henker mit einem hölzernen Säbel herum.

Am Matthiastag (24. Februar) gehen die Kinder früh vor Sonnenaufgang in die Obſtgärten hinaus, ziehen ſich aus, klettern auf die Obſtbäume und rufen mit lauter Stimme:

Prosím svatého Matěje,	Den heiligen Matthias bitte ich:
ať nám ovoce hojného dopřeje,	Soweit meine Stimme im Garten tönt,
kamkoli v zahradě hlas můj se rozleje.	Sei reichlich uns auch Obſt vergönnt.

Der Faſching (masopust) iſt der Beluſtigung, dem Tanz und den Hochzeiten gewidmet. Die meiſten Hochzeiten werden im Faſching gehalten, denn dieſe Zeit iſt dazu am beſten geeignet, namentlich für den Landmann. Im Faſching muß ſich jedes Mädchen austanzen, und auch die Hauswirthin macht gerne ein Tänzchen mit, denn wie hoch ſie im Faſching ſpringt, ſo hoch wird ihr der Flachs gedeihen. Am fetten Donnerſtag (tučný čtvrtek) ſoll man recht viel Fettes genießen (Schweinefleiſch, Krapfen und ähnliches). Ihren Höhepunkt erreicht die Luſtbarkeit in den drei letzten Faſchingstagen (ostatky), das heißt Sonntag, Montag und Dienſtag vor dem Aſchermittwoch. Für dieſe Tage werden runde und längliche Krapfen (koblihy a šišky) und ein eigenes Gebäck, die ſogenannten „boží milosti“ bereitet; unter den Speiſen nimmt der Schweinebraten die vornehmſte Stelle ein. Am Faſchingdienſtag wird ein luſtiger Mummenſchanz aufgeführt. Vermummte Geſtalten in allerlei Verkleidung (maškarády), darunter ein Jude, ein Türke, ein Zigeuner, ein Fleiſchhacker, Schergen in militäriſchem Anzug, ein als „altes Weib“ mit dem Tragkorb verkleideter Mann u. ſ. f. halten den Umzug und führen den „Bären“ (medvěd), das heißt einen ganz mit Erbſenſtroh umwickelten oder mit umgekehrtem Pelz bekleideten Mann mit ſich. So zieht die Maskerade von Haus zu Haus, wobei allerlei Schabernack und Poſſen getrieben werden und Jedermann, der des Weges kommt, geneckt wird; kommen die Theilnehmer an dieſer Maskerade in ein Haus, ſo trinken ſie dem Hausherrn Bier oder Branntwein zu, wofür ſie von ihm ein Geldgeſchenk erhalten. Die Hausfrau ſucht ſich von dem „Bären“ etwas Erbſenſtroh abzupflücken, um es den brütenden Hennen und Gänſen ins Neſt zu legen, damit die Brut gut gedeihe. Dafür wirft ſie dem

„alten Weib“ reichlich Krapfen in den Tragkorb zu. Nachdem ſie die im Hauſe anweſenden Mädchen mitgenommen haben, zieht die Maskerade weiter und verſammelt ſich abends im Wirthshaus, wo die Beluſtigung bei der Muſik oft bis zum Tagesanbruch währt. Um Mitternacht wird der Bacchus (eine als Mann angekleidete Figur) oder die Baßgeige (basa) begraben; die Baßgeige wird in ein weißes Leintuch gehüllt und unter Abſingen von Begräbnißceremonien auf den Hof hinausgetragen.

Auf den Faſching folgt die vierzigtägige Faſtenzeit (půst) vom Aſchermittwoch bis zu den Oſterfeiertagen. Die Sonntage in der Faſtenzeit haben jeder einen beſonderen Namen; ſo heißt der erſte Faſtenſonntag (Invocavit) der ſchwarze (černá neděle, angeblich von der ſchwarzen Kleidung der Frauen), der zweite (Reminiscere) heißt der Röſtſonntag (pražná neděle, nach den geröſteten Faſtenſpeiſen pražma, pučálka, das iſt Einbrenn und Prägelerbſen), der dritte (Oculi) Nießſonntag (kýchavná neděle, wievielmal man an dieſem Tage nieſt, ſo viele Jahre wird man leben); der vierte (Laetare) führt den Namen družebná neděle, der fünfte (Judica) heißt der Todtenſonntag (smrtná oder smrtelná neděle), weil an dieſem Tage der Tod hinaus- und der Sommer hereingetragen wird.

Das Todaustragen (vynášeni smrti), eine echt ſlaviſche Sitte, geſchieht auf folgende Art: die Kinder (gewöhnlich Mädchen) machen eine weibliche Strohfigur oder behängen eine Strohſchaube mit alten Weiberkleidern, ſtecken ſie auf eine Stange und tragen ſie vor das Dorf hinaus, wo ſie dieſelbe wieder entkleiden und in ein fließendes Waſſer werfen. Dieſe Strohpuppe heißt Mařena, Mořena, Smrt oder Smrtola und ſtellt den Tod, reſpective Winter vor. Hierauf ſchneiden ſie ein junges Tannen- oder Fichtenbäumchen, das léto (Sommer) ab, behängen es mit farbigen Bändern, bunten Papierſchnitzeln und leeren Eierſchalen und kehren damit ins Dorf zurück, wo ſie von Haus zu Haus herumgehen und folgende Lieder abſingen: Smrt plyne po vodě, nové léto k nám jede u. ſ. w. (Der Tod ſchwimmt auf dem Waſſer, der neue Sommer kommt zu uns); oder: Smrt neseme ze vsi, nové léto do vsi (Den Tod tragen wir aus dem Dorf, den neuen Sommer in das Dorf); oder: Mořena, Mořena, kam jsi klíče děla? Děla jsem je, děla Svatému Jiří u. ſ. f. (Mořena, wo gabſt du die Schlüſſel hin? Dem heiligen Georg gab ich ſie hin); oder: Léto, léto, kdes tak dlouho bylo? U studánky u vody mylo ruce i nohy. (Sommer, Sommer, wo warſt du ſo lange? Am Brunnen, am Waſſer wuſch ich mir Hände und Füße.)

Am Palmſonntag (květná neděle) läßt man in der Kirche junge Weidenzweige mit Kätzchen (kočičky) weihen und ſteckt ſie zu Hauſe hinter Bilder und Wandſpiegel, in den Dachſtuhl, im Stall hinter den Viehtrog, auf den Feldern ins Getreide, um Gottes Segen herbeizurufen und die Felder vor Hagel- und Gewitterſchäden zu ſchützen.

Auch ſoll man drei Kätzchen ſchlucken als ein Mittel gegen Schlangenbiß, Halsſchmerzen und Fieber.

Nun iſt der Frühling im Anzug, und die Jugend beginnt ihre Frühlingsſpiele unter freiem Himmel. Die Vorboten des Frühlings werden fleißig beobachtet, die erſte Schwalbe wird freudig begrüßt, der erſte Kukuksruf aufmerkſam gezählt, um zu erfahren, in wie viel Jahren das Mädchen heiraten oder wie viele Jahre man noch leben wird. Wenn man im Frühjahr das erſtemal donnern hört, ſoll man etwas Schweres heben oder ſich auf dem Rücken herumwälzen, dann wird man ſtark ſein und keine Kreuzſchmerzen haben. Nach dem erſten Donnern im Frühjahr verliert das Veilchen ſeinen Duft. Wenn der Knecht im Frühjahr zum erſtenmal auf das Feld ackern fährt, wird er von der Magd mit Waſſer begoſſen, damit er ſtets friſch und munter ſei; dasſelbe widerfährt der Magd vom Knecht, wenn ſie das erſtemal auf Gras ausgeht.

Zu Oſtern (svátky velikonoční) haben ſich noch viele volksthümliche Bräuche erhalten, welche ſich zwar an die kirchlichen Ceremonien anſchließen, deren urſprüngliche Bedeutung jedoch noch immer ziemlich deutlich hervorleuchtet.

Am Gründonnerſtag (zelený čtvrtek) werden Honigkuchen, ſogenannte jidáše gegeſſen (auch dem Vieh gibt man ein Stück Brot mit Honig), Peterſilie, Erbſen und Kohl geſäet und die Flöhe aus der Wohnung mit geweihtem Pimpernußzweige hinausgetrieben. Am Charfreitag (velký pátek) gehen die Leute vor Sonnenaufgang hinaus und waſchen ſich in Bächen und Flüſſen, knieen dann in den Obſtgärten und Feldern mit entblößten Knieen auf bethautem Raſen und ſagen Gebete gegen das Fieber her; auch die Pferde und Kühe werden vor Sonnenaufgang mit Waſſer aus drei Quellen gewaſchen, damit ſie vor Ungeziefer und Krankheiten geſchützt bleiben. An dieſem Tage öffnen ſich die unterirdiſchen Schätze, während die Paſſionsgeſchichte geleſen wird. (Vergleiche Erbens Gedicht „Der Schatz“.) — In der Nacht vom Charfreitag auf den Charſamſtag laufen die Leute in den Obſtgärten in bloßem Hemde herum und rufen: „Bindet euch, Bäume; wenn ihr euch nicht bindet, ſo werden wir euch umhauen“, wobei man die Bäume mit einem Strohbande umwickelt, damit der Wind die Blüte nicht herunterſchlage und damit das Obſt gedeihe. Am Charſamſtag (bílá sobota) wird der „Judas verbrannt“ und die Kohlen werden hinter das Dach und ins Feld geſteckt, um Feuersbrunſt und Ungewitter abzuwenden. Wenn am Charſamſtag die Glocken wieder ertönen, ſoll man die Bäume ſchütteln, damit ſie viel Obſt tragen. Am Oſterſonntag (boží hod velkonoční) läßt man in der Kirche das Oſterlamm, Oſterlaibe, Eier und Wein weihen. Zu Hauſe wird das Geweihte in Stücke geſchnitten und jeder von den Hausgenoſſen bekommt ein Stückchen.

Echt ſlaviſchen Urſprungs iſt die noch allerorts in Böhmen übliche pomlázka (Schmackoſtern). Pomlázka (binovačka, dynovačka, šmigrust, šmerkust) heißt eigentlich

Das Schlagen mit der Ostergerte (pomlázka).

die aus fünf bis sechs Weidenruthen geflochtene und mit bunten Bändern geschmückte Ostergerte, mit welcher am Ostermontag die jungen Burschen den Mädchen auflauern und sie über die bloßen Arme und Füße so lange schlagen (stäupen), bis sie sich mit rothgefärbten, häufig auch zierlich gezeichneten Eiern (kraslice) loskaufen. Dieses Geschenk, sowie der ganze Brauch heißt ebenfalls pomlázka. Die Ostergerte ist das Symbol der verjüngten und verjüngenden Frühlingsnatur und der mit ihr Geschlagene bleibt das ganze Jahr gesund. Die kleinere Jugend geht mit einer kleinen, mit einem farbigen Bande geschmückten pomlázka in den Häusern herum, verschiedene Lieder singend, wie: Hody, hody do provody, dejte, pani, vejce! u. s. f. (Osterfest, Osterfest, gebt, o Hausfrau, Eier!) Dafür bekommen sie von der Hausfrau Eier, Äpfel, Kuchen und Kreuzerstücke. Um die Eier wird dann gespielt: Einer hält das Ei in der Hand mit der Spitze nach oben und der Andere stößt mit der Spitze seines Eies in das Ei des Gegners; wessen Ei dabei zerbricht, der hat verloren, und der Gegner bekommt das Ei. Ehemals wurden die Eier auf einer schiefen Fläche heruntergewälzt; wessen Ei am weitesten hinunterrollte, der hatte gewonnen.

Am Osterdienstag müssen sich die Burschen von den Mädchen das Schmackostern gefallen lassen.

Das Aprilschicken (1. April) ist ein allgemein verbreiteter Brauch (man schickt zum Beispiel Jemanden in die Apotheke um Mückenfett und dergleichen).

Am Georgitag (24. April) „öffnet sich die Erde" und es kriechen heraus die Frösche, Schlangen und Skorpione, welche von nun an giftig sind.

In der Walpurgisnacht (30. April) werden die „Hexen gebrannt". Zu diesem Behufe werden das ganze Jahr hindurch alte Besen gesammelt, in Theer oder Wagenschmiere getaucht und an einem sicheren Orte aufbewahrt. In der Nacht vor dem 1. Mai werden sie auf Anhöhen hinaufgeschafft, dort angezündet und unter dem Ausruf: „Die Hexen fliegen!" in die Höhe geschleudert. Auch zündet man Holzhaufen an, über welche die Burschen mit den Mädchen springen. Inzwischen knallen die Knechte mit ihren Peitschen überall im Dorfe herum, um die Hexen auszutreiben. Vor die Stallthüren legt man dichte Rasenstücke, um den Hexen den Zutritt zu verwehren, denn die Hexe könnte nur dann zum Vieh gelangen, wenn sie die sämmtlichen Grashalme im Rasen zusammenzählt.

In derselben Nacht werden noch vor Tagesanbruch die Maibäume (máje) aufgestellt. Die Dorfjungen gehen heimlich in den Wald hinaus, wo sich Jeder eine schlanke Tanne oder Birke aussucht, dieselbe abschneidet und bis zum Gipfel abschält und sie dann unvermerkt vor das Fenster oder auf dem Hof seiner Auserwählten aufstellt. Auch auf dem Dorfplatze wird ein großer gemeinschaftlicher Maibaum aufgestellt,

der Gemeindevorſteher bekommt ebenfalls einen. Am folgenden Morgen ziehen die jungen Burſchen von einem Gebäude zum anderen, wo die Maibäume aufgeſtellt ſind, mit Muſik und Bier, laſſen jedem Mädchen aufſpielen und trinken ihm zu, wofür ſie ein Geldgeſchenk erhalten. Dann nehmen ſie das Mädchen in ihre Mitte und ziehen weiter. Zuletzt begibt ſich Alles ins Wirthshaus, woſelbſt getanzt und gezecht wird, ſolange das von den Mädchen geſammelte Geld hinreicht.

Kirchenfeſt (pout').

Allmälig iſt die Zeit herangerückt, wo das Vieh zum erſtenmal auf die Weide geführt wird. Dies geſchieht um Pfingſten (letnice, svátky svatodušní) und um dieſe Zeit wird auch der neue Hirtenkönig gewählt. Zuvor jedoch wird der alte König hingerichtet (freilich in effigie), und zwar entweder ertränkt, indem man einen Strohmann zum Dorfteich oder zum Bach ſchleppt und ins Waſſer wirft, oder geköpft, indem man ihm eine Krone von Baumrinde mit einem Holzſäbel herunterſchlägt.

Am Pfingſtmontag beeilen ſich die Hirtenknaben, ihr Vieh zeitlich früh auf die Weide zu führen; denn derjenige von ihnen, welcher mit ſeinem Vieh auf einem verabredeten Weideplatz als der erſte erſcheint, iſt der König. Nachmittags verſammeln ſie ſich entweder

im Wirthshaus oder beim König, legen alle eine ritterliche Rüstung von Fichtenrinde an, ſetzen ſich Mützen (dem König eine Krone) von Fichtenrinde auf, ſchmücken ſich mit Blumen und nehmen hölzerne Schwerter in die Hand, und ſo gerüſtet ziehen ſie im Dorfe herum, für ihren König Gaben ſammelnd. Schließlich ſtellen ſie ſich auf dem Dorfplatz auf, und einer von ihnen, der ſogenannte „Ausrufer", beſteigt einen erhöhten Ort und improviſirt auf jedes Haus und deſſen Bewohner Lob- oder Spottverſe, wozu die verſammelte Hirtenſippſchaft mit lautem Halloh ihre Zuſtimmung ertheilt.

Nach Erbens Beſchreibung wird im Budweiſer Kreis die Wahl des Hirtenkönigs zu Pferde aufgeführt. Der neue König reitet mit neun Gefährten auf den Damm zum Teiche; hier ſteigen ſie ab, der König ſtellt ſich auf die Schleuſe, und einer von den Gefährten ſchlägt ihm die Krone vom Haupte ab, ſo daß ſie ins Waſſer fällt. Der König ſpringt der Krone nach, taucht einigemal unter, wodurch das Waſſer, welches bisher „ränđig", das heißt ſchädlich war, geweiht wird, die übrigen werfen dem König ihre Holzſäbel nach, welche der König aufgreift und auf einen nicht leicht zugänglichen Ort wirft. Dann erfaßt der König ſeine Krone, ſetzt ſich dieſelbe auf den Kopf, und während jeder nach ſeinem Säbel ſucht, entkommt er aus dem Waſſer, beſteigt eiligſt ſein Pferd und rennt einem beſtimmten Ziele zu. Wenn es ihm gelingt, das Ziel zu erreichen, bevor ihn die übrigen einholen, ſo fällt ihm ein beſtimmter Preis zu. Dann zieht er trockene Kleider an und die Gefährten führen ihn mit Muſik im Dorfe herum. Hierauf folgt die oben erwähnte „Ausrufung".

An demſelben Tage nachmittags gehen neun Mädchen (králičky) von Haus zu Haus und führen die Königin (královna), welche mit einem Blumenkranze und farbigen Bändern geſchmückt iſt, mit ſich, wobei ſie ſingen:

Naše královna bosa chodí,	Barfuß geht unſre Königin um,
své bílé nožičky v rose brodí;	Näßt ihre Füßlein im Thau:
prosíme, žádáme	Um eine Gabe bitten wir
naší chudé královně.	Für unſre arme Königsfrau.

Die Königin wird gewöhnlich durch das kleinſte Mädchen dargeſtellt, welches die übrigen unter ſich ſo verſtecken, daß man es nicht ſieht. Und wenn dann nach beendigtem Liede die Hauswirthin fragt: „Und wo habt ihr die Königin?", treten die Mädchen auseinander, die Königin tritt hervor und dreht ſich einigemal im Kreiſe um. Mitunter wird die Königin auch von einem König, nämlich einem als König angekleideten Mädchen, mit einer goldenen Papierkrone und einem Holzſäbel, begleitet.

Das Frohnleichnamsfeſt (slavnost Božího Těla) hat eine blos kirchliche Bedeutung. Eine feierliche Proceſſion, an welcher ſich die Behörden, die Schuljugend und die Zünfte mit ihren Fahnen betheiligen, zieht zu vier zu dieſem Zweck nach den vier

Himmelsgegenden eigens errichteten, mit Laubwerk geſchmückten Altären, der Prieſter ſchreitet unter einem von vier angeſehenen Bürgern getragenen Baldachin, während Pöllerſchüſſe und Glockengeläute die Feierlichkeit des Feſtes erhöhen. Die Zweige von den Altären werden unter das Dach und hinter Bilder geſteckt, die Kränzchen von der Proceſſion werden an die Wand gehängt und während eines Gewitters verbrannt.

Sommergewitter und Hagelwolken pflegt man durch Beſchwören, durch Glockengeläute oder Wetterhornblaſen zu vertreiben; auch zündet man, wie bereits

Erntefeſt (obžinky).

erwähnt, während des Gewitters Lichtmeßkerzen an und verbrennt geweihte Oſterpalmen und Frohnleichnamskränze. Wenn ein Gewitter im Anzug iſt, ſo legt man ein Laib Brot auf den Tiſch, damit man, wenn es einſchlagen und anzünden ſollte, nicht die Geiſtesgegenwart verliere. Wenn ein Gewitter herannaht oder wenn in einem Gebäude Feuer ausbricht, ſo ſtellt man den Backtrog vor die Thür mit der Öffnung weg vom Gebäude; nach welcher Richtung die Öffnung zeigt, dorthin verzieht ſich das Gewitter oder dorthin wendet ſich der Wind.

Die Feier der Sonnenwende wird noch überall mit Johannisfeuern (ohně svatojanské) begangen. Am Vorabend des Johannisfeſtes (24. Juni) bietet ſich dem Zuſchauer ein bezaubernder Anblick dar. Auf den Anhöhen und Bergen flackern plötzlich Feuer auf und

die ganze Gegend erscheint flimmernd wie in einem Zaubermärchen. Die Jugend mit Blumen bekränzt und mit Beifuß umgürtet tanzt um das Feuer herum, Liebespaare springen Hand in Hand über die Flammen, und wenn der Sprung gelingt, ist es für sie von guter Vorbedeutung. In der Johannisnacht blüht das Farrnkraut mit goldener Blüte, und wem es gelingt, derselben habhaft zu werden, der hat den Schlüssel zu allen Schätzen. Die Mädchen pflücken in der Nacht neunerlei Blumen, winden einen Kranz davon und werfen ihn rückwärts auf einen Baum; nach wievieltem Wurfe der Kranz auf dem Baume hängen bleibt, nach soviel Jahren wird das Mädchen heiraten. Auch legen sie sich den Kranz vor dem Schlafengehen unter das Kopfkissen, damit ihnen ihr Zukünftiger im Traume erscheine. Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang werfen sie die Kränze aufs Wasser und beobachten, ob der Kranz frei hinunterschwimmt oder irgendwo hängen bleibt; in jenem Falle werden sie bald heiraten.

Eine Mutter, welcher ein Kind gestorben ist, darf vor Johannis weder Kirschen noch Erdbeeren essen, denn an diesem Tage vertheilt die heilige Jungfrau Kirschen und Erdbeeren an die verstorbenen Kinder im Himmel, und wenn sie zu einem Kinde käme, dessen Mutter diese Früchte bereits gegessen hatte, würde sie sagen: „Für dich ist nichts da, deine Mutter hat dirs weggegessen", und das Kind würde leer ausgehen.

Auf einen Sonn- oder Feiertag im Sommer fällt das Kirchenfest (pouť), ein Stelldichein der jungen Leute und Liebespaare. Vor der Kirche und auf dem Dorfplatze sind Zelte, Buden und Verkaufsläden mit allerlei Schnitt-, Spiel- und Schmuckwaaren aufgestellt, namentlich dürfen jene der Lebzelter nicht fehlen. Hier ist der Ort, wo sich nach dem Gottesdienst die jungen Leute versammeln und sich wechselseitig Geschenke (pouti), als: Goldringe, Bilder, Pfefferkuchen, Marzipan und Anderes kaufen und Bekanntschaften machen, die nicht selten zur Heirat führen. Darum erscheinen hier die heiratslustigen Mädchen in ihrem schönsten und reichsten Schmuck und namentlich mit einer Ducatenschnur am Halse, denn nach der Anzahl der Ducaten errathen die heiratslustigen Burschen, wie groß die Mitgift des Mädchens sein wird.

Das Wort pouť bedeutet eigentlich die Wallfahrt. Es pflegt nämlich das Volk nach verschiedenen Wallfahrtsorten, zu wunderthätigen Marienbildern oder Heilquellen Processionen zu unternehmen, welche je nach der Entfernung des Ortes oft mehrere Tage in Anspruch nehmen. Solche Wallfahrtsorte sind: der heilige Berg bei Přibram, Altbunzlau, Maria-Zell, Albendorf (Bamberice im Glatzischen), Prag (zum heiligen Johann von Nepomuk) und andere. Weißgekleidete Kranzeljungfern tragen ein schön geschmücktes Marienbild (oder statt dessen wird eine Kirchenfahne vorangetragen), und hinter ihnen folgt die Menge, andächtige Lieder singend, welche ihnen der die Procession leitende Vorbeter vorsagt. Wenn sie an Ort und Stelle anlangen, kommt ihnen der Geistliche mit seinen

Pfarrkindern entgegen und führt sie unter Glockengeläute in die Kirche, wo sodann Litaneien abgehalten werden.

„St. Margareth (13. Juli) führt die Schnitter ins Korn“ (sv. Markéta vodi žence do žita), denn um diese Zeit ist das Getreide bereits reif geworden und auf den Feldern wirds rührig. Da kommen die Schnitter mit ihren Sensen und schneiden zuerst das Korn, dann den Weizen und die Gerste und zuletzt den Hafer, wobei ihnen die Weiber behilflich sind, indem sie das geschnittene Getreide hinter ihnen mit der Sichel abnehmen,

Der Jahrmarkt · jarmark .

in Schwaden legen und diese dann zu Garben binden. Wenn der Landwirth während des Schnittes aufs Feld kommt, wird er von den Schnittern umzingelt und „gebunden“, das heißt mit einem Strohband umwickelt, und muß sich mit einem Trinkgeld loskaufen.

Einen lustigen Abschluß der Fechsung bildet das Erntefest (obžinky, dožinky). Wenn die Getreide-Ernte eingeheimst ist und nur noch ein kleiner Rest übrig bleibt, so binden die Schnitterinnen davon eine große Garbe, „die Alte“ (baba) oder „der Alte“ (starý) genannt, die drei bis fünf gewöhnliche Garben umfaßt und in welche oft ein wirkliches Weib eingebunden wird, nämlich dasjenige, welches sich beim Garbenbinden verspätete. Die Mädchen schmücken sich den Busen mit Sträußchen von Ähren, Korn- und anderen Feldblumen, die Burschen stecken sich ebensolche auf den Hut. Dann machen sie einen großen Ährenkranz, umwinden ihre Sensen, Sicheln und Rechen mit Blumen,

laden die letzte Garbe und alle Geräthe auf den Wagen, in welchen zierlich aufgeputzte Pferde mit in die Mähnen und Schweife eingeflochtenen Bändern eingespannt sind, setzen sich oben drauf und fahren unter Jauchzen und Gesang, nicht selten mit Musikbegleitung in den Wirthschaftshof. Dort angekommen, überreichen sie den großen Ährenkranz ihrem Dienstgeber (auf der Herrschaft dem Verwalter) und gratuliren ihm zur guten und glücklich beendeten Ernte, wofür sie dann bewirthet werden. Mit Musik und Tanz schließt das Fest.

In ähnlicher Weise wie das Erntefest wird bei Rakonitz und Laun das Hopfenpflückfest (dočesná) und bei Melnik die Weinlese (vinobraní) begangen.

Nun hat der Landmann seine Ernte in Sicherheit gebracht und kann deren Erträgniß abschätzen und seine Jahresbilanz feststellen. Jetzt kann er sich nach der mühe- und sorgenvollen Erntezeit einen Augenblick Ruhe vergönnen und sich gütlich thun. Eine willkommene Gelegenheit dazu bietet die Kirchweih (posvícení), ursprünglich wohl ein Familienfest, welches später zu einem Kirchenfest gestempelt wurde. Auf die Kirchweih, welche in der Regel auf einen Sonntag im Herbst fällt, kommen die Verwandten und Bekannten von fern und nah, um wenigstens einmal im Jahre beisammen zu sein, ihre Familienangelegenheiten zu besprechen und sich gemeinschaftlich zu unterhalten. Es werden demnach für die Kirchweih großartige Vorbereitungen gemacht: gemästete Schweine, gefütterte Gänse, Enten und Hühner werden geschlachtet, ganze Haufen von Kuchen gebacken und überhaupt Alles aufgeboten, damit den Gästen nichts abgehe, so daß die böhmische Kirchweih durch die Hülle und Fülle der Speisen, in welchen da geschwelgt wird, sprichwörtlich geworden ist. Abends wird ins Wirthshaus zur Musik gegangen, wo der Ortsvorsteher mit den Dorfnotabilitäten an einem besonderen Tische (konšelský stůl) Platz nimmt und der pantáta (Hausvater) mit seiner panimáma auch ein Tänzchen mitmacht. Sonst huldigt dem Tanze natürlich hauptsächlich die Jugend. Montag vormittags ist das „schöne" oder „goldene Stündchen" (pěkná, zlatá hodinka), und die aufgeputzten Mädchen eilen ins Wirthshaus, um daselbst wenigstens ein Stündchen dem Tanze zu huldigen.

Das sonst üblich gewesene Köpfen des Widders und das Herabwerfen eines Ziegenbocks vom Thurme oder vom Dach des Wirthshauses lebt nur noch in der Erinnerung der älteren Generation; dagegen hat sich der Hahnschlag (stínání kohouta) in vielen Gegenden bis zum heutigen Tage erhalten. Auf einem freien Platze wird nämlich ein Hahn an einen in die Erde eingeschlagenen Pflock gebunden und die Dorfleute stellen sich in einer Entfernung von 50 und mehr Schritt auf. Wer den Hahnschlag versuchen will, dem werden die Augen verbunden, sodann wird er um ein aufrecht stehendes Faß einigemal herumgedreht und mit einem Dreschflegel in der Hand losgelassen. Oft geht er in ganz entgegengesetzter Richtung, um aufs gerathewohl loszuschlagen, was von allgemeinem

Gelächter begleitet wird. Wem es gelingt, den Hahn zu erschlagen, der wird dann mit Musik ins Wirthshaus geführt. — Nach der Kirchweih folgen kurze Tage und lange Abende, die Feldarbeiten hören allmälig auf, es kommen die Hausarbeiten, namentlich das Spinnen und Federnschleißen, an die Reihe.

Das Spinnen in den Spinnstuben (přástky) hat sich jetzt nur noch in den ärmeren Gegenden erhalten, wo der Flachs gedeiht und wohin die Spinnfabriken bisher keinen Eingang gefunden haben. Die Spinnerinnen versammeln sich allabendlich in einem verabredeten Gebäude, wohin sie ihre Spinnrocken schaffen und wo sie den ganzen Winter hindurch bis zum Aschermittwoch gemeinschaftlich Flachs spinnen. Häufig kommen auch die jungen Burschen hin, um sich mit den Mädchen zu unterhalten. Da werden Lieder gesungen, Märchen und allerlei Geschichten erzählt und Liebeshändel angeknüpft bis Mitternacht, worauf sich die Mädchen in Begleitung der jungen Männer nach Hause begeben. Einen Abschluß der Spinnperiode bildet die „lange Nacht" (dlouhá noc); in der zweiten oder dritten Faschingswoche sehen die Spinnerinnen nach, welche von ihnen am meisten Garn gesponnen hat; diese ist die Königin und muß den übrigen einen Schmaus geben.

Auch das Federnschleißen (drani peří) gehört zu den wichtigeren Hausarbeiten im Winter, denn die erste Sorge einer jeden Mutter ist, ihren Töchtern recht viel Federbetten in die Ausstattung geben zu können. Es wird nämlich einem Mädchen zur größten Schmach angerechnet, wenn sie nicht einmal ein Federbett als Aussteuer bekommen hat. Das Federnschleißen ist jedoch bei weitem nicht so unterhaltend als das Spinnen, weil man sich dabei ruhig verhalten muß, um die Federn vom Tisch nicht wegzublasen; kein Wunder daher, daß man dabei bald schläfrig wird.

Ohne uns bei den minder wichtigen Festen, als da sind: Allerseelentag (dušiček, 2. November; Gräberbesuch, Seelenlichter, Backwerk „dušičky", das heißt Seelchen), heiliger Martinstag (11. November; Winterprognose aus dem Brustbein der Martinsgans, Backwerk „podkovy", das heißt Hufeisen), heiliger Andreasabend (30. November; Bleigießen und andere Orakel), heiliger Barbaratag (4. December; die Mädchen setzen einen Kirschenzweig an einen warmen Ort ein und begießen ihn, damit er um Weihnachten blühe), heiliger Nikolaustag (6. December; in den Häusern geht der Mikuláš, das ist Nikolaus mit dem Teufel herum und beschenkt die braven Kinder) — länger aufzuhalten, wenden wir uns dem poesiereichsten und anmuthigsten Jahresfest, den Weihnachten (vánoce) zu. Die Weihnachtszeit beginnt mit dem heiligen Abend (štědrý večer). An diesem Tage (24. December) fasten selbst die kleinen Kinder, damit sie die goldenen Schweinchen (zlatá prasátka) sehen. Bei der Abendmahlzeit, an welcher nicht blos der Hausvater mit der Familie, sondern auch das Gesinde theilnimmt, ist der Tisch mit weißem Tischtuch gedeckt und unter den Speisen, welche aufgetragen werden, darf der Fisch und der

černý kuba (ein aus gerissenen Graupen und getrockneten Schwämmen gebackenes Gericht) nicht fehlen. Ein leeres Besteck wird für einen „unverhofften Gast" in Bereitschaft gehalten. Nach dem Essen bekommt ein Jeder einen Weihnachtsstriezel (vánočka, štědrovka), Äpfel und Nüsse. Aber auch die Hausthiere bekommen ihren Antheil; den Kühen gibt man ein Stück Striezel, damit sie viel Milch geben, der Hund, der Hahn, Gänserich und Enterich bekommen Knoblauch, damit sie hitzig seien, die Hühner Hirse und Erbsen, um viel Eier zu legen; ja sogar der Brunnen, aus welchem man das ganze Jahr Wasser schöpft, bekommt ein Stück Weihnachtsstriezel, Äpfel und Nüsse, während die Fischgräten unter die Obstbäume vergraben werden, um sie fruchtbar zu machen; die Brosamen vom Abendmahl werden ins Feuer geworfen. Der Christbaum ist fremden Ursprungs und kommt nur in den Städten vor.

Nach dem Abendessen werden Orakel befragt. Die Art der Orakelbefragung ist so mannigfaltig, daß wir uns hier nur auf einige Fälle beschränken wollen. Man schneidet einen Apfel in der Mitte entzwei, und wenn die Kerne die Form eines Sterns haben, so wird man lange und glücklich leben; die Kreuzform bedeutet den Tod. Namentlich sind es die Mädchen, welche gerne wissen möchten, ob sie bald heiraten und was für einen Mann sie bekommen werden. Sie gehen in den Obstgarten hinaus, schütteln dort an einem Baum solange, bis sie einen Hund bellen hören: von wo das Bellen kommt, von dort kommt ihr Bräutigam. Oder sie klopfen an den Hühnerstall: läßt sich der Hahn hören, so bekommen sie einen Witwer, läßt sich eine Henne hören, so bekommen sie einen Junggesellen zum Mann. Auch werfen sie in der Stube einen losen Schuh oder Pantoffel mit dem Fuß über den Kopf in die Höhe; wenn sich der Schuh mit der Spitze der Thüre zukehrt, so werden sie im künftigen Jahre heiraten. Ferner schauen sie in den Backofen, um dort in der Dunkelheit die Zukunft zu erblicken: wenn sie Feuer erblicken, so steht eine Feuersbrunst bevor; wenn sich drinnen eine Leiche zeigt, so wird Jemand im Hause sterben u. s. w.

Um Mitternacht führen die Thiere, namentlich die Rinder, untereinander ein Gespräch, es ist jedoch nicht rathsam, dasselbe zu belauschen. Um dieselbe Stunde verwandelt sich das Wasser auf eine Minute in Wein. Um Mitternacht geht man in die Kirche zur Mette, und wer um diese Stunde auf den Kirchhof geht, der kann da diejenigen, welche im zukünftigen Jahre sterben werden, sehen, denn diese gehen mit den Verstorbenen zur Mette.

Am Stefanstage (26. December) gehen die Kinder aus der Ortschaft herum, vor den Hausthüren sogenannte Koledalieder absingend, wofür sie von der Hausfrau mit einer kleinen Gabe (Äpfeln, Nüssen, Striezeln, Geld) beschenkt werden.

Geburt, Heirat. Nach dem böhmischen Volksglauben befinden sich die Kinder vor der Geburt in den Schwämmen (na houbách) im Walde, und von dort bringt sie der Storch oder die Krähe (auch der Fuchs): die Krähe bringt sie durch das Fenster, der Storch läßt sie durch den Rauchfang ins Haus fallen. Bald nach der Entbindung kommen

die Nachbarinnen zu der Wöchnerin auf Beſuch und bringen ihr eine eingemachte Henne mit Nudeln in die Wochen (do kouta). Das neugeborene Kind wird gebadet, in ein Leintuch eingewickelt und unter den Tiſch gelegt, damit es folgſam ſei. Jeder, der in das Zimmer tritt, wo das kleine Kind ſchläft, muß ſich wenigſtens auf einen Augenblick niederſetzen, damit er dem Kinde den Schlaf nicht wegtrage. Nach der Taufe werden die Pathinnen und Nachbarinnen bewirthet und namentlich mit Backwerk und ſüßen Liqueuren traktirt. Wenn ſich ein Kind einen Zahn ausreißen läßt, ſo ſoll es denſelben hinter den

Das Hahnſchlagen (ostinani Pohouta).

Backofen werfen und ſagen: Tu máš, liško (myško), kosténej, dej mi za něj železnej. (Da haſt du, Fuchs [Mäuschen], einen beinernen, gib mir dafür einen eiſernen.)

Die Hochzeitsgebräuche des böhmiſchen Volkes bieten viel Intereſſantes und werden unter der Landbevölkerung noch immer mit minutiöſer Beobachtung des complicirten Ceremoniels gepflegt. Eine ordentliche Hochzeit dauert wenigſtens drei Tage; ſie beginnt am Dienſtag mit der Trauung und endet am Donnerſtag mit der Überſiedlung der Braut in ihr neues Heim.

Die Hauptrolle ſpielt dabei der družba (Brautwerber oder Redner, auch staroſvat, plampač oder řečník genannt). Ein tüchtiger družba iſt ein ſehr geſuchter Mann.

Er ist derjenige, welcher die Heirat stiftet, die Hochzeitsgäste einladet, die ganze Hochzeit leitet, Alles besorgt, unzählige Anreden hält, Trinksprüche vorbringt, Alles animirt, in witzigen Einfällen unerschöpflich ist und überhaupt Alles aufbietet, um unter den Hochzeitsgästen eine fröhliche und heitere Stimmung zu wecken und bis zum Schluß zu erhalten. Der družba ist das Factotum der Hochzeit. Der Bräutigam (ženich) wählt unter seinen ledigen Jugendfreunden einen oder mehrere Brautführer (mládenci), die Braut (nevěsta) ebensoviele Brautjungfern (družičky).

Sonntag vor der Hochzeit geht der družba und ein mládenec mit einem Rosmarinzweig herum, um die Hochzeitsgäste einzuladen. Wer die Einladung annimmt, der schickt in das Elternhaus der Braut einen Beitrag in die Küche (Geflügel, Butter, Eier und anderes).

Dienstag früh morgens machen sie den Rundweg von neuem und führen die Brautjungfern in die Wohnung der Braut. Die geladenen Gäste versammeln sich beim Bräutigam, wo sie ein Frühstück einnehmen, worauf der Bräutigam vor seinen Eltern niederkniet und ihren Segen empfängt. Dann begeben sich alle in die Wohnung der Braut. Ist die Braut aus einer anderen Ortschaft, so fahren die Gäste hin auf einem Leiterwagen, während der Bräutigam und die mládenci zu Pferde reiten. Unterwegs wird aus Pistolen geschossen und die Weiber singen Lieder.

Vor dem Hause der Braut angekommen, finden sie die Thür verschlossen. Der družba klopft an, Einlaß begehrend, worauf die Eltern der Braut ihnen aufthun, während sich die Braut mit den Weibern und Freundinnen (svatbi) in ihre Kammer zurückzieht. Nach langem Unterhandeln tritt die Braut aus der Kammer heraus, kniet mit dem Bräutigam vor ihren Eltern nieder und empfängt ihren Segen. Bevor der Weg zur Kirche angetreten wird, übergibt die Brautjungfer dem Bräutigam ein hübsches, künstlich zusammengelegtes Taschentuch als ein Geschenk von der Braut, in welches ein langer, mit bunten Bändern geschmückter Rosmarinzweig eingesteckt ist, und befestigt ihm auch ein Sträußchen auf den Hut. Sämmtliche Hochzeitsgäste bekommen ebenfalls kleine Rosmarinzweige, welche sie sich auf die Brust (ins Knopfloch oder ins Mieder) stecken.

Nun begibt sich der Hochzeitszug zur Kirche. Voran der družba mit Musik, dann folgt die Braut mit dem Brautführer, der Bräutigam mit der Brautjungfer und nach ihnen die übrigen Hochzeitsgäste. Gewöhnlich wird in die Kirche auf Leiterwagen gefahren; ist dies der Fall, dann fährt die Braut mit den Kranzeljungfern auf einem vierspännigen Wagen, während der Bräutigam und seine Jugendfreunde reiten. Während der Fahrt werfen die Weiber den Zuschauern kleine Kuchen, sogenannte metáčky, zu und sind, wie überhaupt während der ganzen Hochzeit, im Singen und Jauchzen unermüdlich. Nach der Trauung begeben sich alle entweder ins Wirthshaus oder nach Hause, um dort die Einladung zum Hochzeitsschmaus abzuwarten.

Der Hochzeitsſchmaus findet im Hauſe der Brauteltern ſtatt und dauert den ganzen Nachmittag bis ſpät in die Nacht hinein. Die Braut nimmt dabei den Ehrenplatz am ſogenannten „Brauttiſch“ in der Ecke ein, neben ihr der Bräutigam, der Brautführer, die Brautjungfer und die vornehmeren Hochzeitsgäſte. Die Speiſen, deren Reihe eine endloſe iſt, werden in langen Intervallen aufgetragen, wobei der družba die Hauptrolle zu ſpielen hat. Derſelbe muß jede Speiſe mit einem gereimten Scherzſpruch begleiten und die Gäſte während der Pauſen mit witzigen Reden und Einfällen unterhalten;

In der Spinnſtube (přástky).

dabei muß er ſchauen, daß jeder Gaſt ordentlich bedient wird. Beim Braten beginnen die Trinkſprüche: der družba tritt an den Brauttiſch heran, ſchenkt zuerſt den Kranzeljungfern einer nach der anderen ein und redet jede mit einem Reimſpruch an, worauf ihm die Angeredete ebenſo antwortet; zuletzt ſchenkt er der Braut und dem Bräutigam ein, und beide müſſen aus einem Glaſe gemeinſchaftlich trinken. Wenn die Kuchen auf den Tiſch kommen, ſammelt der družba auf die Wiege und auf die Windeln und übergibt das Geld der Braut. Nach den Kuchen folgt das „Händewaſchen“. Es wird ein Waſchbecken mit einem Handtuch herumgetragen und jeder Gaſt taucht ſeine Finger ins Waſſer, wiſcht ſich mit dem Handtuch ab und wirft in das Becken ein Geldſtück. Mancherorts kommt noch vor

dem Händewaſchen die „Geheimnißſchüſſel“ (misa tajnosti) auf den Tiſch. Der družba bringt nämlich eine große, mit einer zweiten zugedeckte Schüſſel, ſtellt ſie vor die Braut und läßt alle rathen, was darin enthalten iſt. Die Gäſte rathen hin und her, endlich wird die Schüſſel aufgedeckt, und zum allgemeinen Ergötzen findet man eine Überraſchung: rohe Erdäpfel, eine Maus, eine Henne, junge Küchlein und Ähnliches; dies nimmt die Braut mit ſich in ihren neuen Haushalt. Erwähnenswerth iſt auch das „Erbſenwerfen“. Wenn die Mahlzeit zu Ende geht, beginnen die Frauenzimmer nach den Männern mit Erbſen (wohl auch mit Mandeln, Confect u. ſ. f.) zu werfen, um deren Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Die Männer erwiedern das Manöver. Anfangs wirft man mit einer, dann mit beiden Händen, dann geht es los wie ein Hagelwetter, ſo daß ſchließlich Alles, Tiſche, Stühle, Fußboden, mit Erbſen und Zuckerwerk dicht beſäet iſt.

Zum Schluſſe bringt der družba einen großen Kuchen (homole, ähnlich dem korovaj der Ruſſen), in welchen ein mit allerlei Leckerbiſſen, Zuckerwerk, Mandeln, Nüſſen, Äpfeln und dergleichen behängtes Bäumchen eingeſteckt iſt, und ſtellt es auf den Tiſch vor die Braut. Die Weiber und Jungfrauen ſtimmen ein Lied an, und die Braut muß das Bäumchen ſchütteln, welches ſo eingerichtet iſt, daß ihr eine Wiege oder ein Kindlein zum allgemeinen Gelächter herunterfällt. Dann trachtet Jeder etwas von dem Bäumchen zu erhaſchen, worauf der Kuchen in Stücke geſchnitten und unter die Gäſte vertheilt wird.

Nach der Mahlzeit geht die ganze Geſellſchaft ins Wirthshaus, voran der družba mit Muſik. Dort wird geſungen und getanzt bis Mitternacht. Um Mitternacht wird die Braut dem Bräutigam zugeführt: zwei Muſikanten, der Bräutigam mit der Braut, der družba mit der Brautjungfer und die weiblichen Hochzeitsgäſte begeben ſich in die Wohnung der Braut; nachdem der družba die Neuvermählten in das Schlafgemach geführt und dasſelbe verſchloſſen hat, kehrt die Geſellſchaft unter Geſang ins Wirthshaus zurück, wo ſie ſich bis zum Morgen unterhält. Früh morgens kommt ſie mit Muſik, um die Braut zu wecken, und zieht dann im Dorfe herum, vor jedem Gebäude aufſpielend. Mittags verſammelt ſie ſich wieder in der Wohnung der Braut, wo ſie bewirthet wird.

Nach dem Mittagseſſen kommen die Wagen des Bräutigams, um die Braut und ihre Ausſtattung wegzuführen. Während nun die Braut von ihren Eltern rührenden Abſchied nimmt, wird der Hausrath der Braut auf den Wagen aufgeladen, zu unterſt die Truhen, Kaſten, Schränke, der Backtrog u. ſ. w., darauf die Federbetten und auf dieſe zu oberſt ſetzt ſich ein altes Weib mit einem Spinnrad und Spinnrocken. Die Braut ſitzt mit ihren Freundinnen auf einem beſonderen Wagen, vor welchen zwei bis ſechs Pferde eingeſpannt ſind. Dazu werden die ſchönſten Roſſe genommen und mit rothen, in Mähne und Schweif eingeflochtenen Bändern geziert. Die männlichen Hochzeitsgäſte fahren auf einem beſonderen Wagen oder reiten mit dem Bräutigam. Die Muſikanten ſitzen

Josef Douba: Das Johannisfest auf der Karlsbrücke zu Prag.

auf den Pferden des ersten Wagens. So setzt sich der Zug in Bewegung. Die Musik spielt auf, die Weiber singen und jauchzen, die jungen Burschen schießen aus Pistolen (jetzt schon selten). Unterwegs wird der Zug mitunter von den sogenannten Fürziehern aufgehalten, welche einen mit Bändern umwickelten Strick oder ein Band quer über den Weg ziehen, und der Bräutigam muß sich den freien Durchzug von ihnen erkaufen.

Vor dem Hausthor erwarten die Eltern des Bräutigams die Ankunft. Die Braut steigt ab, empfängt von ihnen den Segen und wird ins Haus eingeführt, wobei sie zuerst in den Kamin schauen soll, damit es ihr nach dem Elternhause nicht bange werde. Es folgt eine Mahlzeit, bei welcher wieder allerlei Spaß getrieben wird. Wir erwähnen nur das Eine: die Weiber verlangen vom družba: „Baue uns eine Brücke, wir wollen über die Donau fahren; aber die Brücke soll so dicht sein, daß uns die Braut nicht durchfalle.“ Der družba legt vor die Braut auf die eine Ecke des Tisches einen Kreuzer, auf die entgegengesetzte einen zweiten. Die Weiber rufen, das könne nicht sein, denn „die Braut hat keinen so weiten Schritt, du mußt die Balken dichter legen“. Da legt der družba in die Mitte des Tisches einen Pfennig oder eine andere leichte Münze. Die Weiber werfen die Münze hinunter: „Das sind schlechte, faule Balken, die würden durchbrechen.“ Und so wird so lange gestritten, bis der Tisch von einer Ecke zur anderen kreuzweise mit Geld besetzt ist. Dann steigt die Braut auf den Tisch, geht über die Brücke und wird vom Bräutigam, der sie umarmt und küßt, vom Tische heruntergesetzt. Das Geld bekommen die Musikanten.

Schließlich findet das Hauben der Braut (čepeni nevěsty) statt. Die Weiber führen die Braut in die Kammer, setzen sie auf einen Stuhl und flechten ihr das Haar auf. Der družba bringt eine weiße Haube und eine von den Frauen, welche die älteste oder vornehmste ist, setzt sie der Braut auf. Zweimal wirft die Braut die Haube ab und erst zum drittenmal behält sie dieselbe auf dem Kopfe. Dabei spielt vor der Thüre die Musik, die Weiber singen darauf bezügliche Lieder. Dann wird die Braut in die Stube zurückgeführt und dem Bräutigam übergeben.

Tod und Begräbniß. Wenn Einer erkrankt, so werden zuerst verschiedene Hausmittel angewendet, eine weise Frau wird gerufen, um die Krankheit zu „besprechen“ (zařikati) oder zu „besegnen“ (zaželnati), und wenn das nicht hilft, sucht man Hilfe bei einem Arzt. Am Krankenbett werden Lichtmeßkerzen angezündet, und wenn der Kranke bereits im Sterben liegt, öffnet man das Fenster, „damit die Seele hinausfliegen könne“. Dem Todten werden die Augen zugedrückt, die Leiche wird gewaschen, mit dem Todtenhemd bekleidet und auf ein Bret gelegt. Auch wird ihr ein Haarbüschel abgeschnitten, bevor sie erkaltet. Stirbt der Hausherr, so muß man dessen Tod den Bienen melden, damit sie nicht absterben. Hier und da wird der Tod des Hausherrn auch den Hausthieren, Kühen und Pferden gemeldet. Bei der Leiche halten die Nachbarn durch

die ganze Nacht Wache und beten für die Seele des Verſtorbenen. Dem Todten legt man Heiligenbilder, ein Gebetbuch oder einen Roſenkranz, ein Kreuzchen und anderes, namentlich aber eine Kerze, den Kamm, mit welchem er gekämmt wurde, in den Sarg bei. Wenn die Leiche aus dem Hauſe hinausgetragen wird, ſoll man mit der Bahre an die Schwelle dreimal anſtoßen oder drei Kreuze machen, damit der Segen des Verſtorbenen im Hauſe bleibe. Die Bank, auf welcher die Leiche gelegen iſt, wird mit den Stühlen umgeſtürzt, damit man den Verſtorbenen bald vergeſſe.

Stirbt eine Jungfrau, ſo wird ihr Sarg von Junggeſellen, ſtirbt ein Junggeſelle, ſo wird deſſen Sarg von Kranzeljungfern zu Grabe getragen. Beim Hinablaſſen des Sarges ins Grab wirft ein Jeder eine Handvoll Erde dreimal demſelben nach, um ſo dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen. Nach dem Begräbniß wird ein Schmaus gehalten.

Das ſlaviſche Volksſchauſpiel.

Der religiöſe Sinn des čechiſchen Volkes in Böhmen bekundet ſich auch in der Pflege des volksthümlichen Schauſpiels, welches ſich in einigen Gegenden bis in die Siebziger-Jahre in voller Friſche erhalten hat. Hauptſächlich iſt es die durch die Städte Eiſenbrod, Semil und Hochſtadt begrenzte Gebirgsgegend, in welche ſich die aus dem Mittelalter ſtammende und durch die Schauſpiele der Jeſuitenſchulen verjüngte Volksmuſe zurückgezogen hatte; Hauptſitze des Volksſchauſpieles waren die Ortſchaften Laſtibor und Boskov, in jüngſter Zeit auch Neudorf (Nová Ves) bei Hochſtadt. Etwa in den Fünfziger-Jahren gab es wohl auch auf dem flachen Lande (kraj) ganze Ortſchaften (z. B. Vitinèves bei Jičín), wo ſich die Bewohner, meiſtens ſogenannte Häusler, zu Schauſpielertruppen vereinigten und während der Winterabende ihr Spiel einſtudirten, um dann nach Oſtern in der Umgegend ihre Kunſt zu produciren. Auch in anderen Gegenden, bei Netolitz, Prachatitz, Hohenmauth, Senftenberg u. ſ. w., ſowie dort, wo ſich in früherer Zeit der Einfluß einer Jeſuitenſchule bemerkbar machte, blühten derartige Volksunterhaltungen lange fort und verſchwanden erſt allmälig mit dem Eindringen der modernen, das Volksthümliche zerſetzenden Cultur.

Solche dramatiſche Spiele, welche man als ein Geiſtesproduct des böhmiſchen Volkes aus der vorjoſephiniſchen Periode anſehen kann, laſſen ſich wie anderwärts in vier Gruppen abſondern. Die erſte bilden die „Weihnachtsſpiele“. Sie umfaſſen nicht nur die evangeliſchen Begebenheiten der Adventszeit, ſondern erſtrecken ſich gleich dem mittelalterlichen Schauſpiel über das ganze alte Teſtament, indem ſie im ſogenannten „Paradiesſpiel“ die vorchriſtliche Zeit von Adam und Eva angefangen in gedrängter, zumeiſt ſymboliſcher Darſtellung behandeln. In allen Gegenden des Landes hat ſich bis

jetzt das „Dreikönigsspiel“ erhalten, welches zu einem kurzen Dialog der drei „Sterndeuter“ zusammengeschmolzen ist und von meistens der Schule entwachsenen Knaben aufgeführt wird. Wie nun diese für Groß und Klein berechnete Unterhaltung immer mehr zurückgedrängt wird, so geschieht es auch mit dem „Nikolaispiel“, welches bereits zu einem Schattenspiel herabgesunken ist. An die Spiele der alten Zeit erinnert nur noch das „Bethlehem“, welches man in einigen Dorfkirchen und auch hier und da in den Bürger- und Bauernstuben findet.

Die zweite Gruppe umfaßt die „Osterspiele“, welche einerseits die Kreuzigung, anderseits die Auferstehung Christi zum Gegenstand haben. Obwohl bei diesen Spielen eine größere Anzahl von handelnden Personen erforderlich war, was einigermaßen ihr Aufkommen behindern konnte, so gehörten sie doch zu den beliebtesten Spielen, so daß sie an jedem Sonntag von Ostern angefangen bis lang in den Sommer hinein aufgeführt und von der Bevölkerung der ganzen Umgegend wie auch aus der Ferne aufgesucht wurden. An dramatischer Conception und theatralischem Aufwand stehen sie in keiner Beziehung hinter den mittelalterlichen Passionsspielen zurück; man kann sogar in ihnen die geschickte, an dem Schuldrama erprobte Hand des ursprünglichen unbekannten Zusammenstellers erkennen. Sie beginnen mit einem Chor, wozu meistens die in der Fastenzeit beliebten Kirchenlieder verwendet werden; das Anstimmen dieser Lieder wiederholt sich während des Spieles zwischen den einzelnen Bildern, aus welchen das Ganze besteht und die sich aneinander so anreihen, wie sie in der Bibel vorkommen. Dies hat zur Folge, daß der Zuhörer immer wieder in eine religiöse Stimmung versetzt wird, was sich besonders dann empfahl, wenn etwa die burlesken Späße einzelner komischer Figuren, wie die des Teufels oder des Todes, die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung abzulenken drohten. Mit den alten Passionsspielen haben diese Spiele auch das gemein, daß sie aus einer Reihe von kleineren oder größeren Bildern bestehen und dem Zuschauer nichts überlassen, was er sich hinzudenken sollte, weil Alles vor seinen Augen dargestellt wird. Daher sind diese Spiele durchwegs sehr umfangreich, mitunter selbst langweilig, obwohl es nicht an dramatisch wirksamen Scenen, wie z. B. die Unterhandlung des Judas Ischariot mit den Hohenpriestern und dem hohen Rathe, fehlt.

Die dritte Gruppe bilden alttestamentarische Stoffe, bei welchen der biblische Inhalt zu Grunde gelegt wurde. Die Hauptfiguren waren Moses, Josef von Egypten, Samson, Tobias, Samuel, Saul und Esther.

Die vierte Gruppe, welche so wie die vorige durch die Gestalt des Kasperle beeinflußt und mehrfach durch die gänzlich volksthümliche Auffassung zersetzt wurde, umfaßt neutestamentarische oder ganz moderne Stoffe, in denen man schon den Einfluß des immer mehr aufblühenden Kunstdramas erblicken kann. Wir finden hier den heiligen Ivan,

die beliebten Gestalten des neueren Romantismus: Genovefa, Helena, die türkische Kaisertochter, den Grafen von Felsenburg, den Kaufmann von Venedig, die aus Comenius „das Labyrinth der Welt" entnommene Figur und nebst anderen die Comödie von den sieben Teufelsstricken. In beiden Gruppen ist der frühere seriöse Inhalt meistens zu einem derben, auch in sprachlicher Form verdorbenen Possenspiele herabgesunken, welches mehr die allgemeine Schaulust erregen konnte, ohne einer gesunden Erbauung zu dienen, weßhalb es denn auch bald dem vordringenden, von Dilettanten gepflegten Kunstdrama weichen mußte.

Mit der Einfachheit des Inhalts hängt auch die ganze Aufführung dieser Volksschauspiele zusammen. Als Bühnenraum galt mehrfach eine aus rohen Brettern gebaute unbedeckte Arena (tátrum-theatrum), mit einem Vorhang aus weißer Leinwand und mit ziemlich dürftigen Coulissen aus demselben Stoffe. Öfter noch wurde dazu eine zu der Zeit der Aufführung leerstehende Scheuer gewählt, in den seltensten Fällen schlug die Volksmuse ihr Lager in einer großen Schankstube auf. Es ließ sich aber niemals das Publikum durch diese Einfachheit an theatralischem Apparat und Decorationen abschrecken und verfolgte mit ungetrübter Freude die ganze Darstellung. Die handelnden Personen erschienen wohl in einem ihrer Rolle angemessenen Kleide, wozu ihre Hausgarderobe mitunter herhalten mußte; dazu eignete sich die früher in Mode bestehende lange und faltenreiche Männerkleidung wohl besser als die jetzige. Könige, Priester und dergleichen hatten immer eine eigene Kleidung, sei es aus rother, weißer oder schwarzer Leinwand, und außerdem die Insignien, Krone oder Priestermütze, durch welche sie sich von den übrigen unterschieden. Der kräftige, aber maßvolle Ausdruck stach von der derben Sprache des übrigen Volkes ab, außerdem waren sie bemüßigt, durch würdevolle Haltung sich Respect zu verschaffen. Bei Christus und anderen Heiligen wurde die Tradition beibehalten, immer aber hing die Ausstattung von den finanziellen Verhältnissen ab. Vielfach begnügte man sich mit einfachen Verzierungen aus Papier, und das Publikum war nachsichtig genug, wenn es manchmal einen Bekannten in seinem gewöhnlichen Sonntagsanzug auf den Brettern zu sehen bekam.

Eine dem mittelalterlichen Theater entnommene Persönlichkeit war der „Prolog" oder „Ausrufer"; dieser setzte zu Anfang der Vorstellung den Inhalt und den Nutzen der „Comödie" auseinander und ermahnte dabei die Zuhörer zur Aufmerksamkeit und Ruhe, bedankte sich zum Schlusse im Namen der agirenden Personen für den Besuch und lud zuletzt zu der künftigen Production ein, wobei er es niemals unterließ, an die freigebige Hand zu appelliren.

Die Zuschauer saßen entweder auf Holzbänken oder standen gruppenweise in dem abgegrenzten Raume herum. Der Zutritt galt nur gegen ein Eintrittsgeld, welches jedoch

nicht bestimmt wurde, da man dies der Opferwilligkeit eines Jeden überließ, besonders dann, wenn die Vorstellung zu einem wohlthätigen Zweck abgehalten wurde. Bei solchen Productionen, bei welchen sich die Schauspieler nach Maßgabe ihrer Betheiligung in den Erlös theilten, begnügte man sich auch mit Victualien und dergleichen. Die Spielenden bemühten sich nach ihren besten Kräften Beifall zu erringen, da ja davon auch der Erfolg der künftigen Vorstellung abhängig war, zumal wenn sich in der Nähe zwei Schauspielergesellschaften befanden. Diesem Wetteifer ist es zu verdanken, daß sowohl Lastibor als auch Boskov dieselben Spiele, aber nach einer verschiedenen Fassung jahrelang zur Aufführung brachten und so den künftigen Generationen zwei Muster des schaffenden Volksgeistes erhalten haben.

Volkslied und Tanz der Slaven.

Volkslied ist das Lied, das aus dem Volke kommt. Zwei Elemente bilden das Lied: der Text und die Melodie, und das wahre Volkslied wäre darum jenes, wo sowohl Worte als Tonweise miteinander dem Munde des Volkssängers entquellen. Das ist auch ohne Zweifel in den weitaus meisten Fällen der Anfang, und zwar ohne Begleitung eines Musikinstrumentes, das ja der Natursänger auf seinem Wege, auf dem Felde oder sonst bei der Arbeit nicht bei der Hand hat, das er wohl gar nicht zu spielen versteht. In der Weiterbildung tritt dann aber bei dem Volksliede sehr häufig ein Vorgang ein, der ein Gegenstück zu dem im Gebiete der Kunstpoesie und des Kunstliedes bildet. Dem letzteren liegen Worte eines Dichters zu Grunde, denen der Tonsetzer in seiner Composition einen passenden Ausdruck zu geben sucht; um ansprechende Lieder berühmter Dichter bemühen sich Componisten um die Wette: beim Volkslied findet oft das Umgekehrte statt. Eine Melodie wird erfunden oder gefunden und gewinnt Boden im Volke, und nun dient sie zur Grundlage einer Menge von neu erfundenen Texten, deren Stimmung durch sie hervorgerufen und deren Wortlaut ihnen angepaßt wird. Beispiele dafür gibt es in Fülle. So haben sich zu der Melodie von „Ach neni tu, neni“ nicht weniger als neunzehn, zu der — übrigens sehr nahe verwandten — Weise von „Jetelka, jetelka“ siebenzehn, zu der von „Letěla husička“ ebenso viele, zu „K Pušperku je cesta zlatá“ sechszehn ꝛc. ꝛc. verschiedene Texte gefunden, wobei selbstverständlich nicht ausgemacht ist, ob „Ach neni“, „Jetelka“ ꝛc. der uranfängliche Text und nicht etwa eine Variante desselben ist. Wie leicht strömen dem munteren Burschen, dem sinnigen Mädchen zu einer beliebten Sangesweise geeignete Worte zu! „Um einen Vers brauche ich nicht weit zu laufen“, sagte ein Landmädchen dem Sprachforscher Erben, als sie dieser auf eine ihm neue Strophe in einem sonst bekannten Liede aufmerksam machte.

Den gleichen Proceß, wo nämlich nicht zu den Worten die Melodie gefunden wird, ſondern die Worte ſich an eine vorhandene Melodie anſchließen oder gar durch dieſelbe geradezu veranlaßt und gleichſam hervorgerufen werden, nehmen wir noch in anderer Richtung wahr. Volkslieder ernſten Charakters führen oft auf die Melodie eines alten Kirchenliedes zurück; wir kennen auch ſolche, denen die Weiſen der volksthümlich gewordenen Melodie eines Tonkünſtlers zu Grunde liegen. Viel häufiger tritt der andere Fall ein, nämlich durch die Verſchwiſterung von Lied und Tanz. Der Böhme hat, oder vielmehr

Stanislaus Sucharda: „Das Wiegenlied."

hatte in ſeiner früheren Abgeſchloſſenheit nicht einen Nationaltanz, wie der Südſlave ſein Kolo, der Kleinpole ſeinen Krakowiak; ebenſo unerſchöpflich wie in ſeinen Liedern war der Böhme in der Mannigfaltigkeit ſeiner Tänze und Tanzweiſen, und zu den letzteren kamen dann Texte eines oft auf dem Tanzboden ſelbſt erfundenen Liedes. Die luſtigen Weiſen der Muſik, die überſprudelnde Lebhaftigkeit und Munterkeit der Bewegung, ſie waren der berauſchende Quell, aus welchem die Erfindungsgabe des Burſchen ſchöpfte, der ihn zum Stegreifdichter und ſeine Genoſſen zum ſchnell einfallenden Chorus machten.

In ſolcher Weiſe lebten Lied und Tanz in dem böhmiſchen Volke fort, faſt von ihm allein gekannt und geübt, kaum von einem und dem anderen Volks- oder Literaturfreunde

beobachtet, bis um die Wende der Zwanziger-Jahre dieses Jahrhunderts Graf Kolowrat, damals Oberstburggraf in Böhmen, aus Anlaß der Gründung des böhmischen Museums eine Aufforderung erließ, allerorts zu sammeln und zu bewahren, was sich im Lande an Sitten und Gebräuchen, so auch an Gesängen und Liedern erhalten habe. Von letzteren kamen 300 Stück mit Melodien zusammen, die Johann Ritter v. Rittersberg 1825 unter dem Titel „České národní písně“ in Prag veröffentlichte; die Arbeit war eine ziemlich kritiklose, auch gebrach es dem Herausgeber an feinem musikalischem Sinn. Gleichzeitig (1822 bis 1827) druckte F. L. Čelakovský in seiner Sammlung slavischer Volksgesänge nahezu 200 böhmische Lieder mit einigen Melodien ab. Das eigentliche Verdienst, den Liederschatz des böhmischen Volkes mit richtigem Verständniß, sowohl was Text als Musik betrifft, gehoben und der Literatur bleibend einverleibt zu haben, hat sich ohne Frage Karl Jaromir Erben erworben, dessen „Písně národní v Čechách“ in drei die Texte enthaltenden Bändchen 1842 bis 1845 in Prag bei Pospíšil, dann in zweiter Auflage 1852 bis 1856 erschienen. Getrennt davon wurden 500 der von Erben gesammelten Melodien mit J. P. Martinovský's Clavierbegleitung in fünf Heften herausgegeben. Anfangs der Sechziger-Jahre begann Erben eine neue Zusammenstellung, die 1864 unter dem Titel „Prostonárodní české písně a říkadla“ in einem Bande ans Licht kam, nachdem bereits 1862 die Melodien (ohne Begleitung) erschienen waren. Die von Erben das erstemal zusammengebrachten Texte hatten sich im Laufe unermüdlichen Sammelns, Sichtens und Prüfens durch ein volles Vierteljahrhundert fast um das Vierfache vermehrt, die Zahl der Melodien war auf 811 angewachsen. Eine neue Ausgabe dieses Werkes, mit einzelnen Ergänzungen und Verbesserungen, die Erben in seinem Handexemplar angebracht hatte, erschien mit dem Bildniß des Verewigten geziert 1886 bei Alois Hynek in Prag. Deutsche Übersetzungen vieler, doch bei weitem nicht aller böhmischen Volkslieder haben geliefert: Ida v. Düringsfeld „Böhmische Rosen“ (Breslau, J. U. Kern 1851); Michael Klapp zehn Stück als „Proben“ in Prutz' „Deutsches Museum“ 1853; Alfred Waldau (recte Josef Jaroš) „Böhmische Granaten“ (Prag, Ehrlich 1858). Auch Frau Malybrok-Stieler in München hat in die Sammlung ihrer Gedichte (Prag, Otto 1887) 22 böhmische Volkslieder in mitunter gelungener Übersetzung aufgenommen. Über die Tänze des böhmischen Volkes findet sich Näheres in „Böhmische Nationaltänze“ Culturstudien von Alfred Waldau (Prag, Dominicus 1859). — —

Inhaltlich ist das Volkslied entweder episch oder lyrisch, es erzählt und schildert oder es strömt Gefühle, Stimmungen, Launen in gesungenen Worten aus.

Im epischen Volksliede lassen sich wieder religiös-kirchliche und profane Stoffe unterscheiden. „Es wanderte Maria durch die weite Welt, sie barg ein Kindlein in ihrem heiligen Leib;“ sie klopft an verschiedenen Thüren an, um ein Lager für die

Vzdálená.

Horo, horo, vysoká jsi!
Má panenko, vzdálená jsi,
Vzdálená si za horama —
Vadne láska mezi náma.

Vadne, vadne, až uvadne!
Není na světě pro mne žádné,
Není žádné potěšení
Pro mně více k nalezení!

Josef Manes: Illustration zu dem Volkslied: „Die Entfernte" „Vzdálena".

Niederkunft zu erbitten; sie kommt zu einem Schmied, der sie abweist: „Wie kann ich dir ein Lager geben? Ich habe der Gesellen eine Menge, die schmieden Tag und Nacht, lassen das Feuer nicht ausgehn;“ zuletzt findet sie einen leeren Stall ꝛc. „Der Herr ging ins Paradies, Adam fiel auf die Knie;“ es folgt die Bezeichnung des Baumes, „der mit blauer Blume blüht“ und dessen Frucht Adam und Eva nicht kosten sollen ꝛc. Das Lied soll von den böhmischen Brüdern stammen und pflegte der Braut vor dem Hochzeitsgang vorgesungen zu werden, wo es dann mit dem Gebete schloß:

Christus für dein Dulden — Schon' uns vor den Flammen,
Löse unsere Schulden, — Rett' uns Christus. Amen.

Wenn der geneigte Leser den Reim „Flammen—Amen“ nicht ganz richtig finden sollte, so sei er gleich hier auf Verstöße ähnlicher Art aufmerksam gemacht, die im böhmischen Volkslied häufig genug wiederkehren, zum Beispiel kapradí-navrátí. Sehr oft hilft sich der Naturdichter mit einem bloßen Anklang, zum Beispiel kůň-dům; oder:

kdyby si Lidunka dala jen říct,
chtěl bych ji s radostí k oltáři vést —

Auch die Regeln der Grammatik werden dem leidigen Reim zulieb geopfert, wie in dem vielverbreiteten hübschen Liede:

Na tý louce zelený (statt zelené)
pasou se tam jeleni —

wo überdies das harte ý und das weiche i als Reim zu beanständen wären. Seltener als der Reim findet sich im Volkslied die Alliteration, zum Beispiel kukalka kukala kuku.

Wie bei allen Slavenstämmen spielten in alten Zeiten ohne Zweifel auch bei den Böhmen Barden- und Heldenlieder ihre Rolle. Es hat sich davon wenig erhalten, bei der großen Beweglichkeit des Volksgeistes wurde im Wechsel der Zeiten das Neue ergriffen, das Alte vergessen. Und auch dieses Neueren ist sehr wenig. Von den Liedern geschichtlichen Charakters reicht wohl nur eines („Miletínští sousedi“) seinem Inhalt nach in das XVI. und XVII. Jahrhundert zurück, und sind es nur fünf oder sechs, die an die Drangsale des siebenjährigen Krieges anknüpfen; der Baier, besonders aber der „Brandeburk“ rauben ihnen die Hühner, ziehen ihnen das Hemd vom Leibe, die Haut über den Kopf, zünden ihnen die Häuser an; doch „Vetter Vávra, Vetter Říha, es werden bessere Zeiten kommen, die Alles ersetzen; wir werden es bald erwarten, wie die Gans die Ähre“. Wie man aus dieser Probe sieht, ist es weder der historische Charakter noch der Bardenton, den diese Anklänge aus einer Zeit allgemeiner Bedrängniß an sich tragen, es ist eine Art Galgenlaune, die aus ihnen heraustönt und sie darum dem lyrischen Gebiete zuweist.

Die epischen Volkslieder profanen Inhalts knüpfen entweder an allgemein menschliche Stimmungen und Lagen an, wie das so wehmüthig ergreifende: „Verwaist ein

Kindlein war vor ſeinem zweiten Jahr", das die Seelenleiden des verwaiſten Kindes unter dem Walten einer gefühlloſen Stiefmutter ſchildert, oder es liegt ihnen irgend ein Ereigniß zu Grunde, das ungewöhnliches Aufſehen gemacht hat, wie Hinrichtung einer Kindesmörderin oder der arme Václaviček, der im Wahnſinn der Liebe drei Morde begangen hat. Es finden ſich darunter Stücke, deren Stoff, wie man bei gewiſſen Märchen nachweiſen kann und die aus dem gleichen Grunde aus unbekannten Zeiten herrühren, weil ſie bei den verſchiedenſten Völkern erſcheinen. So ſind das in einen Ahorn verzauberte Mädchen, der von zwei Feen entführte ſchöne Schäfer, die Teufelsbraut à la Lenore, ſchwerlich aus böhmiſchem Boden entſproſſen. Die Geſchichte von den drei Rittern, deren einer in dem Wirthstöchterlein ſeine als Kind geraubte Schweſter wiederfindet, ſpielt böhmiſch „nicht weit von Kolin", was das deutſche Köln ſein kann, wie ja ein ähnlicher Vorwurf Gemeingut aller Völker iſt, unter denen Zigeuner auftauchten und forthuſchten; im Böhmiſchen behandeln zwei Volkslieder mit verſchiedener Ausmalung denſelben Stoff.

Es war bei uns eine Zeit, wo im Kunſtlied das Träumeriſche, das Sentimentale, Wehmüthige in der Mode war und wo man auch im Volkslied nur dieſe Seite herauszufinden glaubte. Ein Nachklang dieſer Periode iſt es, wenn Jan Neruda in einem zur Zeit der böhmiſchen Jubiläumsausſtellung 1891 erſchienenen Aufſatz die Behauptung aufſtellt, im böhmiſchen Volksliede walte das elegiſche Element, die Schwermuth und Sehnſucht vor, und dies auf die gedrückte Lage zurückführt, in der ſich das böhmiſche Volk ſeit dem Verluſte ſeiner politiſchen Selbſtändigkeit befunden habe. Das möchte denn doch wohl beſtritten werden. Für das epiſche Lied bringt es die Natur des Stoffes mit ſich, der in einem ernſten getragenen Ton behandelt ſein will, ohne daß man dabei nach einer politiſchen Erklärung zu greifen braucht. Dem lyriſchen Volkslied des Böhmen jedoch iſt, im geraden Gegenſatz zu anderen Slavenſtämmen, zum Beiſpiel dem kleinruſſiſchen mit ſeinen dumy, große Vielſeitigkeit und Lebendigkeit nachzurühmen, eine Scala der Empfindungen, die vom melancholiſch Traurigen an dem einen, bis zum Luſtigen, ja Ausgelaſſenen an dem anderen Ende läuft. Wenn unter den Liebesliedern, und dieſe nehmen ja wie bei allen Völkern den breiteſten Raum ein, die ungeſtillte Sehnſucht, die unerwiderte Neigung, die Trauer über verlorenes Glück eine ſo große Rolle ſpielen, ſo iſt das wohl etwas ſehr Begreifliches und überall, ſelbſt in der Kunſtpoeſie Vorkommendes. Daraus erklären ſich auch die vielen Lieder, die mit „Ach" anheben, auf die ſich Neruda als Beweiſe für ſeine Anſicht beruft. „Ach", ſeufzt die Verlaſſene, „für dich wäre ich ins Waſſer geſprungen! Schade, hundertmal ſchade um deine ſchwarzen Augen!" Der Burſche kommt nicht mehr zu ihr, der Weg iſt ihm zu weit, der Weg iſt ihm verwachſen mit Klee, mit Schilf, mit Dorngeſträuch. Das berühmteſte unter den „Ach"-Liedern iſt wohl das: „Ach das iſt es nicht, iſt es nicht, was mich erfreuen könnt'"; die Eltern geben ihr,

was sie nicht mag, sie will den lieben Burschen, sie geben ihr den Witwer: „Der hat nur ein halbes Herz, die eine Hälfte hat die Verstorbene, die and're gäb' er mir!" So muß denn geschieden sein, die Liebenden kommen zum letztenmal zusammen: „Gib mir die Hand, gib sie mir beide; wir kriegen uns nimmermehr, nicht nach einem Jahr, nicht nach zweien, nicht bis ans Ende der Welt!" „Scheiden, scheiden, was ist das doch ein schweres Ding! Wenn sich trennen muß, wenn sich trennen muß vom Liebchen fein der Jüngeling!"

Der Bursche tröstet sich mitunter schnell. Nachdem sie „unter dem grünen Baum" von einander geschieden, geht er in den Wald, weint dort noch ein Gesetzel laut, schiebt aber dann den Hut nach der Seite — klobouk na stranu, eine beliebte Geberde — „Ich werde das Mädel vergessen und wieder lustig sein." Der Bursche (mládenec) im Volkslied ist überhaupt nicht sehr zu loben, was den Punkt der Treue und Beständigkeit betrifft; sterbend läßt er sich auf den Grabstein setzen: „Hier liegt der junge Leib, der so gern die Mägdleins hatte. Holde Jungfrauen, die ihr den Weg her kommt, betet für seine arme Seele." Wenn ihm eine den Abschied gibt — „klobouk na stranu" — hat er bald eine andere; „die Sonne scheint nicht für eine Blume;" „'s gibt ihrer ja der Mädchen g'nug wie der Körnchen am Wachholderstrauch." Ist das Unrecht auf ihrer Seite, ist sie flatterhaft, wetterwendisch, eine „Putzgredl", dann sendet er ihr einen frommen Wunsch nach: „daß allen falschen Dirnen der Blitz ins Herz schlage!", und der Trost ist für ihn leicht:

Aus dem Dorn die Rose nehm' ich nicht mit,
mit 'nem falschen Mädel bin ich schnell quitt."

oder: „Um dich, meine Theuerste, ist es leicht sich eins zu pfeifen!" Viel seltener, und das ist ja dem weiblichen Charakter entsprechend, kommt es bei dem Mädchen vor, daß es sich schnell entschlossen tröstet, zum Beispiel wenn er „in den Krieg" muß: „Ich werde dir nicht nachmarschiren", oder wenn er sie um eine andere verläßt, wie in dem muthwilligen: „Aha, aha, der Weg zu uns ist dir weit" oder: „Ach du lieber Himmel, wie ist's heuer wohlfeil, ein Schock Mannsbilder um einen halben Apfel, und das um einen wilden!"

Wie man sieht, bedeutet der Liederanfang mit dem „Ach" durchaus nicht immer Trauer und Klage, sondern zuweilen auch das gerade Gegentheil. Auf dem Tanzboden für die Burschen und Mädel, beim guten „rothen" Bier im Wirthshaus für die Männer, bei der Kirchweih für Alle, da schwinden die Sorgen, da tönen heitere Weisen und frohe Gesänge, da dreht sich am Spieß der Braten, da gibt es kein Kopfhängen, da überquillt auch das Lied von Scherz und Spaß und fröhlichem Unsinn: „Hört, Leutchen, etwas Neues: Der Arme hat den Habenichts bestohlen, hat ihm den leeren Schnappsack abgeschnitten" oder: „Der Ohnebein steigt auf den Birnbaum, holt sich dort Krebse,

Potěcha.

Tatal se chudey s chudau,
Gak spolu žiwi budau.
Pán Bůh gim powjdal,
Že wjc má, nežli dal;
Že gim dá pytel mauky!
Aby si pekli dolky.

Josef Manes: Illustration zu dem Volkslied: „Trostung" Potěcha.

der Ohnearm wirft nach ihm" ꝛc. Das Mädel hat einen zerriſſenen Rock, der Burſch hat eine Jacke, an der die Ärmel fehlen, aber das thut ihrem Frohſinn keinen Eintrag; wenn nur das Mädel hübſch iſt und der Burſch luſtig: „Ich hab' mir in Prag ein Haus gekauft, ich weiß nur nicht welches." Jenſeits der Grenze dieſes anſtändigen Muthwillens und Humors liegt das Genre von loſen Burſchenliedern, denen jedes Prädicat, nur nicht das der Salonfähigkeit beigelegt werden kann und von denen hier nur bemerkt werden ſoll, daß es reichhaltiger iſt als zu wünſchen wäre. Doch ſind ſie als Ab- und Ausartungen anzuſehen und gehören wohl insgeſammt der neueren und neueſten Zeit an.

Einen wohlthuenden Gegenſatz zu dieſen grobkörnigen, zum Theil wirklich unfläthigen Ergüſſen zügelloſer Laune bilden Kundgebungen von ſolcher Zartheit der Empfindung, daß die Kunſtpoeſie kaum Schöneres aufzuweiſen hat. Denn das echte Volkslied iſt keuſch; kommen hier und da ſinnliche Luſt, Verirrungen darin vor, ſo werden ſie, wie in den zahlreichen Braut- und Hochzeitliedern, nur wie halb verſchämt geſtreift, ohne lüſtern dabei zu verweilen. Das Mädchen, deſſen Liebhaber weit weg von ihr muß, fragt: „Ehrbarkeit, ach Ehrbarkeit, wo nehmen dich nur die Leute her?! Im Garten wächſt du nicht, ſie ſäen dich nicht am Feld."

Aber ſolche verhüllte Lasciviläten — wenn man ſie ſo nennen will — kommen nur ſelten vor, herrſchend iſt die reine, die treue Liebe. Wie rührend iſt die Geſchichte von Hermann und Dorothea (Herman a Dorotička), die zuletzt in einem Grabe beſtattet werden, wo ſie liegen „wie Bruder und Schweſter", oder das kurze Ende der Liebenden, die im Walde von einem fallenden Baume getödtet werden:

Wohl hat der Baum gethan,
Daß er beide traf ſo ſchwer —
Wird keiner um den andern
In Klagen weinen mehr!

Wie innig fühlt das Mädchen für ihren in den Krieg fortgezogenen Geliebten:

Laſſe ihn ſo oftmal grüßen,
Als hier Gräſerhalme ſprießen.
Send' ſo oft ihm meinen Segen,
Als es Tröpflein gibt im Regen.

Was hat ſie um ſeinetwillen ſchon ausgeſtanden, was hat ſie noch auszuſtehen! „Aber für dich, mein Geliebter, trage ich es gern!" Sie überwindet ihre mädchenhafte Scheu, wenn er ſein Roß beſteigen will: „Seit ich lebe, mein Allerliebſter, fürchte ich mich vor dem Pferde, für dich, mein liebes Herz, halte ich es gerne." Wie rührend ſind die Wiegenlieder: „Schlaf, mein Herzchen, ſchlaf, um die ganze Welt gäb' ich dich nicht her, ſchlaf mit dem Herzjeſulein, ſchlaf mit den Engelein!" Und die elternloſen Waiſen! Der Vater iſt geſtorben, die Mutter folgt ihm nach, ihre Kinder wehklagen auf dem

Friedhofe: „Mutter, liebe Mutter, wem haſt du uns befohlen?!“ „Wem andern, liebe Kinder, als Gott dem Herrn! Ihr beiden, die ihr größer ſeid, hütet einer den andern! Für das allerkleinſte Knäblein wird der Herrgott ſelbſt mir ſorgen.“

In der Form ſind es zwei Merkmale, die das lyriſche Volkslied der Böhmen charakteriſiren. Im Ausdruck liebt es das Diminutiv: „Väterchen“, „Mütterlein“, „Schweſterchen“, „Brüderlein“; dem Mädchen geht nichts über ihr „Jägerlein“ in ſeinem grünen „Jäckchen“, dem Geliebten nichts über ſein liebes „Herzchen“ mit ihren ſchwarzen „Äugelein“, dem Mann nichts über ſein „Weiberl mit dem ſchmucken Häuberl“. Dieſe zärtliche Verkleinerung geht ſelbſt auf lebloſe Dinge über: nicht „Nachtigall — slavik“, ſondern „Nachtigallchen — slaviček“; nicht „hinter unſerer Scheune — stodola“, ſondern „za tou naši stodoličkou“; nicht „auf unſerem Holzplatz — nátoni“, ſondern „na tom našem nátoničku“: nicht „Schaufel — lopata“, ſondern „lopatka“ ꝛc. ꝛc.

Das zweite Kennzeichen des Volksliedes, und dies nicht blos des lyriſchen, iſt die Anknüpfung des Gedankens an einen äußerlichen Vorgang oder Gegenſtand, und zwar immer aus der umgebenden Natur. Mitunter iſt es nicht einmal ein Anknüpfungs-, ſondern ein bloßes Eingangsbild, weil ſich ein innerer Zuſammenhang desſelben mit dem Gedanken, der folgt, nicht finden läßt, zum Beiſpiel:

Das Waſſer fließt, es fließt auf die neue Mühle —
Wie ſchwer iſt es zu lieben, was nicht zum lieben iſt.

oder: „Was iſt das für ein Würzelchen, das Farnkraut? Schon führen ſie dich, mein Mädchen, nach Prag! Was iſt das für ein Würzelein, der Schneeball? Schon führen ſie dich, mein Liebchen, dorthin, wo du nie geweſen biſt“. Sinnvoll wird häufig die Roſe zum Anknüpfungsbild genommen, im guten, aber auch im böſen Sinn, ebenſo der Apfel, von Sträuchern der Bachholder (Schneeball, viburnum opulus): „Ach die Roſe fällt ab, mein Geliebter geht von mir.“ „Aus dem Dornſtrauch ſticht die Roſe wie die falſche Maid, Dornenröslein ſticht die Hand und die falſche Maid das Herz.“ Zum wankelmüthigen Mädchen ſingt der Burſche:

Es kugelt ſich, es kugelt das rothe Äpfelein,
Wer wird dich wohl kriegen, mein liebes Mägdelein?

Die Braut ſcheidet aus dem Elternhaus, ſie ſagt traurig zu ihrer Mutter: „Bald wirſt du mich verlieren, wie der Baum das Äpfelein“, und zu ihren Freundinnen: „Bald werdet ihr mich verlieren, wie die Ähre das Korn“. Doch der Geliebte tröſtet ſie:

Warum du Bachholder ſtehſt du im Gerinne?
Weil du gar ſehr die Dürre fürchteſt?

Bleib mein Schneeball, fürcht' dich nicht —
Mein Mädchen überleg' es wohl ꝛc.

Das Diminutiv und das Anknüpfungsbild, ſo häufig ſie im Volkslied wiederkehren, bilden doch nicht das Weſen desſelben; ein Gedicht, das beides pflegt, iſt darum noch kein

Volkslied, und anderseits gibt es Volkslieder, wo weder das Eine noch das Andere vorkommt. Das Weſen des Volksliedes liegt in der Urſprünglichkeit ſowohl ſeiner Stimmung als des Ausdrucks, in welchem jene ſich kundgibt. Neuere Dichter haben ſich mitunter nicht ohne Glück in der Nachbildung ſolcher Weiſen verſucht, andere an ein Volkslied im Geiſte und in der Sprache desſelben angeknüpft. Das bekannteſte Beiſpiel iſt die Ausſpinnung der wehmuthsvollen Klage: „Sil jsem proso na souvrati“ — von Ole Bulls ſeelenvollem Spiel durch die ganze muſikaliſche Welt getragen —, das Milota Zdirad Polák in vier weiteren Strophen fortgebildet hat. Erben glaubte keinen Anſtand zu nehmen, auch Poláks Dichtung in ſeine Sammlung aufzunehmen und dadurch als Volkslied erſcheinen zu laſſen. Doch mit Unrecht, denn es wird wohl, bei allen Vorzügen ſeiner Dichtung, Jedem das Gekünſtelte von Poláks vier weiteren Strophen gegen die Naivetät der erſten auffallen. Läßt ſich ein beliebteres, mehr verbreitetes, ein populäreres Lied denken als das „Kde domov můj“, das einen Kunſtdichter zum Verfaſſer, einen Kunſtmuſiker zum Tonſetzer hat? Es iſt in der That für die Böhmen, ſo weit ſie unter allen Himmelsſtrichen wohnen, zum „Volkslied“ in jenem Sinne geworden, wie man die Haydn'ſche Kaiſerhymne das öſterreichiſche „Volkslied“ zu nennen pflegt. Allein Volkslied in jenem Sinne, mit dem wir es hier zu thun haben, iſt „Kde domov můj“ keineswegs, nicht blos um ſeines Urſprungs, ſondern auch um ſeines poetiſch-muſikaliſchen Charakters willen. Was kann nicht Alles populär werden?! Wer erinnert ſich nicht an das ziemlich alberne „At' se pinkl házi“, das in den Sechziger-Jahren auf allen Gaſſen gepfiffen, geträllert, geſungen, gebrüllt wurde? Iſt es dadurch zum Volkslied im wahren Sinne des Wortes geworden? —

Wie anregend das ſlaviſche Volkslied in einem anderen Gebiete wirkte, beweiſen die Darſtellungen des Malers Joſef Manes, von dem wir drei Illuſtrationen reproduciren; ſie gehören zu den Volksliedern: Vzdálená (Die Entfernte), Potěcha (Tröſtung), Kráva potěšení (die Kuh ein Troſt) und lauten:

Berg, o Berg, wie hoch biſt du!
Liebchen mein, wie fern biſt du,
Hinter Bergen, die uns ſcheiden! —
Liebe welket zwiſchen Beiden;

Und ſie welkt, bis ſie verwelket!
Keinen Troſt gibt auf der Welt es,
Keinen Troſt gibt es zu finden,
Keiner mehr für mich zu finden!

Recht beſorgt war der Arme
Um das Brot, mit der Armen.
Sagte da Gott der Herr,

Daß er hab' noch viel mehr,
Daß er gibt Mehl zum Backen,
Einen Sack für die Dalken.

Gibts doch keinen größern Troſt, als
Eine Kuh im Stalle!

Morgens melken wir ſie, abends
Eſſen Milch wir alle.

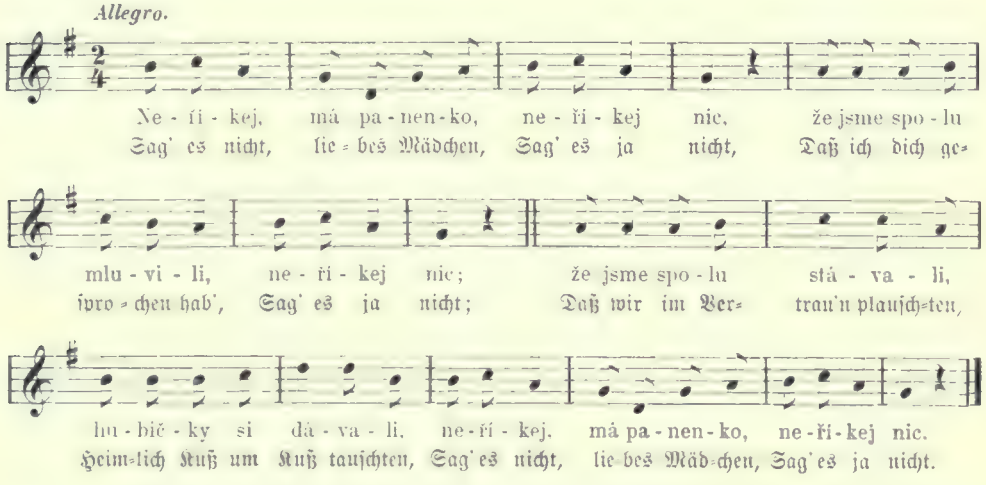
Tanz in einer Schenke.

Die naive Unbefangenheit, mit welcher das Volk seine Lieder schafft und singt, läßt es als selbstverständlich erscheinen, daß die Singweisen als großes Ganzes genommen dasselbe Gesammtbild des Nationaltemperamentes bilden wie die Texte. Charakteristisch für die gesammte böhmische Volksmusik ist zunächst der Reichthum an rythmischen Motiven, die bei all ihrer Mannigfaltigkeit — auch im Takt: die dreitheiligen Taktarten haben das Übergewicht, ohne jedoch die zweitheiligen in den Hintergrund zu drängen — und bei aller Freiheit und Abwechslung im Gliederbau der Melodien doch immer zu einem einheitlich fließenden Ganzen sich fügen. Die Einwirkung der natürlichen Rhythmik der böhmischen Sprache, in der Wortaccent und Silbendehnung sich durchaus nicht decken, vielmehr in ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit eine unerschöpfliche Fülle rhythmischer Combinationen zulassen, macht sich hier jedenfalls geltend: sie hat den Volksgesang vor einförmiger Verflachung auf diesem Gebiete bewahrt und zu dem nationalen Gepräge der Singweisen wesentlich beigetragen. So fällt z. B. dem Musiker, selbst bei flüchtiger Durchsicht der 800 Melodien enthaltenden Sammlung Erbens, der interessante Umstand auf, daß das böhmische Lied im Grunde genommen keinen Auftakt kennt, sondern so gut wie durchwegs (die Ausnahmen sind geradezu verschwindend) mit dem schweren Takttheile anhebt: ruht ja doch der Accent des gesprochenen Wortes im Böhmischen auch stets auf dessen erster Silbe.

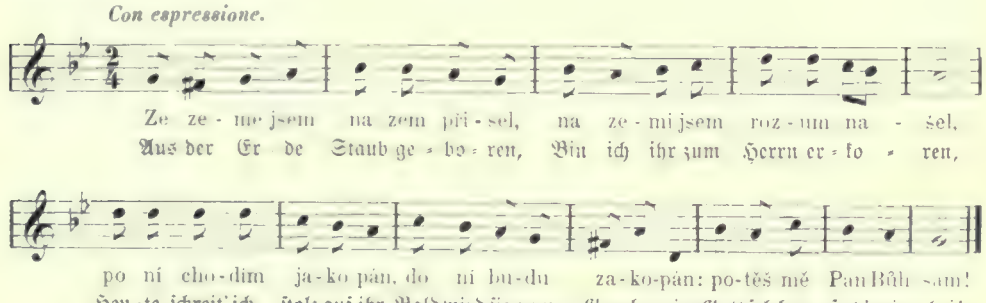
Das Dur-Geschlecht herrscht im Volksgesang der Böhmen so sehr vor, daß die Moll-Weisen nebst den gar nicht seltenen Nachklängen der mittelalterlichen Kirchentöne doch nur eine kleine Minderheit bilden. Dagegen herrscht nahezu Parität zwischen den beiden Tongeschlechtern (natürlich wenn man die unserem jetzigen Dur und Moll zwar verwandten, aber mit ihnen durchaus nicht identischen Tonleitern mitzählt) in den mährischen Volksliedern. Die Vergleichung der letzteren mit den böhmischen ist überhaupt von ganz besonderem Interesse. So mancher Gesang ist den slavischen Bewohnern beider Länder gemeinsam und weist hüben oder drüben höchstens unwesentliche Varianten auf; doch ist auf Seiten der Texte ohne Zweifel mehr des Gemeinsamen vorhanden als im Bereiche der Melodien. Zudem ist Mähren ethnographisch reich gegliedert und die conservativ festgehaltene Eigenart der einzelnen Stämme macht sich natürlich auch in ihren Volksliedern auf das entschiedenste geltend, während bei der längst zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzenen slavischen Bevölkerung Böhmens die einstigen Stammesunterschiede unvergleichlich schwächere Spuren hinterlassen haben. Daher bieten denn auch die böhmischen Singweisen nicht die bunte Mannigfaltigkeit der mährischen, aber die einzelnen sind formell besser durchgebildet, der abendländischen Kunstmusik mehr verwandt, ohne übrigens den slavischen Grundzug ihres Charakters zu verleugnen.

Ein frisch pulsirender, gar oft durch wirksame Accente, in einzelnen Fällen sogar durch Taktwechsel belebter Rhythmus, auf den jedenfalls die bei den Böhmen stets mit

großer Vorliebe gepflegte Tanzmuſik einen nicht unerheblichen Einfluß geübt hat, zeichnet gerade die zahlreichſte Gruppe von Volksmelodien aus. Sie entſprechen meiſt Texten heiteren, mitunter gutmüthig ſcherzenden, oft genug ſpöttiſch anzüglichen Inhalts, in denen ſich die leichtlebige ſanguiniſch erregbare Gemüthsart des Volkes treu abſpiegelt. Als Beiſpiel ſolcher faſt durchwegs dem Dur-Geſchlecht angehörigen Weiſen mag folgendes Liedchen dienen, das in Wort und Ton einen gleich zutreffenden harmloſen Ausdruck für das Glück heimlicher Liebe gefunden hat:



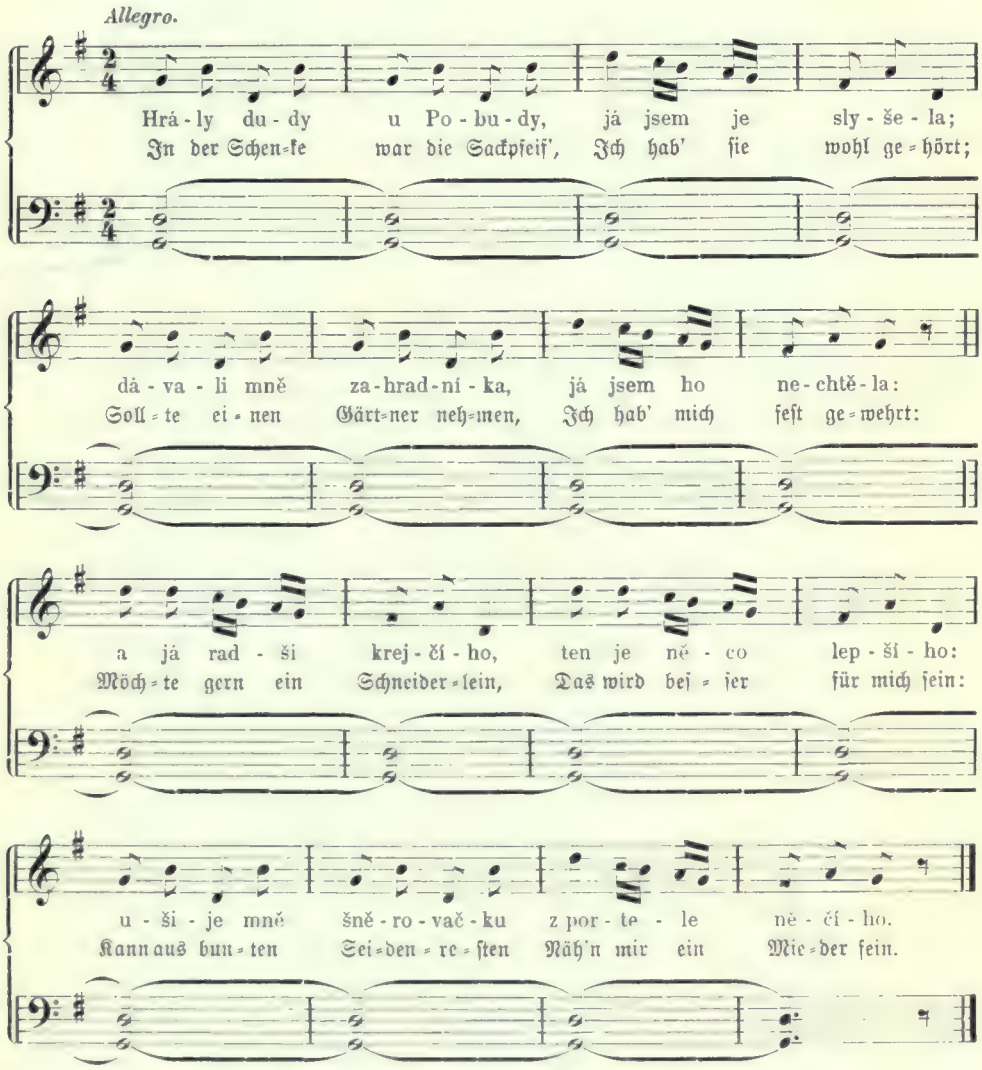
Bei Liedern, welche zartere, weichere, unter Umſtänden auch trübere Stimmungen auszuſprechen haben und ein warmes, tiefes Gefühl athmen, das aber in ſeiner naiven Aufrichtigkeit ſtets von aller ſüßlichen Schwärmerei frei bleibt, kommt nicht ſelten die Stimmungseigenthümlichkeit des Moll-Geſchlechtes zur vollen Geltung. Auch in dieſer Gruppe herrſchen begreiflicherweiſe Liebesgeſänge vor, doch gehören ihr auch Balladen und reflectirende Lieder an, deren eines hier ſeinen Platz finden möge. Es ſpricht in tiefernſtem, innigem Geſange mit wenigen lapidaren Worten den Kern der Lebensweisheit des ſchlichten Mannes aus:



Vom Volksgesange ist die instrumentale Volksmusik nicht zu trennen. Zwar singt das Volk zu Hause und auf der Heerstraße, in Feld und Wald seine einstimmigen Weisen ohne alle Begleitung, aber beim Tanz in der Schenke, beim lustigen Hochzeitszug und anderen festlichen Anlässen dürfen Spielleute nicht fehlen. Weit braucht man sie freilich nicht zu suchen. Ist ja das musikalische Talent der Böhmen keineswegs auf den Gesang beschränkt, vielmehr wird nicht minder die vorzügliche instrumentale Begabung selbst beim Landvolke allgemein gerühmt. Selbst simple Dorfmusikanten, von denen man weder technische Vollkommenheit, noch tiefere musikalische Bildung erwarten kann, pflegen mit einer instinctiven Verve, einer angeborenen Lebendigkeit des Vortrags zu spielen, die das echte Musikantenblut verräth. Heutzutage sind freilich so manche einst volksthümliche Tonwerkzeuge längst außer Übung gekommen, so daß uns nur noch spärliche Nachrichten oder alte Miniaturen Aufschluß darüber geben; andere, wie der cymbál, das Hackbret, und die dudy, der Dudelsack, begannen erst in unserm Jahrhundert der Geige, der Clarinette, dem Flügelhorn u. s. w. zu weichen. Der Cymbál ist eine Rarität geworden, der Dudelsack hat wenigstens im westlichen und südlichen Böhmen noch einige Zufluchtsstätten und kommt als letztes der alten Volksinstrumente zuweilen auch heute noch zu verdienter Geltung. Übrigens hat auch die Volksphantasie auf dieses Instrument ihre verklärenden Strahlen geworfen: die alte Geschichte von Švanda, dem Sackpfeifer von Strakonitz, der durch sein Spiel und seinen Humor Alles entzückte und aufheiterte, so daß der populäre Ausdruck für Jux (švanda) angeblich von seinem Namen entlehnt ist, und der, nach einer wie es scheint neueren Version, sogar dem Teufel und seinen Gesellen zum Tanz aufgespielt hat, gehört zu den bekanntesten und beliebtesten Volkssagen.

Begreiflicherweise konnte unter solchen Umständen die Instrumentalmusik nicht spurlos am Volksliede vorübergehen. Des Einflusses, welchen die Tanzmusik auf den Rhythmus der Lieder gehabt hat, wurde bereits gedacht. Hier handelt es sich aber direct um das Tanzlied. Nicht immer wird nach einem gleich ursprünglich vocalen Liede getanzt, gar oft, vielleicht in den weitaus meisten Fällen singt man umgekehrt, wie schon erwähnt, zu einer Melodie, die als instrumentales Tanzstück entstanden ist und zu der sich das tanz- und singlustige junge Völkchen in der Dorfschenke bald einen Text improvisirt hat. Die böhmischen Volksweisen verrathen zu so großem Theil ihre instrumentale Abkunft, daß man darin wohl mit Recht einen ihrer charakteristischen Züge erblickt, namentlich im Vergleich mit den Volksgesängen anderer slavischen Stämme; daß dabei dem Dudelsack eine wichtige Rolle zugefallen ist, konnte gar nicht ausbleiben. Der Lieder, die entweder nach wirklichen Sackpfeifermelodien gesungen werden oder doch aus Sackpfeifermotiven entstanden sind, gibt es eine erkleckliche Zahl; bei manchen besonders populären erfreut sich das Volk mitunter, in Ermanglung des Instrumentes selbst, an einer den Dudelsack

nachahmenden Brummſtimmenbegleitung. Eines dieſer Lieder — der entſprechende Tanz führt den Namen Kozák — iſt das folgende:



Die Tanzweiſen des böhmiſchen Volkes ſind übrigens nicht auf ihre Heimat beſchränkt geblieben. Nicht wenige haben den Weg ins Ausland gefunden, um hier in mannigfaltigen, doch durchaus nicht unkenntlichen Umgeſtaltungen lange fortzuleben. So zum Beiſpiel wurden zu Anfang dieſes Jahrhunderts die kalamajka und der rejdovák (Redowa) in ganz Deutſchland getanzt, der letztere auch in Frankreich, wo ſich ſeiner ſelbſt das Ballet bemächtigt hat. In den Dreißiger Jahren taucht dann die Polka auf, als Tanz wohl mit der Ecossaise zuſammenhängend, die ſeit dem vorigen Jahrhundert

auch auf dem Lande allenthalben in Übung war, jedoch als Musikstück von einer besonderen rhythmischen Physiognomie ist. Zunächst erscheint sie als maděra, auch nimra (ein Eigenname, ursprünglich: Tändler) und wird nach einer Volksweise getanzt; bald aber, etwa 1835, componirte der Lehrer Fr. Matthias Hilmar in Kopidlno die „Esmeralda-Polka", die Ahnfrau einer kosmopolitischen Nachkommenschaft, deren Zahl, manche Abarten und Nebenformen mit eingerechnet, geradezu Legion ist.

Anderseits haben einzelne fremdländische Tänze auch schon in früheren Jahrhunderten nicht nur willige Aufnahme im böhmischen Volke gefunden, sondern auch unvertilgbare Spuren in dessen eigener Musik zurückgelassen. Das markanteste Beispiel ist wohl das Menuet, das bereits am Schlusse des XVII. Jahrhunderts aus Frankreich nach Böhmen gebracht worden sein mag, um hier mit der Zeit zu einem der populärsten Tänze, minet genannt, zu werden, und zwar nicht blos in den Salons der Städter, sondern auch auf den Tanzböden abgelegener Dörfer. Wie gerne man die Menuetweisen zu Liedern benützte oder doch Melodien nach dem Menuetmodell gestaltete, lehrt ein Blick in die Sammlung Erbens. —

Von den böhmischen Volksweisen lassen sich so manche mit Bestimmtheit auf frühere Jahrhunderte zurückführen, wie die zum „Sedlák z Prahy jede" bis 1609; die Melodie des Liedes „Proč kalino" ist in verschiedenen Varianten schon im XV. und XVI. Jahrhundert gesungen worden, eine andere Weise jener Zeiten, die zu „Pěkná Káča trávu žala", lebt in einigen mehr oder weniger nahe verwandten Abkömmlingen noch heute fort, nicht wenige der jetzt gesungenen weltlichen Melodien mögen mit alten Kirchengesängen in Zusammenhang stehen u. s. w. Überwiegend aber rühren sie aus dem XVIII. Jahrhundert her, dem gegenwärtigen aber gehören nur wenige, wie zum Beispiel das rührende

„Berg, o Berg, wie hoch bist du,
Liebchen mein, wie fern bist du"

an; von diesem will man sogar den Finder kennen, einen gewissen Bechyně, der als Soldat in Kuttenberg in den Dreißiger-Jahren seine Geliebte ermordet hatte und den dann im Gefängniß zu Königgrätz Schwermuth und Sehnsucht zum Sänger machten. In noch höherem Grade als von der Melodie gilt das Gesagte von den Texten, von denen namentlich solche von Mordthaten oder sonst ungewöhnlichen Ereignissen einen älteren Ursprung haben dürften. Sonst spiegeln sich in dem böhmischen Volkslied, wie wir es heute vor uns haben, vorwaltend die Zustände des Volkes ab, unter denen es im vorigen Jahrhundert und noch bis gegen die Mitte des jetzigen lebte.

Auf der einen Seite der unerbittliche Soldatendienst, der den unvorsichtigen oder verzweifelnden Burschen, sobald er „den weißen Rock" mit den farbigen Aufschlägen anzieht, Säbel und Karabiner umschnallt, wohl für immer aus dem Kreise der Seinen,

Dudelsackpfeifer in der Volkstracht.

aus den Armen seiner Geliebten führt, die letztere ihrem Bruder zurückläßt oder seinen Kameraden gönnt. Die Klage des Volksliedes fällt häufig noch in die Zeit vor Einführung der Conscription: „In Jičín werben sie, sie pfeifen und trommeln" ꝛc., wobei der Handschlag und das Handgeld ihre Rolle spielen. Eigenthümlich ist das häufige Vorkommen der Husaren, selbst der „kleinen Husaren", was wohl auf slovakischen Ursprung hinweist, da es in Böhmen nur Kürassiere (kyrysar) und Dragoner gab.

Von der anderen Seite das ehemalige Unterthänigkeitsverhältniß. Da ist das herrschaftliche Schloß, der herrschaftliche Garten, der herrschaftliche Meierhof (panskej dvůr) mit seinem „Schaffer" (šafář) und seinen Schaffersleuten. Da ist der herrschaftliche Wald und der herrschaftliche Jäger, der in seinem „grünen Kleid" — kamizolka zelená — mit seinen Hirschen und Rehen im Volkslied so oft wiederkehrt: „Grünes Jägerlein, was lauft dort querfeldein? Es lauft, es lauft ein Rehelein, ein schwarzäugig Mägdelein — schieß nach ihm!" Oder: „Warte auf mich, Liebchen mein! Einen Hirschen schieß ich dir, daß mein grünes Röckelein mög' gefallen dir." Da ist der „gnädige Herr", „kavalír",[1] der im Wagen „mit goldener Deichsel" und „silberner Spreizstange" fährt und den Rosse „mit goldenen Hufeisen" ziehen, „vorn ein Lakai, hinten ein Lakai." Da ist der Amtsschreiber, der berüchtigte „pan Franc", er trägt ein „verbrämtes Kleid", ein „bortirtes Hütchen wie irgend ein Kaiser" — „klobouček premovanej jako ňákej císař". Da ist die herrschaftliche Kanzlei („kancelář"), in welche der Bauer citirt wird; in der er seine Klagen vorbringt; in der die Brautleute erscheinen müssen um ihrer Verkündigung willen — „půjdem spolu na kancelář pro ohlášku" —. Da sind die schweren Steuern, die „Contribution", die harte, harte Robot und der böse „dráb", der Amtsdiener mit der Bank und dem Stock aus der ungebrannten Asche der Haselstaude, der widerspänstigen Unterthanen die zehn Gebote in empfindliche Erinnerung bringt.

Das sind, wie man sieht, lauter Verhältnisse, die heute nicht mehr bestehen oder sich wesentlich geändert haben, und darum ist das Volkslied des vorigen und auch noch der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vielfach ein Anachronismus, der sich in dieser Form kaum lang halten könnte. Es haben noch andere Ursachen zusammengewirkt, das böhmische Volkslied und damit auch den Volkstanz um die Stellung zu bringen, die sie in dem Geistes- und Gefühlsleben der Nation früher behauptet haben. Einestheils sind es das constitutionelle Leben, darunter eben auch die Aufhebung der Robot, und die gewaltige Entwicklung der modernen böhmischen Literatur, die den Sinn und die Ziele des Volkes nach ganz anderen Richtungen in Anspruch nehmen; anderseits entwickelt sich das Verkehrsleben von Tag zu Tag rascher, namentlich durch die Eisenbahnen,

[1] Das dem Französischen entlehnte Wort entstammt der Zeit, wo ja bekanntlich auf Edelsitzen und im Salon jene elegante Sprache vorherrschte.

welche die Landbevölkerung mehr und mehr mit der ſtädtiſchen, mit deren Sitten, Bedürfniſſen, Moden und Lebensweiſe in Berührung bringen und zur Nachahmung reizen: gleich Volkstrachten ſchwinden allmälig die Volkslieder. Endlich iſt der Einfluß der modernen Schule nicht zu unterſchätzen; wird in ihr der Geſang gepflegt, ſo drücken neue Weiſen und ein neuer Charakter des Textes das urwüchſige alte Volkslied allmälig bei Seite. So konnte denn ſchon Erben, als er für ſeine zweite Auflage auf neue Suche ausging, in den nördlichen Gegenden des Landes wahrnehmen, daß ſeit dem Jahre 1848 weniger geſungen werde. Jan Neruda verſichert 1891, daß er vor zehn Jahren zum letztenmal Schnitter auf dem Erntefeld habe ſingen hören, und der Mährer Bartoš prophezeite um dieſelbe Zeit: „Mit der lebenden oder höchſtens mit der kommenden Generation wird das Volkslied gänzlich ſchwinden.“

Und ebenſo iſt es mit dem nationalen Tanz. Das böhmiſche Volk, wie jedes andere, wird am Sonntag und auf der Kirchweih ſtets mit Luſt und Freude tanzen, aber immer ſeltener ſeine alten urwüchſigen Tänze mit ihrer momentanen Erfindung und Variirung, als vielmehr Tänze, die ihm ſammt den Inſtrumenten und Noten aus der Stadt gebracht werden. Oh Dudelſack und Dudelſackpfeifer, im Bild ſeid ihr noch oft zu ſehen, aber blos in einigen abgelegenen Landſtrichen noch zu hören! So mancher „dudák“ hat ſeine „dudy“ unter das alte Gerümpel geworfen und ſich auf noblere Blas- oder Streichinſtrumente eingeübt; vielleicht wird man in nicht gar zu ferner Zeit die „dudy“ nur mehr in Sammlungen zu ſehen bekommen, wo man dem neugierigen Beſucher beibringen wird: „Zu den Klängen dieſes ſonderbaren Muſikinſtrumentes hat das böhmiſche Volk durch Jahrhunderte ſeine Tänze und ſeine Lieder erfunden.“ Daß übrigens das Bewußtſein von der volksthümlichen Bedeutung der ausſterbenden Sackpfeife auch heute noch unter den Böhmen ein ſehr lebendiges iſt, hat erſt in jüngſter Zeit das allgemeine ſympathiſche Intereſſe gezeigt, welches den Sackpfeifern auf der Jubiläumsausſtellung 1891 entgegengebracht wurde.

Gleichwohl möchten wir dem böhmiſchen Volkslied und Tanz nicht geradezu das Todtenlied ſingen. Ein liederreiches Volk wie das böhmiſche, das ſeit jeher einen vorzüglichen, ihm nicht etwa blos äußerlich anhaftenden, ſondern tief in ſeinem innerſten Weſen begründeten Muſikſinn beſeſſen, kann dieſes Muſikſinnes nie ganz verluſtig werden. Wenn es ſich auch nachgerade daran gewöhnt hat, für ſeinen Liederbedarf Berufsmuſiker ſorgen zu laſſen, von der Eintagserſcheinung des fahrenden Bänkelſängers an bis zu dem ernſten Componiſten, deſſen Tondichtungen es gelungen, im Herzen der Nation lebendigen Wiederhall zu finden, — völlig kann das angeborne Improviſationstalent ebenſowenig verloren gehen wie die angeborne Sanges- und Tanzluſt.

Von der Erfindung neuer Texte zu vorhandenen Melodien, ſeien es die hergebrachten alten oder die kunſtmäßig neueren, iſt dies von vornherein klar; aber auch von neuen Tonweiſen werden wir, wenn nur Volksfreunde auf die rechte Suche gehen, von Zeit zu

Zeit Neues erfahren. Das ehemalige Volkslied in seiner urwüchsigen Anspruchslosigkeit wird es wohl, eben wegen des geänderten Zeitgeistes, kaum mehr sein, doch jenes alte Volkslied wird darum nicht auf den Aussterbe-Etat gesetzt sein. Und wenn verständniß- und liebevolle Forscher dafür gesorgt haben, den uns überlieferten Schatz an Texten und Melodien vor der Vergessenheit zu bewahren, so hat auch der enge Zusammenhang, der überhaupt zwischen Volksthum und Wiedererwachen des nationalen Geistes besteht, es mit sich gebracht, daß die Schätze der Volksmusik, weit entfernt zu einem todten ethnographischen Curiosum zu werden, vielmehr seit den Sechziger-Jahren, zunächst seit Křížkovský und Smetana eine glänzende Renaissance auf dem Boden der Kunstmusik, selbst in ihren edelsten und höchsten Formen erlebten.

Die slavischen Dialecte.

Die Sprache der Slaven in Böhmen zeigt schon in den ältesten Denkmälern dialectische Eigenthümlichkeiten, welche auch heute wiederkehren. So im Anlaute h: hoheň, hoběžně (Ps. Witt.) oder sehr oft v: voheň, voko; oder das ältere sriebro, sréda statt střiebro, střéda u. s. w. Auch das chodische bul, hulica findet sich schon im XVI. Jahrhundert.

Gleich den Dialecten selbst ist auch die Übersicht, wie sich ihr Studium in Böhmen entwickelte, von einigem Interesse. Die ersten Spuren dieses Studiums findet man schon in den Schriften J. Hus', welcher mit der Umbildung der damaligen Orthographie den Prager Dialect zur Schriftsprache erhob und dabei verschiedene Abweichungen aus Südböhmen eingeführt hat. Verständnißvoller trat an das Werk J. Blahoslav (gestorben 1571), einer der berühmtesten böhmischen Brüder, in seiner Grammatik, welche im Jahre 1857 von Hradil und Jireček herausgegeben wurde. Er hat ein reiches Material aus verschiedenen Gegenden Böhmens und Mährens gesammelt, und zwar als Beispiele trivialen Sprechens. Nachdem er die „Bauern- und Werkstattsprache" im Allgemeinen der Schriftsprache gegenübergestellt, führt er mit einer Menge von Beispielen speciell die Mundarten von Prag, Leitomischl, Nimburg, Bunzlau, Humpolec, Pilsen, Klattau, Taus, Neuhaus u. s. f. an. So hat uns Blahoslav die Hauptpunkte der bis an unsere Zeiten sich mehr oder minder erhaltenen Dialecte angedeutet.

Diesem Beispiel folgten auch seine Nachfolger, als V. Benedicti von Nudožer, J. P. Drachouský, J. Konstanc, V. Roşa u. A.; sie haben in ihren Grammatiken und Orthographien ein interessantes Material niedergelegt.

Größere Verdienste erwarben sich in dieser Hinsicht J. Dobrovský und P. J. Šafařík. Mit dem ihnen eigenthümlichen Scharfsinn erblickten beide in den Dialecten eine unerschöpfliche Quelle für das Sprachstudium und mit vollem Recht behandelten sie

die Volksſprache als Supplement zu allen Schriftdenkmälern. Deswegen hat auch J. Jungmann in ſein berühmtes Wörterbuch Alles eingeſchaltet, was er ſelbſt oder ſeine Mitarbeiter auf den Fluren der Volksſprache gepflückt hatten. Gleichzeitig ſchritt man an das Sammeln von Volksliedern, Märchen u. ſ. f., wobei ſich die größten Verdienſte Fr. L. Čelakovský, K. Jar. Erben und Božena Němcová erwarben. In ihren Sammlungen iſt ein reicher dialectiſcher Schatz verborgen, obzwar ſie viel

Alois Vojtěch Šembera.

gebeſſert und corrigirt haben, was ihnen nicht ſchön und fein genug klang. Neben dieſen Koryphäen der böhmiſchen Literatur treten auch minder wichtige Schriftſteller hervor, wie z. B. J. Kadavý, Fr. C. Kampelík u. A. m., welche entweder die Schriftſprache mit der Mundart in einen engeren Zuſammenhang bringen oder ſie ſtreng von dem Einfluß des Dialectes bewahren wollten.

Doch erſt Šembera begann ein ſyſtematiſches Studium der böhmiſch-mähriſch-ſlovakiſchen Volksdialecte und kann deswegen als Gründer der eigentlichen Dialectologie der čechiſch-ſlovakiſchen Mundarten betrachtet werden. Alois Vojtěch Šembera (geboren den 21. März 1807, geſtorben den 23. März 1882), ein warmer Patriot wie ſchon ſein Vater,

widmete ſein ganzes Dichten und Trachten dem Vaterland. Kollár, Jungmann, Šafařík und Palacký waren ſein Muſter und nach ihrem Vorgang wendete er ſich gänzlich der čechiſchen Sprache, Literatur und Geſchichte zu. Im Jahre 1829 erſchienen die erſten Verſuche Šembera's im Muſejník, und von dieſer Zeit an gehörte er zu der damals noch kleinen čechiſchen Schriftſtellerſchaar. In Prag abſolvirte er Jus und ging nach Brünn, wo er begeiſtert ans Werk trat, an das Studium des gemeinen Volkes, alſo auch ſeiner Sprache. Všímání moravčiny (1831) im Čechoſlav bildet den erſten Anlauf zu ſeinen ſpäteren dialectiſchen Studien. Zehn Jahre wirkte er mit Wort und Schrift in Brünn an der Würdigung und Erhebung ſeiner Mutterſprache, als ihm ein neues Gebiet zur Wirkſamkeit in Olmütz eröffnet wurde: er wurde nämlich am 5. December 1839 als Profeſſor der böhmiſchen Sprache und Literatur an der ſtändiſchen Akademie ernannt. Sein lange ſchon gehegter Wunſch wurde erfüllt, er konnte ſich von dieſer Zeit an ganz und ausſchließlich ſeinen geliebten Studien, der Philologie und Ethnographie widmen. Auf einer Ferienreiſe (1841) in Böhmen, Mähren, Schleſien und Niederöſterreich widmete er ſeine Aufmerkſamkeit außer der Topographie auch dem Studium der Volksſprache; neben der ethnographiſchen ſtudirte er auch die dialectiſche Grenze und kehrte mit reicher Ausbeute heim. Im nächſten Jahre (1842) erſchien im Muſejník der Aufſatz Jazyk moravský v pruském Slezsku als erſter Verſuch, die čechiſche Volksſprache zum Gegenſtand eines ernſten Studiums zu erheben. In gleicher Richtung bewegt ſich auch O Slovanech v Dolních Rakousích (1844) und die gleich darauf erſchienene Historie a topografické popsání Vys. Mýta, wo er den oſtčechiſchen Dialect kurz ſkizzirt. Im Jahre 1847 kehrte Šembera nach Brünn zurück, im Jahre 1849 wurde er in die Commiſſion für Überſetzung der Geſetze in die böhmiſche Sprache nach Wien berufen und bald darauf zum Lector der böhmiſchen Sprache und Literatur an der Univerſität zu Wien ernannt. Hier gab er ſeine Dějiny řeči a literatury československé heraus; da er in denſelben einige Fragen ganz nach eigenen Anſichten behandelte und zuletzt auch einige Sprachdenkmäler als Falſifikate bezeichnete, zogen manche ſeinen Patriotismus in Zweifel. Mit ſeinen Sprachſtudien iſt die Mapa země moravské eng verbunden als Vorläuferin ſeiner Základové dialektologie československé (1864), welche mit Unterſtützung der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien herausgegeben wurde. Die Kritik hat an letztgenanntem Werke manches ausgeſetzt, doch läßt ſich ſein großer Werth nicht in Abrede ſtellen, da der Verfaſſer zum erſtenmale alle ſlaviſchen Sprachen mit Zugrundelegung einer Erzählung gegenüberſtellte und ein neues bisher unbekanntes Bild der čechiſch-ſlovakiſchen Dialecte conſtruirte, ſo daß es als Subſtrat zur wiſſenſchaftlichen Dialectologie dienen konnte. In der čechiſchen Dialectologie wird das Werk für immer eine wichtige Stelle behaupten und Šembera als der erſte wirkliche Dialectolog in Böhmen gelten.

Ehe noch Šembera ſeine Grundzüge veröffentlichte, erſchien ein neuer Mitarbeiter auf demſelben Gebiete in Böhmen — Joſef Jireček. Wie Šembera in Hohenmauth geboren und am Gymnaſium in Leitomiſchl ausgebildet, notirte er mit Beihilfe Anderer die Eigenthümlichkeiten dieſes Gebietes, welche er ſodann in einer Abhandlung bearbeitete. So entſtand Podřeči východnich Čech im Muſejník (1863). Er theilte den Stoff in Lautlehre, Formlehre und Wörterbuch. Die Abgrenzung iſt nur annähernd, ſo wie auch das Material nur das Auffallendſte umfaßt. Eine hiſtoriſche Beſchreibung der Entwicklung der Schriftſprache bildet das Vorwort. Durch dieſe Arbeit wurde Joſef Kouble zum Sammeln der Eigenthümlichkeiten der nordböhmiſchen Mundart angeregt. Podřeči severnich Čech (Muſejník 1864) wurde von ihm ſorgfältig nach Jirečeks Muſter bearbeitet und enthält werthvolles Material für čechiſche Dialectologie. Im Jahre 1868 erſchien O podřeči doudlebském von V. Kotsmích, zu welchem das Material im Gebiete der ehemaligen Doudlebi geſammelt wurde; Kotsmích führt uns in ein Sprachgebiet, wo bis in unſere Zeit eine feine und reine Ausſprache zu finden iſt. J. Lego, V. Krabice u. A. m., hauptſächlich aber Fr. Kott in ſeinem Slovník českoněmecký haben eine Menge von Wörtern und Phraſen verſchiedener Mundarten geſammelt.

In der neueſten Zeit verſuchte J. Hruška in O hláskoslovi chodském (1891) die chodiſche Mundart zu bearbeiten. Sehr wichtiges Sprachmaterial findet man auch in Český lid, dem neuen, der böhmiſchen Folkloriſtik gewidmeten Organ. Eine partielle wiſſenſchaftliche Bearbeitung dieſes verſchiedenartigen Materials der čechiſch-ſlovakiſchen Dialecte findet man in Aufſätzen von V. J. Dušek.

Man unterſcheidet gegenwärtig den mittelböhmiſchen, weſtböhmiſchen, ſüdböhmiſchen, oſtböhmiſchen und den nordböhmiſchen Dialect. Jeder der genannten Dialecte bildet wieder eigentlich eine Gruppe von Unterdialecten, die von dem Gemeinſchaftlichen mehr und minder Abweichungen aufweiſen und ſich wellenartig verbreiten.

Der mittelböhmiſche Dialect liegt der čechiſchen Schriftſprache zu Grunde und war einſt auf die eigentliche Mitte von Böhmen beſchränkt. Im Laufe der Zeit verdrängte er die angrenzenden Dialecte und gewann einen immer größeren Raum, denn der Einfluß der Hauptſtadt und der Verkehr mit ihr waren von großem Gewicht. Nur dadurch kann man ſich erklären, wieſo die mittelböhmiſche Mundart mit kleinen Abweichungen den größten Theil von Böhmen occupirt, ſo daß man die Grenze ungefähr folgendermaßen ziehen kann: von Weißwaſſer über Jungbunzlau, Křinec, Neubydžov, Přelouč, Deutſchbrod und längſt der böhmiſchen Grenze — die mähriſche Nachbarſchaft bei Seite laſſend gegen Neuhaus, dann weſtlich Moldauthein, wo die Moldau eine Grenze zwiſchen dieſem und dem ſüdweſtlichen Dialect bildet. Von da läuft ſie in einem großen Bogen nordweſtlich

gegen Všerau. Von dieſer Stadt an bis Weißwaſſer grenzt der mittelböhmiſche Dialect an die deutſche Bevölkerung.

Die Hauptmerkmale dieſes Dialectes ſind eine ſingende Ausſprache und Dehnung der Endſilben. Im Anlaute wird vor o immer ein v vorgeſchoben voko, vohrada, vobratnej, nur von Hudlitz gegen Zbirov hört man hier und da vor u (o, a) ein h: hudice; dagegen wird das anlautende j abgeſtreift inej, indy, itro. Langes é wird in í (ý) verengt mliko, dobrý máslo, dobrýho chleba u. ſ. w. Das í (ý) geht in ej über: nožejk, dobrej, mlejn, nur in Declinationsendungen bleibt immer i: božího, kostí. — u, ou wird bei dem Zeitwort nie umgelautet, in der Declination aber kommt immer i: dej to voráči, s kaší, de s ní domu. — o wird mit u verwechſelt: tulik, sůva, hůra oder mit ou: mozoul, poloumrtev, meloun u. ſ. w. — í wird oft am Ende des Wortes abgeworfen: paňmáma, chtěj, volaj, hier und da auch psaň, kázaň, aber auch in der Mitte peňze, poňženě prosim, pšeňce u. a.

In dem Conſonantismus iſt der Wechſel einiger Conſonanten untereinander charakteriſtiſch, z. B. ſagt man Kadlik und umgekehrt svarba: — r ſtatt ř findet man in parez, dvirka, starec, horečka, porád; — k ſtatt ch: paktýř, paktovat, křupe, nátka; — n ſtatt ň: paňáca, paňák; — ď ſtatt d: vocujď až pocujď, vodněkujď; — c ſtatt s: plzencký pivo, panckej les, vect, kráct (nur bei d-Stämmen), pulc; — b ſtatt v: brstva, pabauk u. a.

Schönere Ausſprache ſucht man durch die Abwerfung gewiſſer Laute zu erreichen, z. B. ſpricht man vjezda ſtatt hvězda, štros, struh, řidla (Schiefer) ſtatt pštros, pstruh, skřidla; bláznostvi (v), směsná se (t), koce (čc), na-tim (d), mha ſtatt mlha; lišťák ſtatt lišák, mazlavej (ſtatt mazavý) sejr u. ſ. f.

Die Declination hat manches Eigenthümliche: klucí, zednicí, Genitiv klukuch, zednikuch ſind dem Beiwort analog. — In der Umgebung von Prag ſagt man moc ptákach. Dieſes ch findet man bei allen Hauptwörtern, welche im Genitiv der Mehrzahl einen Selbſtlaut haben: koních, duších, kostích, polích, ſeltener hört man auch rybách, immer rukouch, nohouch, prsouch und ſo auch schodouch. Ebenſo allgemein iſt ma im ſiebenten Falle: hadama, chlapama, nožema, nožma, slovama, polma u. a.; úm ſpricht man immer kurz aus: volum, telatum, hier und da durch om erſetzt: Vašek šel k sousedom.

Fragt man Jemand, wo er war, ſo bekommt man zur Antwort: u kovářů, u kovářovejch, u kovářovic. Das Eigenthum oder die Familienverwandtſchaft bezeichnet man mit einem Adjectivum poſſeſſivum: kovářovo dům, kovářovo zahrádka, kovářovo krávy; šafářovo holka oder mydlářovic chlív u. a. Das Adjectivum bleibt dabei undeclinirt. Bei Zbiroh hört man kovářoje, was auch in Süd- und Oſtböhmen gebraucht wird.

Für die Umgebung von Prag ist bezeichnend zahojéno, vodpuštino, vodvezéno, für die westliche Gegend die Declination správce, správcete ꝛc., für die südliche v našom mlejně, za humnom, pod mlejnom. Es gibt auch besondere Wörter.

Der westliche Dialect ist von allen böhmischen Mundarten der alterthümlichste, zumal in seinem chodischen Zweige. Er verbreitet sich im südwestlichen Viertel von Böhmen, und zwar in der westlichen Hälfte des Pilsener Kreises, von da läuft die Grenze

Josef Jireček.

gegen Písek und Moldau, nord- und südwestlich bildet die Grenze die deutsche Bevölkerung, welche fast bis nach Pilsen vorgedrungen ist. Eine böhmische Insel, die mit diesem Dialect eng verwandt ist, findet man um Mies.

Die Bevölkerung dieses Gebietes trägt bis jetzt ihre alte nationale Tracht und zeichnet sich durch „alte gute Sitte“ aus. Die Tracht ist auch ein sehr wichtiges Merkmal für die Abgrenzung des Dialectes, denn wo man die alte Kleidung ablegt, da stirbt auch rascher die Mundart ab. Und wo man verschiedene Nationaltracht findet, da findet man fast immer auch eine andere Mundart. So unterscheidet man Unterdialecte im Pilsener,

Píseker, Budweiser und Tauser Kreise, zu welchem man noch eine besondere Mundart der Choden zurechnen kann.

Der Pilsener Unterdialect bildet einen Übergang vom mittelböhmischen zum westlichen Dialect. Die Art des Sprechens ist im Ganzen mehr dem Tauser als dem Prager Gebrauche ähnlich. Im Speciellen wird ou als u gesprochen: náš Váša si kupil klobuk; — statt i hört man e: já tě (dir) nedám; a, o, u im Anlaut spricht man oft mit einem h aus: Hanka, hodělat, huzda. Diese Erscheinung kommt auch auf der Insel von Mies vor. Fragt man: Wer ist das? erwiedert man: Tuten je šafářojc. Am Kreuzwege fordert man auf: Poďme tutady do Plzni, do práci statt Plzně, práce. Wie im Mittelböhmischen hört man auch hier Genitiv pluralis zednikuch, voráčuch. Man kauft putrch, seltener hört man vitrch, bratrch. Auch habe ich da gehört: vony na něj žaluvali; naší pa (pak) kupuvali voves.

Der Klattauer Kreis bildet einen Übergang zum Píseker Unterdialect. Hier spricht man langsamer und der Accent ruht in der Regel auf der ersten Silbe, also neigt sich in dieser Hinsicht die Sprache mehr zum mittelböhmischen Dialect. Man spricht plouh, kroužidlo statt pluh, kružidlo; zoul, voboul, hrnouli se; — famelije, do semenáře, aby tě seslal dar Ducha svateho statt familie, semináře, ti u. a.; — něhda, ved statt někdy, viď u. a. Kurz spricht man aus při dobrem zdraví, v tomto novem roce, aber lang při dobrým, po novým; eben so rák, ráci, mrák, na kráji, vod mrázu ꝛc.; — abyste se s nim potěšili jako my s tim vašim, neni (Tauser nyni, mittelböhmisch nejni). Bei den Consonanten will ich nur anmerken: chčesti, chčasnej, anděl strávce statt štěsti, strážce; — hdo, nehdo statt kdo, někdo; — proseci statt procesí. Z Budojc k Elhojcum jede Rouluj pacholek. Mla štije heißt mlha padá. Adjectivum possessivum endet auf ojc; Comp. hezkejši, suchejši, kráčejc; mlaší u. s. f.

Im Píseker Kreise (von Horažďovitz an) ist charakteristisch: z Radkojce k Horčicom; Katouce; sousedouc holka ale Talbekovo koně; voni sou naše kmotrouce (Pathen); čertuj kluk; bolí ho škrtán (Rachen); nehdo náký, nekomu u. s. f.

Diesen Unterdialecten reiht sich auch die Sprache der böhmischen Bevölkerung in der Umgebung von Mies an. Das Material stammt aus den Dörfern Branov, Wattau, Sviná, Solislau, Sitno, Vlkyš, Ober- und Unter-Sekeřan, Piňovan, Otročín und Milikau. Die Färbung der Aussprache und die Betonung erinnert an die Choden. Ich führe summarisch folgende Beispiele an: Von neůmi[1] nemecky; v nášom gruntě (Feld); ičko to přece něni; vony ta pasů (oni tam pasou); lidé to vemů; že s ni promluvi, dyleje to trva: při soudach aber má sud; vony četnů; našeho jeho bratr je chytrejši; přes stotku (Hundert); tepřiva, nakupit, choudne (chudne). Fragt man Jemand,

[1] ů spricht man zwischen u und o so, daß der eine oder der andere Vocal mehr oder weniger hörbar ist.

wie er heißt, ſo antwortet er: Já se píšu Jozef Pilousek; das erklärt ſich leicht, wenn man weiß, daß jeder Bauer einen Namen nach dem Bauernhofe und einen anderen nach ſeinen Eltern führt. Das Maß des Reichthums beſtimmt man mit dybych vode všeho měl (nicht mňel). Nach der Arbeit gehen die Nachbarn hutu (in Taus hejtu, in Písek na táčky) und plaudern da, jak ten svět běži.

Man ſagt Beranojc divčka je tychtig (recht) pekná holka aber Stará Petrová a Staňková humřely. Statt německy, nyčko hört man auch emecky, ečkon. Das harte y habe ich im Worte mý (wir) bemerkt, ſeltener ſprach man auch dýcký (immer), dýbý tý šlý (děti). Im Sprechen hört man fortwährend nó, no jó, to holt je. In Otročín erzählte mir ein Weib: Mý sme v Sulislavech se hučili číst, ale pák hučitel humřeł a ták ty druhy nehumí. Dřivej był hevangelium taky českej a emeckej, ale nyní (není) huž ták. Marie nennt man Mórija, Morijé; Anna ruft man Ankó und beſchimpft Hanala. Die einſilbigen Wörter, überhaupt wenn ſie allein ſind, ſpricht man gern gedehnt aus, ſo: tám, kám, déšt, dnés. Hier verſchwindet mit der böhmiſchen Tracht auch die Sprache; die älteſte Generation iſt böhmiſch, die mittlere gemiſcht, die jüngſte — bis auf fünf Dörfer — deutſch.

Von dem Tauſer Kreiſe kann man behaupten, daß je näher zur Grenze deſto beſſer ſich die bäuerliche Tracht erhält und mit ihr die beſondere Sprache, die aber in der letzten Zeit ſich miſcht und ändert. Die böhmiſche Bevölkerung bildet hier einen Keil zwiſchen den nordweſtlichen und ſüdweſtlichen Deutſchböhmen. Der Dialect breitet ſich wellenartig nach Oſten faſt bis zur Angel aus und nimmt nach und nach die oſtwärts gebrauchte Ausſprache an. Die Ausſprache des eigenen Dialectes unterſcheidet ſich ſehr bedeutend von den Nachbarn durch eine angenehme Färbung des Tons; man merkt eine ſchnelle Bewegung im Sprechen dadurch hervorgebracht, daß die letzte Silbe im Satze gewöhnlich gedehnt, die vorgehende kurze Silbe faſt bis zum Verſchwinden verkürzt wird, z. B.: Mámó, zažiňte krăvů! Co budete dělát?

Einem Fremden iſt beſonders auffallend das Voranſtellen eines h im Anlaute, und zwar nicht nur vor dem Selbſtlaute a, u, ſondern auch vor n und r, ſo: hale, Hana, hulica, hnizko, hníže, hrys. Im Mittelböhmiſchen aſſimilirt man k vor d in g, hier in h: něhdo, něhda, hdy, něhdyž, oder es wird das k einfach weggelaſſen do, dy, dež; do tu stoji; dyž nechál, hajť nechál. Ein hartes l und y merkt man noch bei den älteſten Bewohnern, die jüngere Generation vernachläſſigt es. Auch das Klattauer chčesti, chčasnej findet man hier und dazu noch vichýř. Paßt man gut auf, ſo hört man zankni, zankynát, ven, kan ſtatt zamkni, vem, kam, aber auch tám, ta iſt nicht ungewöhnlich. Das Volk liebt nicht immer die weichen Conſonanten pot, pote (pojď), parez, rezat, hezkejší, bystrejší (analogiſch zur erſten Stufe) und dagegen potaď, dosiď, posiď (dosud).

Nicht weniger intereſſant ſind die häufigen Änderungen der Vocale. So wechſelt man gern a, o mit e, welches entweder ſehr fein mit einem Nachklange von a lautet dám, bát se, máso oder ganz klar als e ſich kundgibt: vzel, teky, deji. Ein y klingt in manchen Wörtern hart und iſt dann einem dunklen e ähnlich: mỹ, kobỹla, bỹl. Dieſe Ausſprache habe ich ſchon bei Hudlitz und anderswo wahrgenommen.

Der Umlaut des Stammvocals kommt nur in langen Silben vor: votřís se, omíl se, přil, co se to dílo und andere. Ein e überhaupt im Zeitwort wechſelt mit i (í) ab: slyšil, držíla, vědíli — do neděli, do Stráži (dieſes ſchon bei Pilſen) u. a.; i wird eingeſchaltet hřibet, hřibitov (oder břitov), oder läßt man es aus peňze, seňce, pšeňce. Früher ſprach man faſt immer ú ſtatt ou aus, aber jetzt findet man eine große Verwirrung, welche die in der Schule gebildete Generation noch vermehrt: kúsek, dlúhej, přidú k nam, za stodolú, und wieder ou ſtatt u: ohnoul, seknoul und ſonſt. Dasſelbe merkt man ſchon in Vranova bei Pilſen, etwas davon auch in Pilſen. Einſilbige Wörter wie tám, spál, pád, dnés, ſowie auch die Participien activi, nechál, kopál werden gedehnt. Aus der Declination könnte man hervorheben dubom, dětom (auch dětum), licom, věcom, was man ſchon auch öſtlicher hört, dann kolenoma, prsoma u. ſ. w.

Die Hauptmerkmale des Tauſer Dialectes kann man auch in ſeinem Zweige — dem Chodover Unterdialect finden. Dazu kommen aber noch andere, ſo daß die Choden eben ſo in der Sprache, wie auch — wenigſtens theilweiſe — in Tracht, Sitte und Körperbau ſich dem Beobachter verſchieden zeigen. Sie ſind nämlich ein Reſt der alten Grenzwache an dem Landesthor von Taus. Die Nachkommenſchaft der alten Choden findet man noch in Klenč und etlichen Dörfern bis zu Neugedein (dies ausgenommen), und zwar zu Melhut, Putzerried, Kličov, Mrákov, Tilmitſchau, Draſenau, Aujezd, Hochwartel, Chodenſchloß, Meigelshof, Poſſigkau. Sie hatten ihr eigenes Schloß in Taus, ihre Privilegien und ihre Fahne, auf der als Wappenzeichen ein Hundskopf war; von dieſem Zeichen wurden ſie Psohlavci, das heißt Hundsköpfe benannt. Heutzutage rechnet man zu ihnen noch Lučenc, Petrovitz, Havlovitz, Pařezov, Babylon, Hochofen, Kubicen, Nevolitz, Smolov, Spáňov und Paženitz und nennt ſie Buláci, das iſt die bul-Sprechenden. Wie ihre Tracht, ſo erlitt auch ihr Dialect mit der Zeit manche Einbuße. Vieles hat die Schule, der tägliche Contact mit Taus und den Nachbarörtern, ſowie auch die Armuth, welche ſie aus dem Hauſe in die Fremde treibt, verwiſcht.

Die Choden lieben bis jetzt a, u, wo in andern Dialecten e, ou gefunden wird, ſo: hulica, hudělál, škuřica, vychládnú, šel hledát huby, lafnút (ſchlagen), kúsek košili; auch u ſtatt o iſt geläufig, ſo: rostú — zarustlý, škuřica, Rušperk (Ronsberg), brambury kvitnú, půval, půnebí. Man kann aber keine allgemeine Regel daraus bilden. Eigenthümlich iſt das Verhältniß zwiſchen e und i. Für die Fälle, wo man e ſtatt i oder

i ſtatt e oder richtig i, e ausſpricht, läßt ſich keine feſte Regel aufſtellen. Die Ausſprache ſteht in der Mitte zwiſchen i und e: i in nechäli smi (jsme) mit einem Nachklang von e und lehla mit einem Nachklang von i. Dasſelbe gilt von ě, ſo: dobří, napřid, nestarij se, do košill, haž umří — břěcho, přěšli sem, zabije mi u. a. Ein y iſt ſehr leicht zu unterſcheiden, wenn es geſprochen wird, weil man bei ihm ein dunkles e zu hören ſcheint: mỹ tu ležili, dỹl, papírovà mỹť, bỹl (oder bul) u. a.

Die Dehnung der Endſilbe iſt ſehr regelmäßig, Ausnahmen ſind ſelten: vědit — vědil, pršit — pršilo, slyšit — slyšil, nur bei der Negation nevidět, neslyšet habe ich ein kurzes e gehört. Folgende Beiſpiele ſollen dies klarer machen: teprvá, kopál — kopála, vychládne, nechäli, plil, koně jili nahorú, to bysi dostála, napád, napádlo, spláv — spláva, láf ji do hlavỹ, vybrát, vádne u. a.

Das Volk ſchiebt gern einen Conſonant im Anlaut vor, ſelbſt wenn das Wort mit einem Mitlaut anfängt: huzený máso huměl jest, haž do večera, sedi hnizko, je spárno, je vdole, von je vodnés, já mu ho dám na svrch, Dorka stlačila vůz u. ſ. f. Aber auch umgekehrt läßt man einen Conſonant aus, zum Beiſpiel: ičko, ich, im, struh, dyž, šecko, dyť, - oder in der Mitte: Potřekov (Postřekov), Rušperk (Ronsberg), květina se káti (klátí), Kýčov (Klíčov), von te poi (poví), to je jeno (jedno), lajce, střejce (lavice, střevice); oder am Ende: ka pa deté? (kam pak), po-jíst (pojď), in anderen Phraſen: jest, sik, spád (sekl, spadl) u. ſ. f.

An dieſe Erſcheinung reihen ſich die Veränderungen der Conſonanten. So wird ch ſtatt š, s geſprochen, zum Beiſpiel: chčesti strachlivý voči, doch času (dost), was man oſtwärts bis zur Moldau finden kann. Am Ende des Wortes wird oft m in n umgewandelt, wenn es nicht überhaupt abfällt, ſo: s tin sém jil, tan ta voda. Statt rybník ſagt man rymník und umgekehrt pisebnéj, upřibnéj, mrtohlavéj (vrtohlavý); děrek, tera, ſtatt dědek, teda und umgekehrt drcadlo ſtatt zrcadlo. In vověsil se (ob-věsil) hört man v ſtatt b, in bedle b ſtatt v. Man findet hier auch s kobjiličkou, pjivo pjit, zpjivá, trapjiš, kurotvje, húžvje u. a., wo das b, p, v weich ausgeſprochen wird. Babikojc divčka bula v nášom houvárečku nad Jehlikouc studni, hale lychtářuc Hančička hyn nèšla; Václavikec chalupa, bednářec divčka - dagegen wird die Bäuerin Babiková, Jehliková genannt; außerdem habe ich auch to bul starýho kostelnikovo syn gehört. Im Comparativ ſagt man špatnejší, suchejší, dobrejší.

Die Bewohner in der Umgebung der Wittingauer Teiche nennt man Blaťáci, das heißt Sumpf- oder Teichbewohner. Sie unterſchieden ſich noch bis vor kurzem von ihren Nachbarn durch die Tracht, ſonſt aber auch durch Körperbau und Sprache. Letztere breitet ſich bis zu der deutſchen Inſel Neubyſtřitz, ſüdweſtlich bis zur Moldau und ſüdlich theils bis nach Unteröſterreich aus, theils grenzt ſie an die deutſche Bevölkerung

in Südböhmen. Die eigentlichen Blaťáci findet man aber nur in etlichen Dörfern zwiſchen Sobèslav und Lomnitz.

Das bezeichnendſte Merkmal dieſes Dialectes iſt die weiche Ausſprache der Lippenlaute, welche man in anderen Gegenden gar nicht oder nur ausnahmweiſe hört. Am meiſten iſt dieſe Weichung dann kenntlich, wenn nach dem Mittellaute b, p, v, m ein weiches i folgt, z. B.: holubi pili z misky vodu; sedlák ni dal vino u. a. Hier unterſcheidet man auch klar das harte (y) und weiche i und ſpricht ganz deutlich: Viděl sem holuby und holubi sedi na poli. Die Ausſprache des y iſt dann ſehr oft der in Taus üblichen ähnlich, das heißt es klingt wie ein dunkles e: do ruky, přes louky. Wo man ſonſt ein langes í findet, hört man hier ie, z. B.: viem, poviem, viera, was man vjém, povjém vjéra ausſprechen muß. Die Gruppe ovi iſt nicht beliebt und wird in oj gekürzt, z. B.: Náš Beneš šel z Budějc k strejčkoj; motojdlo.

Einen beſonderen Zweig dieſes ſüdöſtlichen Dialectes bildet der ſogenannte Doudlebiſche Unterdialect, der ſich ſüdöſtlich von Budweis ausbreitet. Man unterſcheidet klar i und y nach Lippenlauten: on me bil, já som byl bit, vypil, obraz visí na zdi ꝛc.; dasſelbe findet man auch bei a: zapal, holoubata, říbata ꝛc.; ý (i) klingt wie ej: sejti, bzejna, přejvoz ſtatt sítí, bezina, přívoz. — Man hört auch: přišil v outarej, Šimonuj chlapec sed si na lejc; hano čuperná divčka. Charakteriſtiſch iſt ť: třnože, křk, welches leicht vocaliſirt wird. Die Endconſonanten lauten ganz hell: zub, krev, proud, pid, ſo daß manche hier ein ъ oder ь zu hören vermuthen. Dagegen v nach k, t und vor t lautet f: kfočna, tfář, f Táboře. In umllej, umllec, blloch wird r zu l aſſimilirt (umrlej, brloh). Andere Veränderungen: poržit ſtatt požřít; němčina, něhně ſtatt jemčina, jehně; stloup, lekstat, procestí ſtatt sloup, lehtat, processí; mlič, mliza ſtatt míč, míza; jertel ſtatt jetel; laskej ořech ſtatt vlaskej; krotfa ſtatt kuroptev. Dazu auch Cé tohle? té chlap = Co je tohle? to je chlap! Die Weichung findet man auch oft: prožba, myšli, neblažni, hňát, dvořeček (auch um Klattau) u. a. Die Ziſchlaute, wenn ſie nacheinander folgen, werden folgendermaßen geändert: kojce, proj za nás, přej sebe, was man ſchon bei Klattau hört; ebenſo rejši, mlejši ſtatt radši, mlazší ꝛc. — kocholka, kocholouš ſtatt chocholka, chocholouš, krufofka ſtatt kruchovka; — hobor, fáb, břed, řiba, pambička ſtatt hovor, páv, vřed, hříva, pánvička u. a. In ovi hört man immer ein j ſtatt v: jalojice, naštojice, pihajice u. a.; moldýř ſtatt hmoždíř. In chum, kupko, poutrubí, oumara wird l elidirt: chlum, klupko, poltrubí, almara; vor o hört man faſt nie ein v: on má na okňí obraz.

Beim Hauptworte ſoll man nicht außer Acht laſſen rakom, klukom ſtatt rakům u. ſ. w., ſonſt declinirt man wie im Mittelböhmiſchen; — břimje, břimjete,

hnízdě, hnízděte mit falſcher Analogie nach kuře. In Genitiv pluralis ein langer Vocal: u vrát, vergleiche auch ze všech strán, stál u hláv u. a. Die i-Stämme declinirt man wie daň. Beim Beiworte nur dobří, druzí lidi gegen dobrý děti, was von dem Mittelböhmiſchen verſchieden iſt.

Den öſtlichen Dialect grenzt eine Hauptlinie von Jaroměř nach Chotěboř ab. Sein öſtlichſter Theil ſind die ſogenannten Horáci, ihre Nachbarn die Čecháci, welche bis Tyniště ſich verbreiten. Den nördlichen Zipfel beſitzen die Podhoráci und den Übergang weſtwärts bilden die Dolácí. Die Čecháci ſprechen hart aus: devečka bežela do mesta pro tydle (vidle) a tyvo (pivo), die Horáci weich: pěknej oděu.

Dieſen Dialect charakteriſiren die Veränderungen, welche die Gegenwart von einem i in der Silbe verurſacht. Ein í wird in ej gedehnt: šla dlouhou ulicej, s prácej, aber jí s menší žicej; im Anlaut nimmt es keinen Mitlaut an: inej. itro, iskra, — im Auslaut wird es oft abgeworfen: umněj, kácej, volaj, wie im Mittelböhmiſchen. Geht ihm ein v voran, ſo wird dieſes ausgelaſſen und das i geht in j über, ſo: mužoj, tatinkoj, laje, pojdaj. Geht ihm ein j voran, ſo wird mit ihm das i in einen Laut verſchmolzen, ſo: kraje, zaje, vajčko. Im Mittelwort wird auch ein i manchmal ausgelaſſen und nur ein weicher Selbſtlaut deutet ſeine frühere Gegenwart an: Aňčka, kaňčka u. a. Ein langes é wird ſehr häufig in ein i (ý) verengt, wie ſchon oben angeführt worden iſt, ſo: chlíb, lito, sídmej zamítati, týle. Das é wird nach Lippenlauten hart, ſo: peknej, behat, mesto, do Časlave. Statt ou hört man auch ej in plejtva, chlejstnout, pejchnout (pouchle) und anderen.

In vielen Wörtern findet man b ſtatt m, p, v, ſo: písebně, charba, bablna: v klingt im Anlaut oft einem f ähnlich: fběhnu, fhostit oder einem u in der Mitte oder am Ende des Wortes: hláuka, kreu, poliuka, lou, im Anlaut nur nach Vorwörtern, welche auf einen Selbſtlaut enden, do-usi u. a. Weil dieſes eine ſeltſame Erſcheinung iſt, ſo lacht man gewöhnlich die Oſtböhmen mit ihrem kreu, kauka ꝛc. aus, ebenſo wie die Chodeu mit ihrem bul, die Blaťáci mit ihrem von mi vypil pivo.

Seltener findet man in einigen Dörfern d, t ſtatt b, p, was der Ausſprache einen harten Klang verleiht, zum Beiſpiel: dežet, řide, deh, tekny, natyjem se, stechat ſtatt běžet, hřibě, běh, pěkný, napijeme se, spěchat u. ſ. f. Wo Doppel-n vorkommen ſollte, da geht das erſte in ein d über: padna, Adna, prkednej ſtatt panna, Anna, prkennej, was auch in Nordböhmen vorkommt. In anderen Wörtern wird wieder das t durch ein k verdrängt, zum Beiſpiel: klusty maso, klouct.

Die Einſchaltung von Lauten iſt auch ſehr häufig, ſo wird z. B. d vor oder nach r, l geſetzt: zdřetel, pozdřete, perdlička: škudlina, tudle; r in: šmatrat, probříslo u. a. Dagegen läßt das Volk gerne manche Laute aus: in anlautender

Gruppe oder in der Mitte, z. B.: loh (hloh) řich (hřích), pořeb (pohřeb), du (jdu), dyž (když). Die Benützung der Familiennamen weicht von den anderen Dialecten etwas ab. Man ſagt alſo: V tomto domně vostávaj Tumovi; — je u Tumů, Tumovejch; — šel k Tumom, Tumovejm, s Kovařikovejma. Spricht man von den Kindern, ſo nennt man ſie to je syn Beranskejch oder nur to je Beranskejch, byly tam děvčata Hladikovejch. Kann man etwas nicht überſpringen, ſo muß man es vobejdout. Auch verſchiedene Zuſammenziehungen von zwei Wörtern ſind nicht ſelten, ſo: báno, bárci (ba ano, arci), cák (co pak), kdák (kdo pak), navjekjamen (na věky amen).

Die Grenze des nordböhmiſchen Dialectes reicht von Paſek nördlich bis zur ſchleſiſchen Grenze und läuft dann ſüdweſtlich über Ober- und Unter-Hammern, Bratříkov, Huntířov und Nabſel längs des deutſchen Gebietes, in Nabſel wendet ſie ſich nach Süden neben Branové, Beſedițz, Koberov, Dluhý und dann öſtlich gegen Starkenbach und Valtěřițz und von da nordweſtlich und wird durch das deutſche Gebiet bis zu Paſek gebildet. Von Nabſel bis Semil ſtößt der nördliche Dialect an den oberjizer'ſchen Unterdialect, welcher einen Übergang zu dem mittelböhmiſchen bildet. Aber auch in dieſem Gebiet findet man feinere Unterſchiede, mit Rückſicht auf welche man folgende Eintheilung des erſteren aufſtellen kann: der nördliche Unterdialect von Jablonec nach Hochſtadt; der mittlere von Hammern bis Držkov; der ſüdliche von Držkov nach Eiſenbrod (mit weiteren Abweichungen in Rádčițz, Jílové, Brod); der weſtliche nordweſtlich von Eiſenbrod und der öſtliche von dem Fluſſe Kamenițz bis nach Starkenbach und Hohenelbe (mit weiteren Abweichungen in Boskov und in der Umgebung von Semil und Starkenbach).

In dieſem Dialect ſpricht man ganz deutlich byl, bílý, den (überhaupt in Hochſtadt) aus; in Vojtěšic bekommt man auf die Frage „wo warſt du?“ zur Antwort: Já buł Volešnici (ve Volešnici); in anderen Örtern hört man beł, beło (mit einem dunklen e) ähnlich wie im Hanakiſchen, z. B.: Kdebe beło Tonče v musice, třebach tam šeł (Wenn Tonče bei der Muſik wäre, ſo würde ich hingehen). Auch in selnice, selný, podseni hört man e ſtatt i; in kaňčka, Aňčka, sklence läßt man das i aus, in solej ulicej, vžicej findet man ein ej ſtatt i wie im Oſtböhmiſchen; dazu noch ſpeciell der Nominativ und Vocativ pluralis muscej beli v staveni (die Männer waren im Hauſe) oder muscej kłobouky ſtatt mužské, ebenſo velcej, druzej, mnozej u. a.; endlich in v Němcejch. Eine Ausnahme findet man nur in Šeł hořeni seni ſtatt senĕj. Auch das é läuft oft in ein í wie in anderen Dialecten über; hier will ich nur andernorts ſelten Vorkommendes, wie čila (včela), cira (dcera), dvíře (dvéře), dišt (déšt), zit (zet), Slísko (Slezsko) anführen.

Vor l und r hört man ſehr oft ein e: pelný, melha, smert, pervý, verták. Im Anlaut findet man h oder v vorgeſchoben: harest, harestant, hoficir oder vocet, vorel. Im Stamme wird ein o in ů gedehnt: mdlůba, vlůni, půle (Feld), kůsa (Senſe), růsa, vkrůčni, nůh (der Füße), ſeltener im Anlaut vůklika (Umweg). In fremden Wörtern hört man ou ſtatt o: kalhouty, baroun, citroun, patroun, kanoun, wie im Mittelböhmiſchen meloun, citroun, mozoul.

Mit dem unterjizerſchen Dialect hat der nordböhmiſche die Formen viďał, slyšał, držał, křičał, navijał u. a. gemein, in allen anderen iſt ein Umlaut.

Ein ſehr buntes Bild bieten auch die Abweichungen von der mittelböhmiſchen Ausſprache im Conſonantismus, von denen ich nur das Charakteriſirende hervorheben will: b und v wird verwechſelt in tavák, Bambeřiče, záboditi (wetten) ꝛc.; ebenſo b mit m in upřibnej, tebnost, tebnej, ſeltner mit v: upřivnej. — š mit č in čpalek, čpaček, čpunt, was ich auch bei den Choden bemerkt habe; ch mit k in soukotiny, zakubeliti, was auch bei Beraun vorkommt; l mit r in kilisar, Lajchumberk (Reichenberg) und umgekehrt flaner, verbloud, mrholiti u. a.; r mit n in kožernej, dřevernej u. ſ. f. Andere Fälle der Conſonantenverwechslung ſind: Limburk (Nymburk), smětev (větev), pismička (pisnička), desentýr (deserter), pajmatka (paňmatka), fejčar (felčár), crcadło (zrcadlo), casnej (časný) u. ſ. w.

Nicht weniger auffallend findet man die Einſchaltung von Conſonanten, z. B.: — h: hdnes, hluster; — d: di-berdła, uzdřím, kondejšiti, kozdelec; — ch: vochstře, bychstře, Mařchce; — j: vejspod, vejž (věž), bojžskej, rejkment; — n: onkres (okres); — l: parulka (paruka). Dagegen läßt man wieder hier und da einen Conſonanten aus, z. B.: vyčívati (čn), mršnej, zlášni (št), bambory (br), rados, veselos, dos (st), poštář (pol-) Skenářice (Skle-) wie bei Mies.

Zu dieſen Eigenthümlichkeiten des beſprochenen Dialectes kommt noch Folgendes: 1. Häufige Metatheſis: netamornej (nemotornej), penvej (pevněj), truť (rtuť), čevr (červ), palvač (pavlač) střípiti (třpýtiti), picas (cíp) u. ſ. f. 2. Adjectivum poſſeſſivum auf ě: dcera Schovaně, Šilhaně, Kopále ſtatt Schovánkova, Šilhánková, Kopálková. Dies findet man nur noch in den öſtlichen Dialecten in Mähren und der Slovakei. Dieſelbe Endung findet man bei den weiblichen Eigennamen, wenn die Tochter damit bezeichnet wird, z. B.: Pavlině, Anežče, Mařče, Aňče, das iſt Pavlina, Anežka u. ſ. w. Es iſt gewiß durch die Kraft der Analogie mit děvče auch Aňče und darnach Schovaně entſtanden. 3. In Hammern und Hochſtadt findet man noch ł, aber nach und nach weicht es dem mittleren l. 4. Im Infinitiv iſt t, wie in dem weſtlichen Theile des öſtlichen Dialectes oder ti in vollem Gebrauche, ebenſo kommt jsu ſtatt jsem wie in Mähren vor, z. B.: Já nejsu rozbručenej.

Volksleben der Deutschen in West-, Nord- und Ostböhmen.

In den Werken älterer Geschichtsschreiber wird das Land Böhmen mit Rücksicht auf seine Lage inmitten des Welttheils und auf sein äußeres geographisches Bild, das merkbar der Form eines Herzens ähnelt, das „Herz Europa's" genannt. Und nicht nur der Lage und Form, auch seiner ganzen geschichtlichen und culturgeschichtlichen Entwicklung und Bedeutung nach verdient Böhmen bis zu einem gewissen Maße dieses auszeichnende Gleichniß. Denn, wie das Blut von allen äußeren Theilen des Lebenskörpers im Mittelpunkt, im Herzen, zusammenströmt und wieder hinauskreist, wie vom Herzen mächtige Antriebe ausgehen für den ganzen Körper, so fluteten auch in Böhmen seit altersher Volkstheile mancher Art aus Europa zusammen, mischten sich oder strömten wieder hinaus, und viele für Europa's Geschichte wichtigste Vorgänge hatten mit einer gewissen historischen Regelmäßigkeit in Böhmen ihren Ausgangspunkt, auch den Hauptschauplatz, um zumeist ebendort wieder auch ihren letzten Abschluß zu finden. — Daß ein geographisch, geologisch, geschichtlich u. s. w. so interessantes Land auch betreffs seiner Bewohner ein erhöhtes Interesse bietet, ist leicht abzusehen. In der That weist insbesondere Deutschböhmen eine verhältnißmäßig große Mannigfaltigkeit und besonderen Reichthum in der Entwicklung der Bevölkerung auf. Wie die reichgegliederte Küste Griechenlands dem Griechenvolk einst den natürlichen Anlaß zu einer reichgestaltigen, fruchtbaren Culturentwicklung gegeben hat, so ist der weite und meist auch ziemlich breite Ring, mit dem die deutschen Landeseinwohner von den Randgebirgen und Grenzen Böhmens her fast das ganze Land umschließen, auch die erste und nächste Ursache der bemerkenswerthen Erscheinung, daß sich das Cultur- und Nationalleben der Deutschen Böhmens so ungewöhnlich mannigfaltig und hervorragend ausgestalten konnte.

Fast alle diese Gebirge boten von Natur aus gewisse selbständige Grundlagen zu individueller Entwicklung, ebenso die in ihrer Lage und Gestaltung, in Klima und Bodenbeschaffenheit so mannigfach verschiedenen und meist sehr fruchtbaren Hauptflußgebiete; endlich auch die verschiedenen Mischungen und regen Berührungen mit den deutschen Grenz- und Stammesnachbarn, aus deren fränkischen, bajuvarischen und sächsischen Grundstämmen die Mehrzahl der Bewohner entsprossen ist, beziehungsweise sich im Laufe der Zeit ergänzt und erneut hat. Daß unter solchen Umständen ein so festgeschlossener, vollkommen einheitlicher Charakter der gesammten deutschen Landesbewohner Böhmens sich nicht in gleicher Art wie in anderen Gebieten herausbilden konnte, ist erklärlich, und so finden sich denn in Deutschböhmen Volksarten und Charaktereigenheiten, die, ohne der Einheit des Gesammtvolksthums wesentlich Eintrag zu thun, dem Volksleben einen besonderen Reiz der Mannigfaltigkeit und auch einen Grad besonderer

ſelbſtändiger Entwicklung verleihen, wie ihn kaum andere Volkstheile und Gebiete in dieſem Maße beſitzen.

In ſeiner Geſammtheit trägt der Volkscharakter der Deutſchen Böhmens im Weſen alle Hauptzüge des Germanenthums in ſich, das ſich im Norden des Landes mehr nach der etwas ſtrengeren norddeutſchen, im Süden nach der weicheren Art des deutſchen Donaugebietes entwickelt hat. Mehr hochgewachſene als gedrungene Männer, kernhaft, ſehnig, dabei in der Regel behend und geſchickt, mit ausdrucksvollen, in den Gebirgstheilen oft ſehr markigen Geſichtern, blauen oder grauen, ſeltener dunklen Augen, mit blonden oder lichtbraunen — dazwiſchen auch öfter flachsfahlen und goldblonden — Haaren, ſowie mittelgroße, wohlgebaute, mehr edel-ſchlanke als rundlich-beleibte Frauen — darunter viele von auffallender Wohlgeſtalt und ſelbſt Schönheit der Geſichts- und Körperbildung — ſtellen den Hauptſtamm des Volkes dar. Offene Herzlichkeit, wie ſie überhaupt die ſüdlichen Deutſchen und vor Allem jene Öſterreichs auszeichnet, dazu aus alter Überlieferung gefeſtete Treue, Rechtlichkeit, echte Frömmigkeit, die ſelbſt in den Wald- und Gebirgsgebieten ſelten mehr zur Bigotterie wird, tiefwurzelnde Liebe für Kaiſer und Vaterland, ſehr reger Familien- und Heimatſinn, doch dabei auch deutſche Wanderluſt, die viele Tauſende jährlich in die weite Welt treibt, um das Leben kennen zu lernen und ſich fortſchrittsfroh daran zu bilden, ernſte Strebſamkeit nach geiſtigem und wirthſchaftlichem Erwerb, Arbeitsfreude und Arbeitstüchtigkeit, Lebensklugheit und ſchaffende Umſicht, insbeſondere große Zähigkeit und Ausdauer, männlicher Freimuth im Denken und Thun, Hochſinn und Gefühlskraft und hierauf ſich ſtützende zielfeſte perſönliche Tapferkeit, treuherzige Gaſtlichkeit, die ſeltener als in anderen, beſonders ſüdlichen Gebieten in Leichtſinn und Verſchwendung übergeht, Anſtelligkeit, Pflichteifer und Verläßlichkeit, die beſonders im Beamtenthum, wie anerkannt, ſo rühmlich hervortreten, endlich, was gewiſſe Gebiete betrifft, eine zum Theil erſtaunliche Anſchmiegungsfähigkeit der Bevölkerung an ſelbſt ſehr ungünſtige Natur-, Orts- und Zeitverhältniſſe und eine förmlich heldenhafte ausdauernde Genügſamkeit, beſonders der Bewohner der Gebirgskämme, ſowie der weniger fruchtbaren rauheren Hochebenen, zeichnen das deutſche Volksthum in Böhmen weithin charakteriſtiſch aus.

Um das Eigenartige der Hauptvolkstheile im Einzelnen darzulegen, müſſen wir nach den verſchiedenen Hauptgebieten und Stämmen vorgehen. Die Natur, welche am erſten und meiſten zu dieſer Sonderentwicklung beigetragen hat, ſei auch hier die berufene Führerin. Sie verweiſt uns auf die Eintheilung nach den Hauptgebirgen, Strömen und Flüſſen, nach welchen ſich zumeiſt die Volksanſiedlung und Entwicklung richtete. Vom Böhmerwaldgebiete abſehend, das an anderer Stelle zur Darſtellung gelangt, beginnen wir unſere Überſchau im Weſten und Nordweſten des Landes mit dem ziemlich langhin

sich streckenden Flußgebiete der Eger, dem eigentlichen Egerlande; an dieses schließt sich, der natürlichen Gliederung nach, das Mittel-Egergebiet, der Saazer Hopfengau mit dem Hauptstock des Erzgebirges an. Der Endlauf der Eger führt uns ins deutsche Elbegebiet, in die Elbe-Landschaft (im Volksmunde an der Mittel-Eger das „Niederland" genannt), in den Leitmeritzer, Leipa- und Tetschner Gau. Den Grenzgebirgsausläufern nachgehend und von der Wasserscheide uns nach Nordost und Osten wendend, gelangen wir über die Rumburger und Warnsdorfer Grenzausbuchtung an Zwickau und Grottau vorüber in das Friedländer Gebiet und den Jeschken-Iser-Gau mit Reichenberg als herrschendem Mittelpunkt. Ost- und südostwärts weiterschreitend, gelangen wir zum Riesengebirge mit dem dichtbevölkerten, reichcultivirten Ober-Elbe-Gau und südwärts vorrückend zur Braunauer Grenzbucht, dem sogenannten „Braunauer Ländchen" bis zum Adlergebirge, wo sich der geschlossene deutsche Grenzring auflöst und in den einzelnen verstreuten Sprachbuchten und Sprachinseln von Grulich-Senftenberg, Landskron und in der von Mähren herübergreifenden Iglauer Einbuchtung endet, jedoch durch die zum Theil noch mit Deutschen bevölkerten Gebiete von Neuhaus, Bystritz und Wittingau die Verbindung mit dem deutschen Südböhmen und dem Böhmerwalde nothdürftig noch aufrechterhält.

Es ist eine in der Natur begründete Erscheinung, daß sich der Volkscharakter in den Gebirgsgegenden, hier und da auch in einzelnen, mehr für sich abgeschlossenen Flachlandgebieten eigenartiger, selbständiger entwickelt als in den dem Verkehr nach allen Seiten offenen und von regen Wechselbeziehungen mit den Nachbarn mehr beeinflußten Landstrichen. Solcher Gaue gab es in Deutschböhmen bis in die letzten drei Jahrzehnte noch manche, die seither infolge des stetig sich ausbreitenden Eisenbahn-, Handels- und Industrieverkehrs aus ihrer Abgeschlossenheit herauszutreten veranlaßt wurden.

Vor Allem ist hier das Egerland, Mittel-Egergebiet und Erzgebirge ins Auge zu fassen. Im Egerlande (Ober-Egergebiete) trugen ebensosehr die an sich ziemlich abgeschlossene geographische Lage als die ganze geschichtliche Entwicklung und Stellung dieses Gebietes mit seiner einstmals selbständigen freien Reichsstadt Eger zur Ausbildung der stark hervortretenden Eigenart dieses Landes- und Volkstheiles bei, der mit Rücksicht auf seine vor anderen hervorragende politische und culturgeschichtliche Vergangenheit bis in die neue Zeit an einem stark ausgeprägten heimatlichen Sonderbewußtsein festhielt. Der Egerländer Bauer und zum Theil auch der Bürger gehört bis heute, obschon seit Jahrzehnten die Dampfbahnen auch das Egergebiet durchkreuzen und der sich stetig mehrende Besuch der weltberühmten Badeorte Nordwestböhmens, sowie der damit verbundene große Fremdenverkehr unablässig zur Culturausgleichung und Uniformirung auch dieses Gaues beigetragen haben, noch immer zu den eigenartigen Volksgestalten.

Trachten und Volkstypen aus dem Erzgebirge (Reischdorfer Fuhrmann, Bergleute ꝛc.).

Der echte Egerländer vom alten guten Schlag ist eine tüchtige, kernfeste Bauernnatur, ebenso arbeitsstark als lebensfroh, meist rauh und derb nach außenhin, doch gut und gediegen im Innersten. Insbesondere der richtige Bauer des Egergebietes ist eine Art Volksedelmann, dessen Geschlecht, oft jahrhundertelang auf einem und demselben Hofe sitzend, mitunter sehr stattliche Stammbäume aufweisen könnte.

Der Menschenschlag im Erzgebirge ist durchschnittlich mittelgroß, hager, sehnig und gelenkig, der Typus ein ausgeprägt deutscher. Die Mädchen und Frauen leiden in neuerer Zeit durch die zunehmende Hausindustrie an ihrer körperlichen Frische. Der Bewohner des Erzgebirges hat mit dem Egerländer unter anderem gemeinschaftlich: die etwas derbe biedere Art des Umgangs, den Freimuth, die Schaffens- und Lebensfreude, die manchmal auch zu sorglos wird, die tief wurzelnde Anhänglichkeit an seine nächste Heimat.

Der Egerländer ist durch seinen kernhaften, geschichtlich begründeten Heimatsstolz, der Erzgebirger durch die oft der härtesten Noth und Entbehrung trotzende zähe und rührende Liebe zu seinen auf den Höhen im Winter so unwirthlichen Heimatsbergen berühmt geworden. Im übrigen thut sich der Bewohner der Erzgebirgszüge durch seine besondere Geschmeidigkeit, Findigkeit und Geschicklichkeit hervor, die sich den ungünstigen Orts- und Wirthschaftsverhältnissen anzubequemen weiß. „Klare Köpfe, feste Hände, Elasticität der Glieder, leichter Sinn, Neigung zur Kunstfertigkeit, daran erkennt man die Erzgebirger", urtheilte der Volksschriftsteller Dr. Ferdinand Stamm, ein Kind des Erzgebirges wie Stifter des Böhmerwaldes. Im Wesen ist einem großen Theile der Erzgebirgsbewohner, insbesondere nächst den alten berühmten Erzbergwerk-Stätten und den neuerschlossenen Kohlenbergwerken, der Bergmannscharakter bis heute verblieben, der Fleiß und Ausdauer, Genügsamkeit, Ehrlichkeit, Frömmigkeit und Aberglauben in sich schließt. Bei einem anderen Theile tritt ein bemerkenswerther Kunstsinn hervor, der sich im Kunstgewerbe wie in Musik und Bildnerei bethätigt und in manchem sehr Beachtenswerthes leistet. Ist der Landbewohner an der Ober- und Mittel-Eger vor Allem ein tüchtiger Bauer, so entwickelte sich der Erzgebirger, freilich auch unter der Nöthigung der Verhältnisse, zu einem wahren Tausendkünstler. Er gräbt noch immer ein wenig nach Erzen, baut Korn, Flachs, Hafer, so weit es eben hoch oben geht, treibt Waldarbeit, Handel und Verkehr aller Art, mitunter auch ein wenig Paschere, schmiedet Löffel, Messer und Gewehre (Weipert), betreibt Drahtmühlen und Blechhämmer, klöppelt zarte und grobe Spitzen, dreht Schnüre, fertigt Gorl und Handschuhe, drechselt und schnitzt die weitbekannten Holzspielwaaren, malt Bildchen, reist als Wandermusikant (Preßnitzer Harfenisten) durch alle Welttheile u. s. w. Diese vielseitige Beschäftigung hat auch den Charakter des Volkes in manchem beeinflußt, seine Grundanlagen bis jetzt jedoch nicht verwischt, und es ist von Interesse zu bemerken, daß selbst die am meisten im Verkehr mit anderen Gebieten stehenden Bewohner ihre heimatliche Eigenart sich erhalten haben. Als besonders charakteristische Volksfiguren galten von jeher (besonders bis zur Eröffnung der ersten Eisenbahnen in Nordwestböhmen, die dann den Frachtenverkehr an sich zogen) die Reischdorfer Fuhrleute, die Preßnitzer Harfenisten (Wandermusikanten), die Sebastiansberger (Paßberger) Schweine- und Gänsetreiber, welche den Überfluß Böhmens nach Sachsen verwertheten, die Bergknappen (Joachimsthal), das Gorl-Mädchen (Gorl-Maad), der Rußbütten- und Wagenschmiermann u. a. m. Vor Allem ist der Reischdorfer Fuhrmann, der früher fast ausschließlich den Fracht- und Handelsverkehr zwischen dem Mittel-Egergebiete und dem Erzgebirge und von Böhmen nach Sachsen in Getreide, Gurken, Obst u. s. w. vermittelte und weithin ob seiner Ursprünglichkeit berühmt war, eine typische Haupt- und Kerngestalt des Erzgebirge-Volksschlages, wenn er auch heute nicht mehr die frühere Bedeutung hat und meist nur noch

Volkstypen aus der Turnauer und Elbegegend.

den Obst- und Gurkenhandel und den Verkehr vom Unterlande nach dem Gebirge und nach Sachsen besorgt. Die Reischdorfer Fuhrleute waren wegen ihrer rauhen Biederkeit, ihres schlagfertigen scharfen Witzes, welcher der Bevölkerung Nordwestböhmens mehr minder ziemlich allgemein eigen ist, und wegen ihrer kernigen Grobheit allgemein bekannt, in der Regel auch beliebt und im fetten Saazer Flachland, der Kornkammer Böhmens, meist gern gesehene Gäste. Geradezu weltbekannt sind die erzgebirgischen Wandermusikanten aus Preßnitz und Umgebung, die in kleinen Gruppen von zwei bis zehn Personen meist mit Harfen und Geigen musicirend und singend ganz Europa durchziehen und auf mitunter jahrelangen Reisen nach Asien (Indien), Afrika (Egypten), und selbst bis nach Australien streifen. Auch hier war die Noth die erste Lehrerin. Als im Jahre 1812 ein großer Brand das Erzgebirgestädtchen

Preßnitz in Asche legte, unternahm die Preßnitzer Lehrerstochter Enzmann als erste Harfenistin mit mehreren anderen die erste Musikreise, und die harte Noth des Lebens trieb sodann immer neue Gesellschaften dazu, diesem Beispiel zu folgen, um sich durch Musik und Gesang, wofür das sonst frohsinnige Völkchen viel Neigung und Anlage hat, in der weiten Welt fortzubringen und dann mit dem verdienten Gelde wieder in das geliebte Gebirge zurückzueilen. Künstlerisch sehr hochstehende Männer haben für den Ruf und die Tüchtigkeit der erzgebirgischen Wandermusikanten bereits wiederholt literarisches Zeugniß gegeben. So Anastasius Grün in seinem Gedicht „Das Musikantendorf" (Es blinkt ein Dörflein in Böheims Land, d'rin, was da lebendig, ein Musikant) und Richard Wagner, der im „Lande der Harfenspieler und Straßensänger", wie er Deutschböhmen in seiner Novelle: „Pilgerfahrt zu Beethoven" nennt, von solchen wandernden Musikanten auf der Landstraße das Beethoven'sche Septuor spielen hörte und entzückt war „über die Reinheit und das tiefe Gefühl, wie selten von den meisterhaftesten Virtuosen".

Vom Erzgebirge weiter landeinwärts uns wendend, gelangen wir, das Duppauer Gebirge, das die Abdachung ins Flachland vermittelt, zur Rechten lassend, in die weiten fruchtbaren Egerebenen, ins mittlere Egergebiet oder Saazer Land. Im Norden und Westen von dem schützenden Gebirge umwallt, nach Süden und Osten offen, entwickelt es, durchströmt von dem hier schon stattlichen Egerfluß, dem Aubach, Goldbach und Assigbach, eine hervorragende Fruchtbarkeit und beherbergt einen Volksschlag, der bereits wieder in manchem ziemlich merkbar vom Egerländer und Erzgebirger sich unterscheidet. Im Durchschnitt etwas kleiner, jedoch gedrungener im Körperbau, ist der Bewohner des Mittel-Egergebietes, sowie er auch weniger sehnig und kantig erscheint und meist etwas rundere Formen aufweist, auch um einiges milder und weicher in seinem ganzen Wesen als sein nördlicherer Nachbar des Gebirges und der Hochflächen. Die wärmere Luft, das weichere Wasser, der milde Boden bedingen auch einen dem entsprechenden Menschenschlag. Wer jemals von der Höhe des Kupferhübels, der eine berühmte, auch von Deutschland aus gern besuchte Aussichtswarte ins Saazer Land und bis zur Elbe bietet, an einem klaren Sommertage hinabschaut auf diesen reichen herrlichen weiten Gau, der wird den ganzen Charakter der Landschaft und ihrer Bevölkerung wohl rasch verstehen. Es liegt etwas innerlichst Anmuthendes, reizvoll Abwechslungsreiches, Mildfruchtbares und Herzliches in diesem schönen Landschaftsbild und Volksthum. Schon die Mundart ist eine viel weichere, rundere, feinere, anmuthende, herzlichere als jene in den oberen Gebieten. Eigenthümlich ist den Bewohnern des Saazer Landes die helle singende Sprechweise, die ziemlich weit und selbst bis ins Gebirge hineinreicht. Dieser weiche singende Ton und Stimmklang ist wohl vor Allem dem weichen Wasser und milden Bier zuzuschreiben, obschon er auch in den Charakteranlagen innerlich begründet ist;

Volkstypen und Trachten aus dem Planer Gebiet.

denn es ist eine leicht zu findende Thatsache, daß die mehr Wein und Most oder andere schärfere Getränke verbrauchenden Volksschläge in der Regel schärfere, weniger wohlklingende Stimmen besitzen. Daß dieses Gebiet auch hervorragende Sänger hervorbringt, beweisen die Beispiele der Opernsänger Gustav Walter, Eugen Gura, Richard Schüttky u. a. m. Der Charakter des Saazer Landschlages ist etwas weniger ausgeprägt als jener der Oberländer. Der Hopfen- und Weizenbauer, Acker- und Gewerbebürger an der Mittel-Eger ist im Durchschnitt etwas weniger sehnig als jener, sehr arbeitstüchtig, hellen Sinnes und Gemüthes, darum auch zu Frohsinn, Festfreude, Witz und Scherz, auch zu meistens gemüthvoller Spottlust und Neckerei geneigt. Die Fruchtbarkeit des Bodens belohnt

und ſtärkt die rege Strebſamkeit, fördert aber auch anderſeits ſchon das Behagliche, Behäbige. Hier blühen Schaffens- und Lebensfreude harmoniſcher als in den meiſten anderen Gebieten, gedeihen Frei- und Frohmuth, Herzlichkeit und Gaſtlichkeit, und dem thätigen, umſichtigen, fortſchrittlichen und darum auch in der Regel verhältnißmäßig wohlhabenden Korn-, Weizen-, Hopfen- und Rübenbauer des Saazer Landes, insbeſondere des Aubachthals, des Poderſamer und Kaadener Bezirkes, merkt man es bald ab, daß er einer der tüchtigſten, gebildetſten und vorgeſchrittenſten Grundwirthe des Reiches iſt, wenn er es auch in der Regel nicht mit dem ſelbſtbewußten Eigengefühl zu erkennen gibt wie Bewohner mancher Nachbar-Gaue.

Einen anderen Übergang in ein nächſtes Hauptgebiet der Volksart Deutſchböhmens vermittelt, indem wir den theils an den Saazer Gau, theils an das Erzgebirge ſich anſchließenden, gleichfalls hochentwickelten Brüxer Bezirk durchſchreiten, der Biela-Gau, der dem deutſchen Elbegebiete vorgelagert iſt.

Egerabwärts unterhalb Saaz in der Poſtelberger Landſchaft, faſt bis gegen die čechiſche Sprachgrenze hin, macht ſich noch kein beſonderer Unterſchied geltend. Etwas ſelbſtändiger tritt der Dialect der Brüxer, Komotauer, Görkauer und Duxer Bezirke auf. Der helle ſingende Vortrag, die weichere Wortbildung und kurze Ausſprache laſſen etwas nach, das „r" wird ſchärfer betont. Die Leute an der Mittel-Eger ſagen: dieſe Nachbarn „ſchnarren". Zwiſchen Brüx und Teplitz liegt die Dialectſcheide. Eine ausgeſprochene Eigenart erreichen Volksart und Volksſprache jedoch erſt wieder im tieferen Elbegebiete, im Auſſig-Leitmeritzer Gau und noch mehr in dem ſogenannten „Niederlande".

Der Volkscharakter des Bewohners an der Elbe läßt ſich (und dies gilt auch zum Theil vom Leipa-Gau) in der Hauptſache jenem der Bewohner des Saazer Landes (Mittel-Eger) angliedern. Die reiche, ſchöne, meiſtentheils ebenfalls ſehr fruchtbare Natur, die auch den Elbe-Gau, beſonders aber das Leitmeritzer Gebiet auszeichnet, der mit ſeinen Obſtwäldern, Weinbergen, Gemüſe- und Getreidefeldern in der That den ihm oft beigelegten Namen eines kleinen Elbe-Paradieſes rechtfertigt, haben auch den deutſchen Elbelandbewohner, hauptſächlich jenen der Thalniederungen hinſichtlich der Charakterentwicklung dahin beeinflußt, daß er der milderen Art in Sprache und Sitte ſich zuneigte, welche durch Herzensgüte, Gaſtlichkeit, Thatfreudigkeit, Beweglichkeit, Rechtlichkeit, Arbeitsgeſchicklichkeit, Betriebseifer und Bildungsfähigkeit hervortritt. Der wechſelvolle lebhafte Verkehr auf und längs der Elbe, den die vielbefahrene Waſſer- und die Schienen-Straße der Elbethalbahn vermitteln, trug ſeit längerem zur ſteten Erweiterung des Volksgeſichtskreiſes im Allgemeinen, wie zur Erhöhung und Belebung der Volksbetriebſamkeit bei. Zu den beſonders charakteriſtiſchen Volksfiguren gehörten die Schiffsbauern. Noch in den Siebziger-Jahren dieſes Jahrhunderts hatte mancher Bauer an der Elbe von

Auſſig-Leitmeritz bis Tetſchen eine oder mehrere Zillen und Frachtkähne, auf welchen er eigenes und auch von Nachbarn und Anderen zuſammengekauftes Getreide je nach den Verhältniſſen aus- und einführte, bis es ihm infolge des mächtigen Aufſchwungs der modernen Maſſenverkehrsmittel ähnlich erging wie den Reiſchdorfer Getreidefuhrleuten zu Lande im Erzgebirge. Aus dieſer Zeit hat ſich auch noch die charakteriſtiſche Volksdichtung: „Der Tetſchner Schiffmon“ (im Tetſchner Dialect) erhalten, das mit den Worten beginnt:

Os ich vu drinten rufd'macht bi,
Begehnt mer Nazens Jörche,
Ar frözte mich: Wu gittr hie?
Ich föjte: Ais Deberche.

Ich wejß a Scheſſl a zahne Karn,
Praismaß ich dort ze kriech'n,
's is nei grod 's Beſte, 's is a ka Schmarn,
Ward's nende (nirgends) beſſer liech'n.

Nun ſind ſeit Zunahme der Elbeſchiffahrt im größeren Stil immer zahlreicher die berufsmäßigen Elbeſchiffleute hervorgetreten, die auf zahlreichen Dampfern, Schleppern, Zillen, Kähnen u. ſ. w. jährlich Rieſenlaſten von Getreide, Kohlen (aus dem mächtigen nordweſtlichen Kohlenbecken), Holz, Bauſteinen, Ziegeln, Obſt, Gemüſe u. ſ. w. zwiſchen Böhmen und Deutſchland bis ans Meer hin befördern und den Deutſchböhmen zu vielen anderen Eigenſchaften auch noch den Ruf tüchtiger Waſſerfahrer verſchaffen. Auch unter den Obſtgärtnern, -Hütern, -Händlern und Winzern trifft man allerlei typiſche Geſtalten im Elbegebiete von Leitmeritz bis Tetſchen an.

Weiter nach Oſt und Nordoſt vorrückend, gelangen wir zum Leipaer Gau „in die Leipe und Schlucke“ (Leipa und Schluckenau); er bildet zugleich die Verbindung und eine Art Übergangscharakter zum Iſergebirge und Rieſengebirge, vom Elbe-Niederlande zu den Grenzbezirken und zur Hohen-Elbe mit dem Elbe-Quellgebiet. Dieſes in den ſüdlicheren und ſüdöſtlicheren Theilen noch ziemlich fruchtbare und naturſchöne Gebiet gliedert ſich in der Volksart dem Nieder-Elbe-Gau derart an, daß die ſüdlicheren Bewohner dieſer Landſchaft im Weſen zu dem Charakter des Elbe-Gau-Volksſchlages hinüberneigen, während die Mittel-, die Nord- und Oſtbezirke, die allmälig rauher und weniger fruchtbar werden, den Typus der Grenzer, ſowie auch manche ortseigene Sonderarten aufweiſen. Im Rumburg-Warnsdorfer Landſtrich nähern ſich die Männer dem Gebirgsſchlag; ſie ſind nicht mehr ſo beweglich, jedoch feſter und ſtärker, die Mädchen rundgeſichtig, friſcher und kräftiger als im mittleren Flachland. Die natürliche Gliederung dieſes Geſammtgebietes, das zahlreiche einzelne Berge, ſelbſtändige Kegel und Kuppen beſitzt, begünſtigt, ja bedingt eine gewiſſe größere Individualität in den Erſcheinungen des Volksweſens. Hier hat ſich auch ſeit langem ein verhältnißmäßig reiches Städteleben (meiſt auf induſtrieller Grundlage) entwickelt. Von Dauba und Hirſchberg an bis hinauf zur Nordgrenze nach Rumburg und Schluckenau finden wir Stadt um Stadt (Böhmiſch-Leipa, Haida, Zwickau, Sandau, Benſen, Böhmiſch-Kamnitz, Kreibitz, Georgenthal, Schönlinde, Warnsdorf u. ſ. w.),

deren jede faſt auch ihre Beſonderheiten in der Erwerbs- und Volksthätigkeit hat und auch meiſt eine gewiſſe Individualität in Sprache und Volksweiſe beſitzt. Im Allgemeinen iſt feſtzuſtellen, daß, je höher und unfruchtbarer die Bodenlage wird, die gewerbliche und induſtrielle Betriebſamkeit, Lebenskraft, Fähigkeit und Findigkeit der Bewohner des deutſchen Grenzgürtels Böhmens auch hier ſteigt, weil ſie ſich zu ſteigern genöthigt iſt.

Eine beſtimmte Individualität zeigt, wenn wir nach Oſten fortſchreiten, der Landſtrich und Volksſchlag, der die Stadt Reichenberg zum Hauptplatz hat, der Jeſchken-Iſergau mit dem Friedländer Gebiete und in ausgeprägter Weiſe das nach Südoſten ſich ausgliedernde und die Landesgrenze nach Preußiſch-Schleſien bildende Rieſengebirge mit der Braunauer Ausbuchtung und dem Adlergebirge. So wie dieſes ganze Gebiet größtentheils von Sachſen und von Schleſien aus beſiedelt worden iſt und vermöge dieſer Beziehungen und auch ſeiner natürlichen Lage nach (Abdachung nach Nordweſten) viel auf den Verkehr mit dem reichsdeutſchen Grenzgebiete (Schleſien) angewieſen iſt, ſo zeigt es ſich auch in Dialect und Charakter hauptſächlich von dieſer Seite her beeinflußt. Der Menſchenſchlag des Iſergebietes iſt mittelſchlank und noch immer ziemlich kräftig, der des Rieſengebirges wiederum bei Mittelgröße etwas mehr ſehnig, ſtarknochiger und hager. Die ſtädtiſche Bevölkerung, beſonders der zahlreichen Induſtrieſtätten des Reichenberger, Hohenelber und Trautenauer Bezirks, wie überhaupt Nordböhmens, hat in den letzten Jahrzehnten körperlich ſchon merkbar durch die Fabriksarbeit gelitten und dadurch eine größere Zahl ſchwächlicher, bleicher und verkrüppelter Leute erhalten. Dagegen ſind die Kinder im Rieſengebirge noch recht friſch und hübſch, ſehr geweckt und nicht ſcheu. Unternehmungsgeiſt, Arbeitſamkeit, ſtramme Thatkraft, kernhaftes Durchgreifen und Ausdauer in Mühe und Kampf, Wirthſchaftseifer, Sparſinn, ein gewiſſer geſunder Humor, Gefälligkeit im Umgang, beſondere Eignung zu techniſcher und geiſtiger Ausbildung charakteriſiren die Bevölkerung des Reichenberger Gaues, der es vermöge dieſer ſeiner Vorzüge auch zu einer ſehr vorgeſchrittenen Stellung auf dem Induſtrie-, Schul-, Schrift- und Kunſtgewerbe-Gebiete in Öſterreich gebracht hat. Der Rieſengebirgsbewohner iſt, in gewiſſem Sinne ſeinem Gebirge entſprechend, mehr ernſt, ſtill, thatkräftig, genügſam, beſcheiden, naturgemäß dem Alten mehr anhänglich, ohne ſich jedoch dem beſſern Neuen andauernd zu verſchließen. Die Härte der oft ſehr rauhen und kargen Gebirgsnatur mit ihren ſchneereichen Wintern und überſchwemmungsberüchtigten Sommern macht ihn noch zäher, ausdauernder, leiblich kühner, anderſeits auch ſchlichter und in den ärmern Theilen ſelbſt etwas gedrückt. Die zeit- und ortsweiſe ziemlich weithin ſich erſtreckende Abgeſchloſſenheit der zum Theil vereinzelt und verſtreut im Gebirge liegenden Wohnſtätten (Bauden) bedingt noch eine gewiſſe Sitteneinfalt, natürliche Gaſtfreundſchaft, Dienſtfertigkeit und Frohſinn, der ſich hier jedoch zumeiſt in ſtiller Art für ſich auslebt und nur ſelten

zum weitklingenden Liede und übermüthigen Jauchzer erhebt, wie wir dies in Süd-, West- und Nordwestböhmen finden.

An besonderen eigenartigen Volksgestalten hat das Riesengebirge, seitdem die Großindustrie und der stets wachsende Fremdenverkehr der Touristen und Sommerfrischenbesucher sich so sehr ausbreiten, daß sie die Vorherrschaft gewinnen und die ältere ländliche Gebirgswirthschaft immer mehr zurückdrängen, verhältnißmäßig sehr wenig mehr aufzuweisen. Von den bereits ganz modernisirten Fremden- und Bergführern absehend, wollen wir vor Allem der Gebirgsläufer, Hocken- und Faßlträger gedenken, die von den Thälern, Hängen und Nieder-Bauden aus Wasser, Milch, Brot, Mehl u. s. w. auf eigenartigen Kraxen (Hocken) und in sogenannten Kälbersäcken in die Gasthof-Bauden, auf den Gipfel der Schneekoppe u. s. w. emportragen.

Trachten. Wie nach Volks- und Mundart, so unterschieden sich die Hauptgebiete Deutschböhmens sonst auch durch gewisse Besonderheiten der Bewohner, sich zu kleiden und ihre Wohnstätten anzulegen. Die Volkstrachten waren bis um die Mitte dieses Jahrhunderts noch ziemlich mannigfaltig und zum Theil auch selbständig. Zu den am meisten ausgebildeten und auch am längsten (bis in die Neuzeit) bewahrten ländlichen Trachten gehört vor Allem die Egerländer Volkstracht. Die ältere Tracht des Egerlandvolkes ähnelte einigermaßen jener der Altenburger Bauern in Deutschland. Der Männeranzug bestand aus weiten bockledernen Pumphosen, die unter den Knieen geschlossen wurden, einem braunen oder schwarzen Tuchrock (ohne Kragen) mit dichtgereihten hellen Metallknöpfen, derben Lederschuhen und Wadenstrümpfen, dem rothen Brustlatz mit Silberstickerei, ausgenähten, oft silbergestickten Hosenträgern, einem runden Filzhut mit schwarzem (bei ledigen Burschen rothem) Bande, das in Maschen endete, die man „Holzstoß" nannte. Unter dem Hute trugen besonders ältere Männer vom Handwerk noch grünsammtene Pelzmützen, mit Fischotterfell ausgeschlagen, oder statt des Hutes auch hohe Schoppmützen von drei bis vier Iltisfellen. Zur älteren weiblichen Tracht gehörten: ein schwarzer oder brauner Zeugrock, eine blaue Schürze, ein Schnürmieder mit Messing- oder Silberspangen, ein steifer Brustlatz mit Spitzen und Goldborten, ein enges kurzes Wamms und ein weißdamastenes straffes Kopftuch mit zwei links und rechts weitabstehenden Spitzen und dem sogenannten „Nebanitzer Knoten". Ältere Weiber trugen schwarze kugelrunde Pelzmützen.

Erwähnung verdient auch die etwas abweichende Ascher Frauentracht: vierschäftiger Leibrock, wattirter Unterrock und Pantoffeln und eine besondere Art der Kopfbedeckung, die Schlapphaube. In der Mitte des Ascher Bezirkes tragen die Frauen das breitgelegte, im nördlichen Theile das in schmalen Streifen zusammengefaltete Kopftuch. Die Männer dieses Gebietes bedienten sich im Winter einer eigens geformten Mütze,

des sogenannten „Sammtbartels“. In neuester Zeit verschwinden diese Trachten vollends. Bemerkenswerth ist die Vorliebe des Ascher Landvolkes für dunkle Farben.

Im Planer und Tachauer Gebiete hat sich bis in die neue Zeit noch die volksthümliche Frauentracht: enganschließende Sammt- oder Zeugjacke, das sogenannte „Häubl-' (Hauben-) Tüchl und der reiche Sonntagsschmuck von Granaten- und Korallenschnüren mit den gehenkelten Kaiser-Ducaten als Hals- und Brustzierde in den letzten Resten erhalten. Dieses Ducatengehänge an Granatschnüren kam noch in den Sechziger-Jahren in den meisten Gebieten Deutschböhmens vor.

Eine volle Charaktergestalt, auch der Tracht nach, bildete seit langem der Obererzgebirger, vor Allem der Reischdörfer Fuhrmann. Zog er mit seinem schweren, mit einer großen Plache überdachten Rüstwagen mit den zwei, drei, oft auch vier hochständigen Rossen ins Saazer Land hinab, um Getreide einzuladen, so schritt oder fuhr er meist in kurzem dunklen Tuchkoller, darüber ein weites blaues Staubhemd, und in Lederhosen und hohen Aufzugstiefeln einher. Auch durften die lange, oft besonders ausgestattete Fuhrmannspeitsche, der weite mächtige Leder- (als Geld-) Gurt und der dampfende Ulmer Pfeifenkopf zum Ganzen nicht fehlen. Die meist langen kräftigen Gestalten mit den rauhen wetterfesten Filz-Cylinderhüten (darunter die schwarze Zipfelmütze) machten einen besonderen Eindruck. Die Sonntagstracht bestand aus dem fast bis auf die Füße reichenden braunen oder blauen Leibrock, mit Silberknöpfen und langen Schößen versehen. Die Frauen trugen weiße enganliegende Hauben, später auch die berühmten Goldhauben und Joppen mit Puffenärmeln, welche Tracht auch in den meisten Flachlandgebieten Deutschböhmens üblich war. In den offenen Landgebieten im Saazer Gau und im Elbe-Niederlande, wie auch in den nördlichen und nordöstlichen Industriebezirken Böhmens ist diese ältere einheimische Volkstracht bereits vollständig verschwunden und hat der nüchternen allgemein-städtischen Modekleidung den Platz geräumt. Selbst in den verschiedenen Museen der einzelnen Gaue finden sich nur wenige vereinzelte Überreste vor und nur die alten Familientruhen bergen da und dort noch die letzten Überbleibsel alter heimischer Volkstrachten. Auch im Riesengebirge finden sich nur noch schwache Erinnerungen an die einstige eigengebildete Tracht. Die älteren Gebirgsbewohner liebten einen festen meist dunkelblauen Tuchrock mittlerer Länge (der als Sonntagsrock oft ganze Geschlechter überdauerte), eine Weste aus gleichem Stoff und schwarze oder gelbe (rohlederne) Lederhosen; die Frauen einen grauen (seltener bunten) Wollrock, ein kurzes Tuchmieder mit steifem flachen Latz (eine Art Busenschild) und ein Leinenhalstuch und Brusttuch. Charakteristisch war die ältere Haartracht. Die Zöpfe wurden auf dem Scheitel derart aufgewunden, daß sie eine Krone oder das sogenannte „Nest“ bildeten. Die Mädchen gingen dabei meist barhaupt (so lange es nur die Witterung zuließ), die Frauen mit einer Haube aus weißem oder geblümtem Leinenstoff

gekennzeichnet. Als Überkleid für den Oberkörper diente oft noch eine kurze Zeugjacke von dunkler Farbe. Die Vorliebe für dunkle Stoffe ist auch hier zu erwähnen. Sie entspricht den Naturverhältnissen und dem ernsteren Sinn der Bevölkerung. Die Neuzeit, besonders die jüngsten zwei Jahrzehnte mit dem immer größer sich entfaltenden so raschen Massenverkehr und der so rastlos arbeitenden, dabei für den kurzen Gebrauch auch meist so billigen Mode-Industrie, die ja in Nordböhmen selbst so viele Hauptstätten besitzt, hat die alten heimischen Volkstrachten nun schon nahezu ganz verdrängt und nicht

Dorfanlage von Brunnersdorf bei Kaaden.

in Allem zum Vortheil der Landbevölkerung, die mit dem Aufgeben ihrer Eigentrachten immerhin einen nicht zu unterschätzenden Theil ihrer zu gediegener Tüchtigkeit beitragenden Charakterselbständigkeit eingebüßt hat.

Wohnstätten. Daß die Deutschen Böhmens, wo immer im Lande sie ihr Heim hatten, auch verständnißvolle, umsichtige, tüchtige Bauleute waren, beweisen ihre Wohnstätten in den verschiedenartigsten Gebieten, und zwar: die stolzen Bauwerke alter Klöster, Dome, Kirchen, Ordensballeien, Schlösser und Burgen, aber auch die so zahlreichen und ansehnlichen Städte, Marktflecken, die stattlichen Dorfschaften und Einzelhöfe früherer und neuerer Bauperioden bis zu den modernsten häufig geradezu großartigen Schulpalästen,

Museen, Theatern, Curstadtpaläſten und Rieſenfabriken! Der ſtark hervortretende Charakterzug der zähen, eiſernen Thatkraft und grundfeſten Gediegenheit, der dieſes Volksthum auszeichnet, kommt auch in ſeinen Wohnſtätten ebenſo zum Ausdruck wie ſeine echtdeutſche Gemüthsanlage in der Ortswahl und inneren Wohnungseinrichtung. Der elaſtiſche, ſo reg- und ſtrebſame Volksſtamm Deutſchböhmens fand ſich in allen ſo verſchieden gearteten Gauen des weitgedehnten Randgürtels zurecht und wußte ſich und ſein Wohnhaus allen Natur-, Orts- und den oft ſo wechſelnden Zeitverhältniſſen anzupaſſen; er ſiedelte ſich nicht nur in den fruchtbarſten fetten Flußthälern, ſondern auch auf den kargen unwirthlichen Hochflächen und den rauhen unfruchtbaren Gebirgskämmen an. „Nicht auf den griechiſchen Gebirgen" — ſchrieb der verſtorbene erzgebirgiſche Volksſchriftſteller Dr. Ferdinand Stamm — „nicht in der Nähe des Olymps, nicht auf den Apenninen, Pyrenäen und Karpathen, ſelbſt nicht auf den Alpen, den höchſten Gebirgen Europa's, iſt die Anſiedlung der Völker (zum wirklichen gemeinſamen Culturbetrieb) am höchſten hinaufgedrungen, ſondern auf dem Kamme des Erzgebirges!" Auf einer Höhe von über 3.000 Fuß (1.172 Meter Seehöhe) befindet ſich eine ganze Stadt, das betriebſame Gottesgab mit mehreren kleineren Ortſchaften auf dem hohen Erzgebirgkamm nächſt dem „Sonnenwirbel" (Keilberg). Dieſer Volksſchlag ſcheut keine Höhe, er beherrſcht ſie; er fürchtet keine Tiefe der Erde und dringt in den Erz- und Kohlenſchachten auch 1.000 Meter und immer tiefer noch in das Erdinnere ein. Bei der Ortswahl und äußeren Anlage tritt die Stammesart deutlich hervor. Noch heute zeigen zahlreiche Dörfer den altgermaniſchen Charakter des Längen- und Gruppendorfes. Dies iſt beſonders in den Vorgeländen der Randgebirge und in den Gebirgsthälern der Fall.

In den Landſtrichen gegen das Innere des Landes zu, wo vor Zeiten die Slaven ſiedelten, iſt die Anlage der Ortſchaften eine mehr geſchloſſene. Die Gehöfte, beſonders in den Hügelgebieten und an den Waldhängen, ſind häufig ganz ſelbſtändig angelegt und ohne urſprünglich planmäßige Verbindung miteinander, juſt wie es der Deutſche von altersher nach Tacitus Berichten liebte, nach welchen der Germane dort ſeinen Sitz aufſchlug, wo ihm eben das Gefild, die Quelle, der Waldhain gefiel. Als bemerkenswerth iſt die häufige Anlage von Längendörfern hervorzuheben, wie ſie beſonders ausgeprägt in den Vorgeländen des Erzgebirges, in dieſem ſelbſt, im nordböhmiſchen Grenzgebiete bei Warnsdorf-Rumburg, ſowie im Aupa- und Elbethal (Trautenau und Marſchendorf [I. bis IV. Theil] bis Dunkelthal und Hohenelbe-Spindelmühle-Petersdorf) im Rieſengebirge, ferner im Jeſchken-Iſergau (Reichenberg-Maffersdorf u. ſ. f.) vorkommen. Dieſe Längendörfer, wie das einem Bachlaufe folgende Brunnersdorf, ferner Zuflucht, Wernsdorf (Bezirk Kaaden) bilden eine mitunter einen Kilometer lange einzige loſe offene Gaſſe von Einzelgehöften und Kleinhäuſern und erreichen, wie z. B. das über 3.200 Einwohner

zählende Reischdorf (im Erzgebirge) und Marschendorf im Riesengebirge die Bevölkerungszahl so mancher Kleinstadt. Warnsdorf zum Beispiel, die nun mit ihren 18.476 Einwohnern bereits die elfte Stelle unter den Städten Böhmens einnehmende Industriestadt, ist erst in den letzten Jahrzehnten aus einer Anzahl solcher Dorfschaften entstanden.

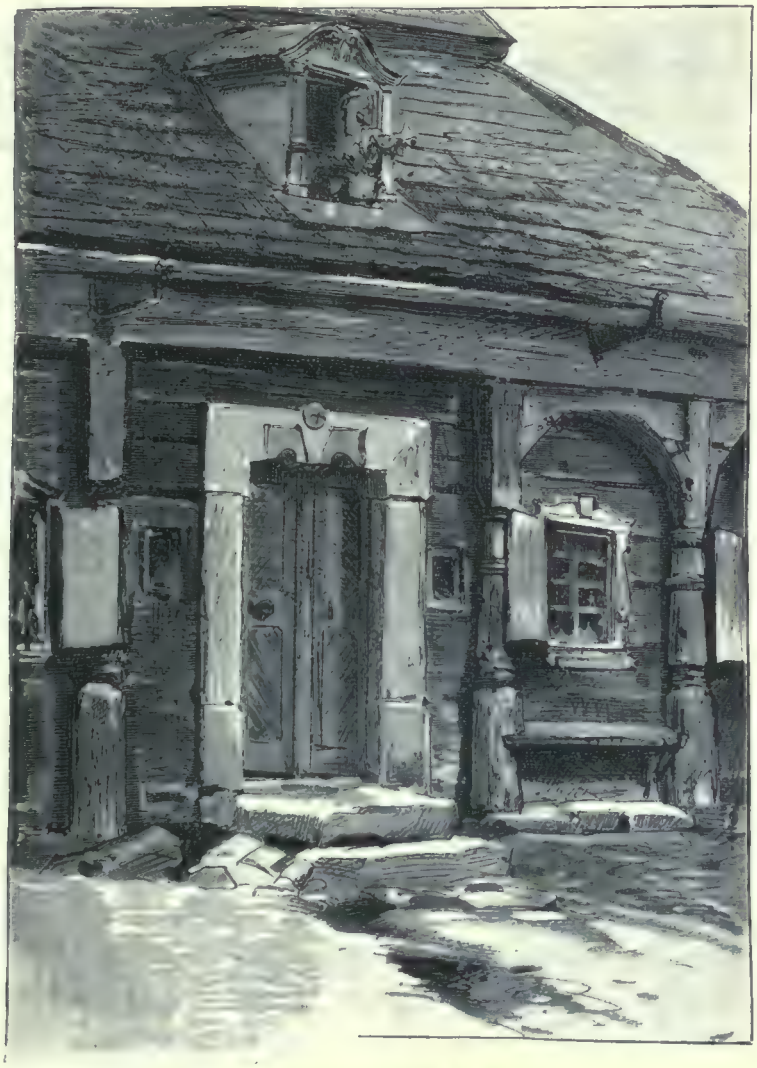
Die Anlage der Städte in Deutschböhmen fußt zumeist auf dem sogenannten Ringsysteme. Wo es die Bodengestaltung nur einigermaßen zuließ, finden sich stattliche Ringplätze (wie in Eger, Falkenau, Kaaden, Saaz, Preßnitz, Komotau, Brüx [drei Ringe], Görkau, Dux, Bilin, Leitmeritz, Aussig, Leipa, Tetschen, Rumburg, Reichenberg, Trautenau, Arnau, Budweis), die trotz ihrer Benennung von recht- oder viereckiger Form sind, mit hochgiebligen schmucken, oft auch architektonisch hervorragenden Bürgerhäusern und den charakteristischen „Vorlauben"-Gängen, die stellenweise den größten Theil der Ringplätze umsäumen und dem Stadtbilde, wie zum Beispiel besonders in Arnau, ein ganz individuelles Gepräge geben. Im Flachland herrscht seit einem Jahrhundert bereits fast allgemein der Steinbau nahezu ausschließlich vor, der sowohl im Stil der ansehnlicheren Bürger- und Geschlechtshäuser, wie in den Junkerschen und Schirndingerschen, den Typen reicherer Patrizierhäuser, dem Altrathhause und der interessanten sogenannten Stöckelgruppe in Eger eine ausgeprägt deutsche Eigenart bekundet und sich in manchem Baudenkmal, wie in der gothischen Domkirche zu Eger, dem Rathhaus und Spitzthurm in Kaaden, den Stadtkirchen in Saaz, Komotau, Brüx, Hohenelbe, dem einstigen Altrathhaus in Brüx (deutsche Frührenaissance), dem Kelchhaus in Leitmeritz, dem Rathhaus in Reichenberg und vielen anderen zu bemerkenswerthen architektonisch oder durch besondere Eigenart hervorragenden Leistungen emporgeschwungen hat. Zumeist ganz moderne, vorherrschend großstädtische Anlagen und Formen weisen die berühmten Curstädte Deutschböhmens: Karlsbad, Teplitz, Marienbad, Franzensbad und Johannisbad (Riesengebirge) auf, die infolge ihrer vielen internationalen Gäste und Verkehrsbeziehungen über den eigentlichen volks- und landesüblichen Architekturcharakter ihrer Umgebung in den letzten Jahrzehnten jäh hinausgewachsen sind.

Was die Wohnstätten der Masse des Volkes, der Landbevölkerung Deutschböhmens betrifft, so folgt die Hof- und Hausanlage in der Regel dem in Deutschland und Mitteleuropa überhaupt am weitesten verbreiteten fränkischen Typus, wie er sich am Rhein, in Mittel- und Süddeutschland, in Schlesien, in Steiermark und bis nach Siebenbürgen hin vorfindet. Im Flachlande und in den Flußthälern, wo die Ebene sich weitet und die Fruchtfülle ebenso ins Breitere und Reichere drängt als der behaglichere Sinn der Bewohner, herrscht die fränkische Anlage mit ihrem Gevierthof und der selbständigen Ausgliederung in Haupthaus und Nebengebäuden (Ställen, Speichern, Schupfen, Scheunen u. s. w.) fast ausschließlich vor. In den Gebirgsgegenden und in den ärmeren

Hochgebieten nöthigten die Orts- und Wirthschaftsverhältnisse die Siedler zur Form des altdeutschen Sachsenhauses, zum Einbau, der unter einem etwas breiteren und längeren Dache Alles: Wohnstuben, Fruchtkammern, Stall u. s. w. in sich schließt, wie dies theilweise im Erzgebirge und Duppauer Gebirge und besonders im Riesengebirge vorkommt. In den höher gelegenen Landstrichen, insbesondere in den genannten Waldgebirgen, ist auch der Holzbau noch häufig genug zu finden. Die Seitenwände der Steinhäuser, besonders jene an der Wetterseite, sind mit Schindelwandungen verkleidet, wodurch manche Gebirgsansiedlung, wie zum Beispiel Graßlitz, Neudeck, Preßnitz, Schmiedeberg, Joachimsthal, Gottesgab, Sonnenberg, Katharinaberg, Niklasberg (Erzgebirge) und die Ansiedlungen in den Riesengebirgsthälern der Aupa und Elbe u. s. w. ein eigenartiges Aussehen erhalten. — Der übrigens so warmhaltende, billigere und — vor Allem im Gebirge für menschliche Wohnungen so gesunde Block- und Fachwerkbau weicht in neuerer Zeit auch im höheren Gebirge immer mehr dem Stein- und Ziegelbau und fast nur noch einzelne, für sich mehr gesonderte Gebiete wie die Ascher, Rumburger und Braunauer Grenzbuchten und einzelne Erz- und Riesengebirgshochflächen bewahren noch die ehr- und denkwürdigen, patriarchalisch-charakteristischen Überreste der alten volksthümlichen Holzbaukunst Deutschböhmens in den Charaktertypen der alten landbürgerlichen Holzhäuser mit Vorlauben in Hohenelbe, Freiheit, Reichenberg, in den traulichen Weber-Blockhäuschen bei Georgswalde und Rumburg, sowie in den beachtenswerthen Denkmalen der alten evangelischen Holzkirche (Fachwerkbau) in Neuberg (Bezirk Asch), und der architektonisch und geschichtlich hervorragenden hölzernen Friedhofskirche in Braunau, dem aller Wahrscheinlichkeit nach ältesten noch erhaltenen Holzbauwerk solcher Art (reiner „Ständerbau" germanischen Ursprungs) in Österreich und Deutschland. Die Vorhallen und auch der Hauptbau (mit hohem Pultdach) sind in regelmäßigem Ständerbau aufgeführt, dessen wesentliche Kennzeichen für den Fachwerkbau im gesammten Riesengebirge als typisch gelten müssen.

Unter den Bauernhäusern lassen sich für alle Gebiete Deutschböhmens im Wesentlichen drei bis vier von einander mehr oder minder verschiedene Bauarten feststellen, die jedoch, fast sämmtlich noch aus älterer Zeit stammend, nun wie die alten charakteristischen Volkstrachten ebenfalls nach und nach der Neumode weichen müssen, ohne daß immer etwas Richtigeres und dem Volkscharakter Entsprechendes an ihre Stelle käme. In vorderer Reihe wie die Bürgerhäuser stehen auch die Bauerngehöfte des gesammten Egergebietes unter den Volksbauten Deutschböhmens. Das Altegerländer Bauernhaus, wie es zur Zeit noch in den Dörfern um Eger, besonders in Schlada nächst Eger und Franzensbad wohlerhalten anzutreffen ist, besitzt einen in Block- und Schrotbau, manchen Orts auch in Stein, ausgeführten Unterstock und einen in schmuckem Fachwerk- und

Riegelwandbau hergestellten Oberstock, dessen Balken- und Holzwerk roth oder dunkelbraun gefärbt von dem weißen Wanduntergrunde sehr gefällig absticht; ein mitunter ziemlich verziertes mittelsteiles Giebeldach mit einem Kreuz- oder Heiligenbilde im Giebelfeld



Typus eines Hausenganges in Rumburg.

schließt das sich stattlich, malerisch und wohnlich darstellende Haus ab. Kleine Fenster, mit Blumenstöcken bestellt, und niedrige Thüren sind ihm eigen, öfter auch kleine Vorgärtchen und einzeln stehende stattliche Obstbäume. Die innere Einrichtung der Hauptstube besteht aus dem großen Familientisch in einer Ecke zwischen zwei Fenstern, wo auch das mit dem

„Geweihten“ beſteckte Kreuz und ein oder das andere Bild hängt; aus einfachen feſten Bänken und Stühlen, den großen buntbemalten Truhen, welche die Wäſche und Leinwandſchätze bergen und auch als harte aber geſunde Divans dienen, endlich dort, wo kein Raum für eine beſondere Schlafkammer vorhanden iſt, die in früherer Zeit meiſt zweiſpännigen Ehebetten. Der gewöhnlich ziemlich große freiſtehende Kachelofen mit dem Topfbret oder Glasſchrank voll blanken Zinn-, Kupfer oder Thon- und Porzellangeſchirrs gibt der ganzen ſchlichtgediegenen Stubeneinrichtung den rechten Abſchluß und beſonders im Winter eine gemüthvolle Traulichkeit. An das Wohnhaus ſchließt ſich in der Regel im Recht- oder Viereck der geräumige Hof mit den Futterkammern, Ställen, Scheunen u. ſ. w. an. An der Mittel-Eger, im Saazer Flachland, finden ſich ebenfalls noch manche Reſte des alten Bauernhausſtils dieſer Gegend, ſo in Weitentrebetiſch, Moor, Liebotitz (Aubachthal). Die im Riegelwandbau ausgeführten Oberſtöcke weiſen meiſt einfachere Balkenverbindungen auf als im oberen Egerland; dafür umgeben häufiger theils offene, theils holzvergitterte Oberſtocklauben die innere Längenſeite nach dem Hofe zu. Die Hofanlage iſt im Weſen die fränkiſche. Der ergiebige Getreidebau erfordert große geräumige Scheunen mit hohen Tennen. Die Kleinbauern- (Halb- und Viertel-Huber-) und Handwerkerhäuſer, wie deren noch in Willomitz, Radonitz, Weinern, Winteritz, in Otſchehau (Goldbachthal) und an den Erzgebirgsgeländen beſtehen, haben die Eigenart, daß ſie ſtraßen- und hofwärts einen Riegelwand-Oberſtock (Halbſtock) beſitzen, jedoch auf der Rückſeite das Dach bis auf den Unterſtock niederfallen laſſen. Eine Beſonderheit waren die im Aubachgebiete einzeln noch vorkommenden Doppelhäuſer, vollſtändig gleiche, miteinander durch den Haupteingang verbundene Hochgiebelhäuſer mit zierlichem Fachwerk und hohen Pultdächern, wie ein ſolches ſehr charakteriſtiſches in dem ehemaligen Leeger-Hauſe und dem Franz'ſchen Hauſe in Willomitz beſtand. In dem einen waltete und regierte der Sohn, im andern das im „Auszug“ ſitzende Eltern- oder Großelternpaar.

Im Elbe-Niederlande hat ſich wenig Typiſches erhalten. Im Leipa-Gau iſt der Unterſtock der Bauernhäuſer vorherrſchend aus Stein. Die an Baſalt und ſchönem Sandſtein ſo reiche Gegend um Leipa drängt förmlich dazu, Quaderſteinbauten auszuführen, und ſo finden ſich denn in manchen Dörfern Ställe, Scheunen, Haustheile, ſelbſt Gartenmauern aus ſtattlichen weißen Würfel- und Quaderſteinen ausgeführt und darüber oft genug ein ſehr einfaches Strohdach, daneben ein Holzblockhaus. Auch ganze Ställe und Schupfen in Stein gehauen, wie in Neuſchloß und in der „Karbe“, kommen hier vor. Die Öfen in den meiſt ziemlich großen Bauernſtuben haben überdachte Platten und gleichen ſelbſt ganzen Häuschen. Zwiſchen Tiſch und Ofen, wo ſonſt das Spinnrad ſtand, ſchnurrt jetzt die moderne Nähmaſchine; nur in einem Dorfe bei Rumburg fanden ſich in einem Einbau-Bauernhauſe (Sachſenſtil) beide — noch friedlich nebeneinander! Die im Unterlande

beliebten Oberſtock-Lauben kommen auch hier noch vor. Eine beſonders maleriſche Rundbogen-Veranda befindet ſich an dem Gauler'ſchen Bauernhauſe bei Neuſchloß. Als ſelteneres Vorkommniß ländlicher Architektur iſt das ebenfalls in Neuſchloß zur Zeit noch beſtehende dreiſtöckige Bauernhaus hervorzuheben, das aus Unterſtock, Oberſtock und einem Dachſtock beſteht. Ganz eigenartig ſtellen ſich die Volkswohnſtätten zur Zeit im Warnsdorf-Rumburger Gebiete dar. Hier ſtoßen patriarchaliſch Altes, ſchlicht Ländliches und modernſt Städtiſch-Induſtrielles oft frappirend aufeinander und bilden ein ſeltſam anmuthendes Übergangs-Bunterlei. So ſteht zum Beiſpiel am Mandau-Ufer (Warnsdorf)

Der Ringplatz von Komotau.

manches einſtige Bauernhaus, das, unten im Block-, oben im Fachwerkbau errichtet, ſich mit einem modernſt-gefälligen Schieferdache, zierlich verſchieferten Giebeln, Blitzableitern, alterthümlich-kleinen Fenſtern und ... modernſten großſtädtiſchen Spiegelſcheiben darſtellt! Auch finden ſich Strohdächer mit Schieferſaum, leichte Eindeckungen mit Theerpappe, alterthümliche moſige Holzdachwerke und neueſte elegante Schieferdächer hart nebeneinander. Alt und Neu, Altbauerndorf und modernſte Induſtrieſtätte greifen hier faſt allenthalben ineinander! Ein uraltes kleines moſiges Dorfblockhaus ſteht neben dem hohen ſtattlichen ſteinernen Fabrikspalaſt, dort eine prächtige großſtädtiſche Villa, hier das Pochen, Schnarren und Klatſchen eines letzten einſamen Handwebſtuhls in niederer Hütte, dort das Surren, Brauſen der Großfabrik, der Pfiff der Locomotiven- und Dampfkeſſelpfeifen und dazwiſchen

der ſchlicht-beſcheidene Taktſchlag ländlicher Dreſcher! Das ſind die lebensvollen ſtarken Gegenſätze der bewegten Übergangszeit dieſer Gegenden! Näher nach Rumburg zu, der geſchätzten Stätte der Leinenhandweberei, werden die Blockhäuschen mit den darin raſtlos pochenden und klatſchenden Handwebſtühlen immer häufiger. Der Sinn für Sauberkeit und Nettigkeit auch betreffs des Äußeren der Wohnſtätten und die Neigung und Begabung zum Maleriſchen wächſt, je mehr man nach Norden und Nordoſten fortſchreitet. Bethätigt der Deutſche in Weſt- und Nordweſtböhmen mehr Vorliebe und Talent für Geſang, Muſik, Volksdichtung u. ſ. w. und bringt hervorragende Sänger- und Muſiker hervor, ſo iſt der Nord- und Oſt-Deutſche Böhmens mit entſchiedener Anlage dem Maleriſchen zugethan und ſtellte bereits manchen tüchtigen Maler und Bildner in die Reihen der Künſtlerſchaft. Das hervorſtechende bildneriſche und maleriſche Talent zeigt ſich nicht blos in der äußeren farbigen Ausſchmückung der Wohnſtätten, ſondern auch in dem bemerkenswerthen Kunſtſinn, der in den Heiligenbildern, Statuen, Grabſteinen u. ſ. w. insbeſondere in Warnsdorf zu Tage kommt. Weiter öſtlich, im Rieſengebirge, nimmt dieſer Sinn für das Maleriſche noch zu. Die ſonſt einfachen Holzblockhäuschen und Bauden in den Thälern der Ober-Elbe und Aupa ſind häufig durch zwei bis vier Farben ungemein gefällig und zierlich-maleriſch herausgeputzt, ja ein Kleinhaus zwiſchen Hohenelbe und Harta iſt ſogar mit volksthümlicher ſchlichter Handmalerei an der Außenſeite geſchmückt. Erwähnt ſei auch die Sitte der Hausſprüche. An einzelnen Häuſern zwiſchen Hohenelbe und Spindelmühle finden ſich auf Tafeln an der Vorderwand unter anderen folgende Hausſprüche: „Wenn Haß und Neid brennten wie das Feuer, So wären die Kohlen nicht halb ſo theuer"; „Das iſt das Beſte auf der Welt, daß Tod und Teufel nimmt kein Geld, ſonſt müßt manch' armer Geſelle für den Reichen in die Hölle"; „Furchtbar rächen ſich Lügen auf Erden, wenn ſie zur ſchrecklichen Wahrheit werden." Die Wohnſtättenanlage, die bei Georgsthal und Kreibitz gegen das innere Land zu ſich wieder mehr den Gruppen- und Haufendörfern und vom Blockbau dem Fachwerk- und Steinbau zuwendet, geht in den Rieſengebirgsgebieten abermals zu den Längendörfern und Einſchichtbauden über, die ſich kilometerweit in den Thalungen hinziehen oder in loſen Siedelungen über die Berghänge und an den Waldgeländen weithin verſtreut liegen. Der einfache Blockbau der Grenzgebiete Nord- und Oſtböhmens erſtreckt ſeine Herrſchaft auch bis in den Jeſchken-Iſergau, wo der einfache Unterſtock mit ziemlich ſteiler, tief herabreichender Dachung in älterer Zeit maßgebend war. In den reicheren Städten, in Trautenau, in Hohenelbe und Reichenberg erhob ſich dieſer Blockbau, zum Theil in Vermiſchung mit dem Riegelwandbau, bis zu mehrſtöckigen, in ſchönen Verhältniſſen ausgeführten maleriſchen Giebelhäuſern mit zierlichen Holzſäulen-Lauben, wie deren heute noch in einzelnen intereſſanten Überbleibſeln in den genannten Städten erhalten und bewohnt ſind. Dem Typus des meiſt ſtattlichen Bauernhauſes und Hofes fränkiſcher Anlage

im fruchtreichen Westböhmen steht in Ostböhmen, besonders im Riesengebirge, die durchschnittlich weit einfachere und kleinere bäuerliche Wohnstätte des Landwirthes als Einbau (nach altsächsischer Art) gegenüber. Im Riesengebirge, wo der Landmann mit schwierigeren Natur-, Boden- und Raumverhältnissen zu rechnen hat und mehr Viehzüchter, Hirte, Waldbauer und Hausindustrieller sein muß als Fruchtbauer, zeigt auch der Hausbau seine dem entsprechenden Besonderheiten. An grasreichen Abhängen der Berge, nächst Quellen und Bächen, wo eine kleine Heerde Nahrung und Trank fand, errichtete das alte Hirtengeschlecht des Riesengebirges am liebsten seine einfachen Wohnstätten, die in Bauart und Größe im ganzen Riesengebirge einander gleich sind und den Namen „Bauden", und zwar Winter- und Sommerbauden führen, welche letztere, etwas leichter und einfacher, nur im Sommer bewohnt werden und als die Sennhütten des nordostböhmischen Hochgebirges zu betrachten sind.

Die Unterlage bildet häufig eine Steinaufmauerung, auf welcher sich das Holzhaus in der Regel im Blockstil als Einbau erhebt, das heißt Wohnstuben, Stall, Milchgrube, Schupfen u. s. w. unter demselben Dach vereinigt. Der Hausboden, meist von außen durch eine Holzstiege zugänglich, dient zugleich als Heu- und Futterscheune und als Schlafraum für Kinder und Gesinde. In neuerer Zeit wird der Stall an der Ober-Elbe öfter auch rückwärts, jedoch stets als ein mit dem Wohnhaus eng verbundener Quer- oder Hinterbau ausgeführt. Holz- und Bretterverkleidungen schützen die inneren Räume gewöhnlich innen und außen vor der Strenge der Gebirgs- und Hochgebirgswetter. Im Allgemeinen charakterisirt diese Bauden eine augenfällige Einfachheit und Nüchternheit (dabei jedoch auch Sauberkeit und Gefälligkeit) in Stil und Ausstattung, wie dies der ganzen Natur und dem in manchem ernsteren Wesen der Bewohner entspricht. Der ganze äußere Luxus des Baues besteht hier und da in einer kleinen Gallerie (Halblaube) an der Vorderseite einer auf dem Abhang stehenden Baude. Die Sommerbauden liegen weithin zerstreut, die Winterbauden zum Theil wenigstens einigermaßen dorfmäßig zusammengegliedert; sie verrathen in manchen Fällen in ihren gemeinsamen Ortsbenennungen noch deutlich die Art ihrer Entstehung und den Namen der ersten Ansiedler, wie zum Beispiel Krausebauden, Rennerbauden und andere mehr. Die innere Ausstattung und Einrichtung ist ebenfalls durchschnittlich schlicht und kernfest. Ein weißer Ahorntisch in der Fensterecke, darüber Kreuz und Heiligenbild, einfache Holzbänke und Stühle an den Wänden, Bettstelle, Topfbret, Geschirrkasten, die üblichen Geräthschaften zum Butter- und Käsebereiten, der Kachelofen mit eisernen oder kupfernen Siedekesseln, Alles durchschnittlich rein und ordentlich gehalten, bilden den gewohnten Hausrath. In neuerer Zeit ist durch die rasche Zunahme und Ausbreitung mannigfacher Hausgewerks- und Industriethätigkeit, sowie durch den regen Fremdenverkehr manches Neue und Städtische in die Riesengebirgsbauden gedrungen.

Die Thalungen und Gehänge an der Ober-Elbe und Aupa werden immer dichter besiedelt, der moderne Steinbau und Villenstil dringt vor und an Stelle der bäuerlichen Holzbauden treten moderne Wohnstätten, die den neuen Industriebetrieben und Lebensverhältnissen dienen und auch hier dem Ganzen den Charakter des Überganges verleihen. Erwähnt sei noch, daß die Triebkraft der vorbeirauschenden Wässer mitunter durch sinnreiche und geschickte Vorrichtungen dazu benützt wird, Schleifsteine, Treibräder und ab und zu auch Kinderwiegen in Bewegung zu erhalten.

Die Wahrnehmungen aus der Gesammtübersicht über die Volkswohnstätten und deren neuere Entwicklung drängen den Beobachter schließlich zu einigen kurzen Schlußbemerkungen. Die Erfahrung lehrt, daß die verschiedenen Volksgebiete in den deutschen Hauptgauen Böhmens seit jeher ihre, der Naturumgebung und dem Charakter des Landes und Volkes entsprungenen und zweckmäßig angepaßten Baustile besaßen, die ihnen nun die Neuzeit größtentheils schon genommen hat. Die Wohnstätten des Bürgers und Bauers in Deutschböhmen haben sich in demselben Maße bereits modern vernüchtert, der früheren Charaktereigenthümlichkeit und oft so poetischen, gesunden Eigenart entäußert, da gerade in Deutschböhmen — von der Reichshauptstadt abgesehen — der Fortschritt des neuen Verkehrs- und Industrielebens in Österreich am raschesten und größten vor sich ging. Die neuen Bürgerhäuser in den Mittelstädten sind heute durchschnittlich größer, heller, luftiger, darum auch theilweise gesünder, in manchem auch bequemer, doch sind sie auch der Menge nach viel nüchterner, schablonenhafter, fabriksmäßiger geworden und entbehren des Reizes und Vorzuges der bestimmten Eigenart früherer Zeit. Übrigens zeigen sich auch bereits wieder manche Ansätze zum Besseren. Das deutsche Bauernhaus in Böhmen dagegen befindet sich derzeit in einem wenig befriedigenden Übergangsstil. Man hat den alterprobten, für einen Gau und Volksschlag seit langem passenden charakteristischen Baustil verlassen und vermochte bis jetzt nicht das entsprechend Richtige an dessen Stelle zu setzen, sondern überträgt geistes- und handwerksbequem einen gewissen flach-nüchternen niederstädtischen Durchschnittsstil gewöhnlichster Art auch auf die Bauerndörfer. Diese nicht zu billigende Bauweise ist besonders in den wegen ihrer größeren Fruchtbarkeit wohlhabenderen Flachlandgebieten an der Eger und Elbe, zum Theil auch in den nordöstlichen Industriebezirken herrschend geworden. In manchen kleinen Dorfschaften des Saazer Landes und ziemlich weit eger auf- und abwärts, auch auf dem Hopfenboden längs des Goldbachs, an der Nieder-Elbe u. s. f. stehen heute ganz städtische Bauernhäuser mit breiten Straßenfronten und allem städtischen äußerlichen Putz. Der Einsichtsvolle kann sie weder ländlich-passend und bäuerlich-praktisch noch charakteristisch nennen. Die oberen Wohnräume stehen meist leer oder die Zimmer werden zur Noth als Getreidespeicher benützt, da es unten an Raum und zweckmäßiger Eintheilung des Gehöftes fehlt. Hier ist eine entschiedene Anregung zur Wendung dringend geboten.

Der Ringplatz von Leitmeritz.

Bauernhaus und Hof dürfen nicht gedankenlos verstädtert werden. Sie verlangen jederzeit ihren eigenen Stil. Er wird sich, der Neuzeit angemessen, wenn durch entsprechend dafür vorgebildete Baumeister auch auf dem Lande darauf hingewirkt wird, einfach den Hauptbedürfnissen des Betriebes und den Orts- wie Zeitverhältnissen folgend, bis zu einem gewissen Grade auch unschwer finden lassen. Sind nur einmal für die verschiedenen Hauptgebiete: Getreideland der Ebene, Hopfenland und Obstgebiet, Berg- und Waldland, einige wohldurchdachte, möglichst zweckmäßige, allgemein gefällige Muster gegeben und würde einigermaßen planvoll das Interesse hierfür bei Baumeistern und Baubestellern gefördert, so könnte bald Wesentliches geschehen, um die jetzige unbefriedigende, vielfach schädliche gedankenlose Bauführung der bäuerlichen Wohnstätten noch rechtzeitig zu beseitigen und wieder bessere, der neuen Zeit würdige, zweckmäßigere und auch wieder volkscharakteristischere Wohnstätten für Bauer und Bürger zu schaffen!

Volkssitten und Bräuche. Böhmen ist reicher als die meisten übrigen Länder an Volkssitten, Bräuchen und Liedern; denn zu den zahlreichen allgemein-deutschen Volksübungen, die hier infolge der nahen Nachbarschaft Deutschlands, der vielfältigen Wechselbeziehungen und der engen Stammesverwandtschaft mit den germanischen Hauptstämmen Eingang und Pflege fanden, kamen im Laufe der Zeiten auch noch manche landes- und stammeseigene des deutschen Volkes in Böhmen selbst. Der ungewöhnliche Reichthum des Stoffes bringt es mit sich, daß hier nur das Wesentlichere übersichtlich erwähnt werden kann. Es sind nun der Reihe nach die Gebräuche und Feste aus dem Familienverhältniß, sodann das Volksleben im Naturjahr und endlich die Feste und Sitten mit geschichtlichem und culturgeschichtlichem Ursprung und Untergrund in Betracht zu ziehen.

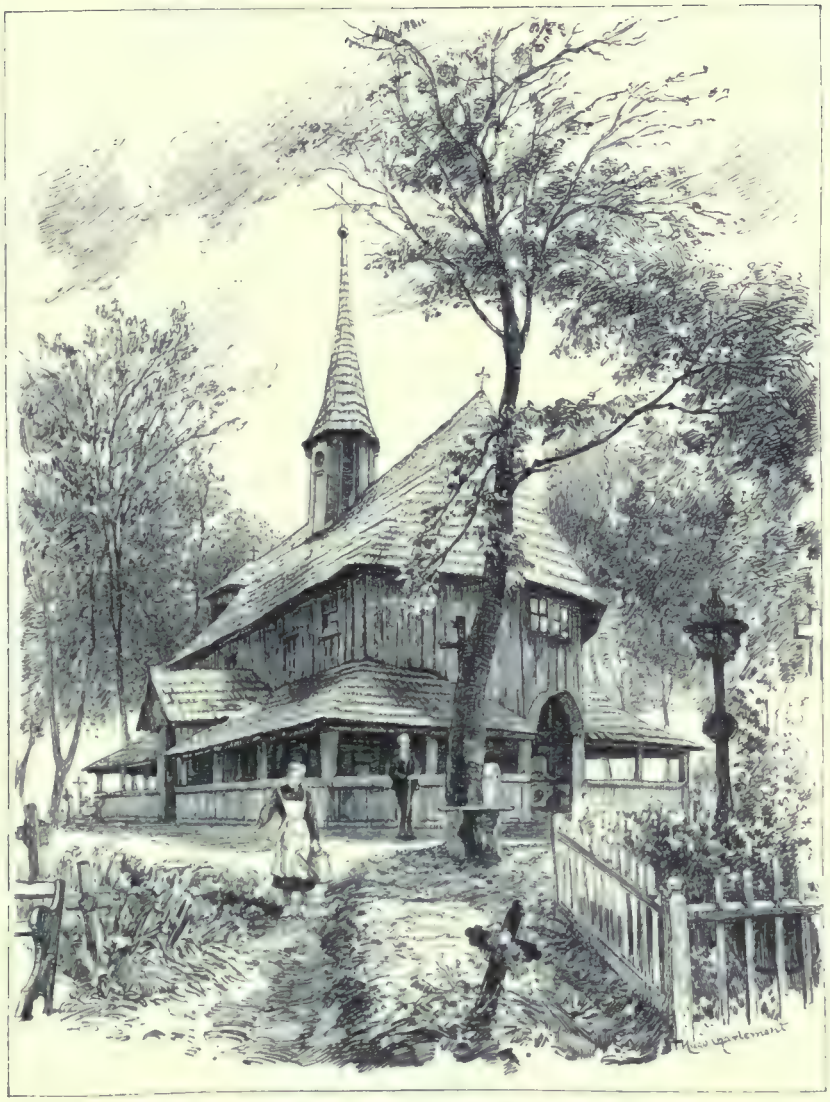
Im Mittelpunkt des Familienfestlebens stand von altersher naturgemäß das so wichtige Familienereigniß der Hochzeit. Hier entwickelten Gemüth und Phantasie des regsamen Volkes einen fast unerschöpflich scheinenden Reichthum an sinnbildlichen und ausschmückenden Gebräuchen, die ganze Fülle des erfrischenden, gesundkräftigen Humors und eine große Begabung zur poetisch-symbolischen, volksreligiösen Verklärung, wie dies nur noch bei den zwei Hauptfesten des Natur- und Kirchenjahrs, dem Weihnachts- und Osterfest, zu beobachten ist. Am reichsten ausgestaltet und bis in die Neuzeit verhältnißmäßig auch am besten erhalten haben sich die volksthümlichen Hochzeitsbräuche im oberen Egerland. Eine Egerländer Bauernhochzeit in der älteren vollkommenen Form zählte seit langem weithin als sehenswerthe Besonderheit und erfreute sich eines solchen Rufes, daß auf Wunsch und zu Ehren regierender Fürsten, welche öfter die berühmten Curorte Deutschböhmens aufsuchten, zuweilen eine solche veranstaltet, ja einstmals auch vom Egerer Stadtmagistrat aus Anlaß der Krönung Kaiser Ferdinands demselben eine Egerländer

Hochzeit in Prag vorgeführt wurde und besondere kaiserliche Anerkennung errang. Die Einleitung zur Hochzeit geschieht im Egerlande wie auch in den meisten übrigen Gebieten Deutschböhmens nach der „Anrede", „Aariding" (Werbung) mit den Vorbesprechungen, dem sogenannten „Leihkauf," wobei meist ein als Vertragsvermittler wie als Lustigmacher gleich geschickter Beihelfer („Procurator") eine Hauptrolle spielt und die Parteien der Braut und des Bräutigams über Mitgift u. s. w. einigt. Es dauert manchmal acht bis zehn Stunden, bis Alles „in Richtigkeit" gebracht ist. Hierauf erfolgen die in der Regel ziemlich langen und kunstvoll gefaßten, oft auch gereimten, Anreden des „Procurator". Ist der „Leihkauf" gerathen, so beschließt ein fröhliches Mahl bei Musik und Tanz den Verlobungstag. Im Tachauer, Daubaer und Saazer Gebiete nennt man diese Feier „das Versprechniß", in Ostböhmen „die Zusohging". Hierauf ist es die Hauptsorge der Brautmutter, die „Firting" (Ausstattung) für den möglichst stattlichen „Kommawogn" (Saazerland), „Plunna- (Plunder-) Wog'n" (Oberegerland), „Brautfuder" (Elbeniederland), „'s Gerille" (Dauba) fertig zu bringen, wobei die „Tuatn"-Frauen (Pathinnen) fleißig mithelfen und die sogenannten „Tuatn"-Polster (Federkissen) fürs Brautbett beisteuern.

Am Hochzeitstag selbst, meist am Dienstag, denn die richtige Hochzeit muß am „Irda" (Dienstag) sein, wird die Braut vom Brautführer oder Bräutigam aus der Kammer geführt. Hierbei mußte er früher stets als „Haftelgeld" fünf bis zehn Thaler erlegen (das altdeutsche Brautkaufgeld!). Der Hauptschmuck der Braut besteht im Egerland im sogenannten „Glockenbändel" (ein Lederstreifen mit Messingsternen, an denen kleine Metallschildchen frei herabhängen) und der „Brautkrone" (in der Plauer Gegend und im Riesengebirge auch „Nest" genannt), die aus Kunstblumen und Goldflitter gefertigt wurde. In neuerer Zeit hat besonders im Flachlande (Mittel-Eger und -Elbe) der städtische Brautkranz den alten volksthümlichen Brautkopfschmuck schon größtentheils verdrängt. Nachdem die Eltern das Brautpaar gesegnet, setzt sich der Hochzeitszug zur Kirche in Bewegung. Voran schreiten unter Pistolenschüssen die Musikanten (Dudelsackpfeifer im Egerlande), denen der Bräutigam folgt. Er trug sonst, und zwar zu jeder Jahreszeit „Fükksahandschka" (Fuchspelzhandschuhe), eine Otterfellmütze und den Rosmarinstrauß. Ihm schließen sich seine männlichen Sippen mit rothen Seidenbändern an Hüten und Stöcken (Tepl, Plan, Tachau) an. Hierauf kommen: der Procurator, der Brautführer, die Braut (die dabei im Schuh ein Silberstück, in der Tasche ein Stück Brot trägt), die Kranzeljungfern, Geschwister und weitere Verwandte. Braut und Bräutigam dürfen sich auf dem Wege zur Kirche nicht umsehen, damit sie die Ehetreue halten. Regnerisches Wetter beim Traugang bedeutet Glück und Reichthum, Wind, der die Äste bewegt, Unfrieden in der Ehe und — Schläge! Schon beim Verlassen der Kirche beginnt manchmal das Aufhalten des Brautzuges durch über den Weg gespannte Schnüre, Stricke,

Strohbänder u. ſ. w., das ſogenannte „Fürziehen“ (Egergebiet), „Schnurhalten“ (Auſſig), „Verſchnüren“ (Hohenelbe), und der junge Ehemann muß den Weg durch Auswerfen kleiner Münzen frei machen. Bei dem Gehöfte des Bräutigams wird die junge Ehefrau von einer weiblichen Verwandten desſelben vor der geſchloſſenen Hausthür mit einem Willkommentrunk empfangen. Die Braut leert das Glas und wirft es derart hinter ſich, daß es zerſchellt, um ſolcher Art mit ihrer Vergangenheit als Mädchen abzuſchließen. (Überreſt der alten Trankopfer.) Fällt das Glas nicht in Scherben, ſo muß es der Nächſtſtehende raſch zertreten, damit ſie Glück habe. Im Hauſe ſelbſt muß die junge Bäuerin zuerſt einen Laib Kornbrot anſchneiden (Fruchtehrung). Dieſer Anſchnitt („Oberrampftel“ im Egerland, „Aufſchnittl“ im Saazergau und Erzgebirge) wird von den jungen Eheleuten als ein Glückspfand aufbewahrt. Sodann führt man die Jungbäuerin dreimal um den Tiſch und um das Haus und ſetzt ſie zu Ende an den neuen Herd, damit ſie heimiſch werde und Beſitz nehme vom neuen Eigenthum. Bei dieſem Rundgang muß ſie über kreuzweiſe gelegte Rechen, Sicheln u. ſ. w. ſteigen (Arbeitsehrung und -Segnung). Der Ehrentanz auf der Dreſchtenne beſchloß in früherer Zeit dieſen erſten Theil der Hochzeitsfeier.

Zum Wichtigſten gehört natürlich auch das Hochzeitsmahl. Hierbei hat der „Procurator“ (Egergebiet), „Altvater“ oder „Dariswart“ (Niederelbe—Auſſig—Leitmeritz u. ſ. w.) „Plampatſch“, „Plumpatſch“ (Plan, Tachau), „Huckſtbietner“ (Reichenberg), „Plaudermann“, „Plampatſch“ (Hohenelbe, Trautenau, Rieſengebirge) erſt ſeine größte Rolle zu ſpielen. Er iſt der Ceremonien- und Tafelmeiſter, Hochzeitsmarſchall und hat dabei auch alle möglichen Späße und Schnurrpfeifereien, als feierliche Anſprachen an den Kachelofen, die Speiſezettel- und Ehepredigt und dergleichen mehr zu beſorgen oder anzuſtiften, kurz die Seele der Hochzeitsunterhaltung zu ſein. Eine Art Ergänzung findet er im Elbe- und Eger-Niederlande an der ſogenannten „Salzmäſte“, einer Art Brauthofmeiſterin, welche ihn in der Leitung und Überwachung des Hochzeitsfeſtes unterſtützt. Unumgänglich für jedes volksthümliche Hochzeitsmahl (beſonders im Egerlande) ſind die Reisſuppe und der Hirſebrei, letzterer mit Honig reichlich verſüßt und überdies mit Zuckerſtängelchen, Lebkuchen und dergleichen zierlich aufgeputzt. Daher gilt heute noch das Volksſprichwort an der Obereger von einem „Überalldabei“: „Dear is wöi da Hirſchbrei af alln Höichzatlan!“ Ein guter Theil der Schüſſel wird den „aufgeibenden“ ärmeren Kindern und „Armleuten“ ausgetheilt. Zum Hochzeitsmahl bringen die Geladenen meiſt ſchon einige Zeit vorher ihre Gaben an Geflügel u. ſ. w. An manchen Orten (Reichenberg, Oſtböhmen) geſchieht das Brautbeſchenken auch erſt gegen Schluß des Mahles ſelbſt. Die Hochzeitstafel wurde beſonders in früheren Zeiten ſehr reichlich ausgerüſtet. Der Egerer Magiſtrat mußte in den Jahren 1360 und 1614 eigene „Leihkauf-, Hochzeits- und Kindstaufverordnungen“



Gothische Holzkirche (Friedhofskirche) in Braunau.

gegen das Unmaß erlassen. Es wurden nur mehr drei Tische für je zwölf Gäste und acht Eimer Schrotbier gestattet.

Bei dem Hochzeitsmahl muß es allerlei Kurzweil geben und die Festlust in frohem Übermuth sich auslassen. Allgemein üblich ist seit langem das „Brautstehlen", Entführen und Wiederauslösen, das Rauben eines Schuhes vom Fuße der Braut (wems glückt, der erhält ein Pfand- und Löserecht), das Zuckerschießen und anderes mehr. An dem Überfluß der Hochzeitstafel nehmen auch die Daheimgebliebenen theil durch das „Bescheidgeben"

(B'schaai, Ober-Egerland), durch die „Hochzattsbrockn" (Saazerland), das „Mitgebringe" (Elbe-Niederland, Aussig), das „Hickeln-Schicken" mit Hochzeitsbissen (Reichenberg, Isergebiet).

Nach dem Hochzeitsmahl beschließt der Tanz, den meist der Brautführer mit der Braut eröffnet, den ersten Hochzeitstag. Zu den beliebtesten Tänzen gehörte hierbei im Ober-Egerlande der „Trischlag", der abwechselnd im Zweivierteltact und Dreivierteltact getanzt wurde; im Saazer Flachlande, an der Mitteleger, im Duppauer und Erzgebirge tanzte man den „Schleifer" (Walzer) und „Hopser" (Galopp, auch Ausdruck für „Tanz" überhaupt), im Reichenberger Gau den „Hoppich" (Walzer) bei solchen Gelegenheiten am liebsten. Im Riesengebirge war der Ehrentanz, den der Angesehenste der Gesellschaft über Aufforderung des Plumpatschs mit der Braut einst zu tanzen pflegte, ein „Buschkarante" genannter Menuettanz. Im übrigen wurde ebenfalls das Walzen, „Deutschtanzen" bevorzugt. Zuweilen schon am Vortag, in der Regel aber am ersten oder zweiten Hochzeitstag wird die Brautausstattung in das neue Eheheim geschafft. In Alt-Reichenberg geschah dieses dort sogenannte „Brautbetten" meist schon vor der Hochzeit, indem die Freundinnen der Braut in der abendlichen Dämmerung in geschlossenem Zuge Geschirr, Wäsche und die blüthweißen Brautbetten ins Bräutigamhaus übertrugen und dabei, sollte die Ehe glücklich werden, ja nichts zur Erde fallen lassen durften. Ein ähnlicher Brauch herrschte auch in der Stadt Plan (Egerlandgebiet).

Zu einer richtigen Bauernhochzeit im Eger- und Elbegebiete gehörte stets der Kammerwagen (Plunnawogn) oder das „Brautfuder" (Niederelbe). Seine Hauptstücke bestanden seit langem in dem mehr minder bunt ausgestatteten Bettgeräth, der geschmückten Wiege, dem Backkübel und Spinnrocken, an dem gewöhnlich eine „Tuatn"-Frau oder Kranzeljungfer während der Fahrt spann, dazu die großen mit Blumen u. s. w. buntbemalten festen und oft kunstvoll beschlagenen Wäschetruhen und Schränke (auch ein Korb mit Seife und Schuhwerk durfte nicht fehlen) und zu oberst als Wichtigstes: die zahlreichen strotzenden, festlich mit Schleifen und Seidenbändern geschmückten Brautbetten, der Stolz jeder echten Bäuerin! Die Spitze und Krone bildet in der Regel das sogenannte „Tuatkissen" oder „Zöllerl", mit Amuletten behängt und mit Bändern geschmückt. Die Tauf- und Firmpathinnen der Braut „die Tuatn" sitzen obenauf und werfen Backwerk und Kleingeld aus. Ein stattliches Ochsengespann, bei reicheren Hochzeiten stets ein Viergespann, mit Klingrollen und Bändern reich geschmückt, zieht im Ober-Egerlande den Plunderwagen unter Musikklängen und Jauchzen der Burschen ins neue Haus. Im unteren Eger- und Elbegebiete sind schöngeschirrte stattliche Rosse vorgespannt und der Brautführer oder die „Salzmäste" rühren während der Fahrt fröhlich das große Butterfaß. Auch dem Kammerwagen wird durch Bänder- und

Seilziehen der Weg gern verlegt, und zuweilen bringt der Kammerwagenführer selbst trotz des kräftigen Viergespanns den Wagen nicht mehr weiter, bis er ein entsprechendes Geldgeschenk erhält. Bei reicheren Bauernhochzeiten fährt dem ersten meist noch ein zweiter kleinerer Wagen nach, der mit dem Bindergeschirr, dem Acker- und Wirthschaftsgeräthe beladen ist; auch folgen die Kühe, Kalbinnen und Schafe nach, die der Braut als Mitgift zugetheilt wurden. In der Tachauer Gegend führte man dem Kammerwagen einst eine schwarze Henne nach, damit die Ehetreue bewahrt werde. Zu erwähnen ist noch die in allen Gebieten früher allgemein vorkommende Sitte des „Brauthaubens"; hier in der ersten Mitternacht, anderorts wie in und um Dauba auch erst am zweiten Tag, dem sogenannten „Weibertanztag", wird der Jungfrau das „Nest" oder „Hochzeitskränzl" von den Freundinnen abgenommen und die Frauenhaube feierlich aufgesetzt. Als Besonderheit ist noch zu verzeichnen, daß in Altreichenberg die Jung-Frau in der ersten Hochzeitsnacht oft noch in väterlicher Obhut im Elternhause verblieb, worauf am nächsten Morgen noch ein Kirchengang und sodann im Bräutigamshause das Bruderschafttrinken der neuen Verwandtschaft und Freundschaft stattfand, worauf das junge Paar nunmehr seinen Ehestand antrat.

Auch Geburt und Tod wurden von altersher in ganz Deutschböhmen durch verschiedene Gebräuche für das Volksleben besonders bedeutsam gemacht. Am allgemeinsten und längsten hat sich, wie leicht erklärlich, der Kindstaufschmaus in allen Gebieten erhalten. Kommen die Pathen (in manchen Bezirken wird, besonders in neuer Zeit, nur ein einziger gewählt) mit dem Neugetauften glücklich heim, so wird der ohnehin nöthige Imbiß gewöhnlich zu einem Kindstaufmahl erweitert und erhöht, von dem auch die benachbarte Jugend gern ihren Theil haben will, denn sie pflegt „auf den Stopfer" zu kommen (Asch, Eger, Kaaden, Podersam u. s. w.) und „aufzugeiben" (Aubachthal), „uff de Geiba" zu gehen (Elbe-Niederland-Leitmeritz u. s. f.) und erhält in der Regel „Buttersemmeln", Honigschnitten, Bretzeln, Kuchen u. s. w. In den Elbegegenden, um Aussig, zum Theil auch an der Unter- und Mitteleger, besteht das volksthümliche Gevatteressen, das oft erst in den letzten Tagen der Wochenbettzeit stattfindet, in einer kräftigen Biersuppe. In neuer Zeit ist — vor Allem im Saazer Lande und Aubachthal — nach städtischer Allerweltsmode der Festkaffee mit Kuchen und Backwerk als Taufimbiß allgemein üblich geworden. Auch die Landbevölkerung hat sich leider schon größtentheils ihrer kräftigen, gesunden und billigen Hausmannskost entwöhnt und nach städtischer Art neuen raffinirteren, meist fremden Speisen und Getränken zugewendet, die in der Regel mehr Reiz- als Nährmittel sind und zur Nervosität, Verschwächlichung und all den bekannten modernen Lebenserscheinungen führen. Kleine Pathengeschenke, „Pathenbriefe" mit größeren Silbermünzen (Theresienthalern u. s. w.) oder Ducaten waren weithin üblich. Die Wöchnerin selbst erhielt durch

8 bis 14 Tage von Verwandten und Nachbarn abwechselnd die Wochenbettſuppe. In Alt-Reichenberg war es Brauch, daß die Mutter nach dem erſten „Kirchengang“ ihren Säugling zu den Pathen „Tatſchen“ trug (nach dem Tragtuch „Tatſchen“ ſo genannt) und damit den erſten Beſuch mit dem jungen Leben machte.

Auch beim Sterben hält man treu an dem alten Brauch. Iſt ein theures Menſchenleben im Verlöſchen, ſo wird die geweihte Sterbekerze entzündet und ſtill gebetet. Nach dem Eintritt des Todes öffnet man das Fenſter, damit die Seele in den Himmel fliegen könne. Die Wanduhr wird zum Stehen gebracht, der Spiegel verhängt. Die Freude iſt im Hauſe geſtorben, die Zeit hat für die Überlebenden einſtweilen ſtille zu ſtehen, bis der Todte beſtattet iſt. Die alte Sitte der Todtenbretter, die in den öſterreichiſchen Alpen vorkommt, wird auch in Deutſchböhmen (Böhmerwald) bis in die neuere Zeit geübt. So lange die Leiche im Hauſe iſt, wird in der Regel die Todtenwache gehalten. Der Verſtorbene muß ein Gebetbuch (bei Proteſtanten in Nordböhmen die Bibel) und eine Scheere mit in den Sarg bekommen (die letzten Spuren der alterthümlichen Todtengaben). Wird der Sarg aus der Stube getragen, ſo müſſen die Träger, die im Egergebiete Rosmarinzweige erhalten, dreimal abſetzen, bevor ſie über die Schwelle treten. Hinter ihnen werden die Stühle geſtürzt und auf den Bauernhöfen die Hausthiere im Stall vom Lager aufgetrieben, auch die Bienenſtöcke gerüttelt, damit Alles theilnehme und merke, wenn der Hausvater zum letzten Mal Haus und Hof verläßt. Nach der Beerdigung folgt im Trauerhauſe oder im Gaſthofe des Kirchendorfes der „Leichentrunk“ (auch „Leichenbrot“ in den Elbegegenden). Es wird das „Leid vertrunken“, wobei es jedoch meiſt ſtill und ernſt hergeht und dem Todten die „gute Nachrede“ gehalten wird.

Nächſt den Familienfeſten ſind die Hauptfeſte des Natur- und des ſich dieſem meiſt anſchmiegenden Kirchenjahres beſonders hervorhebenswerth, wobei althergebracht drei Hauptgruppen in Betracht kommen: das Weihnachts-, das Frühlings- (Oſter-, Pfingſt-, Mai- und Johanni-) Feſt- und der Kirmeß-Feſtkreis. Auf dem altgermaniſchen Julfeſte fußend, das zur Feier der Winterſonnenwende begangen wurde, hat ſich das bedeutſame ſinnige Weihnachtsfeſt unter dem ſittigenden Einfluß des Chriſtenthums, das die uralten Volksbräuche verſtändnißvoll in chriſtliche Formen umzugeſtalten wußte, auch in Deutſchböhmen als ein Hauptfeſt des ganzen Natur- und Kirchenjahrs bis heute erhalten. Es bildet beſonders im Bauern- und Kleinbürgerthum bis in die neue Zeit zugleich auch den Beginn des neuen Wirthſchaftsjahrs. Zu Weihnachten pflegte der Bauer ſeit langem in den meiſten Gebieten die Vorbereitungen für das neue Arbeits- und Fruchtjahr zu treffen, Viehſtand und Geräthe zu muſtern, auszuwechſeln u. ſ. w. Zu Weihnachten war auch in der Regel die „Ziehzeit“ des Geſindes. Am zweiten Weihnachtstag hatten die Dienſtleute das neue Arbeits- und Lohnjahr anzutreten, wurden mit

den Handwerksmeistern, Schmieden, Wagnern, Riemern u. s. w. die Raitungen, die Jahresrechnungen abgehalten. Der eigentliche kalendarische Neujahrstag spielte im Volksleben sonst nur eine untergeordnete Rolle. Der Wichtigkeit des Weihnachts-, als ersten Jahresfestes entsprechend, sind auch die Volksbräuche desselben ungemein zahlreich und derart entwickelt, daß sie sich über einen ganzen Kreis von Festen, vorbereitenden und abschließenden Weihetagen und Loosnächten erstrecken. Die starke Volksnatur liebt es seit altersher überhaupt, ihre Feste nicht auf einen einzigen Tag zu beschränken, und wie

Egerländer Bauernhof im Dorfe Schlada bei Eger.

eine rechte Volkshochzeit einst drei bis sieben Tage dauern mußte, so hatten auch die Jahreshauptfeste stets ihre besonderen Vortage und Nachfestlichkeiten.

Die erste Hindeutung auf Weihnachten und die Einleitung in die sechs geheimnißvollen Wochen des Winters bildete seit jeher der Andreastag (Ende November). Die Andreasnacht ist die erste der sogenannten „Loosnächte“ (von loosen = lauschen, die Zukunft zu erhorchen). Sie führt in die Mysterien der Hauptzeit ein und bildet die erste Vorbereitung zu den Geheimnissen der Weihnacht. In den ersten Loosnächten, in den dämmrigen Tagen und dunklen zur Geistessammlung drängenden Abenden der letzten Jahreswochen wird Phantasie und Gemüthsleben des Volkes besonders regsam und es erwacht ihm der Drang, vorschauend einige Blicke in die Zukunft des nahenden Jahres zu thun.

Allgemein geübt ist seit jeher in Deutschböhmen am Andreasabend das Schuhwerfen und Bleigießen, wobei am Saume des Erzgebirges, im Komotauer Bezirk, der Spruch in Übung ist: „Schüchel aus, Schüchel ein, wo werd' ich nächstes Jahr wohl sein?" Der Hauptbrauch in den Bauernsiedlungen ist jedoch seit langem das „Loosen-", „Horchen-" und „Anklopfen"-Gehen, um zu erfahren, ob Glück oder Unglück bevorstehe, Hochzeit, Wanderschaft oder Tod, Frucht oder Unfrucht.

In den letzten Jahreswochen untertags, besonders aber abends gehen die „Zembern" um. (Der Name ist von „Zimber", „Zimberich" abzuleiten, furchteinflößender, gewaltthätiger Mann.) Der Zember, im gesammten Egerlande, Erzgebirge und in den Elbegebieten auch „Rupprich", „Rupprecht" (nach dem Knecht Rupprecht des Bischofs Nikolaus so genannt) erscheint im Zottelpelz, mitunter auch als „Bär" oder „schwarzer Mann" mit klirrenden Ketten und großem Schnappsack, öfter auch in Begleitung des frommen Nikolaus in den Höfen und Stuben, straft oder belohnt die Kinder und mahnt sie, folgsam zu sein, damit das „Born-Kinl" (Christkind) nach seinem Bericht recht viel beschere. Mancher Zember neckt und schreckt auch gern seine Herzliebste oder jene, die es nächstens werden soll, und so gibt das Zembern für alle Theile viel dramatisches Leben in den Bauernstuben. Im Erzgebirge (Eisenberg) begleitet öfter auch St. Petrus den „Rupprich". In Reichenberg und Gebiet kommt der gute Nikolaus schon am Andreasabend, füllt den Kindern die vor das Fenster gehängten Strümpfe mit Äpfeln, Nüssen und beschert ihnen den „Andreaskranz". (Kommt ortsweise auch im Saazergau vor.) Bemerkenswerth ist es, daß in dem mehr abgeschlossenen „Braunauer"-Ländchen (Ostböhmen) an Stelle des Rupprich die sogenannte „böse Braut" umgeht (die altgermanische Frau Berchta). Weihnachts- und Krippenspiele waren in ganz Deutschböhmen stets in Übung und sehr gepflegt. Diese Weihnachtsspiele wurden in den einfacheren Formen als Haus- und Familienspiele und höchstens mit Beiziehung der Nachbarschaft aufgeführt. In den Grenzgebieten Nordböhmens (bei Warnsdorf, Rumburg, Schluckenau) vereinigen sich Kinder von 10 bis 14 Jahren zu kleinen von Haus zu Haus wandernden Christspieltrupps, in welchen der heilige Christ, Nikolaus, Petrus, ein Engel und der Knecht Rupprecht vertreten sein müssen, der gewöhnlich auf den Ruf: „Rupperus, Rupperus komm herein", mit absichtlichem Stolpern zur Thüre hereinfällt. Dieser Brauch erstreckt sich auch über Leipa. In der Regel wurden die Christspiele seit jeher von Erwachsenen aufgeführt, die auch planmäßige Wanderschaften (Gastspiele) unternahmen und dabei allerlei Gaben einsammelten, so daß das Christspiel für ärmere Leute auch zu einem Nebenerwerb wurde.

Am weitesten entwickelten sich die Weihnachtsspiele, wo in bestimmten Häusern gewissermaßen stehende Bühnen dafür eingerichtet wurden, wie dies einst in den

Jeſuiten-Lateinſchulen in Komotau geſchah, wo ſeitens der Schüler auch weltliche Stücke aufgeführt wurden; ferner in Altreichenberg, wo die auch in Nordweſtböhmen geübte Sitte des „Krippelaufſtellens“ ſehr beliebt war, insbeſondere aber in Alt-Eger, wo nach nachbarlich Nürnberger Art zu Weihnachten, Oſtern und Pfingſten junge Männer mit einem „Praecursor“ (Herold) an der Spitze durch die Stadt zogen, um die Hausgeſellſchaften zum Weihnachts-Schauſpiel einzuladen, das auf dem Markte in einer hohen Bretterbude ſtattfand. Aus dieſen anfangs geiſtlichen Spielen entwickelte ſich ſodann auch in Eger

Bauernhaus aus der Gegend von Kaaden.

allmälig das weltliche Volksſchauſpiel. Dieſe öffentlichen Weihnachtsbühnen ſind nun längſt wieder verſchwunden und als letzter Reſt der Chriſtſpiele hat ſich in Eger der Brauch vereinzelt erhalten, daß Chorſänger (meiſt Knaben) mit dem Jeſukind in einem zierlich ausgeſchmückten Körbchen in den Abendſtunden in die Bürgerhäuſer gehen, ein Weihnachtslied anſtimmen und dafür kleine Gaben bekommen.

Unter ſolchen Einleitungen kommt endlich der Mittelpunkt aller Winterfeſte des Volkes, die eigentliche Weihnacht ſelbſt heran. Die größte Bedeutung hat der ſogenannte „heilige Abend“, die Chriſtnacht. Sie iſt die ſogenannte „Mutternacht“ der zaubermächtigen zwölf „Unternächte“ (von Weihnachten bis zum Dreikönigstag). In dieſen heiligen zwölf Nächten that ſich nach altgermaniſchem Volksglauben der Himmel auf und

die Götter, Wuotan als Schimmelreiter voran, durchzogen die Erde. Im Dunkel der Loosnächte wird darum nach der Volksanschauung alle geheime und übersinnliche Gewalt reg- und wegsam und tritt dem Menschen in verschiedenen Gestalten und Beziehungen näher als sonst. Fast Alles in der Natur in dieser Zeit wird der Volksphantasie zum Träger und Vermittler des Übernatürlichen, Geisterhaften. Haus und Hof, Luft, Erde, Feuer und Wasser erfüllen sich mit den ihres Bannes entbundenen geheimnißvollen Kräften, und wie der Grieche Homers das ganze Naturleben mit seinen Göttern belebte und vermenschlichte, so hat auch der germanische Volksgeist vor Allem in den zwei bedeutsamsten Nächten der Winter- und Sommer-Sonnenwende, den Merkzeiten des aufsteigenden und wieder absinkenden Jahres, das Natur- und Familienleben mit poetischer Gestaltungskraft reich ausgeschmückt. Die Hauptzeichen der altgermanischen Festfeier, die Licht- (Sonnen-) Ehrung und die Opferungen sammt den Festmahlzeiten haben sich bis heute im Lichtbaum und in dem Weihnachtsmahl erhalten. Allgemein üblich in ganz Deutschböhmen ist der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum und das reiche Weihnachts-Festmahl mit bestimmten Volksgerichten. Bis in die neue Zeit wurde an dem altdeutschen Brauche, für diese Festzeit einen Jung-Eber oder eine feiste Bachin zu opfern und „ins Haus zu schlachten", weithin festgehalten; doch kam die in England noch bestehende Übung, den Eberkopf (einst das Opfer für den Frühlingsgott „Froo") als Hauptstück der Weihnachtstafel zu betrachten, schon längst außer Geltung. Als Hauptgericht gilt seit langem insbesondere in Nordwestböhmen der sogenannte „Schwarzfisch" (Karpfen mit schwarzer süß-säuerlicher Brühe) uud Mehlklößen, der Weihnachtsstriezel (Stolle) und der aus Weizenteig gebackene „Weihnachtskranz", ein letztes Sinnbild des einst von den Bergen rollenden flammenden Rades. Dazu kommen noch nach altem Landbrauch: Fischsuppe, „Semmelmilch" (Saazerland), „Mou-Melch" (Mohnmilch, Reichenberg), Dürrobst, Äpfel, Nüsse und an manchen Orten zuletzt Salzhäringe. In Nord- und Ostböhmen, z. B. in Dauba, im Riesengebirge und den nächsten Waldland-Gebieten, dürfen saure Schwämme nicht fehlen und sollen stets siebenerlei Gerichte auf den Weihnachtstisch kommen.

Unter und nach dem Festabendmahl, dem gewöhnlich ein ganztägiges Fasten vorausgeht (zum Lohn sieht der Fastende dann in der Mitternacht das „goldene Meerschweinchen" in den Wolken laufen — die letzte verkümmerte Erinnerung an Froo's goldenen Eber!), werden die alten Volksbräuche allenthalben lebendig. Wer beim Christmahl keinen eigenen Schatten an der Wand hat, darf sich des Sterbens im neuen Jahre versehen; ebenso wer beim Äpfelschneiden keinen rechten „Stern" aufweisen kann (Egergebiet, Erzgebirge, Reichenberg, Ostböhmen). Die Hausmutter sammelt sorgsam alle Fischgräten, Mahlzeitabfälle und der Hausvater vergräbt diese in Garten und Feld (im Egerlande für den „Zemba") — Reste des alten Volksbrauches der Befriedigungsopfer an die

Todten und die Zaubermächte auf den alten Malstätten. In Rosenthal, Ruppersdorf u. s. w. läßt man aus demselben Grunde einen frischaufgeschnittenen Brotlaib in der Christnacht auf dem Tische liegen „für die himmlischen Gäste“. In manchen Häusern wird in gleicher Absicht der Tisch überhaupt nicht abgedeckt. Haben Natur und Geister ihre Ehrung, so geben sie auch Zukunftskunde. Der Bauer geht in der Weihnacht zu den Obstbäumen und rüttelt sie, damit sie fruchtbar werden. Auch die Mädchen schütteln die Bäume und lauschen hierauf, woher der Wind kommt oder der erste Laut erschallt. Dort ist der Bräutigam. Klirrt Eisen, ists ein Schmied, knarrt Holz, so bedeutet es einen Zimmermann, u. s. w. Die älteren Männer beobachten den Himmel und erkunden die Zukunft nach dem Loosspruch: Helle Mette, finstre (= volle) Scheunen; finstre Mette, helle Scheunen! Pferd und Rind und jedes Hausthier erhält etwas vom Weihnachtsfestbrot, ja selbst der Hausbrunnen, damit er nicht versiege. Alle Kräfte der Natur sollen an dem großen Feste theilhaben! So werden in Nordostböhmen auch die Fruchtbäume gerüttelt und geradezu mit folgendem Spruch eingeladen: „Ihr Bäumlein, kummt olle rein, aßt olle mit, aßt, doßt'r strutt, trot, doßr biegt!“ Am häufigsten und mannigfaltigsten sind die Weihnachtsbräuche der Mädchen und Frauen in der Christnacht. An der Elbe, auch zum Theil an der Biela und Eger ist das „Schlüsselklingen“ in Übung. Das Mädchen geht vor der Christmette einsam zu einem Rainstein, läßt die sogenannten Erbschlüsseln klingen und sagt den Spruch: Schlüßlein, Schlüßlein klinge, Hündlein, Hündlein bille, sage, wo mein Liebster wohnt (Aussiger Gebiet). Allgemein verbreitet ist das Hühnerbefragen (Hühnersteigklopfen, Saazergau; „Hühnersterlen“, althochdeutsch stiuran = aufstören, Aussig, Leitmeritz; „Hühnerstochern“, Hohenelbe, Riesengebirge). Meldet sich der Hahn, so kündet er den Bräutigam an. In ähnlichem Sinne wird das „Scheitholen“, „Steckenzählen“, „Knüppeltragen“ geübt. Eine gerade Zahl der im Dunkeln erfaßten Holzstücke bedeutet eine glückliche Zukunft; krumme Scheite künden einen buckligen Mann. Auch das Wasser- und Brunnenschauen, Reisigbrechen, Feuergucken um Mitternacht wird gern gepflegt, ebenso das „Lichtelschwimmen“ (kommen zwei besonders bezeichnete im Wasser schwimmende Nußschalen mit ihren brennenden Lichtchen zusammen, so deutet dies auf glückliche Heirat, jähes Erlöschen eines derselben auf nahen Tod; Mittel-Eger, Erzgebirge, Warnsdorf, Reichenberg). Die Mittel und Arten dieser Zukunftsschau des Volkes sind nach allen Seiten reich entwickelt. Will Bauer oder Knecht etwas über Krieg und Frieden, Leben und Sterben, Frucht oder Unfrucht im nächsten Jahre erfahren, so muß er sich in der Christnacht in die Pferdekrippe legen. Um Mitternacht heben die Rosse zu reden an. Doch schon Mancher hat hierbei von der Zukunft so Schweres erfahren, daß er daran starb, erzählt das Volk. Um in den Unternächten, in welchen für das ganze Jahr „das Wetter gemacht wird“, zu erforschen, ob der nächste Sommer naß oder trocken sein wird,

geſchieht die Meſſer- und Brotprobe, ob Früh- oder Spätſaat gedeihen, die Getreidekornprobe. Im Bezirk Dauba deuten zahlreiche Sterne in der Chriſtnacht ein gutes Hopfenjahr an, doch müſſen dabei die Hopfenwiſcheln während des Chriſtmahls unter dem Tiſch liegen. In Reichenberg und Gebiet war ſeit langem das ſogenannte „Hadertöppeln“ und der „Glücksſprung“ über den Seſſel im Brauch. Unter drei ganz gleichen Töpfen wird ein Brot, ein Geldſtück und ein Haderlappen heimlich verſteckt und der Zukunftbegierige erwählt dann, wie es ihn trifft — Überfluß an Brot — Geld oder — Armuth! Auch an Romantik fehlt es nicht. Auf Kreuzwegen kann man um Mitternacht alle Jene ſchauen, die im nächſten Jahr ſterben werden (Todtenzug), beſonders wenn der Seher durch das Aſtloch eines alten Sargbrettes ſchaut (Südweſtböhmen). Schatzgräber opfern in dieſer Nacht die ſchwarze Katze oder den Schwarzhahn (in den Gebirgs- und Erzbaugebieten).

Solche romantiſch-düſtere Bräuche werden jedoch in neuerer Zeit in der Regel nur mehr erzählt, denn wirklich geübt. Im Weſentlichen iſt das Weihnachtsfeſt ein Feſt der Freude und Liebe, und es zeugt aufs beſte für den guten Kern der deutſchen Volksart in Böhmen, daß ſie bei ihrem Hauptfeſt in edler kindlich-natürlicher Dankesfreude mit Liebe und Fürſorge für Alles, auch für die Abgeſchiedenen und ſelbſt für die ſtumme Natur ſich faſt nicht genug thun kann. Daß ſolche überquellende Herzlichkeit und Gemüthstiefinnigkeit ſchließlich beſonders die Kinder noch eigens zum Chriſtfeſt zu erfreuen ſucht, iſt ſelbſtverſtändlich. Der Zember, Rupprich u. ſ. w. brachte die Vorgaben, in der Weihnacht kommt das Chriſtkind (Born-Kinl) ſelbſt mit ſeinen Gaben! Vor dem Schlafengehen werden die Wunſchtüchlein am Tiſch nächſt dem Fenſter ausgebreitet und unter oder nach der Mette fährt das Chriſtkind mit ſeinem goldenen Wagen und vier Schimmelroſſen (auch Wuotan ritt auf weißgrauem Roſſe) durch Dorf und Stadt. Dann kniſterts im Gebälke, helle Glöckchen klingen, leiſes Riegelklirren und Fenſterklopfen zieht durch die Träume der hoffenden Kinder, und früh Morgens iſt das reiche holde Glück da! Vom Tannenbäumchen (dem Sinnbild des uralten germaniſchen Malbaums, der bei allen Hauptfeſten einſt aufgerichtet wurde) ſchimmern im Lichterglanz die Äpfel und Nüſſe und Gaben aller Art zur Luſt für Klein und Groß.

Der Sylveſterabend, im Volksmund auch der zweite oder „alte“ heilige Abend genannt, wird in ziemlich ähnlicher, jedoch bei weitem nicht ſo bedeutſamer Weiſe gefeiert wie der Weihnachtsabend, deſſen Nachfeier und ſchwächeres Abbild er iſt. Eine Art von Zukunftsbeſtimmung für das nächſte Jahr liegt in dem allgemeinen Volksbrauche, am Neujahrstag zuerſt etwas Erfreuliches und Gutes zu thun, und in dem Beſtreben, beim erſten Ausgang am Morgen zuerſt der „glückbringenden“ Jugend zu begegnen. Als beſondere Sitte iſt das ſogenannte „Schöntrinken“ im Egerlande zu erwähnen, wo die Dorfburſche Nachmittags mit den Mädchen auf das „Schönwerden“ oder „Schönbleiben“ trinken;

dafür müſſen dieſe am Dreikönigstag bei dem „Starktrinken“ (damit die Leibeskraft der Burſchen gedeihe) die Zeche zahlen.

Das „Neujahranſingen“, einſt allgemein im Gebrauch, iſt in neuerer Zeit immer mehr außer Übung gekommen, da es die alte Naivetät einbüßte und von berechnenden erwerbsbegierigen Leuten ebenſo wie nun das ſtädtiſche Neujahrwünſchen zur Ausbeutung der Gutherzigkeit und Freigebigkeit allzuſehr mißbraucht wurde. Ähnliches gilt auch von

Dreiſtöckiges Bauernhaus in Neuſchloß bei Leipa.

dem „Dreikönigsſingen“, das ſonſt am Dreikönigstag beſonders in den Mittelſtädten im Schwunge war. Dieſer iſt der letzte Feſttag im Weihnachtsfeſtkreis und ſeine Vornacht die letzte der ſogenannten „Unter-“ und Loosnächte. Als Schluß und Ende der geheimnißreichen zaubervollen Zeit wurde ſie von altersher beſonders dazu benützt, nochmals Leib und Leben, Haus und Habe kräftig zu ſegnen und gegen die Macht der Geiſter für längere Dauer zu ſchirmen. Stuben und Ställe, Hof und Hag werden mit geweihtem Waſſer beſprengt, die Kammerthüren mit Weihkreide bezeichnet, um die Geiſter davor zu bannen, insbeſondere auch die Bettſtellen mit dem magiſchen fünfzackigen Stern, dem ſogenannten

„Trudenfuß“ gegen die „Truden“ und das „Alpdrücken“ bemalt, das nach den reicheren und schwereren Mahlzeiten der vorangehenden Festzeit in diesen Nächten öfter sich einstellt. Im Trudenbannen sind abermals Reste des altgermanischen Volksglaubens erhalten, denn „Thrudr“ war der Name einer altdeutschen Walkyre.

Die Faschingsfeier beginnt bereits den Festkreis der großen Frühlings- (Oster-) feier in ähnlicher Weise als Vorläuferin zu eröffnen, wie die erwähnten Vorspiele und Vorfeierlichkeiten im November und December den Weihnachtsfestkreis. Ein rechter Winter, ein rechter „Fasching“ heißt es im Volksmunde. Ein „weißer“ Fasching (das heißt mit Schnee) wird gern gesehen, weil er nach der alten Bauernregel „grüne Ostern“, also baldigen Frühling bedeutet. Vormals wurde auch die Faschingszeit, besonders im lebens- und genußkräftigen Egerlande und auf dem reichen Getreide- und Hopfenboden an der Mittel-Eger, im Aubach- und Goldbachgebiete des Saazergaues, bei den regsam frohblütigen Erzgebirgern, im gesegneten Gelände an der Nieder-Elbe, wie im Leipa- und Jeschken-Isergau gern zu allerlei Spielen, Schwänken und Mummentänzen benützt. Einzelne Kameradschaften gingen abends in allerlei Maskeraden in die ihnen bekannten „Rocken“- und „Hutzen“-Stuben (Hutzen = besuchen gehen, Saazergau) und führten Faschingsspäße auf. Der auf die Bauernschaft auch der fruchtbarsten Gebiete in neuerer Zeit stetig mehr drückende Ernst der wirthschaftlichen Übergangszustände, die Auflösung des patriarchalischen Betriebes, das Eindringen des modernen berechnenderen Verkehrslebens in die Dorfschaften, kurz die gesammte neue, dem alten charakteristischen Volksleben wenig günstige Culturentwicklung, welche die frischnatürliche Empfänglichkeit, schlichtkräftige Genußfreude und Naivetät beeinträchtigt, hat auch diesen alten Faschingsspielen nun fast allenthalben ein Ende bereitet. Selbst die eigentlichen drei Haupttage, der Fasching-Sonntag, -Montag und -Dienstag verlieren immer mehr von ihrer einstigen volksthümlichen Bedeutung.

Maskerade, Tanz und gute Bissen sind von jeher die wesentlichen Kennzeichen der Fastnacht auch in Deutschböhmen gewesen. Der Bauer mußte für Rauchfleisch und Würste, die Bäuerin rechtzeitig für gute „Butterkrapfen“ sorgen, um die „Maschkara“ (Egergebiet) bei ihren Umzügen damit zu betheilen.

Im Riesengebirge (und zwar in Nieder- und Ober-Hohenelbe und weiter hinein ins Gebirge) ziehen noch immer die sogenannten „Plumpa-Männer“ (eine Gesellschaft vermummter Stroh-, Bändermänner und dergleichen), mit blechernen Kuhschellen (Plumpa-Glocken) behängt umher, um in den Häusern unter Musikbegleitung zu tanzen und dann Gaben einzusammeln oder mit List davonzutragen, was sie an Speise und Trank erlangen können. In Kaaden an der Mittel-Eger heißt dieses Maskenschwärmen „Gossotnen“ (in den Gassen herumstreichen). Die Hauswirthinnen mußten dabei scharfe Wacht halten,

sonst wurde ihnen leicht die Bratpfanne sammt dem Braten aus der Herdröhre davongetragen und die Beute unter Halloh vertheilt. Eine Hauptgestalt unter den von Haus zu Haus ziehenden Masken ist in fast allen Gebieten, besonders im Getreideland, der charakteristische „Strohbär" (Sinnbild des gezähmten Winters und Hindeutung auf den Osterfestkreis), den ein Treiber am Strohseil oder Strick in die Gehöfte führt. Die Bäuerin sucht ihm eifrig eine Handvoll Erbsenstroh vom Leibe zu rupfen, um daraus den Hühnern Nester zu bereiten, worauf sie bald und fleißiger Eier legen (erstes Erwachen des neuen Naturlebens zum Lenzbeginn). Auch der alte derbe „Hanswurst", der originelle „Schnappesel," der jedoch zuerst in der Zeit der „Zembern" auftauchte, „der Hausirjude" und die „Aschenbraut" (Ostböhmen) waren unter den volksthümlichen Faschingsfiguren meistens zu treffen. Beim Fastnachtstanz in den Dorfwirthshäusern müssen die Bäuerinnen und Mädchen recht hoch springen, damit Gerste, Hafer, Flachs, Hopfen u. s. w. hoch wachsen. Im Egerlande beginnt am Fastnachtsdienstag das sogenannte „Schlägeln", und die Mädchen müssen dabei das „Schlägelgeld" bezahlen. In den Mittelstädten entwickelte sich das Maskentreiben in den letzten Jahrzehnten mitunter zu großen, hier und da selbst künstlerisch ausgestatteten Maskenzügen und Maskenschlittenfahrten, die, wie zum Beispiel jene in Töplitz, sich eines großen Rufes erfreuten.

Erwähnt sei noch das einst ebenfalls in den meisten Gegenden geübte „Faschingbegraben". Besonders bemerkenswerth ist das „Jagen des wilden Mannes" in Schluckenau (Nordböhmen), das ebenfalls als „Faschingbegraben" aufgefaßt wird, jedoch eine tiefere culturgeschichtliche und natursymbolische Bedeutung und Herkunft hat. Die Tödtung des „wilden Mannes", der durch die Straßen gejagt, endlich gefangen und von einem eigens dazu bestellten „Scharfrichter" der Form nach vom Leben gebracht wird, indem dieser eine dem Vermummten anhängende mit Blut gefüllte Blase durchsticht, deutet naturssymbolisch die Fällung des Winters und culturgeschichtlich den Sieg der Cultur an, welchen die deutschen Bauern- und Bürgercolonisten in diesem einst so wilden, rauhen, wenig fruchtbaren Waldland durch ihre Tüchtigkeit errungen haben, wo es einst auch noch wirkliche „wilde Männer" und wilde Naturgewalten (Lindwurmsage, Trautenau, Riesengebirge u. s. w.) zu bändigen gab.

Das „Wintertödten" ist nach altdeutschem Volksbrauch seit langem in ganz Deutschböhmen bekannt und geübt. Die Volkspoesie hat den Kampf des Winters mit dem Sommer, der im März in der Regel am meisten zur Erscheinung kommt, mit so zahlreichen, oft sehr sinnigen und dramatisch lebendigen Darstellungen, Spielen, Aufzügen, Liedern u. s. w. ausgestattet, daß er reichen Stoff für eine eigene Literatur bildet. Fast alle Gebräuche des Frühjahrs bis zum Ostertag, dem Auferstehungs- und Siegesfest des Frühlings, beziehen sich auf diesen für das Landvolk allerdings besonders bedeutsamen Naturvorgang:

das Obſiegen des Sommers. Im Erzgebirge und Komotauer Flachlande bis hin an die Mittel-Eger gingen die „Sommer- und Winterſänger“ durch die Dörfer und Städte, der eine als „Winter“, der andere als „Sommer“ gekleidet, um in charakteriſtiſchen Wechſelreden und Liedern den Naturkampf dramatiſch darzuſtellen. Andere trugen „Särglein und Schlange“ (den im Sarge gefangenen Winter und Tod!) umher. Der allgemeinſte Brauch dieſer Art, der ſich über das ganze Land erſtreckt, iſt das „Todaustragen“ vor oder nach dem ſogenannten Todtenſonntag. Die von Knaben oder Burſchen auf Stangen in die Fluren getragene Strohpuppe (auch die Mädchen tragen ihre „Tödin“ aus), die zum Schluß unter Singen und Jubeln verbrannt oder ins Waſſer geworfen wird, bedeutet ebenfalls den ſterbenden Winter, und der ganze Brauch iſt ſomit eine Vorfeier des Frühlings- und Oſterfeſtes. Ein Schritt weiter zur Frühlingsfeier iſt das „Sommerdockengehen“ (im Eger- und Elbe-Unterlande), im Rieſengebirge „Sommergehen“ genannt. Junge Mädchen ziehen mit einer ſchöngeſchmückten, in einem Tannenzweig befeſtigten Puppe („Docke“) in die Häuſer und ſagen und ſingen den Sommer an.

Das Oſterfeſt ſelbſt, das durch alle dieſe Vorläufer einbegleitet wird, hat als das zweitwichtigſte Natur- und Kirchenjahresfeſt ebenfalls zahlreiche allgemeine und beſondere Gebräuche aufzuweiſen. Am Gründonnerſtag Morgens vor dem Frühmahl betet der Bauer im Saazer Gebiete in Garten und Feld, damit die Frühjahrsſaat gedeihe (Saatſegen). In Oſtböhmen (Reichenberg) wird vor Sonnenaufgang ein Brotbiſſen mit Honig in den Brunnen und in die junge Saat geworfen (Befriedigungs- und Geiſterbannopfer). Im Leipagau reicht man den Hunden ein Stück Honigſemmel, um ſie gegen die Tollwuth zu ſichern. Im Reichenberger Landgebiete, auch an der ſächſiſchen Grenze und anderen Orten, wird am Gründonnerſtag bereits das Maifahrtliedchen mit dem Spruch: „Mai, lieber Mai, beſcher' uns Käs und Ei“ vorausgeſungen und das „Gründonnerſtaggehen“ zu einer Art Maigang gemacht. Am lebensvollſten geſtaltete ſich dieſe Sitte ſeit längerem im „Braunauer Ländchen“, wo am Gründonnerſtag eine allgemeine Wanderung der Jugend zu Fuß und zu Wagen zu ihren meiſt über das ganze Gebiet zerſtreuten Pathen ſtattfindet und zu einem förmlichen Volksfeſt wird. Am Charfreitag fanden an manchen Orten, wie in Zwickau, eigene Charfreitagſpiele ſtatt. Am Charſamſtag Morgens iſt in den Komotauer, Saazer, Kaadner, Leipaer und anderen Bezirken das Waſchen im fließenden Waſſer üblich, das zur Schönheit und gegen Krankheit hilft. Am Abend des Tages holen die Mägde an der Mittel-Eger und im Aubachthal junge Kornſaat, die grüne „Oſterſaat“, um ſie am frühen Oſtermorgen allen Hausgenoſſen im Bett überzuſtreuen und auch die Roſſe und Rinder damit zu füttern, der erſte friſche Frühlingsgruß der neuerwachenden Natur! Die Bauern unternehmen nach Mitternacht bis vor Sonnenaufgang den „Oſterritt“ in ihre Fluren, damit Alles gedeihe; bei Sonnenaufgang können

ſie dann die drei Freudenſprünge der Oſterſonne ſehen. An der ſächſiſchen Grenze, auch an der Nieder-Elbe (Auſſig, Leitmeritz u. ſ. w.) geſchah das Oſterreiten einſt in ganzen Trupps mit beſonderer Feierlichkeit unter Trompetenklang mit dreimaligem Umritt um die Kirche. In Reichenberg zogen früher ebenfalls die „Saatreiter“ unter Geſang und Muſik ins Feld; ſpäter ſetzten die ſogenannten „Saatgänger“ zu Fuß den alten Brauch fort. In neuerer Zeit haben ſie ſich in einen Humanitätsverein umgewandelt. Die Oſterfeſttage ſelbſt wurden allenthalben durch das Oſterfreudenſchießen gefeiert und am Oſtermontag

Bürgerhäuſer mit Holzlauben in Reichenberg.

ſodann wieder mit dem Freudengang der Jugend, dem Oſterpeitſchen (Egergebiet), „Oſterpritſchen“, „Eierpritſchen“ (Teplitz und Hinterland), „Schmeckoſtern“ (Oſtböhmen, Rieſengebirge) abgeſchloſſen. Mit langen, womöglich goldgelben, bändergeſchmückten Weidenruthen („Oſterpritſchen“ im Erzgebirge, „Strembeln“ im Rieſengebirge) und dem weißen Tragtüchlein ausgerüſtet, zieht die Schuljugend, die ſich in der Charwoche durch das Oſterſchnarren (Ratſchen) um die Kirchengemeinde verdient gemacht hat, von Hof zu Hof, zu Verwandten und Bekannten und ſagt an der Mittel-Eger den Spruch: „Hollah, Hollah, guten Morgen um ein roths Ei, wanns Hühnl net glegt hott, gett mers mit zommſt'n Ei“ oder: „Rothe Eier raus, ich peitſch de Madln aus!“

Nach dem Osterfest, als dem Hauptfest des Frühlings, hat seit altersher die Feier der Sommer-Sonnenwende, die als eigentliches Sommerfest zählen kann, die der ganzen Entwicklungsgeschichte nach hervorragendste Bedeutung. Wie die vorangehenden besitzt auch dieses ein gewisses Vorfest. Die Walpurgisnacht (am letzten April) ist ebenso eine Geisternacht wie die Andreasnacht vor Weihnachten und bereitet wie diese auf die Hauptfeier vor. In der Walpurgisnacht, am sogenannten „Hexenabend", trat ebenfalls seit jeher das Bestreben des Volkes hervor, sich mit der Geisterwelt entsprechend abzufinden, um etwaige böse Einflüsse der Geister über Sommer unschädlich zu machen. Aus diesem Bestreben ergibt sich der allgemein geübte, meist in einem Umzug unter Führung des Dorfhirten bestehende Brauch: das „Hexenabendausplatzen" (Hexenknallen = Knallen mit der Peitsche) unter Pfeifen, Schreien, Schießen, Klappern, Kettenklirren, Hörnerblasen u. s. w., wie es in Süd-, West- und Nordböhmen als „Hexenbrennen", „s Häxnostuschn" (Böhmerwald) vorkommt. Auch in Ostböhmen, insbesondere im Reichenberger Gebiete, wurde der Hexenabend seit langem als „Woalper"-Abend mittelst der „Hexenplatschen" (Lärmwerkzeuge aus Holz oder Papier) unter großem Getöse begangen. Räucherungen in Haus, Hof und Stall, womöglich mit den neunerlei heilkräftigen Kräutern, Besprengungen, Umhegen und Verlegen der Schwellen der Stallthüren mit kleinen Rasenstücken, der Düngerstätte mit Dornen, Spitzeggen (Hexenbann) waren allenthalben bis in die neuere Zeit im Brauche.

Nach der Sicherung gegen das Böse kommt wie bei allen echten Volksfesten die eigentliche Freudenfeier, und dem tollgespenstigen Hexenabend folgt das heitere, poesievolle „Maibaumfest". Der hohe schlanke bis nahe zum Wipfel glattgeschälte Tannen- oder Fichtenbaum wird nach altem Brauch von einzelnen Burschen einem Mädchen nachts vor Haus und Fenster gesetzt (Ehren- und Liebeszeichen) oder auch als allgemeiner Maibaum (Mal-Baum!) auf dem Dorfplatz aufgerichtet, mit Bändern, auch mit allerlei Gaben behängt und sodann unter Dudelsack-, Harmonika-, Drehorgel- oder Blechmusik „abgetanzt" (Maibaumtanz). Der vom kühnsten und geschicktesten Kletterer errungene Wipfel wird in der Wirthsstube bis zum nächsten Mai an die Decke gehängt und darunter getanzt.

Die kirchlichen Feste dieser Jahreszeit, wie Pfingsten u. s. w., treten im Volksbrauche nicht besonders charakteristisch hervor und ist diesfalls eben nichts Wesentliches zu erwähnen. Nur der aus Oberösterreich und Südböhmen (Böhmerwald) bis nach dem nördlichen Westböhmen hinaufreichenden volksthümlichen Pfingstwettrennen, die auch in den deutschen Gebieten nächst Pilsen vorkommen, muß namentlich gedacht werden. Bei diesen Volksfesten spielen „Richter", „Ausrufer", „Bierreiter" und „Scharfrichter" oder „Froschschinder" (Spaßmacher) nach feststehenden Gebräuchen und Reimen ihre besondere Rolle. In der Pfingstzeit findet ferner im oberen Egerlande das sogenannte „Henkengeih"

(Henkengehen) ſtatt. Eine Kameradſchaft von zehn bis zwanzig Burſchen zieht unter Singen und Jauchzen von Hof zu Hof. Einer unter ihnen trägt den „Gaia“ (Geier), ein junges Fichtenbäumchen, auf welchem an einem Querholz vier bis fünf junge Krähen angebunden ſind. Ihm zur Seite ſchreiten zwei Burſche, der eine mit geſchwärztem Geſicht und mit einem weiten Weiberrock angethan, der andere mit einem langen, von Klingelſchellen beſetzten Strohſchweif an breitem Gurt verſehen. Nach dem Singſpruch: „Henkma, Henkma an Gaia, Schmolz und Oia ſan thaia, s Henkageih, das nimmt ka End, bis ma an Gaia ban Hals afhängt“, nehmen ſie die ihnen unter Neckereien gebotenen Gaben, die zum Schluß im Wirthshaus bei Muſik und Tanz verzehrt werden. In dieſer Sitte iſt wohl ebenfalls ein letzter Reſt der altgermaniſchen Umzüge und Thieropfer zu erkennen, die zu Sommeranfang ſich mehren.

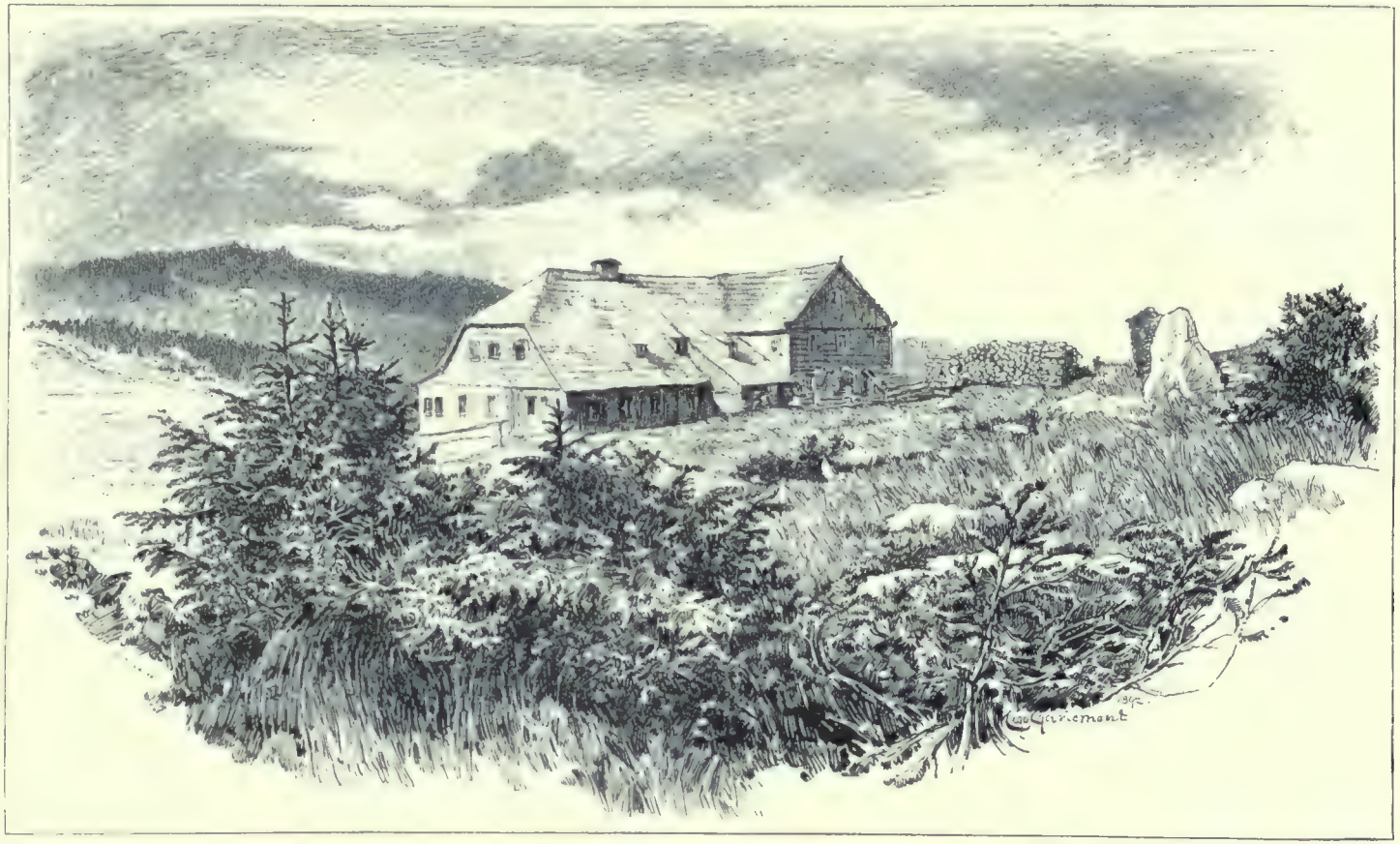
Die Sommer-Sonnwende, als die dritte Hauptzeit des alten Natur- und Volksjahres, hatte abermals ihren eigenen Cultus. Mit der erſten und Hauptzeit, dem Winter-Sonnwendfeſt, zu Weihnachten in der „Mutternacht“ der „12 Unternächte“ das Jahr beginnend, mit dem „Oſtara“-, dem zweitwichtigſten, als Frühlingfeſt die Reihe fortſetzend, beging das Volk im Ausgang des Juni-Mondes ſeit altersher die Feier der dritten Hauptzeit: des Überganges der Natur von der Blüte zur Frucht, zur Reife und Ernte, um im Herbſt endlich mit dem vierten allgemeinen Feſtkreiſe der Frucht- und Erntefeſte, Kirmeß u. ſ. w. abzuſchließen. Das uralte Sommer-Sonnwendfeſt hat ſich in ſeinen letzten Reſten immer noch im Volke treu erhalten. Wie vor ungezählten Jahren ſo flammen auch heute auf den Kuppen und Gipfeln des Erz-, des Mittel-, des Rieſengebirges und des Böhmerwaldes noch immer die uralten Sonnwendfeuer zum nächtlichen Himmel auf. Sie heißen in Nordweſtböhmen nun Konnes-Feuer (Johanni Feuer), in Oſtböhmen (Hohenelbe u. ſ. w.) „Gehonnsfeuerln“. Burſchen und Mädchen halten dabei den Reigen, ſchwingen ſich über das Feuer, werfen Kränze über die Lohe hinweg, die Liebesglück bringen, u. ſ. w. Die kürzeſte Jahresnacht zur Sommer-Sonnwende gilt ſeit jeher ebenfalls als Geiſter- und Zaubernacht. In dieſer Nacht werden die heilkräftigen „Neunerlei-Kräuter“ gepflückt, öffnen ſich alle in der Erde verborgenen Schätze, werden die Schätze hebenden Springwurzeln gefunden, die Wünſchelruthen geſchnitten u. ſ. w. In früheren Jahrzehnten waren um dieſe Zeit auch die Thieropfer noch ſehr üblich. Bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts kam es häufig, ſpäterhin immer ſeltener vor, daß die Landleute in Oſtböhmen aus den Gegenden der Elbe, Iſer, Adler u. ſ. w. nach dem Rieſengebirge wallfahrteten, die Männer mit ſchwarzen Hähnen, die Weiber mit ſchwarzen Hennen, um nach den ſieben Quellen unter dem Schneeberg zu wandern, die Hähne dort im Walde frei zu laſſen, die Hennen zu ertränken und hierauf beſonders aus dem ſogenannten „Garten Rübezahls“ Heilkräuter und Heilwaſſer in die Heimat mitzunehmen. Zur Sommer-Sonnwende iſt auch den Verzauberten Gelegenheit

zur Erlöſung gegeben, wie dies die Sage unter anderen auch vom ſogenannten „Erdbeermädchen“ im Tichlowitzer Thal bei Tetſchen erzählt.

Den letzten Feſtkreis des Volks- und Naturjahrs bilden die Ernte- und Fruchtfeſte, die unter dem Einfluß der chriſtlichen Kirche „Kirchweihfeſte“, „Kirchmeſſe“ genannten Herbſt-Volksfeſte. Iſt das Weihnachts- (Jul-) als Hoffnungsfeſt das idealſte dem Sinn wie der Sitte nach, ſo iſt das allgemeine Herbſt- als Fruchtfeſt das gewöhnlichſinnlichſte im Reigen der Jahresfeſte des Volkes. Dieſer Umſtand erklärt es auch, warum dieſe Schlußfeſte des Wirthſchaftsjahrs, obwohl ſie ſich der Sache nach lang und breit genug erhalten haben, doch des tieferen Gehaltes, der reicheren poetiſchen Ausſchmückung ſeitens des Volksbrauches mehr denn alle anderen entbehren, und ſo iſt denn bei dieſem Feſtkreiſe verhältnißmäßig wenig Bemerkenswerthes zu verzeichnen.

Im Mittelpunkt ſteht die allgemeine „Landkirchweih“, Kaiſer-„Kermſt“ (Nieder-Elbe, Auſſig u. ſ. w.), Kerms (Saazerland), Kerwa (Ober-Egerland), welcher die einzelnen Kirchen- und Ortserntefeſte, die ſogenannte „kleine Kirchweih“ und die „Nachkirchweih“ wieder die gewohnte weitere Umrahmung geben. Zur rechten Kirmes gehört ebenfalls wieder ein für dieſe Zeit charakteriſtiſches Hausgebäck: der Kirchweihkuchen, der in dem im Eger- und Elbegebiete üblichen ſogenannten „Schiwagga“-Kuchen, einem großen, in fünf bis ſieben Streifen mit verſchiedenem leckerem Aufputz verſehenen, alſo Alles in ſich vereinigenden Haupt- und Geſammtkuchen ſeine höchſte Stufe erreicht. Nebſt reicherem Fleiſchgenuß, dem Kuchenſchmaus und ausgiebigem Trunk würzigen Hopfenbiers, das beſonders im hopfen- und malzberühmten Eger- und Elbegebiete meiſt gut und billig zu haben war, bildeten den Hauptreiz einer jeden Kirchweih bis heute Muſik und Tanz. Die fruchtbaren, mit wohlhabenden Dörfern reichgeſegneten Fluren an der Eger und Elbe waren vor Jahrzehnten noch berühmt durch ihre Kirchen- und Kirchweihfeſte, bei welchen es gar ſtattlich und fröhlich herging, die Banknoten und Thaler flogen und oft mehr als ein Paar Schuhe von den Bauernmädchen in zwei bis drei Tagen durchgetanzt wurden. Im Mittel-Egergebiete, insbeſondere im Aubachthale, wurde damals auch noch die poetiſche „Goldſtunde“ hochgehalten.

Am Kirchmeßſonntag nach dem Kirchengang kam vor Allem die Jugend im anſehnlichſten Wirthshaus für eine Stunde zu einem Vormittagstanz zuſammen, der die „Goldſtunde“ hieß. Hier trafen Burſchen und Mädchen meiſt ihre Herzenswahl und manche ſchlanke, lebensfriſche Bauerstochter vom ſchwarzen oder rothen Boden kam dann im nächſten Faſching bereits unter die erſehnte „Goldhaube“. Sonntag Nachmittags beginnt in der Regel noch heute der Kirchweihtanz. Faſt jeder Burſche oder Bauer, der es haben konnte, ſchaffte ſich ſonſt ſeinen „Reiher“ (Reigen) an, um mit ſeiner Erwählten oder Eheliebſten einen „Vorreiher“ zu tanzen. Muſik, Tanz und Luſtbarkeit dauern meiſt



Eine Baude (Hütte) im Riesengebirge.

die ganze Nacht, kräftige Raufhändel würzen ab und zu die laute Feſtfreude, und erſt früh Morgens laſſen ſich die Letzten von den Spielleuten „heimgeigen“ und „heimblaſen“.

Der Kirchweihmontag wird, wie dies beſonders an der Mittel-Eger Sitte iſt, abermals dem Kirchenbeſuch und vor Allem dem Beſuch — der Todten auf dem Friedhof (nächſt der Kirche) gewidmet. Dieſer Brauch iſt ſo recht charakteriſtiſch für die deutſche Volksart in Böhmen und tief im Weſen des Volkes begründet, das zuweilen wie die Kindesnatur raſch zwiſchen den Hauptgegenſätzen zu wechſeln pflegt und auch mit dieſer Sitte voll tiefer Treue den uraltdeutſchen Brauch noch immer fortſetzt, bei allen größeren Feſten auch der abgeſchiedenen Seelen, der „Geiſter der Verſtorbenen“ zu gedenken, theils in liebevoller treuer Erinnerung, theils aus frommer Scheu mit der Abſicht, die Seelen der Todten, die nicht mehr am Feſte leiblich theilnehmen können, zu ehren und zu befriedigen. Und ſo kommt es vor, daß dieſelben Muſikanten, Burſche und Mädchen, die Sonntags von der Kirche in die Tanzſtube zogen, am Kirchweihmontag im bunten Tanzanzug von der Schenke wieder zur Kirche und zum Friedhof wandern, um auf den Gräbern der Verſtorbenen leidergriffen und andächtig zu beten.

Die öffentlichen Volksluſtbarkeiten, die früher am Kirchweihmontag Nachmittags ſtattfanden, das Aufführen eines komiſchen Hochzeitszuges insbeſondere mit der ſogenannten „alten Braut“, der „Hahnenſchlag“ (der wieder an das altgermaniſche Hahnenopfer mahnt!), das „Katzenwerfen“ und Ähnliches ſind bereits ſeit längerem im Ausſterben begriffen. Im Elbegebiete (Niederland) war auch das ſogenannte „Bockſtürzen“ üblich, ein aus dem ſlaviſchen Grenzgebiete herübergenommenes Spiel, das einſt auch, und zwar am 25. Juli in Reichenberg ſtattfand und als Überreſt der alten Glaubenskämpfe (Heidenſtürzen) betrachtet wird. Zum Schluß ſei noch das „Kirmeßgoſſotnen“ erwähnt, das an der Mittel-Eger, insbeſondere im Kaadner Stadtgebiete am Kirchweihdienſtag in Übung war und darin beſtand, daß Kameradſchaften mit und ohne Muſik mit dem Hanswurſt und dem „alten Weib, das den Mann im Korbe trägt“, die Gaſſen durchſchwärmten, allerlei Schabernack trieben und ſchließlich die erhaltene oder eroberte Beute im Tanzſaal verzehrten.

Eine beſondere Entwicklung und Ausbildung haben auch die eigentlichen landwirthſchaftlichen Gebräuche in Deutſchböhmen erfahren, das ja dem Bauernthum ſeit jeher in weiten Gebieten ſo fruchtbare Grundlagen bot. Wie im Innern des Familienlebens ſo übt der deutſche Bauer Böhmens auch bei allen wichtigeren landwirthſchaftlichen Arbeiten und Vorkommniſſen in meiſt ſinniger und poetiſcher Weiſe gern der Väter uralten Brauch. Bei der erſten Pflugausfahrt im Frühling wird ein Ei (Zeichen des Lebens, der Fruchtbarkeit) und ein Stück Brot unter die Pflugachſe gelegt (Ober-Egergebiet) und der Ackerknecht bei der Heimkunft mit Waſſer begoſſen, damit der fruchtbare Regen nicht

ausbleibe (Saazerland). Allgemein verbreitet ist das Einlegen dreier von der Ernte her eigens bewahrter Fruchtähren in die Erde im Frühling, um aus deren Ankeimen die rechte Saatzeit (ob frühe, mittlere oder späte) zu erkennen. Beim Säen muß das zweite Beet zuerst bestreut werden, sonst kommt im oberen Egerlande der „Büllmatzschnitter", „Billmesschneider", ein dämonischer, gespenstiger Schnitter, der mit goldener Sichel (das Zeichen Thonars) an bestimmten Tagen, durch Korn- und Flachsfelder über Kreuz schreitend, die Pflanzen anschneidet. Wer eine „Untersaat" macht, ein Beet zu säen vergißt, wird im laufenden Jahre sterben. Der erste Viehweidetag und Hutgang der Schafe, Rinder u. s. w. wurde von altersher in den meisten Gegenden Deutschböhmens mit eigenen Bräuchen gefeiert. Besonders festlich war dies stets im Böhmerwalde und im Riesengebirge der Fall, wo in den rauhen Lagen oft erst der 24. Juni den Auftrieb der Herden in die Sommerbauden zuläßt, welcher Tag dann zum Festtag wurde. Eine uralte deutsche Ackerbaufeier hat sich im Tachauer Gebiete (Westböhmen) in der sogenannten „Schar- oder Schoafeier" erhalten, die von dem neueren Geschlecht wie die meisten alten Volksübungen in der verchristlichten Form der „Schauer-" oder Hagelfeier begangen wird, im Wesen jedoch, wie Dr. J. Stocklöw dargethan hat, aus einer Pflugschar- und Sonnwendfeier herrührt. Diese Feier wird mit allgemeinen Flurumgängen bei brennenden Kerzen u. s. w. von allen zu Tachau eingepfarrten Ortschaften begangen. Die Freude über die glücklich beendete Ernte kommt in den Erntefesten der „Sichellege", „Sichelhenke" (in der Schönbacher Gegend „Flona"), und des „Hopfenkranzes" (Saazerland) zum Ausdruck. Wird das letzte Getreidefuder oder der letzte volle Hopfenkorb aufgeladen, so schmückt der Großknecht Rosse und Wagen mit Bändern und Blumen und unter Gesang und Jauchzen beginnt die Heimfahrt. Einige der Mägde und Burschen halten mit Sträußen an Stäben oder Rechenstielen den Wagen besetzt, andere schreiten singend neben und hinter dem Wagen. Ist der Wagen daheim geborgen, so versammelt sich Groß und Klein in der großen Stube, wo die Großmagd oder Vorschnitterin dem Bauer einen vollen Ährenkranz, der Bäuerin einen Blumenstrauß mit Fruchtähren überreicht, und zwar im Saazer Korn- und Weizenlande mit folgendem Spruch: „Wir bringen einen Kranz von Korn, er ist gewachsen unter Distel und Dorn, er ist gewachsen unter Schnee, Wind und Regen, wir wünschen dem Herrn recht großen Segen!" An manchen Orten wird der Erntekranz dem Hofherrn (Hausvater) aufs Haupt gesetzt. Am nächsten Morgen werden Kranz und Strauß in der Heiligenecke aufgehängt und sie behalten diesen Ehrenplatz bis zur nächstjährigen Ablösung. Nach der Kranzübergabe folgt der festliche Ernteschmaus, wobei die bei allen wichtigen Festen übliche Semmelmilch und der Hirsebrei mit Honig nicht fehlen sollen. Gesang, Musik und Tanz vollenden die Erntefestfreuden.

Besonders malerisch und mitunter poetisch und idyllisch gestalten sich in den Hauptgebieten des berühmten Hopfenlandes, vor Allem im hervorragendsten, im Saazer Hopfengau, die Hopfenpflücke und das „Hopfenpflückerfest." Die „Hopfenweiner" heben und ziehen die Stangen vom Grunde, schneiden die Reben ab und in oft sehr malerisch mit dem Rebgehänge des Hopfens bedeckten fliegenden Lang- und Rundlauben, „Wauden" (Bauden) genannt, die gegen Sonne, Wind und kurze Regenschauer schirmen, sitzt Alt und Jung an den großen runden Flachkörben und pflückt die würzigen goldig-grünen Hopfendolden; melodische Volkslieder erklingen, Märchen und Geschichten werden laut, und kommt es zum Ende, sind die letzten großen Zichen und Körbe voll, so wird aus den schönsten Hopfenranken und größten Dolden, aus Gartenblumen, Riechkraut und farbigen Bändern der stattliche Hopfenkranz gewunden, Roß und Wagen erhält Blumenzier, und unter Singen und Jauchzen ziehen die Hopfenpflücker heimwärts zum Hopfenkranzfest, das im Weiteren ähnlich wie die „Sichellege" verläuft. In neuerer Zeit, die mit ihrem für die Landwirthschaft zum Theil nicht besonders günstigen größeren Industrie- und Verkehrsleben vor Allem das alte patriarchalische Verhältniß zwischen dem Bauer und seinen Hilfsarbeitern wesentlich geändert hat, verliert sich mit manchen anderen Volksbräuchen auch die Freude der Bauernschaft an den altgewohnten poetischen Erntefesten. Doch sucht man neuestens in gebildeten Kreisen die alten bäuerlichen Bräuche wieder zu beleben und durch allgemeine Volksfeste zu erneuern, wie dies zum Beispiel im Herbst (20. October) 1891 in der Landstadt Pomeisel (Saazerland) geschah, wo der landwirthschaftliche Vorschußverein ein öffentliches Erntefest mit Festwagen und einem allgemeinen Festzug veranstaltete.

Auch die Drescher, die in neuer Zeit ebenfalls immer mehr von den Göpel- und Dampfdreschmaschinen verdrängt werden, üben ihre alten Gebräuche, insoweit ihnen die nüchterne Gegenwart dies noch gestattet, und halten nach dem „Ausdrusch" ihr „Drischellegfest". Wer beim „letzten Stroh" den letzten Drischelschlag macht, bekommt den sogenannten „Alten" und wird dafür „gefoppt" (geneckt) und gehänselt. Den Nachbar, der etwa noch nicht ausgedroschen hat, neckt man mit einem Strohmann, der Hausbäuerin aber wird ein kleiner Strohbund, der „Alte", in die Küche zum Ofen geschmuggelt und sie muß damit anheizen und dann das „Dreschermahl" anrichten.

Auch manche der ländlichen Rechtsbräuche haben sich bis in die letzten Jahrzehnte erhalten, wie z. B. die alte „Gerichtshand" und der „Gemeindehammer", der noch bis in die neuere Zeit in manchen Eger- und Erzgebirgsdörfern von Haus zu Haus getragen wurde. In den Land- und Bezirks- (ehemals auch Kreis-) Städten bildete das städtische Volksleben Deutschböhmens ebenfalls manche bürgerlich-gesellige Feste aus, wie die Feste der Scharfschützengilden in Eger, Karlsbad, Saaz, Kaaden, Komotau, Aussig, Leitmeritz, Reichenberg, Trautenau u. s. w., die Feste der Bogenschützen

in Nord- und Oſtböhmen, zum Beiſpiel zu Rumburg, der Bolzſchützen zu Leipa (Vogelwieſefeſte, die in neueſter Zeit auch in Komotau ſich einbürgern), das „Geſellenſchießen“ zu Schlackenwerth an der Eger.

Eine ganz eigenartige Beſonderheit, die ſich weitreichenden Volksrufes erfreut, bildet das Volksfeſt der Gurken- und Grünzeugpflanzer in Saaz, das als ſogenanntes „Gurken-Königsfeſt“ mit „Gurkenball“ noch allwinterlich vom Saazer Grünzeugpflanzerverein nach alter Gewohnheit unter beſonderen Formen veranſtaltet und neuerlich auch von den Landsmannſchaften aus dem Saazerlande in Prag als Faſchingsfeſt in getreuer Nachahmung gepflegt wird. In neuerer Zeit beherrſcht das moderne, in Deutſchböhmen beſonders reich entwickelte Vereinsleben mit ſeinen Sänger-, Turner-, Feuerwehr-, Veteranen- und verſchiedenen anderen Vereinen vollſtändig das ſtädtiſche und zum großen Theile auch ſchon das ländliche Volksleben mit ſeinen verſchiedenen Feſten.

Zur nöthigen Vervollſtändigung des ungemein reich entwickelten Bildes des Volkslebens der Deutſchen Böhmens müſſen auch die zahlreichen geſchichtlichen Gedenkfeſte wenigſtens kurz geſtreift werden. Faſt jede größere Stadt hat einen oder den anderen ſolchen hiſtoriſch-bedeutſamen Ehren- und Gedenktag zu verzeichnen. Zu den bekannteſten und angeſehenſten dieſer hiſtoriſchen Volksfeſte gehört vor Allem das „Fahnenſchwingenfeſt“ der Metzger in Eger. Im Jahre 1412 eroberten und zerſtörten die Metzger, Tuchmacher und Stadtſoldaten Egers die ſchwer einnehmbare Raubveſte Graßlitz. Zum Dank erhielten die beiden Zünfte von der Stadt das Vorrecht, alljährlich zur Faſtnacht ihre Zunftfahnen herauszuhängen und unter Trompetenſchall neunmal auf offenem Markt ſchwingen zu dürfen, endlich auch drei Tage lang einen Ehrentanz zu halten. Der Fahnenträger pflegt hierbei 26 bis 30 Schritte vor- und wieder zurückzuſchreiten und dabei die ſchwere mit Bändern behängte Zunftfahne zu ſchwingen. Dieſer alte Ehrenbrauch hat ſich bis in die neueſte Zeit erhalten und wird in Zwiſchenräumen von je fünf Jahren wiederholt. Das Fahnenſchwingen am Faſchingsdienſtag 1891 ging unter Antheilnahme der Behörden und einer großen Volksmenge in Eger mit aller Feſtlichkeit vor ſich. Ein ebenſo allgemeines und gleich ehrenvolles Volks- und Stadtfeſt feiert ſeit Jahrhunderten alljährlich auch die Stadt Brüx an der Biela (im Auguſt) mit dem ſogenannten „Schneefeſt“ zur Erinnerung an den Sieg ihrer Bürger über die Huſiten Ziſkas, welche Schloß und Stadt im Auguſt 1421 mit Zerſtörung bedrohten und nach hartem Kampf am 5. Auguſt in die Flucht geſchlagen wurden, wobei der Sage nach plötzlich ein arges Schneewetter vom Kamm des nahen Erzgebirges her ſich entlud. Beſonders zu nennen iſt ferner das ſogenannte „Polakenfeſt“ in Reichenberg. Dieſe Gedenkfeier wurde am 20. Auguſt 1813 vom damaligen Erzdechant Wolf eingeführt zum Andenken an die glückliche Erlöſung der Reichenberger Gemarkung von dem an 20.000 Mann ſtarken Einbruchscorps Napoleons, der damit die

Stadt arg bedroht hatte, jedoch infolge der Schlacht an der Katzbach dieſe Truppen (größtentheils polniſches Hilfsvolk) plötzlich nach Sachſen werfen und das „Franzoſenlager“ bei Paulsdorf-Roſenthal abbrechen mußte. Auf dem Schulberg, wo das befeſtigte Lager war, wurde ſeitdem am Gedenktag ein großes Freudenfeuer entzündet und am Vorabend das ſogenannte „Gaikeln“ geübt. Auch der Siegesgedenktag an die Schlacht bei Kulm (29. Auguſt 1813) wurde in der Teplitzer Gegend im Volke lange gefeiert. Geſchichtliche Gedenk- und Gelöbnißfeſte wurden (meiſt in kirchlicher Form) ehemals auch begangen in Auſſig an der Elbe, Elbogen an der Eger, Prag (Schwedenfeſt) und anderen Orten. Erwähnt ſei auch noch das ſogenannte „Quellenauffindungsfeſt“, das in der Badeſtadt Teplitz alljährlich Ende Auguſt zur Erinnerung an die Entdeckung der heißen Heilquelle (im Jahre 762) mit beſonderer Feierlichkeit veranſtaltet wird. Auch in Karlsbad und den anderen Curorten wird der Beginn der Curzeit alljährlich mit der feierlichen „Brunnenweihe“ u. ſ. w. feſtlich begangen.

Volkslieder und Volksſagen. Für eine günſtige Entwicklung des Volksliedes und der Volksſage ſind in Deutſchböhmen ſeit langem alle Grundbedingungen vorhanden. Die Bevölkerung ſelbſt iſt zum größeren Theil (Süd-, Weſt- und Nordweſtböhmen) den ſangesfreudigſten deutſchen Hauptſtämmen entſproſſen, eine ſehr abwechslungsreiche, anregende Natur, reichgegliederte Gebirge, anmuthige Hügelreihen, einſame, hochragende Bergkegel, romantiſche Felsbildungen und Naturmerkwürdigkeiten, dazwiſchen liebliche Thäler, herrliche Wälder und Auen, viel lebendiges Waſſer, ſtolze Flüſſe, ſtattliche, ſeeartige Rieſenteiche, ein an Abſtufungen reiches, in den Hauptgauen beſonders günſtiges Klima, das durch ſeine ſinnenfälligen Gegenſätze und den mannigfachen Wechſel in den Naturerſcheinungen Geiſt und Gemüth zu vielfältigen Äußerungen und zur poetiſchen Naturbetrachtung hinleitet, die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit des geiſtigen Verkehrs mit den Grenzgebieten, endlich die ſo reiche und theilweiſe große geſchichtliche Vergangenheit — alle dieſe Umſtände wirkten zuſammen, den lyriſchen und epiſchen Volksgeſang in den Hauptgebieten Deutſchböhmens gedeihen zu laſſen. In den fruchtbaren Gauen an der Eger und Nieder-Elbe des Landes förderte eine gewiſſe überlieferte Wohlhabenheit, Beſitz-, Heimats- und Lebensfreude, in den weniger ertragreichen Gebirgsgegenden, insbeſondere im Erzgebirge und Böhmerwalde, eine äußere oder häusliche Beſchäftigung (Hirten, Holzhauer, Spitzenklöppeln, Holzſchnitzerei, Korbflechterei, Flachszurichten, Spinnen u. dgl.), welche Geſang und Unterhaltung während der Arbeit ermöglicht, ja begünſtigt, die reichere Pflege des Volksgeſanges. Seine geſchichtlichen Spuren reichen weit in die Vergangenheit zurück. Nach dem Bericht des älteſten Geſchichtsſchreibers des Landes (Cosmas) wurde bereits im Jahre 973 bei dem feierlichen Einzug des erſten Biſchofs von Prag ein deutſcher „Leich“ geſungen. Auch für die alte deutſche

Egerländer Bauernhochzeit.

Volksepik sind Zeugnisse vorhanden. Das älteste der deutschen Literatur erhaltene deutsche Bergmannslied, das sich an eine Begebenheit um das Jahr 1413/14 anschließt, stammt aus Böhmen (Kuttenberg); ein anderes Volkslied (aus dem XVI. Jahrhundert) behandelt ein Bierturnier in der Erzgebirgsstadt Joachimsthal.

Im Allgemeinen und Wesentlichen schließt sich das Volkslied der Deutschen in Böhmen an die Volksliedergruppen der deutschen Hauptstämme an, mit welchen sie seit jeher in so naher und reger Verbindung standen (Handels-, Rechts- und Literaturverkehr, Kriegsfahrten, Studenten- und Handwerkerwanderschaften). Im Einzelnen hat sich jedoch das Volksleben Deutschböhmens auch selbstschöpferisch genug erwiesen, viele der allgemeinen deutschen Volkslieder auch selbsteigen für sich umzuformen und auch manche eigenartige Lieder selbständig sich zu schaffen, die eine umfangreiche Sammlung füllen würden. Diese kam bis jetzt freilich nicht in der wünschenswerthen Form zustande, da es an der nöthigen öffentlichen Unterstützung und Förderung fehlte.

Der weite Kreis des Volksliedes Böhmens, das durch die Vermittlung Südböhmens mit dem deutschen Volkslied Innerösterreichs im Zusammenhang steht, umfaßt alle Gebiete des weit ausgedehnten Grenzringes. Doch ist seine Entwicklung und Pflege eine merkbar ungleiche. Das Hauptgebiet des deutschen Volksliedes in Böhmen ist die Westhälfte des Landes. Hier blüht, vom Böhmerwalde angefangen bis hinauf zum fernsten Nordwest, bis zu den Höhen des Erzgebirges und den Geländen an der Eger und Elbe, der deutsche Volksgesang seit langem in reicher Fülle. In Westböhmen herrscht Begabung und Vorliebe für Musik, Gesang und Volkspoesie vor; nach Ostböhmen zu schwächt sich die Geltung des Volksliedes ziemlich auffallend ab und die Anlage und Neigung der Bevölkerung für das Malerische tritt in den Vordergrund. Die ersten, einfachsten und häufigsten Formen des Volksgesanges, die „Vierzeiligen", die längere Zeit in weiten Kreisen unter dem Namen der „Schnadahüpfel" nur als Besonderheit der Alpenländer galten, sind in Deutschböhmen sehr reich vertreten. Sie kommen als sogenannte „Stückla" im Süden und Westen (Böhmerwald und Ober-Egergebiet), als „Gesätzl" im Saazerlande, als „Schlumperliedln" (thüringisch-sächsisch) im Erzgebirge und als „Zenscherliedla" (schlesisch) auch im Riesengebirge seit langem vor (hier freilich viel spärlicher) und setzen sich selbst in der neuesten Zeit zuweilen noch lebenskräftig in zeitgemäßen Neubildungen fort. In Nord- und Ostböhmen sind sie allerdings seltener, allein sie fehlen selbst im sangesarmen Riesengebirge nicht so ganz und gar. Freilich ist die Entwicklung und Pflege des Volksgesanges überhaupt in diesem naturstrengen Gebiete im Vergleich zu Westböhmen eine derart geringere und verschlossenere, daß in ziemlich weiten Kreisen selbst der Einheimischen die Ansicht sich leicht verbreiten konnte, im Riesengebirge gäbe es keinen Volksgesang! Dennoch sind auch im sangesarmen Riesengebirge immerhin manche „Vierzeilige" und Volkslieder,

insbesondere Kinderliedchen und Spielreime, und zwar auch heimständiger Art zu finden. Eine größere Zahl derselben läßt freilich erkennen, daß sie ursprünglich aus Westböhmen herübergekommen und in Ostböhmen nur aufgenommen worden sind. Von Interesse ist es endlich zu bemerken, daß, wo die volksthümlichen „Vierzeiligen" auch in Ostböhmen etwa doch häufiger vorkommen, dies regelmäßig in solchen Sprachinseln der Fall ist, deren erste Bewohner einst als Einwanderer aus Westböhmen die fränkische und bajuvarische Mundart und auch das Volkslied aus ihren früheren Sitzen hierher verpflanzten.

Das Hopfenkranzfest in Saaz.

Die meisten „Vierzeiligen" sind vom Ursprung an Tanzliedchen gewesen. Doch entstanden nicht nur beim fröhlichen Tanz, sondern auch beim „Hutzn"-, „zu Rockn"- und „Freigehn", bei dem Viehhüten und der Feldarbeit, „Stückla" und „Gesätzl" bestimmter besonderer Art. Den Reigen mögen die verschiedenen „Hirtenstückeln" eröffnen:

Ich armer Bu,
Wu treib ich zu,
Dort uben naus,
Dort is mei Haus.[1]

Hurreih, hurreih, du klane Ruthe,
Dei Baua gitt (gibt) mer nischt zun Brute,
Den Kaas moch'n se kleene,
Die Butter ass'n se allene.[2]

[1] Nordwestböhmen; Kaaden, Erzgebirge. [2] Erzgebirge.

Hori, weida, Bloße,
Wos rumpelt of der Goße,
Wos rumpelt of der Ofenbonk,
Dan Hirt'n werd' de Zeit zu long.[1]

Michel (Michaelstag) is vorbei,
Dos Hitta (Hüten = Weiden) is frei,
Do hitt ich a reicha Bauan
Die Wiesa fullt (vollends) aus.[2]

Charakteriſtiſch und bemerkenswerth iſt folgender Hirtenwarn- und Melderuf:

U—o—da, U—o—da,
Die Kie giehn zo Schoda (zu Schaden)
Da Hert is ock gehanga
Uf siewa langa Stanga.[3]

Juchi, mei Muttr ſucht mich,
Do ward ſe mich wul ſenda,
Wat ſe mich wul ſchenda (ſchelten)!
Wat mer mane Suppa trohn (Suppe hertragen)![4]

Im Anſchluß erwähnt ſei auch das Beerenliedchen, das beſonders die Kinder im Rieſengebirge mitunter ſingen:

Hila, hela, zichaqueck,
Ich hou mein Teppla bodendeck (bodenbedeckt)

Hila, hela, kolb,
Ich ho mei Teppla holb.[5]

Sehr zahlreich und beliebt ſind die Neck- und Trutz-, die „Fopp"- und „Aufzieh"-Vierzeiligen. Als Beiſpiele ſolcher „Foppſtückeln" in Süd- und Weſtböhmen ſeien mitgetheilt:

Und dö Glosmochaleut,
Hon gar luſtigi Herrn,
Und wonns hult ka Geld hob'n
Su klimpern's mit die Scherb'n![6]

D' Bedlleit hobms gout,
Därf'n neat am Buadn affiſteig'n,
Därf'n kain Laab Brout affſchneid'n,
D' Bedlleit hobms gout![7]

Zahlreich und mannigfaltig ſind insbeſondere die Foppſtückeln und Aufziehgeſätzeln, die ſich gegen die verſchiedenen Handwerke richten. Insbeſondere hatte ſeit jeher das Schneidergewerbe im Volksſang bekanntlich allerlei Neckerei auszuhalten, aber auch Schmiede, Kohlenbrenner (die Schwarzen!), Müller, Bäcker (die Weißen), Schuſter und Zimmerleute werden gern geneckt. Spottgeſätzel, wie das folgende, ſind noch zahlreich in einem großen Theile Deutſchböhmens im Schwung:

Schneiderl meck, meck,
Vo drei Zieg'n den Speck
Und a Häuptl Solot,
Hom zeh(n) Schneida dro ſoot (ſatt)![8]

Du Laſſa, du Renna,
Du ſchwarza Kuhlnbrenna,
Du rouſſigha Schmid
Laffſt üwarall mit.[9]

[1] Während ungünſtiger Witterung! Oſtböhmen, Friedland. [2] Oſtböhmen, Gießhübel an der „hohen Menſe". [3] Ebenda. [4] Oſtböhmen, Adlergebirge. [5] Oſtböhmen, Rieſengebirge. [6] Böhmerwald. [7] Weſtböhmen. [8] Aubachthal, Willomitz, Liebotitz. [9] Weſtböhmen.

Der Holzhauerburſche ſingt ſich ſelbſt ſein Lob- und Klagelied:

Bin ih ſu a ſaubera Burſch
Und muß ins Holzhaua furt!
Häſt mi g'numma, wärſt ma Wei,
Wär ih vun Holzhaua frei![1]

Geſchätzt ſind die Zimmerleute nach folgendem Beiſpiel:

Frohnl (Veronika)
Nimm dr ner an Tonl (Anton),
Nimm dr ner an Zimmermon,
Der dr a Heiſl aufbauen kon![2]

Auch die Bauern erhalten natürlich in mancherlei Vierzeiligen ihren Theil, wie zum Beiſpiel im folgenden:

Allwal ſan dö Bauan luſtö,
Allwal ſan ſe toll und voll;
Wann ſe ſolln a Steua gebm,
Hul da Teufl s Bauanlöbm![3]

Von den Maurern und den „Saaling"- (Sauerbrunn-) Leuten bei Eger und Franzensbad heißt es:

D'Maura und d'Salinglent'
Hobm ſchäia all aan Zaigch;
'n Winta weans zaunkrachdüar,
An Summa kröig'ns Bäuch.[4]

Gegen die „Altweiberzungen" wendet ſich das „Egerländer Stückl":

An alts Weiwasmal (Maul)
U a Dudelſook,
Doi ſumma und brumma
An gonz'n Toogh![5]

Als Probe der Neckliedchen gegen einzelne Ortſchaften diene:

Wiſſt ihr denn, wu Trautna (Trautenau) leit,
Trautna leit an Grunde,
S hout a poor hiſche (hübſche) Madlan dort,
Die eſſn jede Stunde.[6]

Die charakteriſtiſchen Merkmale einzelner Orte werden in Vierzeilern wie den folgenden beſungen:

Kumetauer (Komotauer) Madeln, Käſten (Kaſtanien) und Nüſſe,
Koodner Durſchen (weiße Rüben) ſchneeweiß und ſüße,
Soozer Hoppn (Hopfen), Gorkn und Zwiebl,
Sei bekonnt über ſieben Hübl![7]

Als Seitenſtück ſei ein „Merk"-Geſätzl aus der Umgebung der Badeſtadt Teplitz angeführt:

Wer in Teplitz is und badt (badet) nich,
Wer in Mariaſchein is und batt (betet) nich,
Wer in Auſſich is und trinkt kein Wein,
Dos muß a rechter Norre ſein![8]

Am zahlreichſten, mannigfaltigſten und zum Theil auch poetiſch werthvollſten ſind in Weſtböhmen, insbeſondere im Böhmerwalde, Ober- und Mittel-Egergebiete und

[1] Weſtböhmen. [2] Oſtböhmen, Landskron. [3] Weſtböhmen, Tachau, Eger. [4] Ober Egerland. [5] Weſtböhmen, Plan. [6] Oſtböhmen, Rieſengebirge. [7] Mittel-Egergebiet. [8] Teplitzer Gegend.

Erzgebirge die eigentlichen Tanz- und meist zugleich auch „Liebesstückl“ und „Gesätzel“, wovon folgende Proben:

Tanzgesätzl (Einladung):

Mei Schotz haßt net Toffl, Net Jockl, net Hons,
Und wers möcht dafrog'n, Der führt mich zan Tonz![1]

Tanz- und Foppgesätzl (auf Eine, die nicht tanzen mag):

S'Katterl sitzt hintern Tisch, Hounlt (Handelt) mit Fledawisch,
Bub'n lotts Katterl geh, S'Katterl is schee![2]

Tanz- und Foppgesätzl auf eine Wähleriſche:

Do drub'n in den Wäldl, Wu da Tongl (Tannennadeln) reiröhrt,
Do sitzt a feis Madl, Hotts Herzl dafrört (erfroren)![3]

Tanz- und Foppgesätzl auf eine Tanzsüchtige:

Dicke Durl, dicke Durl (Dorothea), Tille, Tille, Deckl,
Hupp net su, spring net su, Sinst valierst dei Röckl![4]

Eines der beliebtesten und verbreitetsten „Tanzstückl“ war das folgende:

Duarl hout gsaggt, Duarl hout gsaggt, Böichala (Bucheckern) sei gout,
Klaub mas zsam, Klaub mas zsam, Thou mas in Hout![5]

Inwiefern auch in Ostböhmen die Tanzgesätzl bekannt und verbreitet sind, mögen folgende Proben beleuchten, die freilich ihre ursprüngliche Abstammung und Übertragung aus dem Egergebiete und Erzgebirge dem Kundigen leicht verrathen:

Geich — a Fiedelma! Loss de Mädla hupp'n, Schötzesleisch und Zwiesln dra Mocht ne gute Supp'n![6]
Seff bleib dou, Mer weiß ja ne, wies Watter word, Seff bleib dou, Mer weiß ja ne, wies word![7]

Zur vollen Höhe seiner Ausbildung und seines poetischen Werthes erhebt sich das vierzeilige Volksliedchen in den eigentlichen Liebesgesätzln, die natürlich seit jeher ebenfalls oft genug als Tanzbodenliedln gebraucht wurden. Diese vierzeilige Liebeslyrik des Volkes mögen folgende Beispiele kurz charakterisiren:

[1] Mittel Egergebiet, [2] Podersam. [3] Saazerland, Erzgebirge. [4] Von der mittleren Eger, Nordwestböhmen, Aubachthal. [5] Ober-Egerland, Plan. [6] Ostbohmen, Reichenberg. [7] Ostböhmen, Jeschken-Iergau.

Ma Böiwl leiß ö nöd,
Leiwa ma Löm (Leben);
Und ſo deaft ma ma Boda
Koa Häratsguat göm![1]

Da Guggu is gſchäckat,
Hot awal bloo Feiß (blaue Füße)
Und wai is den dö himmliſchö
Liaſchoft ſo ſeiß (ſüß).[2]

Af Wean (Wien) bin ö gonga,
Af lota (lauter) gräan Rouga (Raſen),
Af Wean geh — r — ih noch,
Weil ös Dirnal durt ho![3]

Ih bi va Aſch,
Mai Maidl is va da Hamamüll,
Und wen ih af ſie lach',
Sa wois ſie, wos ih wüll![4]

Das Fahnenſchwingen der Fleiſchergenoſſenſchaft am Faſchingdienſtag in Eger.

Da Adl und d'Äiwa
Hobms Löibm afbrocht;
U ih u man Maidl
Hobms — a — ra ſua gmocht.[5]

Mei Schotz is a Reita,
Und a Reita muß' ſei,
Da Ropp ghört dem Raiſa
Und da Reita g'hört mei![6]

Wos hilft mich mei Groſ,
Won d' Sichl net ſchneidt,
Wos hilft mich mei Schotzl,
Wons net bei mir bleit.[7]

Zwiſchen mir und zwiſchen dir,
Gehts Waſſer ſo trüb;
Wens g'friert, kommt der Winter,
Du haſt mich nimmer lieb.[8]

[1] Südböhmen, Böhmerwald. [2] Böhmerwald [3] Südböhmen, Böhmerwald. [4] Weſtböhmen, Ober Egerland. [5] Weſtbohmen, Egerland. [6] Nordweſtbohmen, Saazerland. [7] Saazerland. [8] Mittel-Egergebiet und Erzgebirge.

Holb Wix und holb Wox
Und am Sond wochſt ka Flox,
Und a dickköppets Madl
Mog ih a ze kan Schotz! [1]

Wos hob ich 'n gheiret,
Jetz hob' ichs davo,
A Stubm voll Kinner,
An trutzinga Mo! [2]

Zum Schluß mögen noch zwei Vierzeilige aus Oſtböhmen folgen, und ſei bemerkt, daß ſehr wenige dieſer Art dort bekannt ſind.

Hinter der Hulerſtau'n (Hollunderſtaude)
Quigketzt (zirpt) a Gril,
Kou me der Pui (Bub, Burſche) gean hom,
Der mi net wil? [3]

Zwa ſcheckiche Ochſa
On a bückliche Kuh,
Dos get m'r mei Voter,
Wenn ich heirota thu. [4]

Aus dem reichen und mannigfaltigen Inhalt des Volksgeſanges der Vierzeiligen läßt ſich bei allgemeiner Überſchau erkennen, daß das Volksthum Deutſchböhmens das Hauptgewicht auf den Gefühlsausdruck und Gedankeninhalt legt und die muſikaliſche Ausſtattung weniger berückſichtigt. Die Melodien dieſer Liedchen ſind meiſt einfach und ziemlich kunſtlos, doch oft recht innig und ſinnenfällig. Die den Alpenländern ſo charakteriſtiſchen und zuweilen ziemlich kunſtvollen Jodler und Jauchzer ſind in Deutſchböhmen verhältnißmäßig weniger ausgebildet. Nur in Süd- und Südweſtböhmen, wo auch Steirerlieder ſich im Volke eingebürgert haben, ſingen die Hütbuben und Mädchen beim Viehhüten etwas Ähnliches, und zwar nach alter heimatlicher Weiſe den ſogenannten „Troudie", eine Melodie ohne Worte. Sie nennen dieſes Singen bezeichnender Weiſe auch „almen". Charakteriſtiſch für das deutſche Volkslied in Böhmen und das Volk ſelbſt iſt, daß es wohl einen großen Reichthum an ſehr poetiſchen, auch an naturderben, geſundkräftigen Liebes-, Standes- (Bauern-, Bergmanns-, Soldaten-, ſchönen kirchlichen und hiſtoriſchen Gelegenheits-) Liedern aufweiſen kann, auch zahlreiche und großentheils treffende Scherz-, Fopp- und Spottlieder beſitzt, dagegen verhältnißmäßig ſehr wenige Trink-, Rauſch-, Rauf- und Wildſchützenlieder hervorgebracht hat, die in manchen anderen Gebieten ſo häufig vorkommen. Bodenwüchſige Soldaten- und Kriegslieder gibt es in dem bekanntlich ſehr tapferen Volksthum und deſſen im Laufe der Jahrhunderte ſo oft vom Kriege heimgeſuchten Gauen manche von charakteriſtiſcher Art. An die ſchweren Schwedenkriege erinnert heute noch die nun als Kinder-Stilliedchen in Nordweſtböhmen gebrauchte Mahnung:

Beet Kinnl, beet,
Öitza kimmt da Schwed,

Öitza kimmt da Oxenſterna,
Wird den Kinnln bet'n lerna!

[1] Saazerland, Aubachthal. [2] Mittel Egergebiet, Erzgebirge. [3] Nordoſtböhmen, auch Weſtböhmen. [4] Oſtböhmen, Rieſen- und Adlergebirge. Auch Nordweſtböhmen, Erzgebirge.

Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges stammt das folgende kriegerische Volksgebetlied:

Höchster Gott, gib deinen Segen,
Über das Haus Österreich,
Bring' den Frieden uns zuwegen,
Das bitten wir allzugleich.

Stärk' Theresia ihre Waffen,
Dämpf' des Feindes sein Hochmuth,
Thu uns Gott doch nicht verlassen,
Weil wir dich anrufen thun.[1]

Einen wirksamen Gegensatz bildet das aus den mannigfaltigen Kriegsliedern gegen den ersten Napoleon bekannte soldatische Spottliedchen mit folgendem Wortlaut:

S Bonapartl is oitza nimma stolz,
Honnlt mit Schwefelholz,

Schreit Goffn af und oh:
Leut kafft ma Schwefl oh![2]

Auch die Kriege der Jahre 1859, 1864 und 1866 haben zu verschiedenen Volksliedern angeregt. Die Heldenthaten des österreichischen Heeres und besonders der heimischen Truppen wurden in Liedern und Volksballaden, wie in den Gesängen vom 10. Jäger-Bataillon, von der Schlacht bei Magenta, von dem Gefecht bei Trautenau und anderen verherrlicht. Die beiden Lieder: „Das Grab von Sancta Lucia" und „In Böhmen ist ein Städtchen", welche den berühmten Heldenkampf des 10. Jäger-Bataillons in Italien behandeln, sind in Deutschböhmen, vor Allem an der Mittel-Eger weithin verbreitet und volksbeliebt. Sehr zahlreich sind die Liebeslieder und Balladen. Außer den bei den deutschen Hauptstämmen allgemein bekannten Volksliedern dieser Art hat Deutschböhmen viele selbsteigene aufzuweisen, worunter manche sich durch tiefere poetische Empfindung und edlere Fassung bemerkbar machen. Zu den populärsten derselben gehört im ganzen Egerlandgebiete: Da schmol Rai.

Gäih ih üwaran schmol'n Rai,
Siah — r — ih ma Maidl alai,
Hout sie a Töichl u waint.
„Fains Maidl wai niat a sua säia (so sehr)
Za dia kumm' ih nimma mäia!"
„Zwa schöll ih niat graina und schreia?
Gäihst furt, how ih kain Fraia.
Gäihst furt und mih lasst sitz'n, sitz'n,
Wäa schöll ih den z'Gvattern bittn?
Drei Gvattern mou ih scho hobm, scho hobm,

Döi mia ma Kind za da Taff trog'n.
Is denn scho wieda Mittogh, Mittogh?
Ho nu koa Handl vul Gros,
Wos wean denn mainä Leut sogn, Leut sogn,
Wenn ih wia kaa Gros meia haimtrogn?
Meina Leut, döi sog'n ma niat vüll,
Kari (Kann ich) mochen, wos ih nea wüll,
Kari mochen, wos ih näia mogh,
Wal mih kaan Bou mäia mogh.
— — — — — — — —

Das Lied schließt mit folgenden versöhnenden Worten:

„Fains Maidl, stäih af, fain nea g'schwind,
Daina Kaiwla laffn all in Stall üm,
S' Goldringl how ih dia kast, dia kast,
Zwa Turkltäuwala san draf;

Döi Turkltäuwala san schäi, san schäi
Ul kaa — r — annara schöll za dia gaih,
Kaa — r — annara schöll di niat kröign,
Schöll mia ma Heazl betröibn.[3]

[1] Nordböhmen, Kreibitz. [2] Westböhmen, Ober-Egerland. [3] Ober Egerland.

Zu den beliebteſten Volksliedern des Saazer Landes und Erzgebirges gehört das folgende: Herzigs Katterl!

Herzigs Katterl, geh mit mir,
Geh mit mir in d' Schleha.
Ko net ſei, ko net ſei,
Hob a böſe (wunde) Zeha (Zehe).

*

Herzigs Katterl geh mit mir,
Ih waß a Kräutl im Wolde,
Kumm mit mir, kumm mit mir,
Dort halt (heilt) dirs Harzl bolde!

*

Ih ko net fort, ih mog net geh',
Der Weg is mir zuwida,
Bis ih meine Brautſchuh kriegh,
Halts vo ſelwa wieda![1]

Aus den mannigfaltigen Liebesliedern aus Südböhmen ſeien folgende mitgetheilt:

Ih hob dir in d'Äuglein g'ſchaut,
D'Äuglein worn trüab,
Und hob dirs nät z'ſog'n traut,
Daß ih die liab.

Oba ih liab die ſo feſt,
Wia da Baam ſeine Äſt,
Wia da Äpfl ſeine Kern,
Grod ſo hob ih dih gern![2]

Sehr anſchaulich gibt die Erzgebirgstochter, die Spitzenklöpplerin, ihrem Liebes- und Lebensſchmerz Ausdruck:

Och, wenn — r ner käm,
Doß — r — mih nähm,
Doß ih a mol
Vun dan Klipplſock käm!

Nu is — r — wull kumma,
Und hot mih genumma,
Nu bi ih nuch ſarner (mehr)
Zun Klipplſock kumma![3]

Bezeichnend für Landes- und Volksart in den Webergebieten iſt die folgende Weberwerbung:

Madla willſt de zu mir zieh'n,
Mußt de bei mir bleiba,
Mußte ſpenna aus Hoberſtruh
Schiena klara Seida!

Soll ih ſpenn aus Hoberſtruh
Schiena klara Seida,
Mußte mer a Spulche (Spule) drahn
Aus da huhla Weida![4]

Charakteriſtiſch für Nordböhmen iſt das auch im Rieſengebirge bekannte komiſch-ſatiriſche Armleut-Hochzeitsliedl:

Kaserands (Käſekrume) Tuchter
Und Quarkſpitzns Suhn,
Die wollt'n mitnand'r Huxt (Hochzeit) mochn
Und hott'n niſcht d'rzun!

Dou kejften ſe üm en Dreier Bratzeln (Bretzen)
Und üm en Dreier Bier,
Und lotſchten druf an Kretſchen (zum Kretſcham-Wirthshaus),
Ahinda und afür (Hinter und vor das Wirthshaus).

Von den mannigfaltigen Liedern aus beſtimmten Beſchäftigungs- und Handwerkskreiſen ſeien nachfolgend einige der beliebteſten und am meiſten charakteriſtiſchen mitgetheilt.

[1] Mittleres Egergebiet. [2] Böhmerwald. [3] Erzgebirge. [4] Oſtböhmen.

Eines der ſelteneren Beiſpiele der in Deutſchböhmen nur ausnahmsweiſe mit Jodlern verbundenen Volksgeſänge bietet das Holzknechtlied:

Is dös a a Freud
Für dö Hulzknechtleut,
Wann die Sun ſchön ſcheint,
Und das Hackerl ſchneidt. Hulladihullaho!

Und die Hulzhocka-Buabm
Müaſſ'n fruah affſteh'n,
Müaſſ'ns Hackerl nehma
Und in Hulzſchlog geh'n. Hulladihullaho![1]

Ein ſehr ſangbares, ſonſt gern und viel gebrauchtes Volkslied, durch welches auch eine einſt ſehr bekannte und verbreitete Volksfigur charakteriſirt wird, iſt das Lied vom Roußbuttnboum:

Bin ih neat a ſchaina Roußbuttnbou,
Bou, Bou, Bou, Bou, Bou, Bou?
Ho ih neat a ſchains Höital (Hütlein) af,
San a ſchaina Bandala draf u. ſ. w.

Bin ih neat a ſchaina Roußbuttnbou,
Ho ih neat ſchönina Schöichala aa,
San a ſchaina Schnallala dra!
Schöichala aa, Schnallala dra, Hüaſala aa!

Ho ih neat a ſchains Röckal aa,
San a ſchaina Quaſtala dra
u. ſ. f.
Ho ih neat a ſchönina Hüaſala aa
San aa ſchaina Spitzala dra
u. ſ. f.

Spitzala draa,
Röckal aa,
Quaſtala draa,
Höital af,
Bandala draf!
Bin ih neat u. ſ. f.[2]

Dieſem ſchließe ſich eine Probe an aus dem: Bandelkramerlied.

Ih bin der Bandlkrama Sima,
Komm' her vom Pilſner Markt,
Weißn Zwirn und blobe (blaue) Bandeln,
Hob ich drin in meinem Ranzl,
Hopſa, Madln, kaft mir oh!

Wos ſollt denn a mein' Kräml fehl'n,
Spitz'n, Bandln hob' ich gnug,
Fingerhüt' und Taſchenmeſſer,
Feuerſtein af Flintenſchlöſſer,
In die Brautſchuh ſchöne Schnalln![3]

Von beſonderem Intereſſe und für die einſt berühmten Bergbauſtätten im Erzgebirge orts- und volkscharakteriſtiſch ſind die Bergmannslieder. Zu den angeſehenſten und verbreitetſten dieſer „Bergreigen" gehörte der alte „Joachimsthaler", der auch von den Kohlenbergwerkshäuern Nordweſtböhmens jetzt noch gern geſungen wird: „Schon wieder tönt vom Schachte her", und der an gleicher Stätte übliche alte Erzgebirgs Bergreigen:

Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt,
Er hat ſein Grubenlicht ſchon angezündt!
Hats angezündt, es gibt ſein Schein,
Damit man fahren kann ins Bergwerk ein.

Die Bergleut ſind gar hübſch und fein,
Sie hau'n das Silbererz aus feſtem Stein,
Der eine gräbt Silber, der andre gräbt Gold,
Die ſchwarzbraun Mädchen ſind dem Bergmann hold![4]

[1] Böhmerwald. [2] Ober Egerland. [3] Ober- und Mittel Egergebiet. [4] Erzgebirge, Joachimsthal.

Aus dem Saazergau sei mitgetheilt das auch über andere Gebiete verbreitete Besenbinderlied:

Wenn ih ka Geld zan Sauf'n ho,
Geh ich in' Wald, schneidt Reisich o;
Wenn ichs Reisich g'schnied'n ho,
Geh ich hamm, bind Besen o!

Wenn ich de Bes'n bundn ho,
Laf ich d' Stroßn auf und o,
Leut, Leutla kaffts ma Bes'n o,
Daß ichs Geld vasaufen ko.

Und wenn ich des Geld vasoffn ho,
Su geh ich in Wald, schneid Reisich o.[1]

Den Schluß möge ein Volkslied aus dem Erzgebirge bilden, das die Freuden und Leiden der Klöpplerin in kurzen Strophen treffend zum Ausdruck bringt: „Dos gebarcherische Madl" (Erzgebirgsmädchen).

Bin ih net a schies (schönes) gebarcherisch Madl?
Bin alleweil lustich und fruh (froh);
Ih kalippel (klöpple) su a mannich Stück Fadl
Un a mannich Stück Bordel (Borte) dazu.

*

Am Sunntich, do thu ih mich schin (schön) putz'n,
Un hör' mer de Predicht schie a,
Nachert gieh 'ch ze mein Wanzela hutzn,
Do sah m'r anonner schie a!

*

Un hammer a nischt meh ze brenna,
In d'r Finst'r, do ko m'r net sei,
Do thu m'r des Bergl n'auf renna
Un schtirln (stechen) dan Mundn schie (Bekräftigung) rei.

*

Un hamm'r a nischt meh ze labm,
Su leidt m'r a Finkela (Fünklein) Ruth;
Gruß thun, des is holt mei Labm,
Starbn, des is holt mei Tud![2]

Besondere Hervorhebung aus der Zahl der umfangreicheren Volksgedichte verdienen sowohl wegen ihres Inhalts als ihrer weiten Verbreitung und Volksthümlichkeit das Volkslied: „Der Reischdorfer Pferdehimmel" (Erzgebirge und Saazerland), „Vogelstellerlied" (Kinder, wos mach'n mer de heut?") und „Mei Höll" (Erzgebirge und Mittel-Egergebiet), der „Tetschner Schiffsmon" (Elbe-Niederland) und der schon über hundert Jahre im Volk bekannte, sehr beliebte Volkssang in Auschaer Mundart: „Der Zippelpelz", der früher nach einer menuetartigen Melodie gesungen wurde.

Nach einer Überschau über die Gesammterscheinung des deutschen Volksliedes in Böhmen läßt sich feststellen, daß auch im Volkslied die Charakterabstufungen und Eigenarten der Einzelnstämme und Hauptgebiete Deutschböhmens ziemlich merkbar zum Ausdruck gelangen. Im Wesentlichen sei nur so viel bemerkt, daß in Süd- und Südwestböhmen, das mit seiner Bevölkerung dem innerösterreichisch-bajuvarischen Volksthum nähersteht, die gefühlsweichen und dabei leidenschaftsstarken Liebesliedchen und die echt lyrischen, naivfrischen Naturlieder aus den anderen mehr hervorklingen, im Norden und Nordosten überwiegt dagegen im Allgemeinen die mehr geistig-betrachtende und urtheilende, die humoristisch-satirische, lehr- und neckhafte, zu Spott und Witz geneigte, in Gedanken und Form schärfere

[1] Saazerland; Podersam-, Duppau-, Kaadner Bezirke. [2] Erzgebirge.

und markigere Volkspoesie; Nordwestböhmens Volkslied endlich, besonders jenes des Egergebietes, steht in der Mitte zwischen diesen beiden Richtungen und vereint beider Vorzüge zu harmonischem Zusammenklang und Ausgleich in sich, denn es besitzt fast ebenso zahlreiche gemüthsinnige echt lyrische, wie auch bemerkenswerthe episch-lyrische Volksdichtungen und

Spitzen-Klöpplerin aus dem Erzgebirge.

humoristisch-satyrische Neck- und Spottlieder. Eine größere Zahl heimischer Schriftsteller sorgte in den einzelnen Gauen seit Jahrzehnten für die Pflege der mundartlichen Volksliteratur im Schriftthum und Volksleben und dies besonders in Nordwestböhmen, wo Volksliederfreunde und volksthümliche Schriftsteller, wie Pfarrer Öttel (gestorben in Reischdorf), Dechant Dr. Anton Jarisch aus Leipa (gestorben in Komotau), Herausgeber

der „Heimatsklänge", Dr. Josef Stocklöw (aus Pürstein, derzeit k. k. Bezirksrichter in Auscha), Med. Dr. Lorenz (gestorben 1. December 1860 zu Eger), Med. Dr. Michael Urban in Plan (Westböhmen); die Naturdichter: J. Düml, Schuhmacher in Eger, in Ostböhmen Hieronymus Brinke, der am 7. September 1880 in Tanndorf (Bezirk Rokitnitz) im Alter von 80 Jahren verstorbene Weber, Kleinbauer und humoristisch-satirische Volkspoet des Adlergebietes. In neuer Zeit ist die Pflege der mundartlichen Dichtung in Deutschböhmen eine immer regere geworden und werden bei einer ähnlichen künftigen Überschau diesfalls zahlreiche neue Namen aus dem jüngeren nachstrebenden Geschlecht zu nennen sein.

Volkssagen. Welch großer Reichthum an Geistes- und Gemüthsleben das deutsche Volksthum Böhmens auszeichnet, beweist auch sein ebenso umfangreicher als gehaltvoller Sagenschatz. Ein großer Theil entstammt ebenfalls dem allgemeinen germanischen Sagenkreise; ein anderer, fast größerer ist jedoch dem heimatlichen Boden und Volksthum und dessen Entwicklungsgeschichte selbst entwachsen. Allgemein-germanischen Ursprungs sind vor Allem Deutschböhmens Götter- (Geister-) und Naturſagen oberster Stufe. Die eigentlichen und wichtigsten Volkssagen sind auch hier wie fast überall die Sagen, welche in der Vergöttlichung der Natur gipfeln. Die vom Volksgeist ins Übermenschliche, Göttliche (Dämonische) erhobenen Naturgewalten mit ihren guten und bösen Kräften und Kräftewirkungen bilden den Hauptinhalt dieser Sagen, deren Gesammtheit sich in alter Zeit dem Volke zum Götterglauben entwickelte. Die großen Naturgewalten, wie Sonne, Blitz und Donner, Feuer und Wasser wurden als Hauptgottheiten auch bei den deutschen Stämmen persönlich gemacht, die kleineren Kräfte in Flur und Wald, in Busch und Weiher zu Geistern niedrigeren Ranges: zu feurigen Männern „Wassermännern, Kobolden, Zwergen" bis zu den harmlosesten „Heinzel- oder Wichtelmännchen" herab. Der fernere Fortschritt der menschlichen Culturgeschichte brachte hierzu noch die Gestalten des immer höher sich entwickelnden Gesammtculturkreises, die Sagen der christlichen Legende, die Kirchen-, Klöster-, Ritter- und Schloßsagen, dazu die romantisch-abergläubischen Brücken-, Berg-, Bau-, Schatz- und Zaubersagen des Mittelalters und zu den Sagen von den Alchymisten, Goldmachern, vom Stein der Weisen, Lebenselixier u. s. w. als höchste und letzte Ausgestaltung auch des culturellen Zauberwesens und Zauberglaubens: die Faust- und Mephistosagen, in welchen die zauberischen und teuflischen Kräfte ebenfalls ins Höchstpersönliche zusammengefaßt und ins Übermenschliche erhoben werden.

Die landes- und volkscharakteristischen Sagen Deutschböhmens, die an dieser Stelle hauptsächlich zu berücksichtigen sind, gliedern sich abermals in bestimmten, schärfer ausgeprägten Sagengestalten und Gruppen sehr deutlich nach den verschiedenen natürlichen Hauptgebieten und Stämmen. Die einfachsten Sagengestalten, die jedoch durch die höhere geistige

Zur Sage vom Rübezahl.

Anlage des Volkes zum Theil immerhin poetiſch genug erhoben wurden, bietet naturgemäß das Flach und Hügelland. In den weiten fruchtbaren Gauen des Getreide-, Hopfen- und Obſtgebietes Deutſchböhmens, im Saazerlande, an der Eger und tieferen Elbe, iſt das „Kornmännchen“ („Kornmännl“), das, in den wogenden Kornfeldern einherhuſchend, die Gräſerinnen und Buben neckt und ſchreckt, die charakteriſtiſche Sagengeſtalt. Daneben kommt auch das „Hopfenmännchen“ („Hopfenherrl“), der „Buſch- und Waldmann“, der „Waſſermann“, das „falbe Männlein“ („s fohle Männl“), der „feurige Hund“ (Schatzhüter, auch als verzauberter böſer Ritter Ratſchin, der um den Pfarrteich von Willomitz kreiſen muß), der „Irrwiſch“, die Zwerge und dergleichen mehr vor. Im Weſen auf derſelben Grundlage fußt die nur etwas charakteriſtiſcher ausgeſtaltete bäuerliche Hauptſage des oberen Egerlandes, wo der „Büllmatzſchnitter“, „Billmesſchneider“ in geſpenſtiger Weiſe mit goldener Senſe die Halmfrüchte anſchneidet und die Bauern, beſonders wenn ſie bei der Saat nicht nach gewiſſen alten Regeln vorgehen, an ihrem Gute ſchädigt. Daß auch hier die Zwerge (die ſchwarzen Männchen vom Kammerbühl) und die Schatzſagen nicht fehlen, iſt naheliegend. Mannigfaltiger und dämoniſcher treten, wie es die Natur der Gegend bedingt, die Volksſagen in den beſonders wald- und waſſerreichen Gebieten auf. In Südböhmen (beſonders im Böhmerwald), wo Wald und Waſſer ſeit jeher die Natur beherrſchen, überwiegen die Wald- und Waſſerſagen (Waldweiber von Hoſterſchlag), die Mooswеibchen (Böhmerwald), die Wildfrauen im Plöckenſteiner See (Böhmerwald), das Waſchweibchen (Böhmerwald), das Seeweib (Böhmerwald), der Waſſermann, die drei feurigen Hunde am See (Budweis), der Heſſenbrunn bei Krumau, der verzauberte See nächſt dem Dreiſeſſelberg (Böhmerwald) u. ſ. f. Auch an den Ufern der Elbe und Eger ſpielen die Waſſermannſagen eine Rolle. Für Südböhmen iſt ferner die weitbekannte Schloßſage von der „weißen Frau“ zu Krumau typiſch geworden. Dieſe Sagenfigur kommt übrigens auch in den meiſten übrigen Gebieten vor, ſo im Saazerlande die weiße Frau im Schloß zu Weitentrebetitſch, die weiße Frau an der Iſer (Oſtböhmen), die weiße Frau auf dem Harfenſtein und in der Ringelkoppe u. ſ. w. Abermals um Einiges reicher entwickelt ſind die Sagen des Erzgebirges, wo nebſt dem Naturleben des Waldes und Waſſers, des Moors und Gebirges auch noch der einſt hier ſehr lebhafte Bergbaubetrieb manchen Einfluß nahm. Im Erzgebirge iſt der „Hehmann“, ein neckender, ſchreckender Waldgeiſt, der mit ſeinem lauten „He! He!“ die Wälder unſicher macht, eine Hauptgeſtalt der Volksſage. Sein Hauptgebiet iſt der Bergwald nächſt Preßnitz und Sonnenberg, doch iſt er auch in Graßlitz bekannt. Ihm zur Seite ſteht der „Waldſchütz“ (Graßlitz), der an die Waldbäume ſchlägt und nächtlich Wild und Menſchen hetzt; ferner die Koboldin „Marzebilla“ (Preßnitz). Ziemlich zahlreich waren beſonders in früherer Zeit noch die Sagen von den Bergwerks- und

Berggeistern im Erzgebirge. Sie erschienen meist als graue Männchen (Zwerge) und brachten den Wald- und Bergleuten öfter Glück und Segen, mitunter freilich auch allerlei Strafen, so der dankbare Zwerg von Brüx, die Zwerge im Kupferhübel, die Zwerge des Marienberges bei Aussig, die Pelzleutchen von Wteln, die Reibmännchen von Saaz und andere mehr. Auch allerlei Moor-, Wasser- und selbst Zaubersagen hat das Erzgebirge aufzuweisen, wie die Sage vom thörichten See bei Satzung-Sebastiansberg, vom Alaun-Hüttensee (Komotau), die Sage von der Todtenheide bei Hammer im Erzgebirge, wo ein schwedischer Heerestheil im Moor versank, vom Reischdorfer Fuhrmann, der gegen Nürnberg fuhr und von einem guten Geiste ein Zauberfläschchen erhielt; die verschiedenen Irrwisch- und die Venedigersagen (sogenannte Venediger Gold- und Edelsteinsucher durchzogen im Mittelalter häufig auch das Erzgebirge); endlich zahlreiche Berg- und Schatz-, Bau-, Burg- und Ritter-, Kirchen-, Thier- und Teufelssagen. Zum Nord- und Ostgebiete des Landes fortschreitend zeigt die Volkssage eine von Nord nach Ost gegen das Riesengebirge zu stetig mehr sich steigernde Neigung zur Charakteristik eines Alles beherrschenden Wald- und Gebirgsgeistes. In Nordböhmen (Rumburg, Warnsdorf) ist das „Buschweibl" und der „Bandietrich" (Wildjäger), das „Buschjähala", in Schluckenau der historische „wilde Mann" die Hauptfigur der volksthümlichen Natursage.

Alle diese Sagengestalten sind ebenso wie der „Jerlapfeif", der Wildjäger und Spottgeist, der den Jeschken-Isergau und das Adlergebirge beherrscht, der „Lindwurm" der Ortssage von Trautenau und auch die wilde Jägerin von Braunau (wo auch die Aschenbraut, Berchta, haust) im Wesen auf denselben Grundgedanken zurückzuführen: auf das Machtvolle, Wildungestüme, den Menschen Bedrohende und Schreckende der im Sturm bewegten Natur des Wald- und Gebirgslandes Nord- und Ostböhmens. Die einst besonders rauhe und wildungestüme Natur dieser Gebiete war die Nährmutter zahlreicher Natursagen, und so kommt es, daß das verhältnißmäßig liederarme Ostböhmen umso reicher an Volkssagen ist und in seiner Haupterhebung, im Riesengebirge, eine Sagenfigur herausgebildet hat, die an poetischer Erhöhung, sinniger Vertiefung und reizvoller Mannigfaltigkeit zur bedeutendsten, populärsten und berühmtesten des ganzen Landes geworden ist. Rübezahl, der große Berggeist des Riesengebirges, der bei Eis und Schnee im Hochgebirge der Schneekoppe haust und am Brunnberg nächst den Elbe-Quellen sein „Lustgärtlein" hat, von wo er im Wettersturm in den Riesengrund hinabfährt (Schneelawine), ist der machtvolle Wildherr der ganzen rauhen, großen Gebirgsnatur, ist die oberste Ausgestaltung der Hehmann-, Wildjäger-, Wildmann- und anderer Sagen der tieferliegenden Wald- und Gebirgsgebiete Deutschböhmens. In der Rübezahlgestalt, dem mächtigen, zaubergewaltigen, majestätischen Berggreis und seinem so reich ausgebildeten Sagenkreis erhält die Volkssage Deutschböhmens förmlich ihren obersten Abschluß und ihre

poetisch künstlerische Krönung. Wo die Naturgewalt des Landes am mächtigsten sich zeigt, dort ist eben auch die größte und vielseitigste Sagengestalt der Volksdichtung entwachsen.

Als eine Besonderheit aus dem bereits auf der neueren Cultur fußenden Sagenkreise Deutschböhmens sei zum Schluß noch die Volkssage des Leipagaues „vom Saubauer Dr. Kittel" (dem nordböhmischen Dr. Faust!) erwähnt, der gleich seinem classisch berühmten norddeutschen Genossen allerlei seltsame Zaubereien vollführte und in der Volkssage Nordböhmens deshalb eine besondere Rolle spielt. Wird die Naturmythe Deutschböhmens durch eine Großgestalt wie jene Rübezahls in einem Höhepunkt abgeschlossen, so erhält auch die Cultursage mit der auf diesem Gebiete zum Höchsten entwickelten Figur des Zauberglaubens mit einer heimatlichen, selbständigen Dr. Faust-Gestalt ihre bedeutsame Krönung.

Volksleben der Deutschen im Böhmerwald.

Zur Charakteristik des Volkes. Eine Viertelmillion Seelen umfassend, bewohnt diese kerndeutsche Bevölkerung das herrliche Berg- und Hügelland an der mittleren und südlichen Westgrenze Böhmens und gibt auf diesem Terrain, der Länge und Breite nach, in Dörfern, Märkten, Städten, von geringfügigen Localeigenheiten abgesehen, in voller Übereinstimmung nach Lebensweise, Muttersprache (Dialect) und Charaktereigenthümlichkeit das Abbild ihrer deutschen Nachbarn: der Oberösterreicher und der Baiern. Der Körperbildung nach erscheinen die Männer in etwas über Mittelgröße, sehnenkräftig und mit scharfgezeichneten charakteristischen Gesichtszügen. Blonde Haare und blaue Augen sind seltener geworden als früher, wo ein Schwarzkopf z. B. seiner Seltenheit wegen Anlaß gab, daß sein Hof den Spitznamen „zum Schwoarzschädel" erhielt. Daß es im Böhmerwalde auch Zeiten gab, wo unter den Männern germanische Hünengestalten auftraten, können alte Leute noch heute bezeugen, und der Verfasser selbst ist Einer von diesen alten Leuten. Der eine dieser Hünen ging in seinem Alter mit dem Bettelsack um, war ein Schrecken der Kinder, aber ein gerngesehener Recke für Männer, die sich nicht satthören konnten, wenn er von seinem Kampf mit dem Bären erzählte, der ihn im Walde überfallen hatte und umklammert hielt, bis er ihn an eine Schichte Holz hinzwang und mit einem Scheite maustodt schlug. Der zweite dieser Hünen war in seinen jüngeren Jahren Steinbrecher in einem Kalksteinbruch bei Neuern, genoß im Alter ein erträgliches Gnadenbrot und kam einmal, 80 Jahre alt, zu meinem Vater mit einer Botschaft. Er konnte nur tiefgebückt zur Thüre herein und saß dann wie ein riesiger Kachelofen an unserem großen Ecktisch. Mein Vater erinnerte ihn an seine Liebhaberei in jüngeren Jahren bei Musiken, wenn eine Rauferei entstand; da pflegte er die

riesigen Tischplatten aufzuheben, umzukehren und auf das Gewühl der Raufenden loszuschlagen, so daß ganze Partien von Streitenden zu Boden sanken oder die Flucht ergriffen. Lächelnd erzählte er solche Fälle, und wenn er damit zu Ende war, ging seine Stimme noch eine Weile in seiner Riesenbrust herum wie ein nachhallender Donnerton im Resonanzbodenraum einer Baßgeige.

Zur Zeit der Vollkraft dieser Hünen war die Raufluft in dem Volke noch groß und allgemein; selten ging eine Tanzmusik oder ein Jahrmarkt ohne wilde Kämpfe zwischen Burschen eines Dorfes oder zwischen den verbündeten Burschen zweier Dörfer vorüber. Diese Raufluft, obwohl noch weit und breit vorhanden, ist milder geworden und bei den hier und da noch losbrechenden Kämpfen kommen die Messer, welche die Burschen an der rechten Hüfte nebst Eßbesteck in einem Futteral tragen, fast nie mehr in Verwendung. Mit der Abnahme der wilden Raufluft Hand in Hand geht das Verschwinden des früher so übel berufenen Wilderer- und Schmugglerwesens, das nur noch wenige Freunde und Waghälse zählt. Und so kann man jetzt als allgemeine Charakteristik des Volkes aufstellen: von Natur heiter und kräftig, ist es im Ernst und Humor etwas scharfkantig, was ihm als Bewohner rauherer Berg- und Waldstrecken eigentlich zukommt. Die Proceßsucht, früher weit verbreitet und von elementarer Hartnäckigkeit, ist auf vereinzelte Fälle herabgesunken und wird durch einen vortrefflichen Gemüthszug weit überwogen: die Hilfeleistung, die sich Einzelne wie ganze Dörfer in Noth und Bedrängniß gewähren. Bei Bränden, Hagelschlägen, gefährdeten Ernten zeichnet sich das Volksgemüth wahrhaft glänzend aus. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Mangel an Arbeitern zur Erntezeit mit seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm. Nicht selten nehmen erwachsene Bursche nachts einen Wagen, spannen sich selbst an die Deichsel oder schieben an Rad und Leitern; wenn dann der Hofbesitzer am Morgen seufzend aufsteht, um sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein Theil schon in der Scheuer und ein befrachteter Wagen steht noch vor dem Thor.

Ein schöner Grundzug im Charakter der Böhmerwäldler ist die Liebe zur Heimat. Wenn sie diese schon verlassen müssen, so ist ihr beliebtestes Ziel Niederösterreich, namentlich Wien; doch ist die Sehnsucht, nach längerer oder kürzerer Abwesenheit wieder heimzukehren, unaustilgbar. Darum wollte vor längerer Zeit die Neigung, auszuwandern, nicht recht platzgreifen, insbesondere im nördlichen Böhmerwalde, wo im Jahre 1827 ein Auszug nach dem Banat in abschreckender Weise mißglückte. Jetzt hat sich freilich in dieser Beziehung viel verändert; denn Einzelne und ganze Familien sind dem Zuge nach Nordamerika gefolgt, haben ihre Lage dort verbessert und bereits viele Verwandte und Bekannte nachgezogen. Zahlreiche jüngere und ältere Leute, wenn sie nur die Reise bezahlen und Land ankaufen können, schließen sich zusammen und folgen ihren Vorgängern;

sie suchen dabei klugerweise solche Gegenden auf, wo sie bereits angesiedelte Landsleute finden, die dann für die erste Zeit Schutz und Halt bieten. Von Bedeutung, insbesondere für den nördlichen Theil des Böhmerwaldes, war früher der Handel mit Bettfedern. Massen dieser Federn neben den im Lande selbst gewonnenen wurden aus Ungarn, Mähren und Galizien bezogen, im Böhmerwalde aufgelagert und von kleinen Händlern und Hausirern nach den deutschen Ländern, nach der Schweiz, den Niederlanden, Frankreich, sogar nach Schweden vertrieben. Diese Geschäftswanderungen brachten nicht nur pecuniäre Vortheile, sie hatten auch werthvolle Kenntniß des Auslandes zur Folge, und manches Hauswesen verdankte der Kenntniß des Auslandes eine bessere Führung der Geschäfte. In den Gegenden, wo der Federnhandel blühte, gewann auch die Volkssitte einen hübschen Brauch an Winterabenden durch das Federnschleißen, bei welchem gesungen, Märchen erzählt und wie in Spinnstuben allerlei Ergötzlichkeiten getrieben wurden. Lassen große Herrschaftsbesitzer berühmte Ökonomen kommen, um durch sie Verbesserungen im Landbau und in der Viehzucht einzuführen, so passen die Bauern wohl auf, bezahlen durch Sammlungen den fremden Rathgeber selbst für einige Zeit, um die Verbesserungen auch auf ihren Gründen einzuführen. Doch gilt dies nur auf dem Gebiete des nördlichen und mittleren Böhmerwaldes, wo der Bauer als freier und größerer Eigenthümer auch über reichlichere Mittel verfügt.

Gelten diese Charaktereigenthümlichkeiten vom Volke des Böhmerwaldes überhaupt, so müssen doch zwei Volkstypen hervorgehoben werden, welche neben der heimischen Eigenart noch ihr besonderes Gepräge nach Leibes- und Geistesanlagen zeigen: die Bewohner des Städtchens Wallern und dessen Umgebung, sowie die Bewohner des Gebietes der sogenannten Freibauern. — Die (künischen, d. i. königlichen) Freibauern, das Gebiet zwischen Innergefild im Süden und Neuern im Norden bewohnend, stammen von deutschen Colonisten, welche als Beschützer der Grenze des Böhmerwaldes angesiedelt und mit vielen Rechten und Vorrechten ausgestattet wurden. Sie hatten auf ihrem Gebiete acht Freigerichte, wählten ihre Beisitzer selbst und ihr Oberrichter leitete alle sie betreffenden Rechtsangelegenheiten, wie das Steuer- und Conscriptionswesen. Aus dieser Colonie erwuchs ein stolzes Volk von Bauern, das in deutscher Treue am Hergebrachten festhält und ein festes Standesbewußtsein hochhält. Mit diesen „Königsbauern" haben die sogenannten „Wallinger", die Bewohner des an der Straße von Kuschwarda nach Prachatitz gelegenen Städtchens „Wallern" die ausgeprägte Charakterfestigkeit und den Hochsinn für Unabhängigkeit gemein. Auch diese Wackeren entstammen, wie man vermuthet, einer Colonie, und zwar einer Einwanderung von Schweizern; aber diese Annahme ist so wenig nachzuweisen als die ganz unstichhaltige Behauptung, daß die Wallinger einer — römischen Colonie entstammen, weil man unter ihnen sogenannte römische Köpfe mit schwarzem Haar,

dunklem Teint und Adlernasen häufig findet. Eine stark vertretene Ansicht geht dahin, daß die Wallinger von einem Reste der Markomannen oder deutscher Ureinwohner herstammen; diese Ansicht, sowie die früher erwähnte, daß Schweizer die erste Ansiedlung gegründet haben, findet gleichmäßig einige Bekräftigung durch den besonders stark hervortretenden Zug der Unabhängigkeitsliebe bei den Wallingern, die schon vor 300 Jahren bedacht waren, aus dem Bande der Unterthänigkeit und Leibeigenschaft sich loszulösen durch Bezahlung eines Lösegeldes an den Schutzherrn Peter von Rosenberg.

Blockhäuser aus dem „Oberen Ort" im Städtchen Wallern.

Haben wir der Bewohner des Freibauerngebietes und des Städtchens Wallern besonders gedacht, so liegt es nahe, noch einer anderen Eigenthümlichkeit dieser Colonien — der Eigenart der Wohnstätten unsere Aufmerksamkeit zu widmen; denn diese Eigenart ist maßgebend für die früher allgemein und jetzt noch vielfach vorhandene Bauform bei Einzelhöfen wie in geschlossenen Dörfern und Märkten. Die Eigenart der Wohnstätten im Böhmerwalde ist eins mit der Bauart der Blockhäuser im angrenzenden Baierwald bis hinunter gegen Passau und weiterhin nach Oberösterreich; sie findet sich in Tirol und in den Alpenländern wieder, nur mit dem Unterschied, daß hier die Balken

glatt behauen, im Böhmerwalde zumeist nur grob geschrotet werden. Will man diese, eigentlich nicht specifische Böhmerwälder Eigenart der Bauten in originellen Gruppen beisammen sehen, so findet man bei Wanderungen durch den Böhmerwald vielfache Gelegenheit dazu in Dörfern, zum Theil auch noch in Märkten; am malerischesten aber findet man sie beisammen im Städtchen Wallern, wo trotz der von 1856 bis 1882 acht Mal wüthenden Brände eine ganze Ansammlung von Alpenhäusern übrig geblieben ist und den „oberen Ort" bildet. Von der Höhe oder von der Gisela-Anlage gesehen bietet dieser Stadttheil einen sehr pittoresken Anblick. Würde nicht die Feuergefährlichkeit dieser Blockhäuser und auch der abnehmende Vorrath von Bauholz Anlaß geben, von Neubauten in diesem Stile nach und nach abzusehen, so würde man die Wendung sehr bedauern müssen, denn abgesehen von der malerischen Form der Blockhäuser halten diese im Sommer angenehm kühl und im Winter warm; hinsichtlich der Dauer bieten die flachen, steinbeschwerten Dächer den Vortheil, daß sie wenigstens viermal länger als die jetzt beliebten steilen Schindeldächer Stand halten. Im küniſchen Freibauerngebiet stehen die Blockhäuser fast durchwegs vereinzelt da, auf Grund und Boden des Besitzers oder mitten in demselben und tragen auf den Dächern kleine Thürme, deren Glocken gar wichtige und vielseitige Dienste leisten. Sie läuten zum Morgen-, Mittag- und Abendgebet; sie rufen die Arbeiter von den ausgedehnten Feldern zum Mittagstisch heim; sie helfen bei Gewittern die Donner und Blitze brechen (frangere); sie dienen in Sterbefällen als Sterbeglocken und verkündigen der Gegend weit und breit große Unglücksfälle, wie Brände, Hagelschläge u. dgl.

Die Volkstracht im Böhmerwalde glich vor Jahren noch vielfach der Volkstracht in den Hochländern Baierns, Tirols und Steiermarks. Die Männer — insbesondere im nördlichen Theile des Böhmerwaldes — trugen schwarzlederne Kniehosen, die an der rechten Hüfte Schlitztaschen hatten für silberbeschlagene Eßbestecke, dazu wurden schwarze oder veilchenblaue Jacken aus Manschett, Tuch oder Sammt, an besonderen Festtagen rothseidene Westen mit zwei Reihen silberner Knöpfe getragen und um den Hals ein leicht geschlungenes rothes Seidentuch; die Strümpfe an Feiertagen waren weiß und wurden unter den Knien von kurzen Lederbändern festgehalten. An Wochentagen trugen die Männer blaue Strümpfe, darüber Halbstiefeln mit Röhren, die bis an die Knie reichten, aber gewöhnlich faltig bis an die halbe Wade hinabfielen. Im Winter bei hohem Schnee oder wenn bei andauerndem Regen die Wege schwer gangbar geworden, kamen Stiefeln an die Reihe, deren weiche Röhren bis über die halben Oberschenkel hinaufreichten. Auch der Leibgurt mit großer Schnalle voran kam noch vor, um größere Summen Geldes in Silbermünzen mitzuführen. Die Hüte waren etwas höher als in neuerer Zeit, geschweift und mit einem kleinen Busch Kunstblumen geschmückt; die handbreite

ſchwarze Binde um den Hut hing rückwärts mit den zwei Enden, die mit Goldfranſen verziert waren, über den Hutrand in den Nacken hinab. Ging der Landmann in die Kirche oder zum Amt, ſo trug er einen bis an die Knöchel reichenden Tuchrock mit Stehkragen (im Winter einen ſchweren Mantel mit zwei den Rücken warmhaltenden Überkragen). Sieht man von der ledernen Kniehoſe und dem Leibgurt ab, ſo findet ſich der übrige Theil der Tracht, mit wenigen Änderungen, gegenwärtig noch vor, nur ſtatt der kurzen Lederhoſe wird die bis an die Abſätze reichende Tuchhoſe getragen. Der Hut eines Bräutigams wurde — und wird es zum Theile noch — mit einem Rosmarinſtrauß geſchmückt, deſſen Zweige von ſchimmerndem Zitterdraht, kleinen Vogelgeſtalten, Goldblättchen und niedlichen Kunſtblümchen überreich verziert ſind.

Ein Blockhaus aus dem Freibauerngebiet im Rüniſchen).

Wie die Männertracht, ſo hat auch die weibliche Volkstracht in neuerer Zeit manche Veränderung erlitten. Das ſchwarze oder dunkelrothe Kopftuch wird heute noch, wie früher, getragen; es iſt im Nacken in einen leichten Knoten geſchlungen, deſſen zwei Enden über den Rücken fallen; an den Schläfen blickt etwas Kraushaar oder ein kleiner Theil der glattgekämmten Haare hervor. Den Hals ſchmückt an Sonntagen ein rothſeidenes Tuch, das nur loſe geſchlungen iſt, und ein als frommer Schmuck dienendes vergoldetes kleines Crucifix ſehen läßt. Die Tuchjacke der Mädchen und Weiber reicht nicht ganz bis an die Hüfte und iſt an der Bruſt nur wenig ausgeſchnitten, dagegen das darunter befindliche Mieder der Mädchen weit ausgeſchnitten iſt, gar nur bis an den halben Rücken reicht und an den Rändern und nach den Ausläufen der Nähte reich mit Goldborten verziert wird. Der Rock (Kittel) war früher nur kurz, bis unter die Wade reichend, und wurde aus farbigem Garn hergeſtellt, jetzt reicht er bis an die Ferſen und iſt nach ſtädtiſchem Muſter meiſt aus gedrucktem Kattun verfertigt. Als der Rock noch kurz gehalten wurde,

war es lange Zeit Mode unter dem weiblichen Volke, mehrere solcher Kittel über einander zu tragen, so daß auch Spitznamen entstanden, wie: „Siebenkittel-Wa'm" in unserem Nachbardorfe. Bräute tragen noch heute kein Kopftuch, ihre Haare werden nach dem Wirbel gekämmt, dort in ein Netz gewunden, mit Sträußchen, Blumen und frischem Grün geschmückt, daran allerlei flimmernde Zierden, wie Silberzitterdraht und Goldflinserln befestigt sind. Die Fußbekleidung besteht an Sonntagen in weißen Strümpfen mit Schuhen, an Wochentagen in grobgestrickten Strümpfen von blauer Farbe mit Holzschuhen.

Von den Sitten und Gebräuchen des Böhmerwaldes. Man muß ein Volk bei der Arbeit sehen, um es nach Charakter und Cultur beurtheilen zu können, — so lautet ein von hochachtbarer Seite aufgestellter Satz. Der Satz ist richtig, aber nicht erschöpfend richtig. Gewiß wird die Arbeit, die ein Volk verrichtet, und die Art, wie es seine Arbeit verrichtet, Kraft, Findigkeit, Geschmack und noch manche Eigenart der Anlagen zur Erscheinung kommen lassen, aber das Volk in seiner Vollgestalt werden wir bei der Arbeit nicht vorfinden und dem Bilde wird noch etwas fehlen, was bei einem Gemälde durchaus maßgebend ist: Licht, Farbe, Lebensfrische und Treue. Die Farbengebung zur Charakteristik und Cultur eines Volkes ist zumeist in seinen Sitten und Gebräuchen zu suchen. In Sitten und Gebräuchen nimmt das Volksleben voll und wahr und in richtiger Beleuchtung Gestalt an; in Sitten und Gebräuchen kommen Geistes- und Gemüthsanlagen des Volkes zum Ausdruck, wie durch den Trieb ihrer Säfte die eigenartigen Blätter, Blüten und Früchte eines Baumes. Wer die Volksseele in ihrer Eigenart kennen lernen will, der beobachte die Formen, in welchen ein Volk sein Leben bei der Arbeit, in Lust, Liebe und Trauer ausgestaltet. Poesie, Religion, Cultur, wie Aberglaube, Irrthum und wieder glückliche Beschränktheit haben gleicher Weise Theil daran. In den Sitten und Gebräuchen wird sich auch die Eigenart des Volksthums abschildern, und was in unserem Falle von den Deutschen des Böhmerwaldes im Allgemeinen über Abstammung und Charakterzüge gesagt wird, sinnfällig zur Anschauung kommen — allerdings nur insoweit es uns der zugewiesene Raum gestattet. Bemerkt sei nur noch, daß die Sitten und Gebräuche, die hier folgen, theils auf dem ganzen Gebiete des Böhmerwaldes, theils in einzelnen Bezirken, besonders auf der Landesstrecke von Bischof-Teinitz bis zum Osser und Arber vor längerer Zeit allgemein und jetzt noch großentheils in Übung und beliebter Pflege sind.

Vergegenwärtige uns die erste Schilderung das Volk in seiner Freude und Jugend, bei einem Vergnügen, das allen Völkern gemeinsam ist, von jedem aber in seiner Eigenart ausgestaltet wird — beim Tanz (Toz). . . Es ist Sonntag, ein Uhr Mittags; in der großen Wirthsstube sind die Musikanten beisammen. Die Burschen, in ihren Sonntagsanzügen, bei warmem Wetter die Jacken über den Schultern, ziehen von fern und nah, über Felder und

Wieſen herbei und ſammeln ſich in der Wirthsſtube. Geſchämiger und ängſtlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häuſern heran. Vor der Stubenthür im Vorhaus bleiben ſie ſtehen und keine will zuerſt eintreten. Während ſie ſich kichernd zuſammendrängen, laſſen die Burſchen Muſik ertönen, voran einige, ſozuſagen mit gezogenem Säbel einreitende Trompetenſtöße. Die aufjubelnde Muſik geht den Mädchen an die Nerven, ſie fühlen Muth. Es wagt die Kühnſte ihre Hand auf die Klinke zu legen — patſch! ſchlägt eine Zweite ihr die Hand nieder, der Andrang ſchleudert die Thüre weit auf, die Vorderſten werden bis in die Mitte der Tanzſtube vorgeſtoßen und drängen verlegen wieder zurück, — aber ſchon hat dem Gekicher und Gewirr der tanzluſtige Burſche abgeholfen, indem Jeder einer Gewiſſen winkt oder pfeift und ſie mit Namen ruft. Die Gemeinte ſpringt friſch zum Tänzer hin und ſogleich geht es voll Leben in der Stube herum. Der volksthümlichſte Tanz iſt der Ländler. Er wird auf ſteiriſche Weiſe getanzt von Denen, die in der weiten Runde der Stube ſich bewegen; allein innerhalb des Kreiſes ſtellen ſich gleichzeitig ſo viele Paare auf, als Platz finden, um ſich herumdrehen zu können. Dieſes Herumdrehen geſchieht taktmäßig ſo, daß ein Takt zu einer Wendung hinreicht, und der Schluß einer Drehung wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit dieſem eigenthümlichen Tanze iſt ein häufiges Aufſchwingen der Tänzerinnen verbunden und man nennt das „Af oan Eartl“ tanzen. Originell iſt der muſikaliſche Vortrag des Ländlers. Der erſte — Haupttheil — wird zweimal geſpielt, wobei das Clarinet das führende Inſtrument iſt; eine Flöte ſecundirt harmoniſch und die Violinen, Cymbal und Baß accompagniren piano dazu. Iſt der erſte Theil zweimal geſpielt, ſo wird er gleichſam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinſtrument und verändert den erſten Theil des Ländlers in anderer Tonart (z. B. aus C-dur in G-dur übergehend) eigenartig. Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Cymbal die gleiche Melodie, die Secundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu ſich das Schmettern einer Trompete geſellt. Clarinet und Flöte raſten. Während ſo der zweite Theil des Ländlers zweimal abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare in der Runde, wenig angeregt, nur langſam herum oder ſtehen, ein Geſpräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „af oan Eartl“ treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechſelnd eine Hand der Tänzerin nach der andern ebenſo taktmäßig an ſich und ſtoßen ſie wieder ab, ſo daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schluß cadenz des zweiten Theiles merkt und das Clarinet Flötenſolo mit leiſem harmoniſchem Accompagnement der übrigen Inſtrumente wieder beginnt: da ſcheint ein entzückendes Raſen in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entſteht ein Jauchzen und Springen. Viele brechen vor Entzücken in grelldurchdringendes Pfeifen aus, Andere ſingen den Ländler mit. Je wilder ſich da der Buriche äußern kann, deſto willkommner iſt es ihm.

Bei ſtark gefüllter Stube iſt dann der Tanz eine förmliche Schlacht. Einer ſucht den Andern aus Reihe und Glied zu ſchleudern. Mancher bleibt im Rundtanz voll ſeligen Übermuthes ſtehen und beginnt „af oan Eartl“ zu drehen; die Nachtänzer ſchwellen hinter ihm an und ſind gezwungen, um das ſchöne Solo nicht unbenutzt zu laſſen, ebenfalls „af oan Eartl“ anzufangen, ſo daß auf einmal in der ganzen Stube ein Heben und Senken ſichtbar wird. Die Tänzerinnen ſchweben häufig über den Köpfen und die Scene gleicht einem Waſſerwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt und die ſtark aufſchlagenden Waſſertropfen über der drehenden Maſſe hüpfende Figürchen bilden. Vier ſo geſpielte Ländler bilden eine Abtheilung, während welcher kein Burſch ſeine Tänzerin wechſelt oder aufhört. Beim letzten Klang der Muſik faßt jeder Burſch ſeine Tänzerin, führt ſie nach der zweiten Stube (Kammer), wo die Tiſche von den meiſten Trinkgäſten beſetzt ſind, reicht ihr ſein Glas zum Trinken und läßt ſie dann laufen, wenn ſie ihm gleichgiltig iſt, oder ſetzt ſie zu ſich an einen Tiſch, wenn ſie ſo glücklich iſt, ſeinem Herzen näher zu ſein. In der Tanzſtube aber gruppiren ſich ſanglustige Burſchen um die Muſikanten, ſchlingen ſich gegenſeitig die Arme um Hals und Schultern und ſingen volksthümliche Melodien, denen ſie immer neue Texte unterlegen. Nach jedem abgeſungenen Texte ſpielt ihnen die Muſik die Melodie in der gleichen Tonart nach und die Burſche ſpringen und jauchzen dazu oder ſchnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen ſich zwei und zwei mitten in der Stube zuſammen und tanzen nach den geſungenen oder geſpielten Melodien. Verliebte Paare ſitzen meiſt ſchäkernd auf den Wandbänken herum. Beiſpiel ſolcher Liedertexte:

Deanal gei hea zon Zau,
Lauma dö rächt oſchau,
Wos Du für Augerl hoſt:
Schwoarz oder brau?

Als Antwort folgt:

Augerl mei is nöd ſchwoarz,
Augerl mei is nöd braun,
Augerl mei is o krod,
Di onzuſchaun!

Gegen die Tanzluſt der übrigen Anweſenden darf der Geſang nicht ſündigen und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Muſik bezahlt haben, mit folgendem Text:

Spiellent ſpielts umatum,
Doß i zu mau Deandla kum,
Sitzt aſ der Ofenbonk,
D' Zät wiad ia long!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzſtube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernſöhne und Töchter ſind von Arbeit frei und bleiben,

Ältere Trachten aus Neumarkt und Umgebung.

wenn sie auf das Abendessen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wohl vor Hunger sich zu wahren mittels reichlicher durch jüngere Geschwister herbeigeholter Vorräthe. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihre Plätze auf der Ofenbank. Ihr Amt ist scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin und erscheinen dann mit ihren Männern im Wirthshaus, wo sie sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischen und auch dem Glase gehörig zusprechen. Geht ein reicherer Bursch oder Bauer nach Haus, so nimmt er die halbe Musik mit und läßt sich eine Strecke weit vorspielen.

Das Adam- und Evaſpiel. Ein Grundzug im Charakter des Volkes iſt frommer gläubiger Sinn. Die Lehren der Religion wie die Geſchichten und Perſonen der Bibel haften tief im Gemüth des Volkes und geben der Einbildungskraft desſelben Stoff und Anlaß zur Schaffung von Gebräuchen, die an die alten und von der Kirche ſo begünſtigten Volksſchauſpiele erinnern; einer dieſer Bräuche, deſſen Eigenartigkeit in nachfolgendem „Adam- und Evaſpiele“ zur Anſchauung kommt, ſei hier vorgeführt in treuer Wiedergabe, da ich ihn, von früheſter Jugend an, oft im Elternhauſe zu ſehen Gelegenheit hatte — zum erſten Mal eines Morgens gegen Oſtern hin bald nach der Morgenſuppe.

Der Vater ſaß am Ecktiſch und machte mit der Kreide ſeine Berechnungen auf der großen Eichenplatte; die Mutter begann neben der Kammerthür ihre Vorbereitungen für den Mittagstiſch und ich (etwa fünf Jahre alt) war auf die Wandbank geſtiegen, um nach dem Hofraum zu blicken und zu ſehen, was dort Anziehendes vor ſich gehe — fiel aber im nächſten Augenblicke vor Entſetzen faſt von der Wandbank! Der leibhaftige „Gottſeibeiuns“ mit Hörnern, ſchwarzem Geſicht, rothen Augen, war in den Hof getreten und kam in Begleitung von zwei abenteuerlich coſtümirten Perſonen nach unſerer Hausthür. Ich flüchtete zur Mutter, die am kleinen Ecktiſch ſich eben anſchickte, einen Teig zu kneten, wickelte mich in ihre Schürze und rief, die Blicke angſtvoll nach der Thüre gerichtet: „Da Tuifl!“ Die Mutter legte mir beſchwichtigend die Hand auf den Kopf und erkundigte ſich nach der Urſache meines Schreckens, wurde aber alsbald durch die Ereigniſſe ſelbſt belehrt, um was es ſich handle. Die Thüre ging auf und herein trat eine der erwähnten abenteuerlich gekleideten Geſtalten; es war ein Mann in langem Hemd über dem Gewande, einen Ledergurt um die Lenden, ſchwarzen Zottelbart um Kinn und Wangen, er trug einen künſtlich verfertigten Apfelbaum in der linken Hand; ſogleich nach ihm trat die zweite Geſtalt herein, ein Weib, das ebenfalls über dem Gewande Hemd und Gürtel trug, das Haupt aber mit einer Flachsperücke bedeckt hatte, deren Locken tief in den Nacken hinabfielen. Meine Mutter neigte ſich jetzt zu mir, drückte ihre flache Hand an meine Wange und ſagte leiſe beſchwichtigend: „Fürcht' dich nicht, es iſt nur das Adam- und Evaſpiel!“ Mann und Weib ſtellten ſich neben der Thür auf, den Apfelbaum zwiſchen ſich. Nun begann der Erſtere (Adam), indem er, ſingend wie im Recitativ, die Vorgeſchichte des erſten Sündenfalls erzählte, eine an der Rückſeite des Baumes angebrachte Kurbel zu drehen, die eine zwiſchen den Äſten hängende Schlange in Bewegung ſetzte; dieſe ſchoß giftige Blicke, fuhr hin und her und ſtieß unermüdet mit dem Kopf gegen einen Apfel, als wolle ſie ſagen: „Der iſt's, der wird dir's weiſen!“ Adam erinnerte an das Verbot des Herrn und warnte vor dem Genuß des Apfels, Eva aber war ſchwach genug, das Lob des ſchönen Apfels zu ſingen und Adam zum Genuß desſelben einzuladen. In einer Arie

erzählt ſie, wie ſie morgens bei ſchönem Sonnenſchein an den prangenden Apfelbaum gekommen; ein Wurm ſei von dem Aſt gehangen, der habe gar freundlich gegrüßt und geſagt: „Haſt du die rothe Frucht da ſchon gekoſtet? Ei iß davon, du wirſt nicht ſterben, vielmehr ewig leben und ſoviel ſein als Gott ſelber!“ Das habe ſie ſich gemerkt und rathe nun, von der Frucht zu eſſen! Adam macht noch Einwendungen — bricht aber dann einen der Äpfel, genießt davon, lobt ihn über die Maßen — und gibt auch der Eva davon zu koſten; da iſt er plötzlich einer Ohnmacht nahe, indem ſich Alles vor ſeinen Augen ändert. „O unglückſeliger Tag,“ ruft er, „der Teufel hat uns ganz betrogen!“ Bei dieſen Worten flog die Thüre nach der Vorflur auf und mit einem grimmigen Getöſe ſchoß der Satan herein, verhöhnte die Unglücklichen, ſchwang ein rothangeſtrichenes Schwert und ſang:

„Nun ſollt ihr zittern und erblaſſen,
In den Tod geh'n und das Paradies verlaſſen!“

Adam und Eva knickten zuſammen und ſtimmten ein Schlußklagelied an; es klang von arger Reue und zählte die Mühſeligkeiten auf, unter denen ſie fortan leben und ihr Brot erwerben müßten! Das Spiel war zu Ende. Adam, Eva und der Teufel, aus der Rolle fallend, ſagten jetzt in gewöhnlichem Tone, demüthig: „Bitten ſchön auch um was!“

Die Mutter machte eine Gabe zurecht, der Vater aber wendete ſich vom Ecktiſch nach der Thür und ſagte: „Wo zu Haus, ihr Leut'?“ Das erſte Ehepaar nannte einen Ort der Oberpfalz. „Merk's, merk's,“ erwiderte der Vater, „ſind wackere Leut', auch lutheriſche dort!“ „Wir ſind katholiſch,“ verſicherten Adam und Eva — und auch der Teufel — treuherzig beſcheiden. — Der Vater lachte und ſagte zu letzterem: „Das iſt dein Glück, ſo kannſt du auch noch einmal durch den Schornſtein zur ewigen Seligkeit auffahr'n!“

Ein Volksſchauſpiel (Höritzer Paſſionsſpiel) im Böhmerwalde. Daß im Deutſchen des Böhmerwaldes eine ſinnige Anlage zu poetiſchem Auffaſſen und Formen des Lebens vorhanden iſt, davon überzeugen uns Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, beſondere Ereigniſſe des Volkslebens; im „Adam- und Evaſpiel“ z. B. finden wir ſogar die Verſuchform dramatiſcher Geſtaltung. Von dieſer Verſuchform im Kleinen bis zur großen Ausgeſtaltung des menſchlichen Sündenfalls und der Tragödie des Lebens Jeſu in bibliſchen Bühnenbildern hat uns im Sommer 1893 der deutſche Böhmerwald einen ſchönen und markvollen Beweis geliefert: in dem Paſſionsſpiele zu Höritz. Wie der Volksgeiſt an größeren Werken langſam, aber ſtetig bildet, ſo hat auch dieſes Paſſionsſpiel bereits ein hiſtoriſches Alter, ohne bisher über die heimatliche Grenze hinaus bedeutſamer zu wirken. Erſt in dieſem Jahre (1893) iſt das Paſſionsſpiel, textlich umgeſtaltet und durch volle Theaterausſtattung würdig zur Erſcheinung gebracht, mit jenem Erfolg

in Scene gegangen, den der große biblische Text, der in den Gemüthern so tiefe religiöse Wirkungen erzeugt, im vollen Maße verdient. Der grundlegende Verfasser des Höritzer Passionsspiels war ein einfacher Leinweber, Namens Paul Gröllhesl im Markte Höritz, er bearbeitete sein Spiel 1816 nach dem seinerzeit vielgelesenen Volksbuche: „Das große Leben Christi" von P. Cochems. Vom Jahre 1816 bis 1840 wurde das Originalspiel von den Höritzer Bewohnern ohne Costüme, blos in Sonntagsgewändern, gespielt; dann wurden die Aufführungen, nach mehrjährigen Zwischenräumen immer wiederholt, mehr und mehr bühnenmäßig abgerundet durch einen Bühnendilettantenverein, den Wenzel Tahedl gegründet; die Richtigstellung und Ergänzung des Textes, wie er den neuesten Aufführungen zu Grunde liegt, hat Professor J. J. Ammann auf Veranlassung des deutschen Böhmerwaldbundes besorgt; auf Betreiben des Obmanns dieses Bundes, des Herrn Josef Taschek in Budweis, folgten die weiteren Vorarbeiten zu den großen Aufführungen des Passionsspiels im Sommer 1893; die Lieder und musikalischen Begleitungen der Handlung wurden neu vertont, ein eigenes Schauspielhaus mit elektrischer Beleuchtung und für 1500 Zuschauer wurde erbaut, entsprechende Decorationen hergestellt, eine große Orgel für das Orchester aufgestellt und eine dauernde Bühnenleitung wurde ernannt; für die Kosten sorgte der deutsche Böhmerwaldbund. So verbreitet und ausgestattet wurde das Passionsspiel zu Höritz von den Bewohnern des Marktes würdig einstudirt und erfolgreich dargestellt. Groß war der Zuzug von Einheimischen und Fremden; tief war die Nachwirkung des dargestellten biblischen Stoffes, sowohl der Bilder, die der Haupthandlung, dem Leiden und Sterben Christi, vorhergingen, wie der Haupthandlung selbst. Der deutsche Böhmerwald hat mit diesem großen gelungenen öffentlichen Spiele ein neues Interesse, eine dauernde Anziehung gewonnen und hoffentlich wird das neuerbaute Schauspielhaus des Passionsspiels, das wir im Bilde bringen, nach regelmäßigen Zwischenräumen noch lange Zeit seine ehrwürdigen Bilder und seinen tiefergreifenden Lebens- und Leidensgang Christi zur Erscheinung bringen zur veredelnden Weisung, Stärkung und Erbauung der Gemüther!

Mariencultus. Der fromme Grundzug im Charakter des Böhmerwälder Volkes tritt in zahlreichen Erscheinungen zu Tage: im Eifer des Kirchenbesuchs, in der Hausandacht, im Aufstellen von Feldkapellen, vergoldeten Kreuzen und Steinsäulen mit Marienbildern an Feldmarken und Straßenrändern. Selbst an den einsamsten Waldstellen findet man Christus- und Marienbilder an Baumstämmen, von Moos und Zweigen umwuchert; auch viele Unglücksstätten haben ihre Gedenktafeln mit bildlichen Darstellungen unter den Schutzgestalten Christi und Mariens. Der Mariencultus sitzt tief im Gemüthe des Volkes und kommt in zahlreichen Andachten der Kirche, des Hauses und bei Processionen und Wallfahrten zum Ausdruck.

In den nördlichſten Bezirken behauptet die Wallfahrt nach dem „heiligen Berg“ in Böhmen die vornehmſte Stelle. Sie findet jährlich kurz vor den Pfingſtfeiertagen ſtatt und dauert drei Tage. Die Verſprechungen zu dieſer Wallfahrt erfolgen in bedrängnißvollen Lagen, bei Krankheiten, in Kindesnöthen geängſtigter Frauen; die Formel lautet gewöhnlich: „Heiliges, rothgoldiges Herrgottsmutterl, hilf uns in unſerer Noth! Mach' uns (Mann oder Kind) geſund, ſo wallfahrt' ich zu Dir nach Gottes Gebot!“ Als Wallfahrtsgeſchenke werden gewöhnlich heimgebracht: grellgemalte Heiligenbilder (Bilgla), bleierne gefärbte Heilige (Halän), Kelche, Monſtranzen und ſonſtiges Altargeräth, Fingerringlein (natürlich Alles geweiht), und Jung und Alt halten die Dinge hoch in Ehren. Außer zur Mutter Gottes vom heiligen Berge hat man noch vielſeitiges Vertrauen zu anderen wallfahrtsbeliebten Gottesmüttern. Ein Beiſpiel davon gibt die Segenſprechung über ein Auge, in das ein Gegenſtand gefallen iſt. Erſt wird das geſchloſſene Augenlid mit Speichel befeuchtet (in Erinnerung an das Verfahren Chriſti bei einer Augenheilung), dann die Spitze des rechten Zeigefingers leiſe auf dem Augenlid herumgeführt unter dem Segensſpruch:

„Liebe Frau vom Hohen Bogen,[1]
Iſt mir was ins Aug' geflogen;
Liebe Frau in Paſſau's
Thu' mir's gütig wieder heraus;
Liebe Frau vom Heiligen Blut,[2]
Mach' du mir mein Aug' wieder gut!“

Hexentuſch, Geſpenſterbann, Pfingſtwettrennen. Seltſam genug „niſtelt“ im Volksgemüth knapp neben der Frömmigkeit noch arger Aberglaube und macht ſich zu gewiſſen Zeiten des Jahres bemerkbar, namentlich in den dem Pfingſtfeſt unmittelbar vorhergehenden Tagen. Der „Hexentuſch“ und der Zauberbrauch am Abend vor dem Pfingſtſonntag ſind bezeichnend für dieſe Stimmung des Volksgemüths. Zum „Hexentuſch“ bewaffnen ſich Männer, Burſchen und Knaben mit großen und kleinen Peitſchen und knallen gegen Abend bis nach Eintritt der Dämmerung vor den Häuſern, namentlich vor ſolchen, in welchen Weiber von üblem Rufe wohnen; dieſes Knallen gleicht oft dem Krachen der Gewehre, es ſoll Ort und Umgebung von böſen Geiſtern reinigen. Das Innere der Häuſer ſelbſt wird vor Hexen und Geſpenſtern dadurch bewahrt, daß am Abend vor dem Pfingſtſonntag vor den Hausthüren friſcher Raſen unter Segensſprüchen gelegt wird. — Pfingſten, das Feſt der Freude ſelbſt, pflegt ſelten durch einen Brauch beſonders gefeiert zu werden; nur der Pfingſtmontag bringt in manche Gegenden das Wettrennen der Bauernburſche auf auserleſenen und für dieſes Feſt beſonders gepflegten Pferden. Wochenlang dauern die Vorbereitungen zu dieſem Feſt; die Pflege der Pferde,

[1] Bergwand in Baiern. [2] Klattau.

Probereiten, Beſprechungen der Bauernſöhne nehmen Zeit und Mühe faſt ausnahmslos in Anſpruch. Wer dem feſtlichen Wettrennen einmal beigewohnt hat, der begreift den Eifer der Vorbereitung und die Aufregung einer weiten Gegend, die den Schauplatz des Feſtes bietet. Alle Leidenſchaften, die ein großes, glänzendes und ſpannendes Feſt in den Gemüthern des Volks erregen kann, ſind beim Wettrennen in heller Bewegung; es wird gejubelt, gewettet, geſtritten und bei jedem geringſten Anlaß die Luft mit wildem Gelächter erſchüttert. Dazu iſt auch die luſtige Perſon erſehen, ein Wettreiter auf der elendeſten Märe, die in Stroh ſo eingewickelt iſt, daß ſie mit dem Hintertheil beim Wettritt voranzuſprengen ſcheint. Es iſt ſchade, daß der Raum mangelt, dieſes prächtige Volksfeſt ausführlich zu beſchreiben; wir wollen wenigſtens die Reime herſetzen, welche das Volk ſich ſelbſt zuſammengeſtellt hat und beim Wettlauf lebhaft zum Beſten gibt:

Laud is, wenn d' Hröſſa ſchei gſtröckt,
Krod aß wenn's Nochtgoid heid gſchröckt,
Ähont und pfalgſchwing hi fluignt
Und eng d' Hröda ſö füaraſſö buignt;
Wei eng do's Noſuloh ſchnurrt!
Wei eng dös Teufls roß pfurrt!
Wei ſö da Hröda hoiſarö keart!
Gſchwinka fürö ſa Röſſerl meart!

(Schön iſt's, wenn die Pferde ſchön geſtreckt,
Gleichwie vom Nachtkobold geſchreckt,
Einhau'n und pfeilſchnell herfliegen
Und ſich die Reiter vorwärts biegen;
Wie euch da 's Naſenloch ſchnurrt!
Wie euch das Teufelsroß pfurrt!
Wie da der Reiter, heiſer vom Schrei'n,
Schneller zwingt 's Röſſel zu ſein!)

Die Jahreszeiten ſind es, welche dem Volksgemüth die Eigenart der Bildung von Sitten und Gebräuchen aufprägen, ſelbſt bei jenen feſtlichen Anläſſen, die, wie Verlobungen und Hochzeiten, zu jeder Jahreszeit ihre übliche Feier finden. Und da iſt es bemerkenswerth, daß der Winter, dieſe arge Jahreszeit, die den Menſchen in den Schutzraum der Wohnungen zuſammendrängt, nahezu am reichſten iſt an Sitten und Gebräuchen, die durch Munterkeit und Frohſinn das bedrängte Leben vor trauriger Erſtarrung behüten. Da ſind die „Spinnſtuben" mit ihren Geſchichten, Geſängen und oft tollen Ergötzungen; die Abende des „Federnſchleißens", die an heiterem Treiben hinter den Spinnſtuben nicht zurückſtehen; da kommt das bunte Leben eines Dorffaſchings mit ſeinen grauſigen Verkleidungen, lärmenden Umzügen, luſtig-ſchreckhaften Überraſchungen; die „Biſchofs-Umgänge" am Nikolo-Abend mit ihren Kinderſchrecken und Beſcherungen, wie das Feſt des „Schönheit- und Stärketrinkens", das die Hofbeſitzer ihren erwachſenen Kindern und Ehhalten (Knechten und Mägden) geben; den „Dreſcherſchmaus" nicht zu vergeſſen, der am Abend desjenigen Tages (im December) zum Beſten gegeben wird, an welchem die letzten Garben der Ernte ausgedroſchen werden. Man ſieht, der Winter hat ſeine Freuden in großer Zahl, die noch bereichert werden an Abenden, die nur geſelligen Zuſammenkünften dienen und Anlaß geben zu ſingen, zu erzählen von Kriegsereigniſſen, Räuber- und Geſpenſtergeſchichten, die ſchrecken, entſetzen, erſchauern machen, aber doch vergnügen, da ſie vorüber ſind

Neuere Trachten aus Neumarkt und Umgebung.

und von Anderen erlebt werden mußten. Aber der Winter, toll durch seine Härte und kraus bewegt durch seine Ergötzungen, darf sich doch auch eines Brauches rühmen, dem an Lieblichkeit kein anderer des Jahres gleichkommt — des Brauches zur Weihnachtszeit: Christi Geburt zu feiern mit all der Liebe, Ehrfurcht, Traumseligkeit, die das Volksgemüth ergreift bei diesem heil- und segenvollen Feste. Schon wie das Volksgemüth sich Christkindleins Weihnachtseinkehr vorstellt und den Kindern zu Herzen führt, ist besonderer Erwähnung werth. Man sagt, es komme alljährlich in der ersten Dämmerung

der heiligen Nacht Chriſtus als verklärtes Kindlein durch die Luft, ſitzend in einem kleinen goldenen Wagen, gezogen von zwei milchweißen Pferdlein. Fromme Sonntagskinder oder auch vorzüglich Begnadete ſeien ſo glücklich es zu ſehen. Die Milde des verklärten Chriſtkindleins ſoll unbeſchreiblich ſein. Die Pferdlein, über jede Vorſtellung edel gebaut, ſollen verſtändig ſein wie Menſchen und ſo lieblich mit einander plaudern während ihres Trabes durch die Luft, daß man lange darnach, wenn man ſo glücklich war ſie reden zu hören, die ſchönſte irdiſche Muſik rauh und abſtoßend findet. Das Gebiß der Pferdlein ſei aus dem feinſten Gold, die Zügel zwei Sonnenſtrahlen, die Hufe mit Kronengold beſchlagen, deren Auftreten wie das Bewegen der Wagenräder harmoniſch klingend die dadurch geweihten Luftttheilchen zermalme. Im Wagen befände ſich Obſt: Äpfel, Birnen, Nüſſe, und fremdartige Früchte: Feigen, Mandeln, Roſinen u. ſ. w. nebſt dem beſten bekannten Gebäck. Dieſe den Kindern unſchätzbaren Dinge ſeien für die guten als Geſchenke in kommender Chriſtmitternacht beſtimmt, wo Himmel und Erde des Jeſukindleins Geburtsandenken feiern; aber auch Ruthen, Schwarzbrot, Birkenreis enthalte der Wagen für unfolgſame, ſchlimme Kinder. Mit Beginn der Dämmerung der heiligen Nacht muß Alles ruhig und andächtig ſein im Hauſe, womöglich verſammelt in der großen Familienſtube; die Kinder aber, gekleidet wie am wichtigſten Feſttage, müſſen ihre Gebete, ſo viele ſie auswendig wiſſen, laut herſagen, knieend, wenn ſie erwachſener, auf dem Elternſchoß, wenn ſie noch kleiner und zart ſind. Bei Annäherung des Chriſtkindleins, belehrt man die Kleinen, entfliehen alle böſen Dinge aus dem Hauſe, in welchem Winkel oder Gegenſtande ſie verborgen ſein mögen; daher, wenn Alles ſtill iſt und horcht, man Tiſche und Kaſten leiſe ſchnalzen, das Licht kniſtern hört und wanken ſieht, als ob ein Luftzug die fliehenden böſen Geiſter durch Öffnungen und Spalten des Hauſes wehe; die Fenſter laufen leicht an und ein wunderbares Summen, Rauſchen, Singen und Klingen werde Begnadigten hörbar, das ſich ſo lange verſtärkt, bis es zum Ton einer kleinen Glocke wird, den Alle hören können. Dieſer Ton deutet an, das Chriſtkindlein ſteige aus dem goldenen Wagen, laſſe die Pferdlein raſten und ordne die für die kommende Mitternacht den Kindern beſtimmten Geſchenke. Dieſem frommen Märchen zu Liebe kaufen die Mütter Geſchenke, die ſie den Kindern ſorgfältig verbergen, beauftragen Jemand, der in der Familie nicht leicht vermißt wird, daß er im Augenblick, wo das Chriſtkindlein ſich melden ſoll, vor der Stubenthüre mit einem Glöcklein zwei bis drei Male klingle, dann die Thüre ſo weit öffne, daß er mit einer Hand, die mit Goldpapier überklebt iſt, die beſtimmten Geſchenke hineinwerfen kann. Wie das Glöcklein vor der Stubenthür zu klingeln beginnt, fangen die Kinder ſo laut als möglich zu beten an. Die vermeinte Nähe Chriſtkindleins regt eine Art heiliger Begeiſterung in den Kindern an, vermengt mit der Begierde, die goldene Hand zu ſehen und die Geſchenke aufzufangen. Nun erſcheint dann einige Male

die goldene Hand und wirft Fluten von Obst und guten Sachen herein, nach denen die Kinder mit Jubelruf stürzen und nach Möglichkeit viel zu erhaschen suchen! Dies ist Christkindleins Anmelden; um Mitternacht folgt dann die Christbescherung.

Kommt das Frühjahr, sproßt es auf Feldern und Wiesen, treiben die Bäume Blätter und Blüten, da bricht auch das Volksleben in neuen Bildungen aus. Die „Maibäume" werden aufgerichtet — junge Fichtenstämme, die entästet und abgeschält werden bis zum Wipfel, dessen Äste und Zweige mit bunten Bändern, Festgewinden und Kunstblumen geschmückt werden; sie pflegen mit erstaunlichem Geschick durch die höchsten Dächer nach den Bodenräumen eingesenkt und mit Stricken befestigt zu werden; so künden sie wochenlang aller Welt an, daß einer heiratsfähigen Tochter des Hauses von einem Burschen öffentlich gehuldigt werde. — In die Zeit der Maibäume fällt die Sitte der „Hornfeile". Die Heerden sollen zum ersten Male auf Brachen oder Gemeindeweiden getrieben werden, wobei es zu großen Kämpfen der gehörnten Hausthiere kommt. Um die Gefahr vieler und bedenklicher Verwundungen zu beseitigen, geht der Hirte vorher von Haus zu Haus und feilt die über Herbst und Winter zu scharf ausgewachsenen Hörnerspitzen ab, natürlich unter üblichen, dem gläubigen Vertrauen entsprechenden frommen Sprüchen. So spricht der Hirt in einen Stall tretend und das Haupt entblößend:

„Pfeit's Gott! ös Kalwla, Öxla, Rößla ollö,
Ös Haißla, Schaffla, wei's do san,
Wenn Öbba scho'n wollt, strof den Lollö,
Mia wißn o, daß Leit' gean nödö san!"
(B'hüt' Gott! ihr Kälber, Öchslein, Rößlein alle,
Ihr Füllen, Schäflein, wie's da sind —
Wenn Jemand schaden wollt', so straf' den Lümmel,
Wir wissen ja, daß d' Leut' gern neidig sind.)

Am 1. Mai folgt dann der erste Austrieb der Thiere unter feierlicher, lärmender Bewegung des Dorfes. Das Läuten der Halsglocken und Klingen der Rollen (blecherner Kugeln mit runden Steinen im Innern) erfüllt die Luft, vermengt mit lustigem Brüllen, Blöken und Meckern der Thiere, zwischen denen Hausväter, Mütter, Knechte und Mägde Aufsicht führend eine Strecke weit mitgehen. Sie sind mit „geweihten Ruthen" bewaffnet, die aus Birkengerten bestehen, verbunden mit am Palmsonntag geweihten Palmzweigen; diesen Ruthen wird eine wunderbare Kraft zugeschrieben, ein Hieb damit schützt ein Thier das ganze Jahr vor Verwundung. Am 1. Mai schon gerathen die Gemeindestiere (Bummeln), gewöhnlich zwei gewaltige Recken ihrer Art, an einander; das gibt ein Schauspiel, das nicht früher verlassen wird, als bis einer der Stiere Sieger ist. Diesem wird dann laut gehuldigt und Niemand ist stolzer auf diesen Sieg als der Hofbesitzer, der verpflichtet ist, den Gemeindestier während des laufenden Jahres auf eigene Kosten zu erhalten.

Mit dem Sommer erſcheint ein reiches Geleite von Bräuchen, die der Jugend und Lebensfreudigkeit ihre Entſtehung verdanken und in voller Übung ſich erhalten trotz der vielen und ſchweren Arbeit, die der Sommer bringt und fordert. Das bekannte „Fenſterln“ ('s Schrä) begünſtigen die warmen Nächte ganz beſonders; die ſchönen Mittwoch- und Samſtagnächte dienen den Umzügen der Burſchen, die jauchzend und ſingend dorfauf und ab wandern oder vor Häuſer ſich lagern, in denen ein freudiges Ereigniß (Verlobung oder Hochzeit) ſtattfinden ſoll. Iſt die Ernte im vollen Gang, dann ſammeln ſich die Burſchen bald da bald dort in einem Hofe und helfen Strohbänder für die Garben binden unter munteren Scherzen und Geſängen; ſolchen Nächten verdanken viele Lieder ihr Entſtehen. Die Nächte gegen Ende der Ernte ſind nicht ſelten ſehr ergötzlich. Es darf ſich nur treffen, daß zwei Hausbeſitzer noch gleich viel Getreide einzuführen haben, ſo kann ein Kampf ums Leben nicht mit größerem Eifer geführt werden als der Wettſtreit um die Ehre, nicht der Letzte beim Ernten geblieben zu ſein. Jeder zahlt Arbeiter, ſo viele er auftreiben kann, borgt Wagen und Pferde und befeuert durch Bier und Verſprechungen ſeine Leute. Die Wagen unter ihren ſchwankenden Ladungen ächzen und fliegen, die Garben werden vor den Scheuern abgeladen, um nur ja recht ſchnell eine neue Fahrt beginnen zu können. Die letzten Fuhren, welche die wetteifernden Hofbeſitzer heimführen, gleichen einem Wettrennen. Das ganze Dorf wird Zuſchauer. Alles jauchzt, treibt an, ermuthigt, lacht. Wehe! Da liegt oft der Wagen des Einen umgeſtürzt und der Möglichkeit beraubt, noch Sieger zu werden, während der Andere nun jubelnd und gemächlich, von ſeinen Arbeitern umringt, im Triumph nach Hauſe zieht. Der beſiegte Bauer muß ſich nun von Seite der Burſchen eine Poſſe gefallen laſſen. In der folgenden Nacht ſchleppen dieſe ſo viel Stroh zuſammen, als ſie bekommen können, beſteigen in der Stille des Bauers flaches Hausdach und ſetzen da eine ungeheure Strohfigur zuſammen in Geſtalt einer Ziege, die von einem Ende des Dachs bis zum anderen reicht. Auf die Ziege ſetzen ſie einen Rieſen-Strohmann, der in der einen Hand eine Geißel, in der andern einen Knüttel hält. Wenn das Ungethüm (Howagoas = Hafergeis) fertig iſt, bleibt ein Burſch auf dem Dache zurück, während die anderen gegen Tagesanbruch die Dorfbewohner mit einem Spottgedicht wecken. Natürlich ſtrömt Alles herbei, umringt lachend und lärmend das Haus mit dem Wunderthier auf dem Kopf und entfernt ſich nicht, bis der Hofbeſitzer zum allgemeinen Ergötzen mit den Knechten die Zerſtörung der Ziege beginnt und deren Reiter vernichtet unter Zuruf der Menge:

Wea nöd afſteiht und oarbat und gogt,
Dea wird, mirk da's, mit da Howagoas plogt!
(Wer nicht aufſteht und eifert und jagt,
Der wird, merk dir's, mit der Hafergeis 'plagt!)

Was die „Maibäume“ im Frühjahr so fröhlich ankündigen, ein heimlich bestehendes Herzensbündniß, das findet gewöhnlich schon im Sommer seine Fortsetzung in der „Verlobung“ und seinen Abschluß in der „Hochzeit“ für das ganze Leben.

Zur Verlobung wird gewöhnlich eine Nacht bestimmt. Am Vorabend begibt sich der zu verlobende Bursch in Begleitung von drei oder mehreren Verwandten in das Haus der künftigen Braut und schickt einen der Begleiter an den Vater der Erwählten mit der Anfrage: „ob man kommen dürfe?“ „ob man recht käme?“ „wie man dächte?“ Der wohl vorbereitete Vater erwiedert freundlich: „man komme nur immer; von solchen Gästen

Scene aus dem Adam- und Evaspiel.

schwane man Gutes, sie ehrten sein Haus.“ Daraufhin erscheint der Bursch mit seinen Beiständen; diese sind kaum eingetreten, so erscheinen mehrere Nachbarn als Beistände des Brautvaters. Beide Parteien begrüßen sich und nehmen an zwei getrennten Tischen Platz. Mutter und Tochter des Hauses sind noch nicht sichtbar, dagegen drängen sich neugierige Zuschauer vor den Fenstern und zwischen den Fensterrahmen drücken sich die Gesichter von Kindern und Halberwachsenen. Nachdem die Verlobungsparteien abgesonderte Verständigungen gepflogen, beginnt der Brautvater von seinem Tische herüber nach dem Tische der Bräutigamspartei: „Das sei nun Alles recht und gut, aber ein Haus müsse leben und da heiße es: wie es stünde mit des Burschen Habe und Mitgift?“ Einer der Beistände bezeichnet die Habe und Mitgift des Bräutigams. Überlegen der Brautpartei, dann Hin und Wider,

bis man einig ist. Hierauf erhebt ein Bräutigamsbeistand die Frage an den Brautvater: „Das Alles wäre recht und gut — aber der Stand der Habe und Mitgift seiner Tochter?“ Ein Beistand zergliedert die Habe und Mitgift der Braut. Überlegen der Bräutigamspartei; dann Debatte, bis man einig ist. Jetzt werden beide Tische zusammengerückt und die Hausfrau, welche bis jetzt in der Küche sich umgethan, erscheint, geschäftig grüßend und die Tische deckend. Musikanten treten herein und spielen auf (starkes Boxen der Köpfe in den Fensterrahmen). Ein Faß Bier, das der Bräutigam einen Tag früher in das Haus der Braut hat schaffen lassen, wird nun angezapft und von den Parteien tapfer in Anspruch genommen. Sobald die Speisen aufgetragen werden, wird nach der Braut gefragt, „ob denn noch länger das Best' und Schönst' zurückgehalten werden dürfe?“ Musik ertönt und aus der Kammer wird ein hochbejahrtes Mütterlein geführt und dem Bräutigam vorgestellt mit der Frage: „ob die es sei, auf die er warte und hoffe?“ Der Bräutigam erwiedert: „Das Dirnlein sei zwar nicht übel und reichlich bei Jahren, aber die er sich auserwählt, sei doch um Etliches jünger und hübscher, die möge kommen!“ Das Mütterlein stellt sich beleidigt und fordert Genugthuung. Ein Versprechen des Bräutigams und die Einladung zu Tische stellt sie zufrieden. Nun abermals Musik und die wirkliche Braut, in schönstem Aufputz, wird aus der Kammer geführt. Bei der Frage: „Ob die es sei, die er erwarte und meine?“ erhebt sich der Bräutigam, reicht ihr die Hand zum Willkommen, sagt: „Ja, die und nur die!“ und drückt ihr zwei silberne Münzen in die Hand (Brautthaler). So lange diese von der Braut nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag giltig. Den Beiständen werden schöne Schnupftücher als Geschenke auf die Teller gelegt, und nachdem das Brautpaar am Tische nebeneinander Platz genommen, beginnt unter Musik ein reichlicher Schmaus. Während desselben versammeln sich tanzlustige Burschen und Mädchen vor dem Hause, die nach aufgehobener Tafel hereingelassen werden und den größten Theil der Nacht durchtanzen. Begibt sich der Bräutigam nach Hause, so wird er von den Burschen eingefangen und nur gegen das Versprechen eines Lösegeldes wieder freigegeben.

Der Verlobung folgen die üblichen rechtlichen und kirchlichen Acte; die Verlobungspunkte werden zu Papier gebracht; das Brautpaar hat eine Religionsprüfung beim Pfarrherrn abzulegen und wird nach Einholung eines behördlichen Erlaubnißscheines an drei sich folgenden Sonntagen in der Kirche öffentlich aufgeboten; acht Tage nach dem dritten Aufgebot folgt auch schon die Hochzeit. Ihr Herold ist der Hochzeitlader. Er beginnt seine Wanderung durch die Dörfer im Sonntagsstaat, den Hut geschmückt mit einem Kunstblumenstrauß, in der Hand einen langen bemalten Stab, den er eigenartig zu schwingen weiß, wenn er, in ein Haus getreten, an der Thür der Wohnstube seinen Festgruß hält und zur Theilnahme an der Hochzeit (namentlich

Hochzeittafel) einladet. Nach dem Spruch zieht er ein Stück Kreide aus der Tasche und malt an die Stubenthüre einen Kranz, aus dem sich ein Rosmarinstrauß erhebt; in den Kranz schreibt er den Preis eines Gedeckes der Tafel: 1 fl. 50 kr. Den Hochzeitstag selbst kündigen gewaltige Gewehr- und Pistolenschüsse an, die namentlich während des Hochzeitszuges nach der Kirche und von da zurück mit unglaublicher Ausdauer losgelassen werden, sie sollen neben der Musik der Feier ihre besondere Bedeutsamkeit verleihen. Doch hüten sich die Kanoniere wohl, die zwei wichtigsten Momente des Festes: die Ertheilung

Der Platz im Markte Höritz.

des beiderseitigen Elternsegens und die Trauung am Altare durch wilden Lärm zu stören. Der Elternsegen wird dem Bräutigam wie der Braut daheim im Extrastübchen in Gegenwart der Eltern und Geschwister ertheilt; Sprecher ist der Hausvater; die Segensworte sind kurz, eindringlich, ergreifend, getränkt von religiösem Geiste. Zahllose Thränen fließen. Nach der Segensertheilung werden die Gäste des Bräutigams wie der Braut im Elternhause mit einem üppigen Gabelfrühstück („Gackelhenn") bewirthet und nach diesem beginnt der Zug vom Hause des Bräutigams nach dem Hause der Braut und von da nach der Kirche unter hellem Aufspielen der Musik und fortdauerndem Krachen der Pistolen. Die vollzogene Trauung kündigt ein Pöllerschuß an, dann folgt der feierliche

Rückzug nach dem Elternhause, wo die reichliche Hochzeitstafel der Gäste harrt. Aber zu Tische darf nicht gleich gegangen werden. Die geladenen jungen Burschen und Männer sammeln sich zu einem Fußwettrennen („Ofaschüsselrenna"), das zu den Hauptceremonien einer Hochzeit gehört. Der beste Läufer erhält von der Brautmutter vier bis fünf Gulden und ist verbunden, so lange dieselbe bei der Hochzeit zugegen ist, ihren Trabanten und Launenbefriediger zu machen. Die nächste Aufgabe des Preisläufers ist gewöhnlich der Versuch, die Braut von ihrem besonderen Tische herabzubringen. Musik ertönt. Der Preisläufer fragt die Brautmutter, unter welchen Bedingungen sie der Braut erlauben wolle, ihm zu einem Tanze zu folgen? Diese stellt Bedingungen, wie folgende: „Bring' mir einen Eimer ohne Reif." Der Bursche jauchzt, Tusch der Musik; der Bursche bringt ein Ei und fragt, ob das ihr so recht sei? „Recht", heißt die Antwort; aber schon wird eine neue Frage gestellt: „Welches sind die besten Weiberuhren?" Antwort: „Haushähne." „Richtig." „Welches Obst braucht drei Jahre zu reifen?" Antwort: „Wachholderbeeren." Endlich soll der Bursche ein Mus bringen, wozu man weder Mehl noch Feuer brauche. Er bringt Honig. Der Forderung: ein Rad zu bringen, das von keinem Wagner aus Holz gemacht ist, entspricht er, indem er einen Spritzkrapfen bringt, der die Form eines Wagenrades hat. Die Schlußbedingung ist: eine silberne Brücke zu bauen, über welche die Braut beim Verlassen des Tisches gehen könne. Der Bursche legt eine Doppelreihe Silbermünzen über den Tisch, die Braut erhebt sich und geht über die Münzen hin zu dem Brückenbauer, der sie mit aufgehobenen Armen empfängt und auf den Boden stellt. Jubeltusch der herumstehenden Musik. Der Bursche soll nun den Brauttanz eröffnen, allein die Braut vermißt einen Schuh, den man ihr schon früher vom Fuß gezogen. Der Schuh wird endlich gefunden und der Preisläufer tanzt mit der Braut einmal herum; ihm folgt dann der Tanz des Vaters mit der Braut, dann ein Tanz der Brüder und nächsten Anverwandten mit derselben. Nun tanzt der Bräutigam mit der Mutter der Braut, dann mit seiner eigenen Mutter und zuletzt mit seiner jungen Angetrauten. Hierauf gilt keine bestimmte Anordnung mehr und das tanzlustige Blut bemächtigt sich der Tanzstube.

Nach der Hochzeit müssen die jungen Eheleute drei Wochen lang getrennt bei ihren Eltern leben. Während dieser Zeit wird ein großer Theil der Brautaussteuer (Hausgeräthe) besorgt und angeschafft. Ist man damit zu Ende, so wird der Tag der Vereinigung und Übersiedlung bestimmt. Vor den großen geschmückten Wagen werden die vier schönsten Pferde der Gegend gespannt; auf dem Wagen (Kammerwagen) sind durchwegs neue Kasten, Tische, Bettgestelle, kurz, große und kleine Hausgeräthe nach einer herkömmlichen Ordnung aufgeschichtet; obenauf das Brautbett, über diesem eine buntbemalte Wiege. Kasten und Kisten sind gefüllt mit Wäsche und kleinen Hausgeräthen. Zerbrechliche Dinge müssen in Körben besonders getragen werden. Zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugend- und

Schulfreundinnen, die noch nicht verheiratet sind, an diesem Tage zusammen und um Beistand. Jedes dieser Mädchen kommt auch gern und wird mit einem größeren oder kleineren Tragkorbe versehen, der mit Hausgeräthen hoch angefüllt ist. Sobald dies geschehen, beginnt der Auszug. Voran geht der Kammerwagen, gezogen von den vier Prachtpferden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen und einem Geschirre voll glänzender Messingrosen an Kopf und Halse geputzt sind. Hat die junge Hausfrau Abschied genommen von ihren Eltern, was nicht ohne heiße Thränen geschieht, schwingt sich der Pferdelenker, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf das linke Stangenpferd

Das Passionsspielhaus in Hörig.

und beginnt, lärmend und jubelnd umringt und zahlreich begleitet, den Zug. Hinter dem Kammerwagen kommen die Jugendfreundinnen mit den Tragkörben; zu oberst auf einem dieser Tragkörbe befindet sich ein ungeheuerer Kochlöffel, die junge Hausfrau erinnernd, daß man in ihrem Haus immer „mit dem großen Löffel" essen möge. Einige der Freundinnen tragen Körbe mit Flachs, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau, Brot, das sie gebacken, theils um die Wünsche glücklicher Erntejahre, theils die Ermahnung an ihre Pflicht und den Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kenntnisse anzuzeigen. Den Zug schließt die Hausfrau selbst, begleitet von den bei ihrer Hochzeit als Brautmutter und Kranzeljungfern fungirenden Freundinnen; zuletzt folgt ein Knecht, der die Ausstattungskuh nachführt.

Die Eltern der Braut folgen geraume Zeit später nach. Von allen Seiten des Dorfes strömen Zuschauer heran. Die Burschen, welche mit der abziehenden jungen Hausfrau aufgewachsen sind, wollen anzeigen, wie ungern sie die Jugendfreundin verlieren, und sperren am Ende des Dorfes durch aufgehäufte Gegenstände den Fahrweg. Kommt nun der Kammerwagen bis zu dieser Stelle, so erlegt der Pferdelenker ein Stück Geld, das die junge Hausfrau ansehnlich vermehrt; darauf wird die Sperre weggeräumt und die Burschen begleiten die Jugendfreundin eine Strecke.

Auf dem Wege des festlichen Zuges müssen gewisse Sitten beobachtet werden. Hört man zum Beispiel zum ersten Mal einen Kukuk rufen, so greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf zum Zeichen, wie sehr man die Vermehrung des Wohlstandes der jungen Hausfrau wünsche. Hört man eine Wachtel schlagen, so zählt man die Schläge; ihre Anzahl bedeutet die Zahl der Kinder des jungen Ehepaars. Die Getreide-Art, in welcher die Wachtel schlägt, wird während des ganzen Lebens des Ehepaars günstige Ernten liefern; schlägt die Wachtel auf einem Rain, so bedeutet das Jahre des Mißwachses und Unfälle mit Kindern. Hört man zum ersten Mal donnern, so muß die junge Hausfrau den nächsten schweren Gegenstand fassen und zu heben suchen, was ihr Stärke und Gesundheit zu schaffen vermag.

Den Eingang in das Dorf des Mannes versperren wieder die Mädchen des Ortes, scheinbar erzürnt, daß einer von ihnen ein Gatte entgangen und ein Jugendfreund aller durch eine Fremde entzogen worden ist. Ein Tribut öffnet wieder dem Zuge den Eingang. Die junge Hausfrau ladet nun alle Mädchen in das Haus ihres Mannes; sie schließen sich dem allgemeinen Zuge an. Einige hundert Schritte vom Hause erwartet der junge Gatte die Heranziehenden. Er küßt sein Weib und führt es bis ans Hausthor. Da begrüßt es Musik, die Eltern des Mannes sprengen Weihwasser über das junge Ehepaar und führen es in die Stube. Die Begleitung des Zuges, Burschen und Mädchen, beginnt nun einen kurzen Tanz; dann folgt eine sehr reichliche Bewirthung, die bei festlicher Musik bis spät in die Nacht hinein dauert.

Schließen wir mit den Volksbräuchen bei den letzten Dingen des menschlichen Lebens: beim Sterben, Aufbahren, Begraben und Erinnern an die Abgeschiedenen. — Liegt ein Mensch im Sterben, so wird im Sterbestübchen ein Handglöcklein geläutet, damit die scheidende Seele, gelockt durch die schwebenden Töne, noch einige Augenblicke in der Nähe des erstarrenden Leibes verweile. Die Verwandten und Nachbarn stehen betend herum, nur vom Weinen der Angehörigen unterbrochen. Ist der Tod unverkennbar eingetreten, so wird das Glöcklein weiter und weiter weg vom Entseelten, dann zur Thüre hinaus und einmal um das Haus herum geläutet, damit man so die unwiderruflich scheidende Seele noch auf ihrem Abschiedswege einige Augenblicke begleite. Erst dann

wird ein Bote abgesendet, um die Dorfglocke das Absterben verkünden zu lassen. Der Todte wird gewaschen und im Leinwandhemde auf ein passend langes, glatt gehobeltes Brett (Toudnbröd) gelegt und mit einem großen feinen Leinwandtuche überbreitet. Neben dem Kopf des Abgeschiedenen, auf einen Stuhl wird ein Öllämpchen gestellt und ein Glas Weihwasser, worein man sechs bis sieben zusammengebundene Kornähren taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgestells des Verstorbenen ausfüllte, unweit des Wohnhauses verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Feuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele. Nach und nach kommt man, die Leiche zu sehen. Man nähert sich derselben, ergreift die in das Weihwasser getauchten Kornähren, besprengt damit vom Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, um einige Augenblicke zu beten, und schlägt nun erst das Tuch bis an die Brust des Todten herab. Die jugendlichen Leichen werden mit Blumen und Heiligenbildern, so weit nur Platz dazu ist, überdeckt; die älteren halten nur ein kleines Crucifix in den über der Brust gefalteten Händen. Im Namen weiblicher Leichen werden die ärmsten Weiber in der Gegend umhergeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen verrichten dies Amt die ärmsten Greise; die Todesboten erhalten überall die reichlichsten Geschenke. Die Tage und Nächte, welche der Verstorbene im Hause liegt, kommen abwechselnd Bewohner des Dorfes, um bei der Leiche zu wachen oder Trost zu sprechen, helfen Kränze flechten oder sonst Nöthiges zu besorgen. Eine Hauptaufgabe ist, die betrübten Angehörigen zu trösten, daher auch mitunter recht heitere Geschichten erzählt und Scherze getrieben werden.

Der Zulauf zu den Begräbnissen ist wie überall, so auch im Böhmerwalde sehr stark. Die Särge werden nach der Kirche und nach dem Friedhofe zumeist getragen, trotzdem die Entfernungen oft sehr groß sind; bei Unverheirateten bilden ledige Burschen die freiwilligen Träger, bei verheirateten oder verwitweten Abgeschiedenen leisten kräftige Männer diesen letzten Dienst. Reichere Hofbesitzer, die Pferde und Wagen hinterlassen, werden, wenn der Weg nach Kirche und Friedhof sehr weit ist, gefahren; in solchem Falle ist auch das Erscheinen mehrerer Geistlichen und die Entfaltung größerer Begräbnißfeierlichkeit üblich.

Zum Zeichen des Angedenkens an die Verewigten wird im Böhmerwalde das Todtenbret ersehen, auf dem die Todten von der Stunde des Ablebens bis zur Einbettung in den Sarg geruht hatten. Die Ärmeren lassen in das Bret nur drei Kreuze einschneiden und legen das Bret einfach rechts oder links neben Wiesen und Feldwege. „Betet für ihre arme Seele", lautet der einfache Text des Brettes. Andere und Wohlhabendere lassen dem Todtenbret gefälligere Formen und bessere, oft auch sehr naive Inschriften geben, besonders Eifervolle zum Angedenken an ihre lieben Abgeschiedenen die Todtenbretter sogar bemalen. Ein Todtenkopf mit drei darunter gemalten Kreuzen und

einer Inschrift, die Namen, Alter und Sterbetag enthält, ist die einfachste Ausstattung der bemalten Bretter. Vornehmer sieht sich schon ein Todtenbret an mit gemalten Figuren, darstellend eine ganze Familie, die nach der Größe der Gestalten geordnet in einer Reihe kniet, die Hände faltet und zum Himmel blickt. Ganz oben sind zwei gekreuzte Knochen gemalt, dann folgt das Bild und darunter steht zum Beispiel die Inschrift:

Wolfgang Rißvogel
unser seliger Vater,
geboren den..., gestorben den...,
ruhte auf diesem Bret die ersten Stunden
seines ewigen Schlafes und wurde dann,
schmerzlich beweint, zu Grabe getragen. Betet
alle für ihn, die Ihr das leset.
Der Herr hat ihn aufgenommen,
Von dort wird er wiederkommen!

Auch fehlt es an Todtenbrettern nicht, auf denen unter der Inschrift ein helllohendes Feuer brennt, in welchem nackte arme Seelen stehen und jammernd die Arme gegen Himmel strecken. Es heißt darunter:

Der Beste noch ist schuldig solcher Leiden,
Bevor er eingeht in des Himmels Freuden.

Ein blasender Engel kündigt auf einem Todtenbret die Auferstehung an und darunter heißt es:

O Menschen, auf aus euer'n Todesgrüften,
Erhebet euch aus tiefer Erdennacht,
Der Gottessohn erscheint in hohen Lüften,
Er kommt in Herrlichkeit und Macht
Zu richten die Lebendigen und Todten,
Voran ihm schweben Engelsboten.
Seid froh, sein Herz ist göttlich mild,
Vergebung kündigt er auf seinem Schild,
Und hinter jedem seiner Fürstentritte
Folgt Gnade, Liebe, Glück und Himmelssitte!

Die besseren, besonders bemalten Todtenbretter werden an auffallenderen Stätten aufgestellt: in der Nähe des Hauses eines Verewigten, an einer Scheuerecke, am Gartenzaun, wo dann die Stelle überdacht und vor Regen geschützt ist. Am beliebtesten sind die Stellen neben aufgerichteten Kreuzen oder Feldkapellen, die an öffentlichen Wegen, besonders vielbesuchten Kreuzwegen angebracht sind.

Sagen und Aberglauben. Daß ein so großes Berg- und Hügelland wie der Böhmerwald mit seinen Schlössern, Burgen, Ruinen, Seen, Fels- und Waldesgründen dem so gerne fabulirenden Volke Anlaß gab und noch gibt zu Sagenbildungen aller Art,

Der Kammerwagen der Braut mit der Aussteuer.

iſt naheliegend; zu dem fabulirenden Volke dürfen die Chroniſten dunkler Vorzeit gerechnet werden, die bei Erfindung und Ausgeſtaltung fabelhafter Geſchichten mit dem Volke Hand in Hand gingen und namentlich mit Sagen über hiſtoriſche Perſonen und Wohnſtätten einen Erfolg erzielten, der ſogar ernſte Geſchichtſchreiber zwang davon Kenntniß zu nehmen und dadurch eine Sagenbildung, der man höchſtens die Dauer eines Menſchenalters zutrauen ſollte, Jahrhunderte lang in der Erinnerung und Vorliebe der Menſchen zu erhalten. Als eine dieſer bedeutſamen, romantiſch ausgeſtatteten, durch Jahrhunderte ſich erhaltenden Geſchichten darf die

Sage von der „weißen Frau" betrachtet werden. Wir werden durch ſie in die vornehmſte Burg nicht nur des Böhmerwaldes, ſondern Böhmens überhaupt geführt: in die Burg der Herzoge von Krumau, die, mit Ausnahme der Hofburg in Prag, an Großartigkeit, Alter und maleriſcher Lage alle Herrenſitze Böhmens weit überragt. Die Chronik berichtet hierüber: Es war am Sonntag vor Martini 1449; Trompeten- und Paukenſchall tönte ſchmetternd herab ins Thal, Jauchzen erfüllte die Lüfte und reichgeſchmückte Ritter- und Frauengeſtalten wogten in den prachtvollen Sälen der hohen Krumauer Burg hin und her im bunten Gewimmel, denn der Herr der Burg Ulrich II. von Roſenberg feierte das Hochzeitsfeſt ſeiner zweitgebornen Tochter Bertha, umgeben von einer Menge ebenbürtiger Dynaſten, die an flimmerndem Prunke wetteiferten mit dem vielgewaltigen Wirth. Bräutigam war Johann von Liechtenſtein, Herr auf Nikolsburg; er hatte nach Freiherrenart um die Braut beim Vater angehalten und von dieſem das Jawort erpreßt, während die holde Auserwählte um ihre Zuſtimmung nicht befragt, ihr Herz nicht zu Rathe gezogen wurde. Wäre dies geſchehen, ſo würde man hinter das Geheimniß gekommen ſein, daß Berthas Herz bereits für den tapfern Jüngling Peter von Sternberg ſchlug und einer beglückenden Gegenliebe ſich erfreute. Berthas Schickſal war beſiegelt, ſie wurde das Opfer einer unheilvollen Convenienz und war genöthigt, am Sonntag vor Martini mit dem durch ſeine rohen Sitten berüchtigten Bräutigam vor den Altar zu treten und ihr Jawort auszuſprechen. Die böſen Folgen ließen nicht auf ſich warten. Noch während ſich die Gäſte nach der Trauung der vollen Fröhlichkeit des rauſchenden Hochzeitsfeſtes an wohlbeſetzten Tafeln hingaben, erfolgte eine Scene, die dem Feſt und den gebotenen Genüſſen ein jähes Ende bereitete. Der Bräutigam überraſchte ſeine eben angetraute Braut mit ihrem Auserwählten in einer Kemenate, wo ſie ſchmerzlich und in Ehren für immer Abſchied nehmen wollten; von Eiferſucht wüthend und vom Wein aufgeregt, wollte Liechtenſtein den Gegner durch das Fenſter in die brauſende Moldau werfen, wurde aber von herbeieilenden Gäſten daran gehindert; der Lärm und das Aufſehen dieſer Scene waren groß, das Hochzeitsfeſt ward unterbrochen, die Gäſte ritten mißmuthig nach ihren Burgen zurück, der von Rachſucht und

von den Qualen der Eifersucht tobende Freiherr von Liechtenstein aber brach schon am nahen Morgen auf, um seine weinende Gattin nach seinen mährischen und steiermärkischen Schlössern in Sicherheit zu bringen. Dort angekommen, stürzte er sich in ein wüstes Leben, ließ die jugendliche Gemalin an den ersten Bedürfnissen des Lebens Noth leiden und mißhandelte sie so unbarmherzig, daß sie bei ihren Verwandten, wenn auch vergeblich Hilfe suchte. Erst nach fünfundzwanzig Jahren endloser Leiden wurde die Arme durch den Tod ihres Gatten wieder frei und begab sich in den Schutz eines weitläufigen Neffen, Heinrich VI. von Neuhaus-Telč, in die Burg zu Neuhaus. Hier gewann sie bald durch Güte, Sanftmuth und Leutseligkeit alle Herzen und wurde wegen ihrer Weisheit und Gelassenheit das Orakel der Familie und im weitesten Umkreis „das Auge der Blinden, der Fuß des Lahmen, der Waisen Mutter, der Armuth Schatzmeisterin". Daher vertraute der frommsinnige Neffe der tugendsamen Bertha die ganze Haushaltung und besprach mit ihr jedwede Angelegenheit, besonders sorgsam den nothwendig gewordenen Aufbau einer neuen Burg. Bei einer solchen Berathung saß einst Bertha mit dem Neffen bis in die späte Nacht beisammen; Alles war erörtert bis auf die Frage: ob der Bau auch den Zwergen, die nach der Sage in der alten Burg Hofhaltung hielten, angenehm sein werde, da sie sonst viel Unheil im neuen Burgbau stiften könnten. Die Frage war kaum gestellt, als liebliche Musik ertönte, die Wände und der Boden des Gemachs sich mehrfach öffneten und eine große Menge von Zwergen heraus- und vor Bertha und dem Burgherrn aufmarschirten. Einer derselben, etwas größer als die anderen, in goldenem Mantel, eine schimmernde Krone auf dem Haupte, der Führer der Schar, machte eine tiefe Reverenz vor Bertha und dem Neffen und hielt eine Anrede des Inhalts: daß er und die Seinen von der Absicht, eine neue Burg zu bauen, erfahren haben und nach reiflicher Erwägung nichts dagegen einwenden wollten unter der Bedingung, daß ins neue Schloß die alte Tugend der Stammfamilie einziehe und dort herrsche! Das Gelöbniß wurde vom Burgherrn abgelegt und die Zwerge zogen befriedigt ab, so wie sie gekommen waren. Nun war das letzte Bedenken gegen den neuen Burgbau beseitigt und dieser mit Eifer und Beruhigung begonnen; selbst die Zwerge legten fleißig Hand an und schafften nachts Steine und Baustoff herbei; das Werk gedieh sichtlich und damit in der begonnenen Weise fortgefahren werde, versprach die vielmögende Wittfrau Bertha den Meistern, Gesellen und Handwerkern, sie nach Vollendung des Baues mit „süßem Brei" zu bewirthen, was so viel hieß, als sie mit einem reichen Gastmahl zu erfreuen. Nun ging die Arbeit doppelt gut vonstatten und die neue Burg stand früher fertig da, als erwartet werden konnte. Da hielt aber auch Bertha im Einverständniß mit dem Burgherrn Wort und es wurden nicht nur die Bauleute, sondern auch Bürger und Arme des Ortes festlich und reichlich bewirthet am Schluß des Festes mit dem „süßem Brei", einem zu damaliger Zeit hochbeliebten mit

Honig bereiteten Mus. Um die Freude der Gäste noch zu erhöhen, gab ihnen Bertha bekannt, daß sie einen Stiftsbrief habe ausfertigen und vom Burgherrn unterzeichnen lassen, durch welchen der jetzige wie alle folgenden Besitzer der Burg verpflichtet wären, den „süßen Brei" (das heißt, den Festschmaus) dem Volke von Neuhaus jährlich, und zwar stets am grünen Donnerstag feierlich darzubieten; sehr bitter würden die Folgen der Nichtbeachtung dieses Stiftsbriefes sein. Bertha selbst war im folgenden Jahre noch in der Lage, das Fest des „süßen Breies" zu veranstalten und zu leiten — dann kam ihr letztes Stündlein und sie schied als frommer Geist aus diesem prüfungsreichen Leben . . . Groß war die Trauer des Volkes über den Verlust seiner Freundin, das Andenken an sie blieb ungeschwächt lebendig, aber bald ergab sich ein Anlaß, der verewigten Wohlthäterin nicht blos mit Dankgefühl und Ehrfurcht, sondern auch mit frommen Schauern zu gedenken. Denn es verbreitete sich die Kunde, Frau Bertha sei im neuen Schloß erschienen, wandle da als Geist herum und werde von Allen gesehen, die zur Nachtzeit auf dem Schlosse beschäftigt seien. Berthas Geist sollte in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung nächtlich wandern, in weißem Rock und Schürze, um den Hals eine Schaube und den Kopf mit einer Haube bedeckt, von welcher ein Schleier herabfiel und zum großen Theil ihr Antlitz bedeckte; was man von diesem sah, war todtenblaß. Am Gürtel trug sie einen Schlüsselbund, den sie heftig bewegte, wenn etwas ihr Widriges geschah. So wurde sie auch von einem beherzten Maler im großen Saale abgebildet, wo sie am öftesten sich zeigte. In derselben Kleidung und mit sittsamer Geberde wurde sie bald auch um die Mittagszeit von dem Neuhauser Marktplatz aus an Fenstern des verfallenen Hungerthurms, welcher keine Treppe mehr hatte, von vielen Menschen gesehen. . . Bald vernahm man, daß die „weiße Frau" (wie sie nach ihrer Kleidung fortan genannt wurde), nicht blos in Neuhaus, sondern auch in den meisten Burgen der Herren von Rosenberg und deren Verwandten umgehe. Wenn in einer Familie ein Kind geboren wurde, zeigte die weiße Frau viele Freude, ging geschäftig hin und wieder gleich einer sorgsamen Hausfrau und rasselte mit dem Schlüsselbund; wenn aber die Ammen und Kinderwärterinnen eingeschlafen waren, übernahm die weiße Frau das Amt der Kinderfrau, beschwichtigte die weinenden Kleinen, schläferte sie ein mit leisen Gesängen und trug sie im Zimmer umher. Todesfälle in Rosenberg'schen oder verwandten Familien verkündete sie durch Traurigkeit voraus und trug dann einen schwarzen Schleier und schwarze Handschuhe. Dabei sah sie es nicht gerne, wenn mit den Geräthen aus ihrer Zeit eine Veränderung vorgenommen wurde; sie lief dann in dem betreffenden Gelaß umher, die Fenster flogen auf und zu, wie von einem heftigen Sturmwind bewegt, und wenn einer der Beschäftigten einen Gegenstand dennoch anfassen wollte, wuchs die weiße Frau vor seinen Augen aus dem Boden heraus zu riesiger Größe empor . . . Wurden gotteslästerliche

Todtenbretter aus der Gemeinde Deſchenitz bei Neuern.

Reden geführt, ſo zeigte ſie ein finſteres Geſicht und ſtrafte die Frevler mit Steinen oder was ihr ſonſt zur Hand lag. Sie liebte die Armen und Dürftigen noch wie zuvor im Leben, und wenn wegen ſchlechter Zeiten oder Kriegsgefahr die Gutthat des „ſüßen Breies“ für die Armen unterlaſſen oder knauſerig beſtellt wurde, zeigte ſie ſich unruhig und dann war es in der folgenden Nacht auf der Burg nicht geheuer, es durchlief murrend die Zimmer, ſchlug die Thüren faſt in Trümmer, raſſelte mit vielen Schlüſſeln, rüttelte die Schläfer in den Betten und zerſchmetterte die Schüſſeln, welche beim Schmaus, um Geld zu ſparen, nicht gefüllt geweſen waren ... Als Peter Wok von Roſenberg, der Letzte ſeines Stammes, 1539 geboren wurde, erſchien Frau Bertha faſt täglich bei ihm in der Burg Krumau und zeigte große Sorgfalt für den kleinen Enkel. Eines Tages hatte ſich die Amme aus dem Gemach entfernt, und als ſie wieder zurückkam, fand ſie das weinende Kind auf den Armen der weißen Frau, die es

zu beruhigen ſuchte; ſie fuhr den Geiſt mit harten Worten an, entriß ihm das Kind und gebot ihm, das Gemach zu verlaſſen. Da blickte ſie die weiße Frau mit finſterem Auge an und ſprach leiſe, aber vernehmlich: „Undankbare! Durch meine Vermittlung biſt du in dieſes Haus gekommen und du willſt mich aus den Gemächern meiner Ahnen verjagen? Melde dem Vater des Knaben, daß er mich nimmer erblicken wird und ſiehe zu, wo meine Wohnung iſt!“ Mit dieſen Worten verſchwand ſie in diejenige Wand des Zimmers, welche an einen alten viereckigen Thurm ſtieß. Die Amme verließen ihre Sinne, und als ſie ſich wieder erholte, meldete ſie dem Schloßherrn Peter, was ſie geſehen und gehört hatte. Dieſer ließ nach einiger Zeit die Mauer durchbrechen, in welche der Geiſt verſchwunden war, und nach Beſeitigung des dahinter befindlichen Doppelgemäuers fand er den großen Roſenberg'ſchen Schatz, welchen er nachher dem Kaiſer zur Aushilfe gab, um damit den Krieg gegen die Türken fortſetzen zu können . . . Jahrelang wurde nun die weiße Frau weder in der Stammburg Krumau, noch in der neuen Burg zu Neuhaus geſehen, aber dunkle Gerüchte liefen um, daß ſie um dieſe Zeit ab und zu in Burgen ferner Verwandter Böhmens und Deutſchlands erſchienen ſei. Erſt als durch die Burgherren ſelbſt oder in Folge von Beſatzungen während der ſpäteren Kriege durch Hauptleute der Beſatzung in der Burg zu Neuhaus der den „ſüßen Brei“ betreffende Stiftsbrief außer Acht gelaſſen wurde, war die weiße Frau als unnachſichtliche Rächerin wieder da und ſtrafte alle Schuldigen auf die empfindlichſte Weiſe; bei dieſen Rache-Acten erging es einem Frevler, dem Ritter Stilfried Feyrar von Malikau, am allerſchlimmſten, da er über die Erſcheinung der weißen Frau rohe Gloſſen machte und den zeitgenöſſiſchen Schloßherrn Joachim Ulrich von der Gewährung des „ſüßen Breies“ hartnäckig abhielt. Die weiße Frau ſowohl, als die wackeren Zwerge wußten ſich durch ebenſo peinvolle als ehrenrührige Strafen an dem Frevler zu rächen, da er gezwungen war, ſeine Tapferkeit zu beweiſen, eine Nacht auf der gemiedenen Burg (im verrufenſten Gemach, „Hechelzimmer“) zuzubringen . . . Die „weiße Frau“ iſt nach dieſem Vorfall noch zu wiederholten Malen, zumeiſt zu dem Zweck erſchienen, Gutes zu thun und namentlich Unglückliche und Arme zu erfreuen. Die Wohlthat des „ſüßen Breies“ ſicherte ſie durch Entdeckung eines großen Schatzes in der Burg zu Neuhaus, der dem Beſitzer des Schloſſes, Joachim Ulrich, es möglich machte, das Feſt ohne eigene Auslagen alljährlich zu veranſtalten . . . Eines Tages ſprach ein junger Prieſter aus dem Geſchlecht derer von Liechtenſtein im Schloſſe zu Neuhaus ein. Man wies ihm zum Nachtlager einen großen Saal zu, deſſen Wände mit Familienbildern bedeckt waren. Dieſe Bilder vor dem Entſchlummern aufmerkſam betrachtend, fiel dem geiſtlichen Herrn eines beſonders auf, das einen ſtattlichen Hochzeitszug darſtellte, der ſich langſam zu bewegen ſchien; der Bräutigam war von hohem Wuchſe, doch in ſeinem Geſicht lauerte heimliche Tücke, die zarte Braut an ſeiner Seite, lieblich wie eine ſchlanke Lilie, verrieth in

ihren Zügen ſchweres Herzeleid. Noch in Betrachtung des Bildes verſunken, war es dem Gaſte plötzlich, als breite ſich ein mildes Mondlicht über dasſelbe, und plötzlich entzündeten ſich auch alle Wand- und Hängeleuchter des Saales. Das trotzige Antlitz des Bräutigams erſchien milder und bläſſer und im Schimmer der Verklärung trat die Braut — Bertha von Roſenberg — ganz aus dem Bilde, ihr folgte auch der Bräutigam Johann von Liechtenſtein; auf die Frage des geiſtlichen Enkels: Was des Bräutigams Begehr ſei? erwiederte dieſer mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ich habe keine Ruhe im Grabe wegen dieſer meiner Gemalin, denn es wollte mich im Leben bedünken, daß ſie die Ehre meines Hauſes arg angetaſtet habe!“ Der Prieſter ließ ſich einige nähere Andeutungen geben, richtete einige Ermahnungen über die Sünde des Argwohns an den Schuldigen, verweilte dann eine lange Pauſe im innigſten Gebet, legte hierauf die Hände ſeiner Ahnen verſöhnend in einander, ſprach den Segen über ſie und ſtimmte das „Herr Gott, Dich loben wir“ an, in welches Beide mit leiſen Tönen einſtimmten; dann ſagte Bertha: „Den Lohn für deine That wirſt du von Gott erhalten und bald auch bei uns ſein!“ Die Erſchienenen verſchwanden, ſie waren erlöſt; Bertha erſchien nie wieder in Geſtalt der „weißen Frau“.

Die weiße Frau (Bertha von Roſenberg).

Das Wunderbild auf dem Kreuzberg bei Krumau. Im Jahre 1460 lebte in Krumau ein Bürger und Kupferſchmied Namens Hollenhammer, der für ſein ausgedehntes Geſchäft viel altes Kupfer brauchte und von dieſem Metall oft große Vorräthe einzukaufen pflegte. Eines Tages nach einem ſolchen Einkauf, da der Schmelzofen wieder ſein heißes Werk begonnen und alles Kupfer bereits geſchmolzen war, gewahrte der Meiſter, daß noch ein Klumpen obenauf ſchwamm, ſich im Sude wälzte und doch der Glut nicht wich. Der Meiſter, meinend, daß er diesmal beim Kaufe betrogen worden ſei,

ergriff, um zu unterſuchen, die Zange, hob den Klumpen heraus und begann daran zu hämmern, und ſiehe da! der Klumpen ſtreckte ſich plötzlich nach der Länge und Breite und die Geſtalt des gekreuzigten Heilands wurde darin ſichtbar. Der Meiſter, erſtaunt und gerührt, hämmerte nur noch ſo lange, bis die Erlöſergeſtalt ganz und vollkommen zur Erſcheinung gebracht war, dann ſenkte er die Knie, küßte das Wunderbild und bewahrte es in ſeinem Hauſe auf. Als er ſtarb, wurde das Kleinod an die Nachkommen vererbt, ging dann noch durch viele Familienhände, bis es endlich (1696) von der letzten Beſitzerin, Namens Rinkin, dem damaligen Rathe Langer mit der Bitte übergeben wurde, das Crucifix in einer Kirche zur allgemeinen Verehrung anzubringen. Ein frommer Geiſtlicher ſorgte, daß das Wunderkreuz auf einer Höhe, vormals Calvarienberg genannt, aufgerichtet wurde. Um ihm Schutz gegen das Unwetter zu gewähren, ward 1714 eine Kapelle darüber gebaut und neben der Kapelle ließ Veronika Jimin drei Stationen, der Herzog von Krumau aber einen Kreuzgang mit neun Stationen aufführen. Das Alles iſt geſchehen auf dem „Kreuzberg“. Der fromme Sinn lohnte ſich; die viel von Froſt, Hagel und Schauer heimgeſuchte Gegend wurde lange Jahre von dieſen Übeln wunderbar verſchont.

Der Mönch zu Hohenfurt. Nördlich von Krumau, das uns eben eine Sage tiefer unbeugſamer Gläubigkeit geliefert hat, trifft der Wanderer auf eine Stätte klöſterlichen Friedens, die, wie man vermuthen ſollte, weit mehr Anlaß bieten würde, Siegesthaten und Wunder des Glaubens durch den Mund des Volkes aller Welt zu verkündigen. Es iſt das Kloſter Hohenfurt, Heim der Ciſtercienſer, durch ſeine Mauern, heilige Räume, Lehre und Beiſpiel geſchützt gegen Zweifel und Glaubensgefahren, wie durch ſeine Baſteien und Thürme einſt ſicher gegen Kriegerſcharen. Und doch begegnen wir gerade hier einer Sage von geiſtlicher Verirrung, die im Heim des Gottesfriedens und Glaubens ſeinen Urſprung fand und mit einem oft wiederkehrenden Sagenwunder abgeſchloſſen wurde. Ein Mönch des Kloſters, ſo heißt es, gab ſich tiefen, unabläſſigen Forſchungen über die Räthſel der Welt und des Lebens hin und kam nach vielen Irr- und Umwegen an einem Punkte an, wo der nächtliche Abgrund des Unglaubens vor ſeinen Füßen gähnte; er zweifelte an vielen Glaubenslehren — unter anderm auch an dem Glauben an die Ewigkeit. Oft ſchon hatte ihn das Studium und die Betrachtung der Natur eines Beſſeren belehrt und er ging auch eines Tages wieder hinaus in die wunderſame Waldesſtille — diesmal beſonders gierig, einem Vogelliede zu lauſchen. Und er hatte nicht weit zu wandern und nicht lange zu lauſchen. Denn nicht nur von Einem Vöglein erſcholl gar herziger Geſang, es ließen theils nach einander, theils in heiterem Chore der Fink, der Hänfling, die Droſſel ſich aus den Zweigen hören, im nahen Kornfeld ſchlug die Wachtel und über allen hoch in den Lüften wirbelten die Triller der Lerchen. Jeder Ton erklang wie ein Lob des Herrn, der Alles ſo wohl, ſo ſchön für jetzt und alle Zeiten erſchaffen. Und tief erfaßte es auch das

Gemüth des Mönches, der dasaß und sann und sann — und sich endlich erhob, um heimzukehren in seine Zelle: gestärkt, getröstet und wieder Herr über quälende Zweifel; — aber im Kloster fand er Alles verändert; er selbst war ein Anderer geworden nach innen und außen, es erkannte Niemand den müden Greis und verstand Niemand sogar seine Sprache; — — denn er war, während er den Vöglein lauschte — um ein ganzes Jahrhundert älter geworden.

Die Luzifer-Sage vom Bergschloß Klenau. Alte Burgen und Ruinen sind es namentlich, die das Volk mit unheimlichen Sagen bevölkert. Teufel, Gespenster und Schätze, die von Höllenhunden bewacht werden, lassen sich für furchtsame und abergläubische Gemüther — und wo gäbe es solche nicht? — wirksam verwerthen. Wir sehen dies auch im Böhmerwalde und sind genöthigt, von dieser Abart wenigstens in zwei Fällen Kenntniß zu nehmen: von der Luzifer-Sage im Bergschloß Klenau und von dem großen Schatze in der benachbarten Burgruine Baiereck. Die Luzifer-Sage knüpft sehr sachgemäß an das schauererregende Burgverließ der Ruine Klenau an, in welches, sieben Klafter tief, einst die Opfer des ergrimmten Burgherrn hinabgelassen und dem Hungertode preisgegeben wurden. Unter den Burgherren, die gar oft und maßlos ergrimmten, wird ein Herr Přibik besonders genannt; die Sage bezeichnet ihn als Denjenigen, der dem Rachen des Burgverließes die meisten der unschuldigen Opfer geliefert habe. Zu solchen Opfern waren einst auch drei nachbarliche Ritter ausersehen, die der grimme Herr von Klenau nach einer wilden Fehde als Gefangene in seine Gewalt bekam. Fallthüre auf; an Stricken einer nach dem andern in die finstere, dumpfe Tiefe hinabgelassen — Fallthüre wieder zu und unten waren sie wirklich, die jungen Ritter, noch dazu Brüder. Die ersten Eindrücke des Entsetzens beraubten die Unglücklichen der Sprache; stumm lagen sie nebeneinander, wenn man nicht dann und wann einen Seufzer, der Steine erweichen konnte, für die Sprache der Verzweiflung hinnehmen will; endlich fanden die Gefangenen auch die Sprache wieder, die in wilde Klagen, in Gebete und Hilferufe ausbrach. Vergeblich. Menschliche Hilfe war unmöglich, die Hilfe des Himmels wenigstens noch nicht nahe; da faßten die verzweifelnden Brüder den Entschluß, sich in die Arme des bösen Feindes zu werfen und durch ihn sich befreien zu lassen. Satanas war — natürlich gegen ausgiebige Provision — sogleich bereit zu helfen. Ein leichter Donnerschlag und der Unterirdische mit Hörnern, Feueraugen und langem Schweif stand vor ihnen. „Wenn Einer von Euch sich für die andern Zwei opfern und mir in die Hölle folgen wollte", sagte er, sich räuspernd und einige glühende Kohlen ausspuckend, „so würde ich Euch wohl befreien!" Die Brüder stutzten anfangs, aber der Schreckensort, der Hunger, besonders der baldige unabwendbare Tod machten sie mürbe, so daß sie den Vertrag annahmen und auch sogleich zu losen begannen, wer von ihnen als Preis in den Klauen des Satans zurückbleiben sollte. Das Los fiel auf den

jüngſten Ritter Johann, der ſich auch, nach kurzem Abſchied von den Brüdern, dem Meiſter Satan zur Verfügung ſtellte. „Recht“, ſagte dieſer, ingrimmig lächelnd und wieder glühende Sägeſpäne aushuſtend, „fangen wir an!“ Er winkte; es ſpalteten ſich die Wände und die Gefangenen traten ins Freie. Sie fielen auf die Knie, um für die glückliche Rettung zu danken, aber Satanas ergriff ſein Opfer und ſchwang ſich mit ihm hoch in die Lüfte. Hier ſchrie aber Ritter Johann laut auf und erinnerte ſich an ſeinen Schutzpatron, den heiligen Leonhard, der ihn ſchon früher einige Male wunderbar gerettet hatte; dieſen rief er in der höchſten Angſt ſeiner Seele abermals an — und ſiehe, St. Leonhard erſchien auch, bewaffnet mit einer furchtbaren Geißel, die er ſofort gegen Belzebub energiſch gebrauchte, ſo daß dieſer ſchon nach dem dritten Hiebe ſeine Beute fahren ließ; — zur Entſchädigung verſetzte Satan dem Befreiten eine Maulſchelle derart, daß er mit drei herausgeſchlagenen Backenzähnen den Erdboden erreichte und ohnmächtig liegen blieb. Beim Erwachen that Ritter Johann das Gelübde, an dieſer Stelle eine Kapelle zu Ehren ſeines Schutzpatrons erbauen zu laſſen — die St. Leonhards-Kapelle bei Kelheim, abendwärts von Neuern. Er hielt ſein Wort; die Kapelle iſt noch vorhanden — Zeuge deſſen der Schreiber dieſes, der als kleiner Miniſtrant bei einer heiligen Meſſe diente, die ſein geiſtlicher Inſtructor 1829 in dieſer Kapelle las.

Der große Schatz in Baiereck. Es iſt merkwürdig, daß das Volk, indem es eine Sage erfindet, genau nach Art der ſogenannten Zauberer vorgeht und ſeine Fabel mit Geheimniſſen und Schwierigkeiten umgibt, die es hindern, die Erfindung auf Wahrheit oder Glaubwürdigkeit zu prüfen. So iſt namentlich die Sage von verborgenen (natürlich verzauberten) Schätzen mit Vorbehalten und Gefahren umgeben wie der zuſammengerollte Igel mit Stacheln. Iſt es ſchon ſchwierig, die Stelle zu entdecken, wo der Schatz liegt, ſo beſteht noch die größere Schwierigkeit, bis zu den (meiſt eiſernen) Kiſten vorzudringen, die den Schatz enthalten, aber dieſe Kiſten aufzuſperren oder auch nur die darauf liegenden Höllenhunde zu verjagen, bildet die allergrößte Schwierigkeit. Das geſcheidte und biedere Volk bei Neuern, das die Burgruine Baiereck umwohnt, hat bei ſeiner Sagenbildung über den verborgenen Schatz unter den Ruinen einen liebenswürdigen Zug des Entgegenkommens bewieſen, indem es in die Sage einen Schlüſſelbund einflocht, der die Schwierigkeiten, den Schatz zu finden und zu beheben, rein beſeitigt. Aber dieſer Schlüſſelbund — das iſt wieder das nisi — liegt in der Nachbarburg Klenau in einem Brunnen von neunundzwanzig Klaftern Tiefe. Den Schlüſſelbund da heraufholen, iſt faſt beſchwerlicher und gefährlicher als den Schatz ſelbſt zu beheben. Und ſo entſchloſſen ſich denn im Jahre 1805 dreizehn kühne Männer, man darf ſchon ſagen Waghälſe, ohne Schlüſſelbund dem Schatz direct auf den Leib zu rücken. Eine ſehr reſolute Frau ſchloß ſich den verwegenen Männern an. Es war um Mitternacht, Sturm und Regen. Ein Zauberkreis wird gezogen, in den

ſich die Männer und die Mannfrau ſtellen. Das Citationsgebet wird angefangen: da wird es in den ſchauerlichen Mauern gar ſeltſam, Irrlichter laufen hin und her, Hohngelächter tönt aus allen Kellerlöchern, ſchwere Ziegeltrümmer fallen von den Mauerrändern, als würden ſie von grimmigen Geiſtern auf die Beſchwörer geworfen; mehr bedurfte es nicht, um die tapfere Verſammlung aus dem Zauberkreis und weiter aus der Ruine und noch weiter den Berg hinunter zu treiben in wilder Flucht, die auch ein Weiberkittel theilte, der faſt alle Männer überholte und dem Sturmwind Anlaß gegeben haben ſoll, verwegene Allotria mit ihm zu treiben. Seitdem iſt's ſtill geworden vom Suchen und Heben des Schatzes in der Ruine Baiereck. Die Ruine ſteht noch aufrecht; man ſoll es jetzt noch manchmal in ſtiller Mondnacht hellauf lachen hören über die tapfere Flucht der Schatzbeſchwörer. Die Sage aber geht noch gläubig und ſtill durchs Land; ihr iſt es ſicher, daß der Schatz vorhanden iſt und daß der Schlüſſelbund — wenn er nicht neunundzwanzig Klafter tief im Waſſer läge — den Zauberſchatz beheben helfen könnte.

Johann von Liechtenſtein, der Gemahl der „Weißen Frau".

Glücklicher iſt das Volk in ſeinen Erfindungen von Sagen, wo es Kloſter- und Burgruinen verlaſſen und bei eigenen Heimſtätten verweilen kann. „'s Schulmuaderl", „Des Windes Weinen", „Der blutige Mann", „Die Hexenmagd" könnten hier vorgeführt werden; doch müſſen wir uns beſcheiden, nur die Sage vom „Waſchweiberl" mitzutheilen:

Zur Zeit der Heuernte ſah man in einem Bache unter Erlengeſträuch jährlich eine Schar badender Weibchen erſcheinen, die plätſcherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen an das Geſträuch hingen; ſie waren nicht größer als einjährige Kinder. Aus einiger Entfernung durfte man ihnen zuſehen, ohne daß ſie ſich

daran kehrten; wollte man ihnen aber näher kommen, so erhoben sie ein Geschrei, rafften tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammen, rauschten unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst ein findiger Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bach auf — und wirklich ging ihm ein Waschweiberl in die Falle. Es hatte ein weißes reinliches Leinwandkleidchen an, das bis an die halbe Wade reichte und die Haare hingen aufgelöst über Schultern und Nacken hinab. Ohne Sträuben ließ sich das Weibchen nach dem nächsten Bauernhof tragen und sah sich da frisch mit schwarzen Äuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen auf und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, kurz, es war ruhelos vom Morgen bis Abend, ohne sich im geringsten was schaffen oder d'reinreden zu lassen. Während der Abenddämmerung kam dann das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus, und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte die Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Boden der Stube und nahm das Maß nach den Fußstapfen des Weibchens. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weibchen auf die Bank, damit es sich derselben bediene. Aber das Waschweiberl fing an zu weinen und zu schluchzen, weil man seine Bemühungen belohnen wolle, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nicht wieder gesehen.

Aberglauben. Wenn drei Tage und Nächte hintereinander ein Sturmwind bläst, muß sich Jemand in der Gegend erhenkt haben. — Das Krähen einer Henne weckt das größte Unglück eines Hauses, daher einer solchen sogleich der Kopf abgehackt wird. — Man glaubt an einen „Stearvogel" (Sterbevogel); er soll stets während der Abenddämmerung vor dem Hause eines schwer Erkrankten erscheinen und durch einige Trauertöne den bevorstehenden Tod des Erkrankten ankündigen. Bisweilen hört man nachts ein gedämpftes ergreifendes Weinen im Hause; die entsetzten Einwohner horchen auf und glauben fest, es sei ein verstorbenes Familienmitglied, das ein Unglück klagend ankündigt. Man nennt es „Das Klagmütterl" ('s Klomuaderl geiht um). Wenn eine Elster lebhaft um ein Haus fliegt und ruft, bedeutet es die Meldung, daß ein Bekannter oder Verwandter bald heimkehren werde. Wer auf seinem Felde zwischen dem Getreide einen Bifang brach liegen läßt oder mit Klee bebaut, verliert in demselben Jahre noch ein Familienmitglied durch den Tod. Man nennt den Fall „D' Intasot" (Zwischensaat). — Ein gewisser Zauber, ausgeübt über

ein Saatfeld, bewirkt in der Gestalt eines liegenden Kreuzes zwei schmale Bahnen im Getreide, wo die Ähren durchaus brandig erscheinen. Man weiß dann im voraus, daß beim Dreschen des Getreides je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen muß, der den Zauber ausgeübt hat. Man nennt den Geist, der dabei dient, den „Pilmasschnidt". — Wenn ein Bursch oder Mädchen am Ostersonntag vor Sonnenaufgang aus einem Bache mit den Zähnen ein Steinchen heraufholt und es dann, gegen Osten gekehrt, über den Kopf wirft, dem wird geoffenbart, ob es im Jahre noch zu seiner Heirat kommen werde. — Am Ostermontag flicht man um die Obstbäume Strohbänder in der Meinung, sie dadurch zum reichen Fruchterträgniß zu vermögen; denn wie man an Namenstagen durch das „Drosseln" (Umspannen des Halses) den Namensträger zum Gewähren eines Geschenkes verpflichtet, so will man gläubig auch die Bäume durch das Drosseln mit Strohbändern zu reichlichen Gaben verpflichten. — In einigen Gegenden des Böhmerwaldes wird kein Baum gefällt, ohne daß früher ein Kreuz in die Rinde gehauen wurde; auf solchen Bäumen muß die wilde Jagd, welche Wanderer, die bei ihrem Herannahen nicht auf das Angesicht stürzen, weit mit sich fortführt, rasten und sie unbehelligt lassen. — Vor Jahren soll ein Mann gelebt haben, vor dessen Augen Hexen und Verwunschene bezeichnet waren. Jene trugen auf den Köpfen hölzerne Milchgefäße, diese schleppten an Ketten glühende Kugeln an den Fersen nach. Deshalb war der Mann aber vielen Anfechtungen ausgesetzt und sein Weg nach der Kirche, die auf einer Anhöhe stand, war ein Weg der Peinigung und Püffe, so daß der Unglückliche oft rücklings die Anhöhe ersteigen mußte, um die nachstürmende Hexenzunft durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren. — Die Zungenfäule bei Kindern wird durch ein Sympathiestück geheilt. Der Mann, welcher des Heiltextes kundig ist, läßt sich das Kind gegenüber halten, indem er spricht:

Job ging einst über Land
Und hatte einen Stab in der Hand:
Da begegnet' ihm der Herr
Und sprach:
„Job, warum trauerst Du so sehr?"
Job sprach:
„Ach, warum sollt' ich nicht trauern?
Meine Zunge will mir abfaulen."
Der Herr sprach:
„Job, geh' in jenes Thal zur Stund',
Ein Brunnen heilet Dir dort den Mund!"

Der Mann haucht dem Kinde dreimal in den Mund, schlägt ein Kreuz darüber und die Mutter des Kindes besprengt dieses mit Tropfen des Weihbrunns an der Thür. Diese Ceremonie, dreimal früh und abends wiederholt, soll gewisse Heilung verbürgen.

Die Dialecte der Deutſchen.

In wechſelnder Ausdehnung, bald breiter, bald ſchmäler, ziehen ſich (einige Lücken abgerechnet) um Böhmen herum die von deutſchen Volksſtämmen beſiedelten Striche. Am tiefſten gegen die Mitte zu reicht dieſes deutſche Sprachgebiet auf der Linie Aſch-Manetin; in dieſer Gegend und im Norden befinden ſich die ausgedehnteſten Strecken deutſchen Landes.

Keiner von den Dialecten, welche die deutſche Bevölkerung dieſes Randgebietes ſpricht, iſt ein beſonderer deutſch-böhmiſcher; im Rücken eines jeden von ihnen, jenſeits der Landesgrenze, dehnt ſich in allen Fällen erſt das räumlich größere Sprachgebiet aus, zu dem der jeweilig entſprechende Theil in Böhmen ſich als ethnographiſcher Vorpoſten verhält, der über die Berge herüber ſich vorſchob. Dieſe Thatſache zeugt mehr als alles Andere gegen die Annahme, als ob das heutige Deutſchthum Böhmens unmittelbarer Sproſſe aus Markomannenzeiten wäre; ſie ſpricht entſcheidend dafür, daß das Deutſchthum — hier früher, dort ſpäter — erſt nach dem ſlaviſchen Vorſtoße gegen Mitteleuropa wieder in die alten Sitze eindrang, und zwar eindrang mit culturellem Ziele und von den verſchiedenen Seiten her concentriſch nach dem politiſchen Mittelpunkt.

Im Weſten erfolgte die älteſte, früheſte Einführung deutſcher Bewohner. Mit dem XI. Jahrhundert wurde das Egerland vom deutſchen Reiche aus mit neuen Beſiedlern überflutet und von ihm aus drang ſchon in ſtaufiſcher Zeit deutſche Art weit im Elbogener Lande vor. Im Süden waren es theils uralte Handelswege, theils zeitweilige dynaſtiſche Zuſammengehörigkeit von Nachbargebieten, welche Deutſche wiederum herüberbrachten. Im Norden erwarben beſonders Bergbau und Induſtrie Sitze für deutſche Thätigkeit und deren Träger; hier und im Nordweſten, ja auch im ganzen Oſten zogen noch ſpäter mit deutſchen Einwanderern Handel und Großinduſtrie zu reichſtem Aufſchwunge ein. Weiſe Herrſcher Böhmens, auch ſolche ſlaviſchen Blutes, erkannten die Bedeutung deutſcher Betriebſamkeit für den Aufſchwung des Landes und zogen zur größeren Verſtärkung des Deutſchthums immer neue Anſiedler heran; ja, politiſche Ereigniſſe veranlaßten oft geradezu ein geſteigertes Hereinkommen, wie dies z. B. nach den Huſitenkämpfen und dem böhmiſchen Aufſtand der Fall war. Hatten ſich die zu einem Stamme gehörigen, von der gleichen Seite herkommenden Anſiedler bereits längere Zeit im neuen Gebiete niedergelaſſen und erfolgten dann Zuzüge ſpäter und einzeln von woher immer, ſo wurden die neuen Ankömmlinge leicht der Art der Mehrheit angegliedert; nur wenn der Einzug der neuen Elemente in größerer Zahl aus anderem Stamme geſchah, behielten ſie auch im neuen Sitze Sitte und Sprache der Väter, es bildeten ſich Sprachinſeln innerhalb des deutſchen Gebietes, wie ſie nach einer Flucht langer Jahre noch heute zu erkennen ſind.

Gegen das Innere des Landes zu bilden derzeit folgende größere (oder die Richtung des Zuges angebende kleinere) Orte mit ihrer nächsten Umgebung im Ganzen und Großen die Grenzmarken deutschen Wesens: Eisenstein, Čachrau, Neuern, Neumark, Wasserſuppen, Bischofteinitz, Mogolzen, Kapsch, Staab, Dobřan, Littitz, Nürschau, Malesitz, Tuschkau, Wscherau, Netschetin, Manetin, Scheles, Jechnitz, Kolleschowitz, Postelberg, Liebshausen, Trebnitz, Theresienstadt, Gastorf, Wegstädtl, Dauba, Hirschberg, Hühnerwasser, Oschitz, Liebenau, Reichenau, Tannwald, Rochlitz, Hohenelbe, Arnau, Pilnikau, Gradlitz, Trautenau, Starkstadt und Braunau; hier überschreitet die Sprachgrenze die Landesgrenze; wieder eintretend umfaßt sie: Gießhübel, Rokitnitz, Wichstadtl, Grulich, Riedersdorf, wo sie wieder austritt; Landskron, Lichwe, Michelsdorf, Schirmdorf, Strokele, Karlsbrunn, Dittersbach, Brünnlitz — Landesgrenze; Schrittenz, Heiligenkreuz, Simmersdorf — wieder Landesgrenze; Schamers, Neuhaus, Neubystritz — Landesgrenze; Julienhain, Gratzen, Beneschau, Kaplitz, Krumau, Groschum, Prachatitz, Sablat, Winterberg, Bergreichenstein, Hartmanitz und wieder anschließend Eisenstein. Um Budweis, Böhmisch-Aicha, Paka und Sehndorf-Weska liegen deutsche Sprachinseln abgeschnitten im Gebiete des čechoslavischen Stammes, und hier muß auch an die oft sehr ansehnlichen Minderheiten deutscher Zunge im inneren Lande, wie in Prag, Pilsen und vielen anderen čechischen Städten erinnert werden.

Fast genau nach Südost, Südwest, Nordwest und Nordnordost gerichtete Linien theilen dieses deutsche Sprachgebiet nach vier Dialecten ab. Der čechische Streifen zwischen Stecken und Neuhaus, die Linie von Schüttenhofen und Eisenstein an die Landesgrenze, eine längere zwischen Jechnitz-Kolleschowitz, Lubenz-Rudig, Waltsch-Pomeisl, Duppau-Maschau, Warta-Klösterle, Schlackenwerth-Joachimsthal, Lichtenstadt-Abertham, Neudek-Bärringen, Schönlind-Frühbuß, Schönbach-Graslitz, ferner eine solche zwischen Oschitz-Liebenau, Wartenberg-Reichenberg, Grottau-Kratzau scheiden so vier Stücke ab, den Gebietstheil im Süden für das Baierisch-Österreichische, den im Westen für das Nordgauische (auch Ostfränkische genannt), den im Nordwesten und theilweise Norden für das Obersächsische und den zerstückelten Rest im Norden, Osten und Südosten für das Schlesische. Dem räumlichen Gebietsumfange und der Bevölkerungszahl nach sind das nordgauische und das obersächsische Stück fast gleich, ebenso wieder unter sich das schlesische und das baierisch-österreichische Stück; vom gesammten deutschen Sprachgebiete entfallen ungefähr zwei Sechstel auf das Nordgauische, zwei Sechstel auf das Obersächsische, je ein Sechstel auf das Schlesische und das Baierisch-Österreichische.

Das Obersächsische reicht von Graslitz längs des Erzgebirges und des Lausitzer Gebirges bis in die Gegend von Grottau und umfaßt, indem es um Klösterle seine Ausdehnung plötzlich südöstlich weitet, die Gelände der unteren Eger und (für Böhmen)

unteren Elbe mit den Flußgebieten der Biela und des Polzen. Das Schlesische beginnt am Jeschkenberg; sein Bereich zieht über die Hänge des Riesen- und des Adlergebirges und schließt noch die oben abgegrenzten Stücke bei Landskron (den nach Böhmen fallenden Theil des Schönhengstler Ländchens) und bei Stecken (die nördliche Hälfte der Iglauer Sprachinsel) ein. Dem Baierisch-Österreichischen fallen das Neubystritzer Gebietsstück, der Südrand des Landes, das Thal der oberen Moldau, wie der Osthang des südlichen Böhmerwaldes zu. Das Nordgauische endlich reicht in einem langen, aber schmalen Streifen von Eisenstein bis zum Tscherchowberg, umfängt aber hinter der Kleutscher Sprachenge, wo das Čechoslavische fast bis an die Landesgrenze herantritt, ein nordwärts sich immer mehr weitendes Gebiet, die Flußgebiete der Mies, der Tepl und der mittleren Eger, und drängt am Erzgebirge aufwärts, von dem es nur einen schmalen Streifen für das Obersächsische freiläßt, den höchsten Kamm.

Zwei von diesen Dialecten gehören ganz und entschieden zum mitteldeutschen Sprachstamm, das Obersächsische und das Schlesische; sie halten in- und auslautendes p noch auf dem niederdeutschen Sprachstande, während es die oberdeutschen Dialecte zum pf verschoben. Ihre Hauptgebiete liegen jenseits der Landesgrenze an der mittleren Elbe und an der oberen Oder, im größeren Theile des Königreichs und der Provinz Sachsen und Ober- wie Niederschlesiens. Dem oberdeutschen Sprachstamme fallen die Mundarten im Süden zu, die als baierisch-österreichisch den Hauptstock ihrer Art in den Erzherzogthümern ob und unter der Enns, in Steiermark, Kärnten, Salzburg, Tirol, ferner in Ober- und Niederbaiern haben. Mitteldeutsch, doch mit Annäherung an das Reinoberdeutsche ist endlich das Nordgauische (Ostfränkische), dem über Böhmen hinaus die Oberpfalz vom Regen und von der Altmühl bis zur oberen Eger, vom Pegnitzlande bis zum Böhmerwalde zugehört.

Eine scharfe Abgrenzung der Dialecte ist für Böhmen (wie ja überhaupt) nur unter Vorbehalt möglich. Dort, wo zwei Dialecte aneinanderstoßen, findet gleichsam ein allmäliges Hinübergleiten aus dem einen in den anderen statt, es besteht eine Zone von Übergangsmundarten. Ein Theil hat noch mehr die Eigenheiten des einen Dialects neben Elementen des zweiten; der andere Theil weist mehr Charaktere des zweiten Dialects mit restlichen Spuren des ersten auf; jenen zählt man dann zum ersten Dialect, diesen dagegen zum zweiten, aber stets mit Betonung des Übergangscharakters. Der Typus eines Dialects muß stets in dessen Mitte gesucht werden. So bildet für das Nordgauische das Egerländische den Hauptkern; der Strich von Teplitz bis Tetschen gibt den reinsten obersächsischen Dialect; im Riesen- und im Adlergebirge erklingt das unverdorbenste Schlesisch und in der Gegend von Krumau bis Gratzen hört man die herrschende Sprachform des Österreichischen. Nach den im Innern liegenden Mundarten nur ist der Charakter eines

Dialects anzugeben. Bei der Vielzahl der Untermundarten kann bei gegebenem Raume selbstverständlich nur Einzelnes und Hervorstechendes besprochen werden.

Das Obersächsische stellt sich als der Dialect der engen Selbstlaute dar. Der Diphthonge sind wenige — ei, au und ein secundäres ou, ferner ein e mit Nachschlag (e^i) —, sie treten hinter der Masse der Einzelvocale auffällig zurück. Unter diesen herrschen wieder die a, e und i, also die Vocale der oberen Stimmlage, vor. Der Dialect erreicht dadurch eine gewisse Beweglichkeit, Flinkheit; er erscheint als Sprache einer fleißigen industriellen Bevölkerung aufgeweckten und zugreifenden Charakters. Durch die abgeschliffenen Endungen bei erhaltenen Vorsilben bekommt das Obersächsische einen jambischen Tonfall. Die Behandlung des ei, soweit es altem ei entspricht, scheidet das Gebiet in drei Haupttheile, je nachdem dafür helles a, e oder e^i gebraucht werden. Ersteres ist am eigentlichen Erzgebirge von Graslitz bis Katharinaberg, von hier über Brüx bis zur Sprachgrenze und westlich davon der Fall: die „klane Wasn wana drham" = die kleinen Waisen weinen daheim. Dieses a führt vom Fränkischen, zunächst Vogtländischen zum eigentlichen (reinen) Obersächsisch hinüber, und man darf daher das eben umschlossene Gebiet für ein Übergangsgebiet nehmen. Die Mundart längs des oberen Erzgebirges schwelgt, da auch für au, ä, e und für o vor r oft das reine a eintritt, förmlich im a-Laute, was der „Reischdorfer Pferdehimmel", ein dort landläufiges Volkslied, schon verräth, wenn es beginnt:

„Ach, dos sei' holt schware Zeitn
Bei uns armen schlachtn Leitn —
Wenn mr schie in'n Himml war'n,
Dos war unsr gänz Bagahrn.

Wenn mr warn in'n Himml kumma,
Hot die Plog a End gannmma;
Darf mr ah ka' Fuhrwark treibn,
Ko' ban Weib drhame bleibn."

Steigt man vom Gebirge herab in das flachere Land, so verschwindet diese Überwucherung, obwohl noch genug a Laute selbst in der Saazer Gegend vorkommen. Dort singt ein Volksliedchen:

„'s Kathrl sitzt hintern Tisch,
Hämmlt mit Fledrwisch —
Bubu, läßt 's Kathrl geh',
's Kathrl is schee'."

Hier nähert sich — besonders im halbstädtischen Sprechen — die Mundart schon mehr der schriftdeutschen (ja auch einer Art obersächsischen) Sprache. Für gebirgisches: gieh', schie', gruß u. s. w. treten die: geh', schee', groß ein. Lautlich herrscht, wie schon erwähnt, der Gebirgsdialect ohne eigentliche Unterschiede von Graslitz bis Katharinaberg, und doch geht hier, nahe bei letzterem, ein tiefer Schnitt, eine wahre Volksscheide durch das Gebiet. Von Sebastiansberg, Kommotau und Postelberg westwärts wohnen die Leute des när (ner, nar, na, no = nur), von Katharinaberg und Brüx ostwärts aber die ock Leute.

Dieſes ock, ocke iſt Schiboleth des echten Oberſachſen und Schleſiers, ſteht und fällt mit ihnen: ſoweit när und deſſen Abſchleifungen geſprochen werden, iſt man vom Schielen nach fränkiſcher oder baieriſcher Art nicht freizuſprechen.

Kommt man von Görkau und Brüx in die Teplitzer Gegend, ſo iſt man nicht mehr „drhame bei d'n Klauen", ſondern ſchon „derheeme bei Kleenen". Dieſes e begegnet uns auf der ganzen Strecke von hier über Auſſig, Benſen und bis Schönlinde hinauf. Bis Böhmiſch-Kamnitz hält auch a für (altes) au noch Stand: „mr tramt ah nuch mit offenen Aagn". Vom Elbeaustritt an aber bis nach Kreibitz und nordwärts hilft „och en offenes Oge" nicht vor einem „Trom" — da tritt alſo o ein. Der Polzenfluß und nach ſeiner Einmündung die Elbe halten ungefähr auch etliche andere Laute auseinander: weſtwärts gibt es noch „nain naie hairighe Frainde", oſtwärts und nordwärts ſchon nur noch „noin noie hoirighe Froinde"; dort bleibt auch das gedehnte e, was es immer verträte, rein, hier dagegen findet es ſich bereits mehrfach mit dem Nachſchlage i (e^{i}, ej), auch — doch entſchieden nicht regelmäßig — bei der Vertretung von altem ei. Wie der weſtliche Theil dieſes Mittelgebietes ſpricht, verräth wohl das in der Teplitzer Gegend geſungene Volksliedchen:

„Unſr Vettr Jakub
Wullt ä Reiter werdn;
Hott er keenen Tſchako nich,
Kunnt er keener werdn.

De Muttr nohm 'n Ufntupp,
Setzt 'n 'n Jakub uffn Kupp:
Reit, Jakub, reite,
'n Säbl on dr Seite."

Dazu vergleiche man ein Stücklein in der Mundart der nordöſtlichen Seite:

„Ihr Nuppern, ſetzt oich har zu mir,
Ich wi oich jitz wos ſoon,
Wos ſich vr hundrt Juhren ſchier
Bei uns hout zugetroon;
Es is, ſu ſoht ei àld Gerichte,
'ne ferchtrhäftighe Geſchichte."

Einzelne, auf beſchränkterem Gebiete vorkommende Mundarten heben ſich in dieſer Vielheit doch immerhin durch eigene Abſonderlichkeiten heraus. So ſpricht man in der Gegend von Tetſchen ein d für g, ähnlich wie manchmal in kindlicher Rede:

„Ds ich vu drintn 'ruf d'màcht bi",
Begehnt mer Nazns Jörghe.
Ar fröjte mich: Wu gitt Er hi"?
Ich jöjte: Ei 's Deberghe" — u. ſ. w.

Auch das „fröjte", „jöjte" hört man nur da; ſonſt lauten dieſe Worte gewöhnlich „frote", „jote" oder, wei in Windiſch-Kamnitz und dort herum, „forte", „frorte". Wenn hier g durch die Übergänge j, i, e zu r wurde, iſt dieſer letztere Laut in Peterswalde und

Alt-Ohliſch aus d (wenn es zwiſchen zwei Selbſtlauten ſteht) herausgebildet: niera, Klera, Lara = nieder, Kleider, Leder. Roſendorf und Umgebung ſprechen ſehr oft u für a: ſuat (=ſagte), wua (war), pua (paar); Schönlinde wieder ö für i: Böld, wöld u. ſ. w. Häufig und in mehreren Mundarten findet ſich auch Ausfall des inlautenden r: Pfad (Pferd) u. a.

Der dritte Strich dieſes oberſächſiſchen Gebietes, der von Loboſitz über Böhmiſch-Leipa und Zwickau nach Rumburg hinauf, öſtlich bis nahe an den Jeſchken reicht, hat faſt regelmäßig e^{i} (ej) für altes ei und bietet von der Linie Zwickau-Hirſchberg an auch ſchon den ſonſt im Oberſächſiſchen nicht vorkommenden Laut a^{i} für gedehntes a = ſchriftdeutſches e = altem ë: ra^{i}cht, ſchla^{i}cht u. a. — ich faſſe daher den ganzen Strich als Zone der ins Schleſiſche überführenden Mundarten. Die Volksſprache des weſtlichen Theiles kann eine Probe aus Böhmiſch-Leipa vertreten:

„Wenn d'r Menſch zufriedn is,
Schmeckt 'n oh d'r Eſſigh ſüß.
Is ſei' Harze ſündm'e'ne,
Sei die Stube nou ſu kle'ne
Und ſei' Rödl nou ſu alt,
Nou ſu falſch die bieſe Walt –
Sieht ar ruhig nuf zum Himml."

Die Verſchiedenheit der Sprache des öſtlichen Theiles mag eine Probe aus der Zwickauer Gegend darthun:

„Ougn hoſt de wie Blouvalkn,
Wie ſu viel an'n Gartl ſtiehn,
Odr die nej thun v'rwalkn,
Ehnder ömmr ſchiener bliehn.

Guckſt du, Madl, möt dann Ougn
En'n ſu ra cht eis Harze nei,
Dann wöll niſcht mieh ſuſtern tougn,
Möt d'r Ruhe ös 's vorbei."

Nicht gerade ſehr verſchieden vom Oberſächſiſchen iſt das Schleſiſche. Ein größerer Reichthum an Diphthongen, eine öfters andere Verwendung derſelben für die Laute des Hochdeutſchen gegenüber jenem ſcheinen noch die greifbarſten Unterſchiede zu ſein. Das Schleſiſche zeigt „eine gemüthliche Breite neben nicht engem Verſtande", durch die vorgeſchrittene Abſchleifung der Worte „ein bequemes Sichgehenlaſſen" und doch wieder einen haſtenden, ruheloſen, fleißigen Geiſt. Auf den zwei äußerſten Flügeln dieſes vom Jeſchkenberg bis gegen Iglau reichenden, aber ziemlich ſchmalleibigen Sprachgebietes herrſchen wieder Übergangsmundarten. Die des Jeſchken- und Iſergebirges ſchließt noch oberſächſiſche Elemente aus ihrer weſtlichen Nachbarſchaft in ſich und der nach Böhmen fallende Theil der Iglauer Sprachinſel hat bereits merkbare Anklänge an den ſüdlichen Nachbar, das Baieriſch-Öſterreichiſche. Was zwiſchen dieſen beiden Endſtrichen wohnt, ſpricht (von zwei bis drei örtlichen Mundarten abgeſehen) den reinen ſchleſiſchen Dialect,

der im Rhythmus vom Oberſächſiſchen jedoch kaum abſteht. Dieſer Haupttheil umfaßt wieder etliche Gruppen von Mundarten, und zwar die des eigentlichen Rieſengebirges von Rochlitz an bis Wekelsdorf und Starkſtadt, die des Falken- und des Adlergebirges von Gießhübel bis Grulich, die des böhmiſchen Antheils vom Schönhengſtler-Gau von Lichwe-Landskron bis Dittersbach-Brünnlitz. Die damit auf fünf gewachſenen Gruppen des Schleſiſchen ſcheiden ſich erkennbar in der Deminutivform. Jeſchken- und Iſergebirge haben —l (Einzahl; ebenſo Mehrzahl, beziehungsweiſe —ln), was eben noch oberſächſiſches Erbe iſt; Rieſen-, Falken- und Adlergebirge weiſen —la (Einzahl; —lan Mehrzahl); der Schönhengſtler Antheil bietet —la (Einzahl, aber —lich Mehrzahl) und der nordiglauiſche Inſeltheil —al, —l (Einzahl; —la Mehrzahl). Das Rieſen-, Falken- und Adlergebirge machen ſchließendes —en durchgehends zu einem —a, was in den anderen Gruppen gegenüber regelmäßigem —n (-en) nur nach Naſallauten vorkommt. Die mittleren zwei Gruppen ſcheiden die Laute für das aus altem i entſprungene e; das Rieſengebirge hat nur a und e dafür, das Falken- und Adlergebirge (aber auch die Gruppe Jeſchken-Iſergebirge) bieten noch einen dritten Laut dafür im a^{i}. Anderſeits fehlt der letzten Gruppe, der nordiglauiſchen, dieſes a ganz, das ſonſt im Schleſiſchen (und im Oberſächſiſchen) gemein iſt, indem hier das ſüddeutſche e in ſeinen verſchiedenen Ausſprachen auftritt. Innerhalb jeder der fünf einzelnen Gruppen heben ſich wieder aus der Anzahl der durch geringe Unterſchiede beſtimmten Untermundarten einige beſonders ab. In der Jeſchken-Iſergruppe hört man z. B. in Buſchullersdorf freilich nur mehr im Munde älterer Leute — ein u für l.

Die Mundart Reichenbergs zeigt hervorſtechend präjotirte Laute, d. h. Vocale, denen ein i kurz vorſchlägt: ^{i}e (Ei), g^{i}älichn (jählings) u. ſ. w. Eine Probe von ihr gibt das alte Volksliedchen beim ſogenannten Todaustreiben:

„Me', liewr Me',
Beſchier uns Kas und E',
E ne gude Bottrmecke,
Daß mr könn de Kuchn kleckn!
Schie Haus, ſchie Haus,
Guckt e ne ſchiene Jumpfr 'raus,
Wörd ſich wull bedenkn,
Wörd uns wull wos ſchenkn,
E Schouk, zwee Schouk,
Hundert Göldn drönne.
'n Tud häbm — mr ausgetriebn,
'n Summer brenge mr wieder;
'n Me' ſteckn mr ei de Aren
Daß mr reich und ſelig war'en."

Die Rochlitzer Mundart verräth sich durch die breite Aussprache des e, durch die Doppelbildung beim Deminutiv —ch—l (das heißt chen und lein — es vergleicht sich hierzu dieselbe Bildung in den Mundarten von Windisch-Kamnitz und Wernstadt —) und durch den Wortschatz als eine obersächsische, die somit hier eine Sprachinsel im Schlesischen bildet.

Von Rochlitz südostwärts beginnt das echte Schlesisch. Hier unterscheidet sich zunächst die Mundart des Hochgebirges von der des tieferen Landes. Der lustige Bursche von Schatzlar singt da:

„Wellt er'sch wessa, war ich bin?
Ich bin de luse Finke.
Wenn ich 's Geld versoffa ho',
Gieh 'ch ei's Bernla on trenke.

Ich schneid mer a Weidarittla o'
Und gieh eim Dersla 'ruff on' no':
Ihr Leute, keest mer en'n Basn o',
Daß ich Geld zum Saufn ho'."

Im Falkengebirge ist die Mundart Braunaus, als des größten Ortes, vorherrschend. Hier lautet zum Beispiel die erste Strophe im Hirtenliede eines Weihnachtspiels:

„O Freda iwar Freda!
Ihr Nockwarn, kommt on hiert,
Wos do of önsr Hede
F'r Wonderdengs passiert.

Es quom ofs Fald a Engl
Bei huher Mettnächt,
Dar song ons a Gesängla,
Doß eem das Harzla lächt."

Aus dem Braunauer Ländchen, das Andere nach der Mundart bereits zum nächsten ziehen, führt wegen des vorspringenden Čechengebietes die Sprachgrenze jenseits des Landes, durch das preußische Schlesien, zum Adlergebirge hinüber, dessen Mundarten sich durch ein öfter vorkommendes postjotirtes a (aʲ) näher an die der Jeschken-Isergruppe stellen. Sonst ist aber die Sprache bis Grulich hinab rein schlesisch:

„Summ'rkerwla, fliegh aus,
Dei' Hoisla briht" (brennt) „aus!
De Kendlan missa fästa,
's Brud leit ei'm Kästa:
's Blut loist aus d'r Renne
Die Kendlan lieghe drenne
Flieghe weit ei's Länd!"

In der Mundart des Adlergebirges, seiner Heimat, dichtete Hieronymus Brinke, aus Tannhorf bei Rokitnitz (1800 bis 1880). In bäuerlicher Haushaltung aufgewachsen, vervollständigte Brinke seine Volksschulkenntnisse durch das Lesen deutscher Classiker. Sein offenes Wesen und entschiedenes Auftreten verschafften ihm das Vertrauen seiner Landsleute, unter denen er durch 14 Jahre das Amt eines Gemeindevorstehers bekleidete, während seine eigentliche Beschäftigung, neben einer kleinen Wirthschaft, die Weberei war. Von seinen Gedichten, meist Gelegenheitssachen, seien angeführt: „Alte und neue Zeit",

„Tanzunterhaltung im Stadtsalon“, „Ein Landbursch das erstemal im städtischen Theater“, „Ein Gebirgsmann in Prag“ und „Brinkes Testament“.

Eine besondere Stellung nimmt jedoch die Mundart westlich von Landskron ein. Hier fehlt die Zusammenziehung des age, der wir schon im Obersächsischen begegneten und die auch im ganzen Schlesischen vorkommt (soon, seen, sojn oder sejn = sagen; in Hilbeten: sogn), und hier nur finden sich im Wortschatze eine ganze Reihe baierischer Idiotismen, so daß man vermuthen könnte, es liege hier Spracheinfluß des Baierischen vor, der freilich bald gar in der Überflutung des Schlesischen verschwinden wird.

Der böhmische Theil des Schönhengstler Gaues zeichnet sich vor den anderen schlesischen Mundarten durch weitgehenden Vorschlag von Vocalen vor anderen aus und übertrifft hierin noch bedeutend das Reichenbergische, da hier mehrere solcher Vorschlagslaute (e und u vor i, ü; i vor ö, ou) auftreten: wei, Huitla, Diörfla, Kiou = wie, Hitla = Hütlein, Dörflein, Kuh. Schon kleine Proben dieser Mundart weisen Fälle dieser Eigenart, so das kurze Liedchen aus Johnsdorf bei Leitomischl:

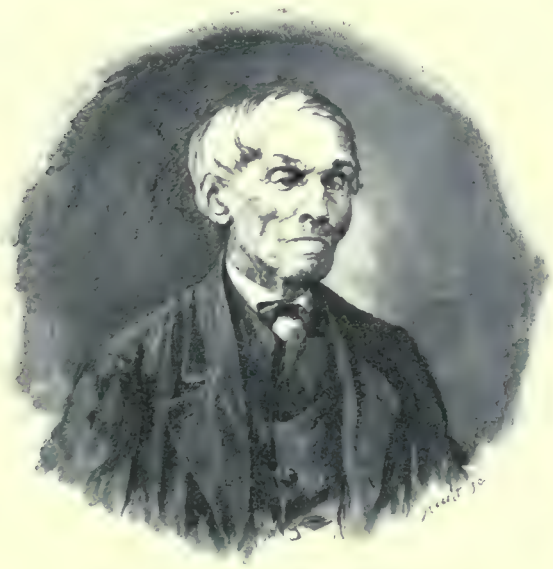
„Moadla, màch 's Thürla zion,
's kumma Soldà'n,
Hobm schwoa'za Kapplich (Käppchen) oss,
Wej de Krowà'n.

Moadla, schneid dich net, steich dich net,
's Messerla eit (ist) geschliffn; —
's Moadla hot Gald in'n Säck
Eich ho 's drgriffm.

Wenn — m'r war'n Soldàdn sei',
War'n m'r lustigh reitn,
Wa.'n m'r gruine Röcklich trogn
Un Sabl à' d'r Seitn.“

Vom Südende dieses deutschböhmischen Gebietes haben wir weit bis zum nächsten Strich, dem Nordtheile der Iglauer Sprachinsel. Da wundert es uns nicht, wenn wir hier eine andere Sprache hören, die nicht mehr richtig schlesisch ist, sondern bereits deutliche Anklänge an den südlichen Nachbardialect aufweist — in Stecken und seiner Umgebung weicht eben das Schlesische schon ziemlich in das Österreichische aus. Das Gleichniß vom verlornen Sohne erzählt die Mundart des Dorfes Schlappenz (als Probe dieser Gruppe) wie folgt: „Da Voda sigt 'n (den zurückkehrenden Sohn) schon von olla Weitn, sei' Herz wiard so g'rührt vor Lad, er rennt eahm z'gegn, follt eahm um an Hols und bussilt 'n o'. Da Suh' mant ejtzan: „Voda r ih hob me vagong wida 'n Himml und vor Enk, i bin net mehr werth, enka Suh' z'haß.“ Olla' da Voda loßt 'n gar net ausredn und sogt zu sein Knechtn: „G'schwind, breangts ma das beste Klad und zeagts eahm 's à', thont an Ring àn sei' Hand und Schouch on seine Fuß, breingts ah 's Mostkälbal her und steicht es o', denn d'r mei' Suh' wàr toud und is ejtzen wieda lebente wor'n, er wàr valona'n und is wieda g'funna wor'n“ — u. s. w.

Mit dem nächsten deutschen Gebietsstück an Böhmens Rand, mit dem von Neubystritz, treffen wir bereits das entschiedene Baierisch-Österreichische, das von hier — nur mit kurzer Unterbrechung bei Platz-Suchenthal, wo das Čechoslavische schmal nach Niederösterreich eindringt — den ganzen Süden des Landes bis hinauf über Hartmanitz und außerdem eine größere nahegelegene Sprachinsel (um Budweis) beherrscht. Das Baierisch-Österreichische läßt sich gegenüber den bisher behandelten zwei Dialecten bestimmt charakterisiren. Im Haupttypus zeigt dieser Dialect zumeist (dem Tone nach) fallende Diphthonge (ˊ), die Keime des Jodlers und überhaupt Ursache, daß die Sprache eine Art schleifenden Charakters erhält. Der Lautstand hegt nicht zu viel, nicht zu wenig Diphthonge; in ihnen und in den einfachen Selbstlauten wird auch ein Ausgleich in der Zahl der hohen (hellen) und tiefen deutlich. Ein helles a am Wortschluß gegenüber dem halbverschwommenen a der anderen Dialecte gibt neben den Schleiflauten ea, ia, oa und ua diesem Dialect etwas Freudiges, dem frohgemuthen Sinne des Stammes entsprechend, während sein sonstiger Bestand an Vocalen und vielen weichen Consonanten die Milde und leichte Singbarkeit begründet. Dem Baierisch-Österreichischen ist ein mehr trochäischer Schritt zuzuerkennen.



Hieronymus Brinke.

Auf seinem östlichen Flügel, um Neubystritz, sind noch leise schlesische Anklänge (ej für e und Ähnliches) zu vernehmen — Übergang aus dem Schlesischen. „Du olde Rumbumbl, — Du olde Lotern, — I hob di nur g'heirot — Zum Hejfa — ausschern" — singt der spöttische Jungehmann von Diebling (bei Neuhaus).

Absonderlich stellt sich in dieser Gruppe die Mundart von Tieberschlag (bei Königseck) dar. In dieser „nidelt" es, das heißt, man braucht den Laut ui für reinösterreichisches ua, ähnlich auch oft oi für oa und außerdem ou˜ für an, also: Schui', zui, Bui, hoiß, kloi˜, woiß, Hou˜, i kou˜ (Schuh, zu, Bube, heiß, klein, ich weiß, Hahn, kann).

Eine Probe:

„I hob' an Wold in d' Leitn g'saat,
Hot m'r 'n da böhmische Wind v'rdraht.
Böhmischa Wind, i bitt di schö˜
Läß m'r an Wold in da Leitn steh˜.
I sui (suche) 'n Wàld in einem fort,
Bis i' 'n hàb' g'fundn af an Ort" — u. s. w.

Ganz rein tritt das Baierisch-Österreichische von Gratzen an auf. Zwei Stufen sind jedoch im Dialect zu unterscheiden. Der Städter will sich feiner geben, er spricht für altes ei das Wiener (niederösterreichische) a, bei ihm „want da klane Bua". Die ländliche (richtigere) Mundart hat dafür oa — „da kloa˜ Bua woant". Im Allgemeinen heißt es aber in der Mittelstrecke unseres Gebietes nach der Art, wie das Österreichische weit herum gesprochen und typisch ist:

„I bin a Jagha'sbua,
I hob dö Deandln gearn,
Hiazt geht 's af d' Hochzeit zua
U˜ mia soll'n glückli wear'n.

U˜ hiazt sam-ma glückli,
Bricht koa˜ Load mehr ei˜,
Bis amàl da Schnee
Af unsrn Gràb wia'd sei˜." [1]

Bestimmt charakterisirt sind etliche Mundarten im südwestlichen Strich dieses Randtheiles. Um Oberplan wird vor den Nasalen das a oder o zu àu˜, das e zu ei˜ (ai˜). Dort lautet ein (auch anderwärts bekanntes) Spottlied:

„'s Bedlweibl wullt kilchföchtn geih˜,
's Bedlmannl wullt ah mid geih˜.
's Bedlmannl muaß z'Haus schö˜ bleibm,
Muaß Schüssl und Tala reibn,
Schüssl und Tala r is nit g'mua
Tisch und Beink ah dazua.
Wia 's Weibl vàn Kilgfölchten kimbt:
„„Nu, ma˜ Màu˜, warst recht g'schwind?""
„Drei Will hàu-n i g'spunna schàu˜,
Do schau au˜, wos is kàu˜."
'n Bedlweibl wàr 's no nit g'mua',
Haut a'm Màu˜ tüchti zua" — u. s. w.

Um Prachatitz findet sich eine Mundart, welcher die vocalische Erweichung des l im Deminutiv einen wunderbar milden Charakter verleiht.

[1] Strodenitz bei Budweis.

„Ba mein Diarnei ihr'n Fenſta
Scheint neamals kàa˜ Sunn,
Geht kàa˜ Landſträßn vüar,
Nea˜ r a Steigei in d' Krumm;
Àwa drinn in ihr'n Stübei
Is 's ſo hübſch und ſo fei˜,
Daß 's mi' ziemt, i möcht àll' bei˜,
Jà, àllabei drinn ſei˜."

Von Winterberg bis Hartmanitz hat die Mundart neben niederbaieriſchen Elementen (ui für ei, hr für r im Anlaut) auch ſchon ſolche aufgenommen, die das Nordgauiſche dies- und jenſeits des Waldes vorſchiebt; die Mundart dieſer Strecke bildet darnach den Übergang zu letzterem Dialect. Dort herum begrüßt man ſich zu Neujahr:

„Brüadrl, nuis Gohr, nuis Gohr!
's Chriſtkindl liegt im g'röß'tn Hor.
Longs Löbm, longs Löbm
Und an Beidl vul Göld danöbm
Und an ſchein Màu˜ danöbm
Und a hrächts Wei danöbm
Und hübſch vül Schläg danöbm
Und àll ma˜ Liab danöbm!"

Von Hartmanitz iſt nicht ſehr weit nach Eiſenſtein; hier tritt uns eine andere Mundart entgegen, die in einen neuen, den vierten Dialect Deutſchböhmens, in das Nordgauiſche (Oſtfränkiſche) überführt.

Das Nordgauiſche iſt ein breiter, ſchwerer, vocalreicher und weicher Dialect, der vor Allem die Dehnung betonter Silben weit über das Maß des Schriftdeutſchen hinaus liebt, aber zum Gegengewicht unbetonte Worte und Silben vernachläſſigt und unterſchlägt. Das n und r des Wortſchluſſes wird faſt immer in einen dumpfen, gleichſam nur halb geſprochenen vocaliſchen Laut aufgelöſt. Bezeichnend iſt die Vertretung aller alten Längen und Diphthonge durch Zweilaute: àu, äi; ài; ei oder öi; ou für lange a und o, ä und e, für alte ei, ie und üe, uo. Durch Wegwerfen des tonloſen e in allen Bildungsſilben gewinnt der Dialect viel ſchwere Silben (er iſt die Sprache des hart arbeitenden Landmanns) und bewegt ſich – im Sinne eines früher gebrauchten Bildes – mehr im ſpondäiſchen Schritt. So ſingt der Burſche des Egerlandes, wo der Kern dieſes Dialects zu ſuchen iſt, im langgezogenen Tone das Nationallied ſeiner Heimat, den „ſchmol'n Nài˜": „Gäih i üwa r an ſchmol'n Nài˜" (vergleiche Seite 555).

Die Egerländer Mundart wird vielleicht am häufigſten unter allen anderen deutſchböhmiſchen für volksthümliches Schriftthum verwendet. Am beſten erfaßte Wort und Art des Egerlandes der Egerer Volksdichter Dr. J. J. Lorenz (1807 bis 1860); in neuerer Zeit veröffentlichte Clemens Graf Zedtwitz-Liebenſtein (1814 geboren) mehrere Bändchen Gedichte in dieſer Mundart.

Im Allgemeinen herrſcht dieſe Form des Dialects nur im oberen Egerthal bis unter Elbogen. Südöſtlich und ſüdlich davon finden ſich Mundarten, die ſich durch die Behandlung der Selbſtlaute vor Naſalen und vor verbundenem r wenig unterſcheiden.

Schon von Sandau an werden da die Egerländer Laute etwas dumpfer gesprochen; man hört nicht mehr ài˜, àa˜ und ea˜, sondern schon ui˜, ua˜ und ia˜. Egerländischem „ah da Mâa˜ wàint, seahnt a si nàu dahàam“ — antwortet um Tepl, Mies, Staab und Bischofteinitz ein: „Da Mua˜ wuint, siahnt a si' nàu dahuam.“ Von Plan hinab bis Hostau werden die egerländischen „Gearschtn, Hearz“ zu „Garschtn und Harz“. Von Tepl bis Neumarkt herrschen die är für ir und ür — dort gibts nur „därr Bärkn“ (dürre Birken), aber neben ar für or doch noch mehr or, wie dies auch von Tuschkau bis Staab und Bischofteinitz vorkommt. Dagegen „sargt“ das Bauernweib von Plan über Pfraumberg und hinunter, wo sie „margn an Karr“ (Korb) hernimmt, während ihre Nachbarin von Sandau bis Karlsbad sich für „murgn üm aran Kuar' surgt“. Aus diesen Gruppen heben sich einzelne Mundarten noch besonders von den nächsten ab. Die von Tachau Stadt schwebt in den hohen Lauten au und ei (sonst àu, ou und äi); dem Tachauer Burschen wird gerathen:

„Hans'lbau', Hans'lbau',
Nimm die schei˜ Eisa! (Eva)
Haut sie hauch Stöcklschau
U˜ rauda Reisla.
Brich sie o, brich sie o',
Steck s' margn a'm Haud.“

Die Mundart von Ronsperg kennt kein àa˜ vor Nasalen, nur o˜: Mo˜, davo˜, Bo˜ = sonst allgemein Moa˜, davoa˜, Boa˜. Die der Chotieschauer Herrschaft erweicht d (schriftdeutsches d und t) zwischen langem und kurzem Vocal zu r (eine Erscheinung, die uns schon im Obersächsischen begegnete). Der Littitzer Bursche singt also z. B.:

„Bàl gros' i' a'm 'Âcka,
Bàl wiera (wieder) a'm Rui˜;
Bàl how i a Màidrl,
Bàl bin i alui˜.

Wos hülft mia' ma˜ Gros'n,
Wenn d' Sichl necks schneid't —
Wos hülft mia r a Màidrl,
Wenn 's nea˜t ba mia bleitt?“

Die Ascher Mundart kennzeichnen breite ä für e: läbm, Läda u. s. w. (Leben, Leder).

Im Gebiete dieses Mundartenkreises erscheinen zwei Sprachinseln, in welche durch Bergleute vom Erzgebirge obersächsische Sprache mitgebracht wurde, deren Spuren

(wahrſcheinlich letzte Reſte) deutlich zu erkennen ſind. Das Bergſtädtegebiet um Schlaggenwald (beſonders Lauterbach) und die Stadt Mies weiſen, erſteres neben nordgauiſchem ài für altes ei auch a und für in- und auslautendes pf theils pf, theils aber pp auf, dieſe hat wohl das pp gegen pf verloren, aber dagegen regelmäßig das a erhalten.

Feſter bewahren die an das Oberſächſiſche unmittelbar anſtoßenden nördlichen und öſtlichen Grenzſtriche dieſe zwei benannten Charaktermerkmale desſelben — pp für in- und auslautendes pf, a für altes ei, doch mit dem Unterſchied, daß die äußere Zone (Neudeck bis Schlackenwerth, Waltſch mit Jechnitz) beide Fälle, die innere Zone (Bleiſtadt, Karlsbad, Petſchau, Theuſing, Manetin) nur mehr das pp (aber regelmäßig), nicht aber auch das a hat. In allen zwei Zonen dagegen und ziemlich verbreitet kommen vor r jene hellen (kreiſchenden) Laute a ä für die ſonſt im Dialect gebräuchlichen à e und i ü vor. Aus dieſem Übergangsgebiete gibt etwa folgende Probe den gewöhnlichen Lautklang:

„Ham ſoll i gäih',
Dàn (da) ſoll i bleibm,
Meina Mutta ſoll i d' Erdäppl reibm.

Ham gäih i net,
Dàn (da) bleib i net,
's jänn meine Freud d' Erdäppl net."

Örtlich charakteriſirt ſind unter den mehreren Mundarten dieſer Zone zum Beiſpiel die Neudecker, in der (oberſächſiſches) a für e aus i eintritt und jedes r vor anderem Mitlaut oder am Schluſſe ungeſprochen bleibt (Du'ſcht, Ha'z, wà' = Durſt, Harz, war), die Jechnitzer, welche aus anlautendem pf ein gf macht (Gfär, Gfund, Gfingſtn = Pferd, Pfund, Pfingſten), und die von Waltſch und Scheles, welche letzteren Laut auch kennen, daneben aber noch l (außer im Anlaute) zu einem i oder faſt wie i klingendem e umbilden (Schui, Stui, Woid, koid u. ſ. w. = Schule, Stuhl, Wald, kalt). In Jechnitz wird nebenbei auch das nordgauiſche öi (= altem Diphthonge ie) hell wie äi geſprochen.

Wie in Nord und Nordoſt, ſchließt ſich auch im Süden ein Übergangsdialect an das Nordgauiſche an, jener nämlich im Strich von Waſſerſuppen bis Eiſenſtein hinunter, der Übergang ins Baieriſch-Öſterreichiſche. Hier treten, je ſüdlicher, deſto häufiger, neben den nordgauiſchen Diphthongen öi und ou (für alte ie, üe — uo), deren aber einige noch bleiben, ſchon die im Baieriſchen dafür gebrauchten ia und ua auf (neben: Löid [Licht], wöi, Bou', Groubm ſchon auch: Diab, Lieb, Muada, Schual), ebenſo neben den àu und äi für alte lange a, o und e, ä, ö die bairiſchen a, o — o — e, ä (a) und ö; ferner findet ſich hier das (unter dem baieriſchen Dialect ſchon erwähnte) niederbaieriſche ui für iu (eu) und ie. Den Typus dieſer Mundartenreihe könnte etwa das Lied „Laud is 's, wenn d' Röſſa ſchäi' g'ſtröckt", beim ſogenannten „Pfingſtlrennen" darthun (vergleiche Seite 578).

Eigens ſtellen ſich in dieſem Übergangsſtrich die Mundarten von Völlman, Prennet und Neumark, wo ſonſtige ei (= altem i) zu ä, die au dagegen zu au und o werden:

„Ma˙ Hearzl is friſch,
I leg 's oſſa (heraus) r a'm Tiſch
Und läu tuiſ äne (hinein) grobm,
O mei˜ Schatz, mogſt me hobm?" —

Friſch und offen bis in den innerſten Herzensgrund — ſo ſchließen wir unſere Skizze ab — friſch und offen wie ſeine Sprache und ſein Lied iſt auch des deutſchen Stammes ganze Art — „O mei˜ Land, mogſt me hobm?"

DB
17
029
Bd.9

Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.
[Bd.9]

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Druck und Verlag
der
K.K. Hof- und Staatsdruckerei
in
Wien.

Alfred Hölder,
k.k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

GESETZLICH GESCHÜTZT

BUCHBINDEREI HERMANN SCHEITZ